



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

BP 367.1

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT
CLASS OF 1828

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1871.

Zweiter Band.

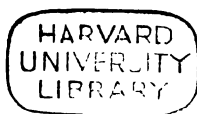
Göttingen.
Verlag der Dieterichschen Buchhandlung.
1871.

BP 367.1

1972

1972 June 13.
Blindfold.

1972



4-11-72
53-1-72

1972

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 27.

5. Juli 1871.

Die Pflanzenstoffe in chemischer, physiologischer, pharmakologischer und toxikologischer Hinsicht. Für Aerzte, Apotheker, Chemiker und Pharmakologen bearbeitet von Dr. Aug. Husemann, Professor der Chemie an der Kantonsschule in Chur und Dr. Theod. Husemann, Privatdocent der Pharmakologie und Toxikologie an der Universität Göttingen. Zweite bis vierte Lieferung). S. 257 bis 1178. Berlin, 1871. Verlag von Julius Springer.

Von den drei vorliegenden Lieferungen, mit denen das von dem Unterzeichneten in Gemeinschaft mit Prof. Aug. Husemann bearbeitete Werk über Pflanzenstoffe seinen vollständigen Abschluss gefunden hat, brauche ich eine umfassende Selbstbesprechung in diesen Blättern nicht zu geben, da ich bereits in Stück 1 des letzten Jahres bei dem Erscheinen des ersten Heftes mich über Plan und Inhalt des Ganzen in genügender Weise ausgesprochen zu haben glaube.

Das zweite Heft enthält fast ausschliesslich

noch Alkaloide, und zwar die der Umbelliferen, Rubiaceen, Loganiaceen, Solaneen und diejenigen einiger untergeordneter dikotyledonischer Pflanzenfamilien, sowie die von monokotyledonischen und akotyledonischen Pflanzen abstammenden Alkaloide, endlich einen Theil der Einleitung zu den Säuren und indifferenten Pflanzenstoffen, welche wir in den folgenden Heften, wie dies schon in unserer ersten Besprechung p. 36 hervorgehoben wurde, zu einem gemeinsamen Capitel vereinigt haben. Dasselbe füllt das dritte Heft und einen Theil des vierten (bis S. 1074), während der Rest des Buches von den Gemengen (*Olea aetherea*, *Resinae* und *Pinguia*) eingenommen wird, die ebenfalls nicht in besondere Gruppen geschieden wurden, was bei den innigen Beziehungen mancher ätherischer Oele und Harze unter einander selbstverständlich war.

Der relativ grosse Raum, den die Alkaloide beanspruchen, erklärt sich jedem mit den Pflanzenstoffen und deren Beziehungen zur Pharmacie und zur Medicin einigermassen Vertrauten leicht und einfach. Es ist unser Bestreben gewesen, vor Allem die Bedürfnisse der Aerzte und Pharmaceuten in vollem Masse zu befriedigen und so haben gerade die therapeutisch oder toxikologisch bedeutungsvollen Stoffe eine eingehendere und detaillirtere Behandlung erfahren müssen. Dass aber gerade die Alkaloide in diese Kategorie fallen, ist ja bekannt; grade unter diesen begegnen wir überwiegend Stoffen, welche entweder tagtäglich oder doch sehr häufig als Medicament benutzt werden oder als starkes Gift bekannt sind, grade hier finden sich die genauesten physiologischen Untersuchungen aus neuerer Zeit, und es ist geradezu eine Ausnahme, wenn wir auf eine Substanz stossen, welche noch nicht

Gegenstand der Forschung in pharmakodynamischer oder toxikologischer Richtung geworden wäre. Es tritt gerade deshalb auch in diesem Capitel der vom Unterzeichneten bearbeitete Theil viel mehr hervor als in den weiteren Capiteln, welche weit weniger physiologisches und pharmacodynamisches Material liefern.

Das Gesagte gilt nicht allein für die Alkaloide, sondern auch für die Bearbeitung der einzelnen Stoffe innerhalb der einzelnen Capitel: es war uns überall die Rücksicht auf den Arzt und Apotheker massgebend und so sind die medicinisch wichtigen Stoffe (wie unter den nichtbasischen Stoffen Santonin, Pikrotoxin, die Digitalisstoffe, die Convolvulusglycoside) natürlich am ausführlichsten behandelt. Davon aber abgesehen, ist möglichste Gleichmässigkeit der Behandlung vom chemischen Standpunkte aus die Hauptaufgabe meines Mitarbeiters gewesen, d. h. Alles mitzuthellen, was aus einigermaßen zuverlässigen Angaben darüber vorliegt. Dagegen ist selbstverständlich, dass solche Stoffe, welche, obschon im Pflanzenreiche vorkommend, doch weitaus mehr entweder im Thierreiche vorkommen oder auf künstlichem Wege erzeugt werden, sog. organische Artefacte sind, nicht mit derselben Ausführlichkeit behandelt werden konnten, selbst wenn sie schon den Mediciner oder Pharmakologen interessiren. Dies bezieht sich namentlich auf gewisse allgemeiner verbreitete fette Säuren, bei welchen wir uns nur darauf beschränkten, über ihr Vorkommen in den einzelnen Pflanzen das Nöthige anzugeben. Offenbar würde es Niemand einfallen, die Stearinsäure als einen »Pflanzenstoff« zu bezeichnen, wenn er ihn nach naturhistorischem Princip ordnen wollte, ebenso wenig die Essigsäure u. a. m. und kein Chemiker oder Pharmaceut wird, wenn er sich über

das chemische Verhalten dieser Stoffe orientiren will, sich zuerst an ein Buch über Pflanzenstoffe wenden, wohl aber, wenn er etwas über deren Vorkommen im Pflanzenreiche sucht. Das Letztere musste deshalb erörtert werden, weiter aber auch Nichts, selbst dann nicht, wenn wir über grösseren Raum zu gebieten gehabt hätten, wie im vorliegenden Falle, wo die grösste Sparsamkeit und die Vermeidung alles Ueberflüssigen zu üben war, wollten wir nicht das Buch nach Art der von K. Kraut bearbeiteten organischen Chemie in dem bekannten Gmelin'schen Handbuche zu einem unnahbaren Volumen anschwellen lassen, das den Leser ohne Weiteres zurückschreckt und dessen Entstehen sich nur dann erklären liesse, wenn man ohne Plan und Uebersicht des Ganzen an die Arbeit geht und weniger im Interesse der Leser, als zur Füllung der Druckbogen Jahr aus Jahr ein fortschreibt!

Vestigia terrent! Und so hat das eben genannte Buch uns nicht allein vor dem Schicksale bewahrt, die Geduld unsrer Leser und der Verlagshandlung Decennien hindurch in Anspruch zu nehmen, sondern auch uns vor gewissen Eintheilungsprincipien zurückgeschreckt, welche die Pflanzenstoffe wie Kraut und Unkraut durcheinander mengen. In dieser chaotischen Unordnung sind wir ihm nicht gefolgt. Zwar hegen wir keineswegs die Ansicht, dass nicht bei weiter fortgeschrittener chemischer Untersuchung der einzelnen Stoffe man zu einer besseren Eintheilung wie der von uns befolgten und bereits in der Anzeige des ersten Heftes besprochenen vom chemischen Gesichtspunkte gelangen kann und wird. Was uns zu ihrer Aufstellung führte, war die Rücksicht auf

diejenigen, für welche unser Buch vorwaltend bestimmt ist. Für diese heben sich gewisse chemische Gruppen, nämlich die von uns benutzten, mit grosser Deutlichkeit ab und die darin sich befindenden einzelnen Stoffe werden meistentheils als einander nahestehend und verwandt auf den ersten Blick erkannt; auch lassen sich eben alle Stoffe in das System unterbringen, und man bekommt kein besonderes Heft von *Substantiae incertae sedis*. Wir haben lange geschwankt, ob wir nicht ein botanisches System als Haupteintheilungsprincip benutzen sollten; aber die Unmöglichkeit, die Mehrzahl der Leser, für deren Nutzen und Bedürfnisse unser Buch bestimmt ist, mit einem solchen zu befriedigen oder auch nur zu versöhnen, hat uns davon zurückgehalten. Dagegen ist es für die Unterabtheilungen benutzt und strenge und genau durchgeführt.

Bei dem Vorkommen verschiedener Pflanzenstoffe in mehr als einer Familie kann die Stellung, welche denselben anzuweisen ist, manchmal Schwierigkeiten verursachen; indessen ist in der Regel eine Pflanze diejenige, welche ihn vorzugsweise liefert, die dann auch natürlich den Ort bestimmt, wo er abzuhandeln ist, während sonst diejenige, in welcher er zuerst entdeckt ist, den Vorrang hat. Bei den Säuren und indifferenten Stoffen finden sich manche in allen oder doch so vielen Pflanzen, dass sie einer bestimmten Familie nicht zugewiesen werden können. Während wir bei denen, die sich nur in mehreren, aber weitaus nicht in allen Pflanzenfamilien finden, so verfahren, dass wir sie unter einer bestimmten Familie abhandeln und in der Ueberschrift bei den übrigen in Frage kommenden Familien darauf hinweisen,

haben wir Cellulose, Amylum, Glycose u. s. w. als »allgemein verbreitete Stoffe« im Beginne des zweiten Abschnittes vorausgeschickt und abgehandelt. Man kann hier vielleicht manchmal zweifelhaft sein, ob man einen Stoff als allgemein verbreitet ansieht oder nicht; doch glauben wir, dass die festen Grundsätze, nach denen wir verfahren sind, als richtige angesehen werden müssen. Einzelne Beispiele können hier die beste Erläuterung geben. Inulin z. B. ist zu den Synanthereen gestellt, weil die ältere Ansicht von Mulder, dass derselbe im Pflanzenreiche sehr verbreitet vorkomme, nach den neueren Untersuchungen von Dragendorff und Prantl hinfällig geworden und bis auf *Campanula rapunculoides* dieser Stoff sich nur in Angehörigen der genannten Familie findet. Inosit findet sich nach Marmé's Untersuchungen in vielen Familien, aber in anderen wieder nicht, und so hat er seine Stellung bei den Papilionaceen gefunden, weil er in diesen zuerst, nämlich als Vohl's Phaseomannit in *Phaseolus vulgaris*, nachgewiesen wurde. Man müsste dann ebenso gut Benzoësäure und Asparagin dahin stellen, was kein Einsichtiger thun würde. Einzelne fette Säuren, wie Capronsäure und Caprylsäure haben, wie in dem betreffenden Artikel auch angegeben wird, ihre Stellung dagegen unter den allgemeiner verbreiteten Stoffen bekommen, obschon sie nur bis jetzt in einzelnen, dort namhaft gemachten Pflanzenfamilien gefunden sind, weil sie mit grösster Wahrscheinlichkeit in sehr vielen Pflanzenfetten constatirt werden, sobald diese von den Chemikern sehr vernachlässigte Classe der gemengten Pflanzenstoffe mehr untersucht sein wird. Dagegen hat ganz selbstverständlich die Pelargonsäure,

weil sie — abgesehen von ihrer Auffindung als Zersetzungsproduct — nur in verschiedenen Pelargonium-Arten präformirt gefunden ist, ihre richtige Stellung bei den Geraniaceen bekommen und ebenso sind die Myristinsäure und Laurinsäure u. s. w. bei den Myristiceae resp. Laurineae abgehandelt. Avenin und Conglutin sind als Anhang zum Legumin abgehandelt, weil sie wahrscheinlich damit identisch sind. So dürfen wir von einem jeden Artikel sagen, dass er erst nach reiflichster Erwägung seinen Platz, und zwar den ihm gebührenden erhalten hat.

Im Interesse der Aerzte und Pharmaceuten ist auch die Formulirung eingerichtet. Sog. rationelle Formeln sind in den Ueberschriften vermieden, aber in dem die Zusammensetzung betreffenden Abschnitte des einzelnen Artikels, soweit es sich nicht um halsbrecherische Kunststückchen handelt, angegeben. Uebrigens sind ja für fast neun Zehntel der Pflanzenstoffe nur empirische Formeln möglich und für das restirende Zehntel kann mit Recht behauptet werden, dass die ihnen beizulegenden Formeln etwa ebenso viel Differenzen darbieten als sich Chemiker mit ihrer Aufstellung beschäftigt haben. Wenn man über die Gruppierung der Atome bei den am besten untersuchten organischen Verbindungen, wie Weingeist, Aether, Essigsäure u. s. w. mit Sicherheit Nichts weiss, so gilt dies doch gewiss von den Pflanzenstoffen, für welche daher überall, ohne Ausnahme, die empirischen Formen gewählt worden sind. In dem einem praktischen Bedürfnisse genügenden Werke war es dringend geboten, den schlüpfrigen Pfad der sog. modernen Schreibweise nicht zu wandeln. Es handelt sich in dem Buche überall

um die Beibringung von Thatsächlichem, nicht um Speculationen, und mit Absicht ist es vermieden, das Paradepferd der modernen Chemie, das Thema von den Structurformeln, in den allgemeinen Einleitungen zu den einzelnen Gruppen der Pflanzenstoffe courbettiren zu lassen.

Was unser Buch für den Chemiker von Fach von besonderem Interesse macht, ist einmal der schon oben hervorgehobene Umstand, dass sich darin Alles findet, was an zuverlässigen Angaben über sämtliche uns bis zur Zeit der Abfassung bekannte zu den Pflanzenstoffen zu rechnende Substanzen existirt. Am leichtesten wird der Chemiker durch eine Vergleichung des grossen Werkes von Gmelin und der von K. Kraut bearbeiteten Fortsetzung und Supplemente erkennen können, dass nicht allein eine Anzahl von Stoffen, die dort übersehen und nicht abgehandelt sind, sich in unserem Werke finden, sondern dass auch an vielen Orten Berichtigungen von irrigen Angaben der genannten Herren nach den Originalien gemacht sind. Insbesondere gilt dies bezüglich des Vorkommens der einzelnen Stoffe, hinsichtlich deren manche inexacte Angaben namhaft gemacht werden könnten. Diese betreffenden Momente sind es wohl hauptsächlich, welche auch den ersten Lieferungen unseres Werkes bei Chemikern und Pharmaceuten eine so überaus günstige Aufnahme verschafft haben, welche sich theilweise in den von anerkannten Autoritäten des In- und Auslandes, wie Wittstein, Flückiger, Maisch u. s. w. in den angesehensten Zeitschriften publicirten Recensionen, theilweise darin bekundet hat, dass verschiedene uns persönlich unbekannte Herren uns durch die Zusendung älterer, in schwer zugängigen Zeitschriften enthaltener oder

selbst ungedruckter Arbeiten über Pflanzenstoffe mit der Autorisation, dieselben für das Buch zu verwenden, erfreuten, sowie dass ein namhafter Französischer Gelehrter die Absicht der Uebersetzung des Werkes ins Französische uns zu erkennen gab. Diesen Anerkennungen gegenüber werden die von Herrn K. Kraut in dem Lit. Centralblatte gemachten Versuche, durch Fictionen und Verdächtigungen die Verbreitung des für seine Bearbeitungen und Supplemente des Gmelin'schen Handbuches unbequemen Concurrenzbuches zu hindern, ohne Erfolg bleiben. Es ist offenbar hier nicht der Ort, zu untersuchen, inwieweit es seitens gelehrter Concurrenz fair and gentlemanlike ist, Bücher von gleicher oder annähernd gleicher Tendenz zum Gegenstand gehässiger Kritiken zu machen (Hr. Kraut steht nicht als Unicum in dieser Beziehung da), aber es ist ein solches Verfahren, wenn der betreffende Recensent sich dabei nicht nur unwahre Behauptungen, sondern geradezu Verdächtigungen seines Concurenten zu Schulden kommen lässt, nicht schlimm genug zu brandmarken. Natürlich kann hier auf die höchst unmotivirten Angriffe des Herrn Kraut auf den chemischen Theil unsres Buches um so weniger eingegangen werden, als die Mehrzahl derselben nur die Wahl dazwischen lassen, ob der Verfasser der Recension das Buch gelesen oder ob er, wenn dies geschehen, absichtlich Falsches gesagt hat. Allerdings ist dies Dilemma für einen Kritiker belastend genug. Aber was soll man von einem Recensenten sagen, wenn er, der in seinem eignen Buche Vieles vergass, die Arachinsäure als von uns vergessen angiebt, obschon sie S. 634 ausführlich abgehandelt ist? wenn er um eine Ungleichmässig-

keit der Behandlung in den einzelnen Artikeln nachzuweisen, Stoffe hervorhebt, die nicht zu den eigentlichen »Pflanzenstoffen« gehören, ohne den für die kurze Behandlung dieser von uns im Texte angegebenen Grund irgendwie zu berücksichtigen, den er also entweder nicht kennt oder absichtlich ignorirt? wenn er uns zumuthet, ein Zersetzungsproduct, wie das Glycerin, als Artikel aufzunehmen, dessen Vorhandensein er offenbar im anderen Falle hervorgehoben haben würde, um unsre Unfähigkeit zur Auswahl darzuthun? Sapiienti sat! Es kann unmöglich meine Absicht sein, alle Gedanken des Recensenten zu reproduciren, die Niemand für »verflucht gescheidt« zu erklären versucht sein kann.

In hohem Grade lächerlich ist uns das dem chemischen Theile des Buches betreffende Hirngespinnst des Recensenten gewesen, es sei derselbe auf unerlaubte Weise seinem Opus entnommen worden, soweit dasselbe zugänglich gewesen. Wir könnten nach seiner Logik von den später als unsre ersten Lieferungen erschienenen Heften der Kraut'schen Arbeit behaupten, dass sie aus dem chemischen Theile der ersteren abgeschrieben seien, soweit diese ihm zugänglich gewesen, da dafür ganz die nämlichen Gründe sprechen, mit dem Unterschiede, dass er unser von ihm mit der dritten Lieferung als abgeschlossen erachtetes Werk nicht gelesen, aber recensirt hat und deshalb auch nicht zur Berichtigung der von ihm begangenen Irrthümer benutzte, während für das vorliegende Buch die Leistungen der Vorgänger genau verfolgt, da wo sie auf eignem Studium beruhende Angaben enthalten, stets namentlich angeführt und da wo sie Fehler darbieten, berichtigt sind. Dass Handbücher über denselben Theil der Chemie,

welche nach den nämlichen Quellen gearbeitet sind, Anklänge darbieten müssen, zumal wenn in ihnen das Bestreben nach kürzer und präciser Fassung obwaltet, namentlich aber da, wo es sich um Eigenschaften und Darstellung handelt, ist so selbstverständlich, dass es kaum hervorgehoben zu werden braucht. Wie Gmelin Meister in dieser Art der Schreibweise gewesen, ist keinem Chemiker unbekannt. Von den Vorzügen seiner Art der Darstellung hatte mein Mitarbeiter sich zu überzeugen die allerbeste Gelegenheit, da ein nicht unbedeutender Theil des Supplementbandes zum Gmelin'schen Werke von ihm selbst verfasst ist, dessen angemessene und prompte Bearbeitung die Verlags-handlung zu dem nur aus Rücksicht für Herrn Kraut abgelehnten Antrage führte, ihm die Bearbeitung des ganzen rückständigen Materials für Supplement und Hauptwerk unter Enthebung des Herrn Kraut von seinen lucrativen Functionen zu übertragen, ein Umstand, der für die Beurtheilung der animosen Kritik die nöthige Illustration bietet. Es erscheint uns ganz selbstverständlich, dass die als zweckmässig erprobte Gmelin'sche Darstellungsweise, an deren Erfindung Herr Kraut ebenso unschuldig ist wie an der des Schiesspulvers, auch für den chemischen Theil unsres Werkes in Anwendung gebracht ist, wie auch die sehr empfehlenswerthe äusserlich scharf hervortretende Sonderung der einzelnen Abschnitte in jedem speciellen Artikel adoptirt ist. Was die Anordnung dieser einzelnen Abschnitte (Geschichte, Eigenschaften, Verbindungen, Zersetzungen u. s. w.) anlangt, so ist dieselbe in allen grösseren Handbüchern der Chemie aus dem letzten Decennium mit grösserer oder geringerer Consequenz befolgt und da-

her für die betreffende Verdächtigung irrelevant. Eine andere Benutzung des Gmelin'schen Werkes als die oben angedeutete von Seiten meines Mitarbeiters muss auf das Entschiedenste in Abrede gestellt werden. Derselbe hat sich niemals mit den Ermittlungen von Gmelin-Kraut begnügt, ist vielmehr bei jedem Artikel, wo es ihm irgend möglich war, auf die Originalien zurückgegangen und hat bei den seit 1830 erschienenen Arbeiten, wo diese nicht beschafft werden konnten, die exacten Referate im chemischen Centralblatt, in dem Kopp'schen Jahresberichte und in dem Wiggers'schen (seit 1844), wie solches dann auch regelmässig angegeben ist, verglichen. Für verschiedene ältere Notizen hat der Unterzeichnete wiederholt die Originalien hier am Orte eingesehen. Hätte der ehrenwerthe Recensent einzig und allein die Literaturangaben bei den speciellen Artikeln bei Gmelin und uns verglichen, so musste er zu der Ueberzeugung kommen, dass seine tendenziösen Bemerkungen sehr leicht von jedem Unbefangenen als solche erkannt werden würden. Aber es gilt: *calumniare audacter, semper aliquid haeret!*

Was nun den von dem Unterzeichneten gearbeiteten pharmakologisch-toxikologischen Theil des Werkes anlangt: so enthält derselbe alles für Aerzte und Pharmaceuten Wichtige, was die Literatur über die einzelnen Pflanzenstoffe bietet. Es ist auch hier das Bestreben obwaltend gewesen, überall auf die Originalien zurückzugehen und nicht nur die früheren Lehrbücher über *Materia medica* oder über einzelne Theile derselben zur Grundlage zu machen. Für manche ältere ausländische Sachen, namentlich Nord-

amerikanische, mussten freilich die umfangreichen Handbücher der Arzneimittellehre von Wood und Stillé als Quelle dienen. Es bedarf nur eines Blickes auf den in den Ueberschriften angegebenen Literaturnachweis, um zu erkennen, was bei Vergleichung des Inhalts noch deutlicher wird, dass eine grosse Anzahl von kleineren Abhandlungen benutzt worden sind, und zwar sowohl aus älterer als aus neuerer Zeit, welche selbst in denjenigen Handbüchern fehlen, welche am vollständigsten und reichhaltigsten sind. Der Umstand, dass ich seit vielen Jahren mit der Sammlung der älteren selbstständigen Arbeiten und Dissertationen aus dem Gebiete der Materia medica beschäftigt bin, hat mir in diesem Punkte wesentliche Förderung gebracht. So wird das Buch auch dem Pharmacologen von Fach mannigfache Belehrung in Bezug auf eine der häufigst verwendeten Abtheilung des Arzneischatzes bieten können, wenn es ihm darauf ankommt, factische Verhältnisse zu eruiren. Auf kühne Speculationen und Träumereien, wie sie die sog. moderne Chemie der Arzneimittellehre inoculiren möchte, haben wir verzichtet, weil wir in solchen nur Blasen sehen, die bald zerplatzen, und wer solchen nachjagt, oder den an sich so innigen Zusammenhang der Chemie und Pharmakologie nur in diesen erkennen möchte, der mag sich anderswo Rath einholen. Im Uebrigen glauben wir auf die Selbstbesprechung des ersten Heftes verweisen zu können, in denen unsere Tendenz hinlänglich ausgesprochen und der Plan unsrer Bearbeitung detaillirter dargelegt ist.

Schliesslich erlauben wir uns der Verlags- handlung für die prompte Förderung des Werkes

unter den ungünstigsten Zeitverhältnissen und
für die treffliche Ausstattung unsern Dank zu
sagen. Theod. Husemann.

M. Jonas, Advocat an der Justizkanzlei zu
Schwerin, Studien aus dem Gebiete des fran-
zösischen Civilrechts und Civilprocessrechts,
Berlin, Weidmann 1870. 461 S. u. X. gr. 8.

Bei den grossen Reformen, welche in der
deutschen Gesetzgebung in Angriff genommen
und insbesondere jetzt Aufgabe der neuen
Reichsgesetzgebung geworden sind, hat man sich
gewöhnt, französische Einrichtungen mannichfach
in Betracht zu ziehen, und wie man auch über
das künftige Verhältniss Deutschlands zu dem
Nachbarstaate denken möge, die thatsächliche
Bedeutung des französischen Musters lässt sich
schon deshalb nicht leugnen, weil in einem
nicht unbedeutenden Theile Deutschlands fran-
zösisches Recht heimisch geworden ist, ein Ge-
biet, welches durch den Hinzutritt des Elsass
und eines Theils von Lothringen noch vergrössert
worden ist.

Unter diesen Umständen können wir uns nur
einverstanden damit erklären, dass der Verf.
die Studien, die er während eines mehrjährigen
Aufenthalts im südlichen Frankreich gemacht
hat, der Oeffentlichkeit nicht vorenthielt. Frei-
lich darf man keine streng systematische oder
die Einzelheiten erschöpfende Darstellung der
vom Verf. behandelten Gegenstände, wie auch
der Titel anzeigt, erwarten. Dafür hat der Le-
ser aber den Vortheil, dass factisch bedeutende

Dinge auch in ein helleres Licht gestellt werden, und besonders solche, die in Frankreich in neuerer Zeit lebhafter discutirt worden sind. Der längere Aufenthalt in Frankreich, wie die persönliche Bekanntschaft und der Verkehr des Verf. mit französischen Juristen, persönliche Anwesenheit in den Gerichtssitzungen und in den Bureaux haben hier dem Verf. auch manches werthvolle Material verschafft. Dann aber ist es eben auch ein deutscher Jurist aus einem Lande des gemeinen Rechts, der die französischen Einrichtungen uns darzustellen unternimmt. Er versäumt daher nicht auch dasjenige, was den französischen Juristen selbstverständlich oder leicht erklärlich erscheint und deshalb von ihnen übergangen oder nur beiläufig berührt wird, für unser Verständniss zurecht zu legen. Eigene Kritik der französischen Einrichtungen übt der Verf. nur zurückhaltend und selten: aber er ist wohl bekannt mit der in Frankreich selbst geübten, oft sehr scharfsinnigen und freimüthigen Kritik und stellt diese gut zusammen, so dass der Leser sich selbst ein Urtheil bilden kann. Auch ist der Verf. wohl bewandert in der Geschichte der einzelnen wirklich ausgeführten Veränderungen der französischen Gesetze. So macht er denn auch auf manche Punkte aufmerksam, die in Deutschland und in deutschen Werken über französisches Recht noch nicht oder nicht genügend berücksichtigt sind.

Der erste kleinere Theil des Buches (S. 1—201) beschäftigt sich wesentlich mit dem Recht des Grundeigenthumes und der Hypothek, dann auch mit den Erbtheilungen und gerichtlichen Verkäufen. Hier liegt in Frankreich vieles im Argen. Die rechtliche Unsicherheit des Grund-

eigenthums gegenüber unbekannten Ansprüchen ist eine grosse, und der Grundcredit leidet darunter empfindlich. Wenn auch der Einführung des deutschen Grundbuchsystems, als dessen Muster Verf. das ihm wohlbekannte mecklenburgische heranzieht, in Frankreich schon wegen der grossen Zersplitterung des Grundbesitzes mit ausserordentlichen Schwierigkeiten würde zu kämpfen haben, so fragt man doch, wie man mit dem so sehr unvollkommenen Gesetze von 1855 über die Transcription des Erwerbs von Grundeigenthum sich befriedigen konnte. Die Abneigung, die bei den Vorberathungen dieses Gesetzes selbst von ausgezeichneten Juristen gegen die Grundsätze des deutschen Rechts an den Tag gelegt wurde, beruht übrigens zum grossen Theile auf handgreiflichen Irrthümern. Einerseits meinte man, das deutsche Grundbuchwesen hänge mit dem Lehnsnexus und überhaupt mit der Unfreiheit des Grundbesitzes zusammen und andererseits fürchtete man eine zu grosse Macht der Buchbehörde und eine Bevormundung der Parteien und Hinderung des freien Verkehrs durch dieselbe. Dagegen trägt, wie Verf. an einzelnen schlagenden Beispielen nachweist und wie auch in Frankreich selbst schon bitter beklagt worden ist, der kleine Grundbesitz in Frankreich ganz enorme Abgaben und Sporteln an den Staat und an gerichtliche Hülfspersonen, so dass bei Erbtheilungen und gerichtlichen Verkäufen oft fast Nichts übrig bleibt, und eine besondre Beachtung verdient hierbei das s. g. Droit d'enregistrement, über welches die Beamten der Regie eine scharfsinnige juristische Theorie ausgebildet haben. Trotz dieser oft exorbitanten Lasten aber ist die Parzellirung des Grundeigenthums und die Zahl der kleinen

Grundbesitzer eine sehr grosse: beide sind bis auf die letzte Zeit fortwährend gestiegen.

Der zweite, grössere Theil des Buches hat wesentlich die französische Gerichtsverfassung zum Gegenstande. Besonders interessant sind die Abschnitte, welche von dem Cassationshofe, der Staatsanwaltschaft und der Administrativjustiz handeln, und während hier der Cassationshof als tief durchdachte und in Frankreich trotz aller staatlichen Umwälzungen stets geachtete Institution erscheint, ist das Bedenkliche der französischen Administrativjustiz, welche ausserordentlich ausgedehnt, auch eine grosse Menge reiner Privatrechtssachen des Fiskus umfasst, wohl unverkennbar. Gelegentlich theilt der Verf. übrigens auch über das civilprocessualische Verfahren Interessantes mit. Man sieht daraus auch, dass viele französische Juristen und darunter gerade sehr hervorragende oft von Manchem bei uns gerade sehr gerühmte Institutionen des französischen Rechts streng tadeln. So wird gerade von französischen Juristen die Praxis der in Frankreich allerdings nur mit Kaufleuten besetzten Handelsgerichte stark kritisiert, und Lavielle rügt z. B. die mangelnde Vorbereitung der Richter in den Audienzen und die daraus sich ergebende Ungründlichkeit vieler gerichtlichen Entscheidungen: er will, dass die sämtlichen Mitglieder des Gerichts durch Schriftsätze bereits vor der Sitzung über das, worauf es ankommen wird, einigermaßen in Kenntniss gesetzt werden. Man sieht also, dass man in Frankreich, trotzdem der Process in den s. g. Conclusions motivées eine schriftliche Grundlage besitzt, diese nicht allgemein für genügende Vorbereitung erachtet. Auch der Verf. schliesst sich dieser Ansicht an, obwohl er von

der raschen Auffassung und der vortrefflichen Darstellungsgabe der französischen Juristen eine sehr günstige Meinung hat.

Nicht verkennen lässt sich bei den französischen Juristen ein grosses Organisationstalent und bei einzelnen hervorragenden Reformvorschlägen eine umfassende und feine Würdigung der Verhältnisse. Es sind aber Reformen im Justizwesen in Frankreich factisch mit grossen Schwierigkeiten verbunden, namentlich da das allgemeine Interesse so oft durch politische Umwälzungen in Anspruch genommen wird. Dabei gilt auch der grossen Masse die elegante Form zuviel gegenüber dem inneren Wesen der Sache, und aus diesem Grunde werden wir in Deutschland gut thun Einrichtungen, welche französischen Ursprungs sind, nicht ohne genaue Prüfung anzunehmen.

Zu dieser Prüfung hat Verf. durch interessantes und verständnissvoll zusammengestelltes Material einen Beitrag geliefert, der in weitem Kreisen Beachtung verdient.

Breslau.

L. v. Bar.

The Indian tribes of Guiana; their condition and habits. With researches into their past history, superstitions, legends, antiquities, languages etc. By the Rev. W. H. Brett, missionary in connexion with the society for the propagation of the gospel in foreign parts, and rector of trinity parish, Essequibo. London. 1868. Bell and Daidy. XIII. und 500 Seiten. Gr. Octav.

Der Verfasser ist ein Veteran unter den

evangelischen Missionaren. Seit 1840 ist er in Guiana thätig, 1849 hielt er sich einige Zeit zur Kräftigung seiner angegriffenen Gesundheit in England auf. 1851 gab er eine kurze Schilderung seiner Wirksamkeit (Indian Mission in Guiana. London 1851) heraus. Sonst hat er unablässig in Guiana gelebt und gearbeitet. Das vorliegende Werk ist eine Frucht seiner gründlichen Sprachstudien und anderer Beobachtungen unter den indianischen Stämmen, deren Christianisirung er sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht hat. Deshalb beziehen sich seine Mittheilungen vorzugsweise auf die Bewohner von Guiana, weniger auf das Land, obwohl wir auch lebendigen landschaftlichen Schilderungen begegnen, wie z. B. gleich zu Anfang des Inneren des Landes Chapt. II. S. 14 u. f. Im Uebrigen gruppirt der Verf. seine Darstellungen nach den Hauptflüssen und den Stämmen, die das Land bewohnen, und fasst den Namen des Landes im weitesten Sinne, indem er darunter die gesamte Landstrecke zwischen dem Orinoco und dem Amazonenstrom versteht (S. 3). Einleitend verbreitet er sich (Ch. I. S. 3—13) über die Geschichte der ältesten Colonisationsversuche durch Spanier, Portugiesen, Franzosen und die damit zusammenhängenden Einwanderungen von Negern, Hindus und Chinesen. Daran reiht sich Ch. II. (S. 14—34) eine sehr lebendige naturgeschichtliche Skizze des Landes, seiner Urwälder und Savannen, die mit einer üppigen Flora geschmückt und von fast unzähligen Thiergattungen bevölkert sind. »The rivers are the only means of communications with the interior To visit the aboriginal tribes we must ascend those streams« (S. 24). Der eingeborne Indianer ist nicht sehr gross gewachsen und von

dunkler Hautfarbe (copper-tint). Er geht fast nackt, zieht viel umher in seinem Kanoe, ist scheu und zurückhaltend und verlässt seinen Wohnsitz, wenn er dort viel beunruhigt wird. Sein Haus ist einfach: »a roof of trooly or some other thatch, supported on a few posts and beams, being generally all« (S. 27). Seine Sitten und Neigungen sind noch dieselben, wie vor dreihundert Jahren (S. 34). Die ersten Entdecker von Guiana hielten das Land für eine Goldgrube; der Verf. giebt eine kurze Geschichte dieser ersten Besuche von Spaniern, Engländern (Sir W. Raleigh), Holländern (um 1580), Franzosen (1626, 1644, 1652 etc.) behufs Gründung von Niederlassungen (Ch. III. S. 36—50). Seit 1730 versuchte die Brüder-Gemeinde das Christenthum auszubreiten (S. 50). Aber Krankheit und Feuer zerstörte ihre Stationen am Corentyn; ihre Arbeiten unter den Negern waren erfolgreich, aber die unter den Indianern wurden wieder aufgegeben (S. 53). Soweit die Vorgeschichte des Landes. Von Ch. IV. folgen nun die eignen Beobachtungen des Verf., verbunden mit der Geschichte der evangelischen Mission unter den verschiedenen Stämmen. Am Essequibo, »the younger brother of the Orinoco«, wie ihn die Indianer nennen, begann die Arbeit der Missionare 1829. Die grosse Anzahl der verschiedenen Volksstämme und die Verschiedenheit ihrer Sprachen bietet eine bedeutende Erschwerung (R. Schomburgk lernte 18 unter einander nicht sehr verwandte Sprachen kennen S. 57). Die hier ansässigen Hauptstämme sind die Arawâk, die Warau und die Carib; die bösen Geister heissen bei diesen resp. Yauhahu — Hebo — Yurokon. Die Acawoios sind ein Wandervolk; sie nennen die bösen Geister

Imawari. Weiterhin berichtet der Verf. ausführlicher von diesen Völkerschaften. Auf den offenen und häufig überschwemmten Savannen im Innern wohnen die Macusi. Die von Youd mit Erfolg unter ihnen begonnene Missionsarbeit ward 1839 von den Brasilianern zerstört (S. 60—62). Ein anderer Missionar Bernau gründete eine Station im Jahre 1837 im Bartica Cove mit mehr Erfolg (cfr. dessen Schrift: *Missionary labours in British Guiana*. London 1848). Drei Jahre später kam unser Verf., Miss. Brett, nach Guiana. Die Fahrt auf dem Essequibo — und solche Stromfahrten sind für den Reisenden unvermeidlich — ist sehr gefährlich wegen der Stromschnellen und Wasserfälle von Itaballi, Waraputa u. a. m. (S. 67). Rev. Brett liess sich 1840 am Pomeroon nieder, wo er drei verfallene Hütten früherer Missionare, 43 engl. Meilen von der Küste entfernt an der Einmündung des Arapaiaco, antraf (Ch. IV. S. 71). Seine erste Einrichtung war sehr einfach; er fing Verbindung mit den Arawâks an, welche mehr civilisirt sind als die Waraus. Er machte zuerst ihre Bekanntschaft auf dem Wasser, »but they looked on me, schreibt er, as a troublesome person«. Ihre Zauberer warnten sie vor dem Umgang mit dem Weissen (S. 80). Doch wurde dies Widerstreben überwunden — der Verf. erzählt wie und wodurch S. 83 u. ff. — und Brett besuchte nach und nach nahegelegene Ortschaften. Er gewann bald die Liebe der Kinder, welche er unterrichtete; von ihnen erzählt er Beweise ausserordentlicher Kühnheit und Gewandtheit. Chapt. V. berichtet von dem Charakter und den Sitten der Arawâks oder wie sie sich selbst nennen Lokono d. i. Pluralis von Loko und heisst »das Volk« (S. 97). Sie sind

von Alters her in Familien eingetheilt, welche nach der Abstammung in der weiblichen Linie zusammenhängen: die Frau trägt immer den Namen ihrer Mutter, aber weder ihr Vater noch ihr Ehemann gehören zu derselben Familie. Hillhouse zählte 27, M'Clintock mehr als 50 solcher Familien (S. 98). Ihre Gemüthsart ist vorherrschend dem Frieden geneigt. Sie begraben ihre Todten in Särgen. Sie schwören nie, ihre Sprache kennt keine Worte für Schwüre. Für Verbrechen wie Mord gilt das Gesetz der Wiedervergeltung (S. 102 u. ff.). Sie besitzen einige astronomische Kenntnisse. »They call the Milky Way by two names, one of which signifies the path of the maipuri or tapir; and the other is »Waiè onnakici abonaha« i. e. the path of bearers of »waiè«, a species of whitish clay, of which their vessels are made. The nebulous spots are supposed to be the track of spirits whose feet were smeared with that material«. (S. 107). Die Spiele der Kinder tragen alle einen practischen Character: Vögel schießen, Fische fangen; an anderen, wie Ballspiel, finden sie keinen Gefallen (S. 110). Die Sprache der Arawâks, schreibt der Verf. in einer Anmerkung auf S. 117, »is the softest of all Indian tongues it is capable of great nicety of expression etc.« Manche Wörter lauten anders im Munde der Männer, als wenn eine Frau sie spricht. Der Mann sagt: d'abugici d. h. mein älterer Bruder, die Frau aber sagt dafür: d'aciligici etc. Am Oberlauf des Pomeroon wohnen Cariben, welche Rev. Brett ebenfalls besuchte (Ch. VII.). Es war im Juni 1841, als er mit vier seiner im Rudern sehr geübten Knaben den Fluss hinauffuhr (S. 121) nach der Ansiedlung Kamwatta. Er fand hier nur Frauen, ebenso

auf noch einigen andern Ansiedlungen, überall aber freundliche Aufnahme. Nach drei Tagen kehrte er zurück, und kaum waren drei Wochen verstrichen, so erwiederte ein Caribischer Häuptling mit einigen Begleitern den Besuch (S. 127). Die Cariben besitzen viel Nationalstolz und sind sehr leichtgläubig (S. 128). Ehemals frassen sie die Leichname der im Kampfe Erchlagenen (S. 132 u. f.). Jetzt nahmen sie die Predigt des Evangeliums willig an. Im Geleite einiger Männer besuchte der Verf. auch das Land der Acawoios (Ch. VIII) und zwar die Niederlassung Kanosa. Dieser Stamm steht im lebhaften Handelsverkehr mit Venezuela und Brasilien und den Colonisten in Demerara, Surinam und Cayenne (S. 143). Ch. IX. berichtet von einer Reise nach dem Morucafluss und von diesem den Manawarin hinauf: »our object was to penetrate the wide spreading heathen country which no Christian teacher had ever visited« (S. 150). Zuerst stiess man auf Waraus: »they listened with perfect indifference to all we said, and were most importunate beggars« (S. 151). Dann nahm ein Cariben-Häuptling die Fremden gastfreundlich auf. Auf der Rückreise besuchten sie den Wakapoa-See: »a beautiful lake, adorned with clumps of the ita palm, and several islands«, dessen Anwohner doch wenig zugänglich waren (S. 152). Bei späteren Besuchen verhielten sie sich ebenfalls zurückhaltend. Der Verf. beschreibt den Maquarri- und den Owiarri-Tanz, den er sah (S. 154 u. ff.); beide sind vorzugsweise bei Begräbnissen üblich. Am unwissendsten, dazu schmutzig, jedoch freundlich sind die Waraus; wenn sie wollen, arbeiten sie mehr als irgend ein anderer Indianer und begnügen sich mit wenig Lohn (S. 166). Sie

verfertigen Kähne für die ganze Kolonie (ibid.). Rev. Brett besuchte auch den Haimara-Cabura, einen Fluss, dessen Anwohner ebenso wie die Waraus sich sehr spröde zeigten. Später änderten sie indess ihr Benehmen (Ch. X. S. 167—175) und auf dem Hügel Waramuri am Zusammenfluss des eben genannten Flusses mit dem Moruca wurde 1846 eine Missionsstation errichtet (Ch. XI.). Dieselbe hatte indessen viel durch Feuersbrunst, Hungersnoth und Krankheit zu leiden. Auch die Mission am Pomeroon, welche Rev. Brett leitete, wurde von allerlei Missgeschick betroffen, erholte sich jedoch wieder, während die am Waramuri aufgegeben werden musste (Ch. XII.). Dagegen ward unter den Arawáks zwischen dem Demerara und dem Berbice eine Mission 1844 begründet, die anfangs einen günstigen Verlauf nahm (Ch. XIII.). — Der Verf. hat hier den ersten Theil seines Buchs beschlossen. Er nimmt im zweiten Theil den Faden der Geschichte der Missionen unter den Cariben und Arawáks mit dem Jahr 1851 wieder auf. Das erste Kap. erzählt mancherlei kleine charakteristische Vorfälle aus dem täglichen Leben, das zweite berichtet über die durch Krankheiten seit 1854 herbeigeführten Verheerungen. Kap. III. verbreitet sich über die Wiederherstellung der Waramuri-Mission; sie zählte 1857 im September 271 getaufte Erwachsene und 133 Kinder besuchten die Schule (S. 244). Kap. IV. schliesst sich an das vorige an. Die Bemühungen der Missionare waren erfolgreich, ungeachtet die Zauberer unaufhörlich den Aberglauben der Eingebornen zum Zorn gegen die Christen aufstachelten. Gegen Ende des Jahres 1863 »horde after horde of wild looking people belonging to races which we had

scarcely heard of, began to gather themselves in the higher lands within or without our western boundary; and to come by journeys of some weeks' duration, that they might learn somewhat of the truths of Christianity«. (S. 254). Auch die am Oberlauf des Waini und den schönen Ufern eines seiner Nebenflüsse, des Barahma, wohnenden Acawoios näherten sich um diese Zeit den Christen (Chapt. V.). Sie nennen sich selber Kāpohn oder Kāpōng d. h. Volk, ihre Sprache hat mehrere Dialekte und ist weit verbreitet. Sie kamen in Begleitung einiger Maiong-Kongs und Arecunas, welche aus den Hochlanden am Cuyuni und Caroni herabgestiegen waren und sich an dem letztgenannten Flusse, der in den Orinoco mündet, sogenannte »wood-skin« Kanoes gemacht hatten, in welchen sie den Wainifluss hinunterfuhren. Es waren schöne stattliche Männer, grösser als die Indianer an der Küste; sie benahmen sich friedlich und anschliessend. Beide Geschlechter tätowirten ihr Gesicht. Nach einem Bericht von M' Clintock (S. 275 u. f.) kennen die Acawoios keine Polygamie, leben sittlich, lieben Reinlichkeit und sind ihren Kindern sehr zugethan: »a more orderly and peaceably disposed people can scarcely be found anywhere«. Die Arecunas hat schon Schomburgk in ihrem hohen Tafellande besucht (S. 278). Sie liebten sehr sich zu schmücken, ihre Gürtel waren von Affenfell, in den Ohren trugen sie Vogelköpfe, früher sollen sie Menschenfleisch gegessen haben. Ihre Wohnsitze liegen auf dem Hochlande, von dem sich der Berg Roraima 7500 Fuss über dem Meer erhebt. »Quitting now the wild and purely Indian territory between the Essequibo and the Orinoco, so fährt der Verf. fort in Kap. VI.,

we will take a brief glance at what was beeing done or attempted, nearer the civilized districts of our province«. Er führt uns an den Demarara, indem er über seine Reise im Mai 1865 nach Malali und höher den Fluss hinauf berichtet. Hier überfiel ihn ein furchtbares Gewitter und nur mit Mühe, geführt von einem schwarzen Knaben, fand er sich in der Finsterniss zurecht (S. 288). Das folgende Kapitel gedenkt der holländischen Niederlassungen am Berbice, dessen Ufer sich ganz besonders für Colonisation eignen: »they are, with few interruptions of moderate and equal height« und innerhalb 160 engl. Meilen von der Mündung giebt es keine Stromschnellen und Wasserfälle (S. 293). Auch hier erzählt der Verf., was er selbst gesehen auf seiner Reise, die er von Neu-Amsterdam aus im April 1866 antrat. Zuerst traf er auf Arawâks. Höher den Fluss hinauf fand er eine Acawoio-Niederlassung, Coroduni, (S. 307), oberhalb welcher sich grosse Wasserfälle befinden, welche Schomburgk besucht und überschritten hat (S. 309). Oestlich vom Berbice fliesst der Corentyn, dessen Ufer nur dünn bevölkert sind. Ehemals war hier der Lieblingswohnsitz der Cariben, später ward der Fluss ein Kanal für den Sklavenhandel, indem die Cariben hier ihre Sklavenjagden hielten (S. 315). Hier macht der Verf. im Hinblick auf die dortigen Zustände die auch im weitesten Umfange zutreffende Bemerkung: »The aborigines, left to the vices of neighbouring civilization without the antidote of Christian teaching, diminished rapidly«. Ihre Zahl sank von 752 im Jahr 1831 herab auf 575 in 1838, und 1866 betrug sie nur noch 245. Die eigentlichen Cariben waren ganz verschwunden. Es gab nur noch 29, die es dem Namen nach, und unter diesen nur 3,

die es wirklich waren (S. 319). Vielweiberei war hier vorherrschend, ebenso der Tanz und das Trinken. Mit einigen kurzen Bemerkungen über das niederländische und das französische Guiana — Surinam und Cayenne — schliesst Kap. VII. Die Wasserfälle des Demarara besuchte der Verf. im Jahr 1867 (Chapt. VIII.). »We ascended the rugged forest path leading to their top. The Demarara here precipitates itself in one body over a rocky barrier. Huge masses of rocks, crowned with stately trees, divide it into several channels ere it reaches its lower bed. Of these channels there are two large ones in the centre, with smaller ones on either side. All are filled with great boulders over which the dark waters toss and dash, until they roll into the wide basin below, covering its tides and margin with masses of yeasty foam« (S. 330 u. f.). Ihre Länge wird zwischen 300 und 400 Fuss angegeben, ihre Höhe, nach dem Urtheil eines Hrn. Des Voeux, »magistrate of Demarara«, auf 65 Fuss (S. 331 Anm.). Oberhalb der Fälle setzten die Reisenden ihre Fahrt fort. Nach einigen Stunden begegneten sie drei kleinen Kähnen mit einer Gesellschaft schwarz bemalter Menschen, die sich zu einem Feste begaben. Andere Kähne mit roth bemalten Indianern folgten. »Since passing the falls, we seemed to have entered an enchanted region, where goblins, red, black, and mottled, — of aquatic habits — came skimming along the surface to meet intruders. But, though grotesque, they were not unfriendly. Some of them, having asked our errand, toured back with us« (S. 333). Bei ihrer Rückkehr fanden die Reisenden den Fluss sehr angeschwollen. »Heavy squalls of wind and rain had profusely covered its

waters with the bright yellow blossoms of the moroji, or cork-wood tree. Few sights are more beautiful than the river when those trees are in full bloom, especially while the rays of the setting sun are falling on those, which stud its banks, and, glancing across the flower-besprinkled waters, cause them to resemble a stream of molten gold«. (S. 337). Der Erfolg der Reise bestand u. a. auch darin, dass Rev. Brett nun alle Waika-Acawoios besucht und gesprochen hatte, nur ganz wenige ausgenommen, die an dem Atacopara wohnen (ibid.). An den Quellen des Essequibo leben noch die Tarumas, unter welchen die Carmeliter schon 1670 missionirten; und die Woyawais, von denen wenig bekannt ist (S. 338 u. 339). Nachdem der Verf. in den bisher erwähnten Abschnitten seines Buchs die verschiedenen Indianerstämme aufgezählt hat, welche er angetroffen, auch zum Theil ihre Eigenthümlichkeiten hervorgehoben, verbreitet er sich in Chapt. IX. über das, was ihnen allen gemeinsam ist. Dahin gehört zuerst »Indolence«: der Indianer trachtet einzig darnach, so leicht wie möglich durch das Leben zu kommen, er ist träge und gleichgültig, die Frau arbeitet auf dem Felde und im Hause. Seine Gefühle versteht er sehr zu beherrschen, sie sind lebendiger, als es gewöhnlich den Meisten erscheint. Dann gedenkt der Verf. ihrer sehr scharfen Sinne, was allgemein bekannt ist: »the keen eye of an Indian boy once saved me from the bite of a labaria«, welche sich in einen Kasten unter Papieren verkrochen hatte. Ferner erwähnt der Verf. von ihnen: »they are keen observers of natural objects«. Sie kennen die officinellen Pflanzen, z. B. mehr als 140 Baumrinden, die sie zur Heilung verwenden, auch die Giftpflanzen. Ebenso kennen sie genau die

Gewohnheiten der Thiere, namentlich der jagdbaren (S. 343—347). Bei Bereitung ihrer Speisen sind sie nicht sehr sauber. Sie üben sorgsame Gastfreundschaft, besuchen gern entfernt wohnende Bekannte, halten aber nicht pünktlich, was sie versprochen haben. Diebstahl kommt selten vor. Sie besitzen uneingeschränkte Liebe zu einem freien unabhängigen Leben (S. 348). Ausserdem fröhnen sie bei Festen dem Trunk, lieben den Tanz, den Schildkampf und leben in Vielweiberei. Natürlich sind sie auch abergläubisch, wovon der Verf. seltsame Beispiele anführt (S. 354 u. ff.). Eine grosse Schattenseite ihrer Sitten bildet die Blutrache, welche mit wahrhaft infernaler Grausamkeit vollzogen wird (S. 357—361). Ihre religiösen Vorstellungen sind ziemlich untergeordneter Art, sie beschränken sich auf ein oberstes Wesen, einen Schöpfer, und mehrere böse Geister, die es sehr lieben Taback zu rauchen (S. 362). Die Zauberer spielen eine wichtige Rolle, namentlich beschäftigen sie sich mit der Heilung von Krankheiten, die, wie allgemein geglaubt wird, auch durch sie hervorgerufen werden. Man hütet sich daher einen Zauberer zu beleidigen (S. 364 u. ff.). Eine Art Seejungfrau, Orehu, wird sehr gefürchtet, denn sie ist boshaft und bringt Unglück; nur mitunter zeigt sie sich wohlwollend und freundlich (S. 367 u. ff.). Selbstverständlich giebt es eine Menge Legenden von den bösen und guten Geistern, die der Verf. im Kap. X. bespricht. Die Küstenbewohner haben eine uralte Sage, derzufolge der grosse Geist, nachdem er Himmel und Erde geschaffen, sich auf einen mächtigen Seiden-Baumwolle-Baum (silk-cotton tree), der am Ufer stand, setzte, und Stücke von der Rinde und dem Holz abschnitt und sie umherwarf. Diejenigen Stücke,

welche das Wasser berührten, wurden zu Fischen; andere flogen in die Luft als Vögel, während noch andere als Thiere und Menschen auf die Erde fielen (S. 377). Der Verf. erzählt ausführlich auch noch eine andere, zum Theil etwas alberne Legende. Auch wissen sie von einer allgemeinen Sündflut, nach deren Ablauf die neue Bevölkerung der Erde aus Steinen entstand, was an die Sage von Deukalion und Pyrrha erinnert (S. 385 u. f.). Eine Anzahl anderer Legenden findet sich auf den folgenden Blättern bis S. 403, wo der Verf. diesen Abschnitt mit der Bemerkung schliesst, dass alle Indianer, mit denen er gesprochen, an der Unsichtbarkeit des ewigen Vaters festhalten, mit dem daher auch kein Zauberer in Verkehr steht. Bieten darnach ihre religiösen Vorstellungen eine Anknüpfung für christliche Ideen, so ist es nicht zu verwundern, wenn das Christenthum bei ihnen Eingang gefunden, ihre Anschauungen aufgeklärt, ihre Sitten veredelt hat, wofür der Verf. in dem »Review« überschriebenen Kap. XI. eine Anzahl von Beispielen anführt. Auch hat nach den gemachten Beobachtungen in den für das Christenthum gewonnenen Districten die Bevölkerung zugenommen, während sonst bekanntlich überall, wo Eingeborne mit Europäern dauernd in Berührung kommen, die Population abnimmt. An den Ufern des Ituribisi betrug 1844 die Zahl der Indianer 139, dagegen 1865 schon 365, vermehrt sowohl durch Geburten, als auch durch Einwanderung. Dagegen hat am Corentyn die Bevölkerung allmählich abgenommen. Im ersteren Falle muss man die Zunahme christlichen Einflüssen zuschreiben, die am Corentyn nicht zur Geltung gekommen sind. (S. 414). Für Sprachforscher ist die ausführliche Note S. 415 u. ff. über die Sprachen der Ara-

wâk, der Warau, der Carib und der Acawoio lehrreich, deren Verschiedenheiten und Verwandtschaft der Verf., nachdem er ein Vocabularium von 24 Wörtern mitgetheilt hat, kurz berührt. Mögen diese Sprachen auch noch so unvollkommen sein, es ist doch sicher ein Beweis, dass sie Geisteserzeugnisse und nicht Naturorganismen sind, wie sie neuerdings Aug. Schleicher in seinem Buch: die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft. Weimar 1863 darzustellen versucht hat. Denn, um nur eins anzuführen, werden in den erwähnten vier Sprachen die Zahlen gleichmässig ausgedrückt, z. B. heisst bei den Arawâk fünf abar-dakabo d. i. »meine eine Hand« und zehn biam-dakabo d. h. »meine zwei Hände«. Von 10 bis 20 nehmen sie zum Zählen die Zehe hinzu und kommen so naturgemäss dahin, zwanzig mit abar-loko d. h. Ein Mensch zu bezeichnen. Diese Zählmethode erschwert beim Unterricht der Kinder sehr die Erlernung des Decimalsystems (S. 417). — Die beiden vorletzten Kapitel des vorliegenden Buchs sind jedes für sich von eigenthümlichem Werth. Das erste derselben berichtet über die Resultate der bei mehreren, vornämlich aus Muschelschalen bestehenden Hügel vorgenommenen Ausgrabungen — shell mounds nennt der Verf. die Hügel. Man fand menschliche Gebeine, in unregelmässiger Lage neben einander; Spitzen von Steinäxten und Tomahawks, Steinmesser u. dgl. m. Daraus, dass die Gebeine zerbrochen waren, glaubte man, in Folge einer Andeutung eines greisen Indianers, annehmen zu dürfen, es seien die Gebeine der Unglücklichen, welche man ehemals schlachtete, um sie zu verzehren (S. 427). Der Verf. veranlasste mehrere solcher Ausgrabungen, da eine Terrain-Untersuchung das Vorhanden-

sein mehrerer solcher shell-mounds ergab. Er zählte deren sechs. Der älteste schien der bei Waramuri zu sein (S. 437). Das vorletzte Kapitel (XIII) enthält eine historische Skizze der Indianischen Völkerschaften, deren Anfänge in undurchdringliches Dunkel gehüllt sind (S. 494). Ohne gerade Neues beizubringen, stellt der Verf. hier zusammen, was vor ihm Andere erforscht haben. In dem Schlusskapitel XIV. erwähnt er noch einiger weniger bekannter Stämme, der Zaparas, aus einer Mischung der Aresunas und Macusis hervorgegangen, der Soerikongs, von den Arecunas und den Acawoios herstammend, der athletisch gestalteten Wapisianas, der Artorais und der ihnen verwandten Tauris, der Oewakus und der Purigotos an den Quellen des Uraricapara, der Pianoghottos, der Zaramattas und der Drios. Von den Maopityans gab es nur noch Eine Hütte, von den Amaripas 1843 nur noch Eine alte Frau. — Das sehr schön und correct gedruckte Buch ist mit 24 grösseren und kleineren zum Theil colorirten Illustrationen geziert, von denen die meisten Landschaften darstellen. Auch ist eine Karté von Guiana angelegt, die reichlich Namen der beschriebenen Gegenden enthält.

Altona.

Dr. Biernatzki.

Geschichte der k. k. Archive zu Wien. Von G. Wolf. Wien 1871. W. Braumüller. V und 248 Seiten in 8.

Es ist wiederholt, auch in diesen Blättern, dankbar anerkannt, dass in neuerer Zeit die Oesterreichischen Archive der wissenschaftlichen Forschung allgemein zugänglich gemacht sind. Dies Buch giebt davon einen neuen erfreulichen Beweis. Dem Verf., der nicht Beamter irgend eines Archivs, ist es gestattet worden ausführ-

liche Auskunft über Geschichte, Einrichtung, Bestand und andere Verhältnisse der verschiedenen in Wien vorhandenen Archive zu geben und so eine Arbeit zu liefern, die ihre Benutzung zu erleichtern wohl geeignet ist und manche interessante Mittheilung gewährt. Nur von einem Archiv, dem des ehemaligen Staatsraths, konnte keine nähere Kenntniss erlangt werden; alle übrigen, namentlich auch die der verschiedenen Ministerien, haben die gewünschte Auskunft gegeben, manche Acten zur Benutzung mitgetheilt, und man erhält so eine Einsicht in Verhältnisse, die den Fremden jedenfalls, gewiss aber auch vielen Einheimischen unbekannt waren.

Den ersten Platz nimmt unbestritten das geheime Haus- Hof- und Staatsarchiv ein, das unter A. von Arneths Leitung zu einer wahren Fundgrube für historische Forschung geworden ist, und von dessen Reichthümern man bisher wenigstens eine Ahnung hatte. Aber man erfährt hier mit einer gewissen Ueberraschung, wie bedeutende Schätze auch in den Archiven der verschiedenen Ministerien, des Finanzministeriums (der alten Hofkammer), des Ministeriums des Innern (der Hofkanzlei), des Kriegsministeriums (des Hofkriegsraths) u. s. w. enthalten sind: in den ersteren gehen die Archivalien bis ins 15te, in dem zweiten bis ins 13te Jahrhundert (Urkunden Friedrich II. von 1212, 1237; nicht zu rechnen ist eine Abschrift des Privilegiums von 1156 oder gar der angeblichen Turnierordnung Heinrich I. von 935, die man mit einiger Verwunderung hier S. 148 aufgeführt sieht), in dem dritten bis 1523 zurück, während das Justiz- und Cultusministerium, jenes nur einzelne Acten aus dem 17ten, dies solche aus dem 18ten Jahrhundert bewahrt.

Diese verschiedenen Archive geben übrigens

dem Verf. Veranlassung auch über die Geschichte der Behörden selbst mit denen sie verbunden sind (das Staatsarchiv mit der Staatskanzlei) zu handeln: es werden zum Theil die Verfügungen welche sie ins Leben riefen, die Instructionen, welche dabei ertheilt wurden, mitgetheilt, dann die mannigfachen Veränderungen, welche im Lauf der Zeit und bis zur Gegenwart hin eingetreten sind, dargelegt, und dadurch hat das Buch auch für die Geschichte der Oesterreichischen Staatsverwaltung Bedeutung.

Nicht weniger ist es von Interesse zu verfolgen, wie im Lauf der Zeit für die Leitung des Archivwesens gesorgt ist. Besonders handelt es sich da um das Haus- und Staatsarchiv, während die anderen meist immer sehr vernachlässigt, ihre Vorstandschaft entweder als Sinecure behandelt oder doch an Männer ohne gelehrte Bildung gegeben ist. Dagegen haben wenigstens einzelne Regierungen die Bedeutung des Staatsarchivs in politischer und historischer Beziehung wohl erkannt; vor allem die der grossen Kaiserin Maria Theresia, unter der das Archiv eigentlich erst gebildet ward, Rosenthal sich um die Organisation desselben bedeutende Verdienste erwarb. Nach seinem Tod schrieb Kaunitz: »Die Ehre des Hofes und der wesentliche allerh. Dienst erfordern auf die Auswahl und die dereinstige Anstellung des gelehrtesten in der Geschichte, Diplomatie, in jure publico etc. erfahrenen Mannes, der nur irgendwo in Deutschland zu finden sein wird, fürzudenken«. Der bekannte Historiker Schmidt ward damals berufen, und benutzte in seiner Deutschen Geschichte das Archiv. Dies hat aber, wie es hier heisst (S. 41), durch ihn nicht viel gewonnen. Seitdem ist jener Grundsatz wenig beachtet; der einzige Gelehrte, der sich seitdem an der Spitze des Archivs be-

fand, war J. v. Hormayr*), der sich allerdings um die Vermehrung und auch Benutzung desselben Verdienste erwarb, sonst aber kaum zu einer solchen Stelle geeignet war. Der verdiente Chmel hat die Leitung nur provisorisch gehabt, sich sonst mit der zweiten Stelle begnügen müssen; erst mit Arneth ist wieder ein Mann der Wissenschaft an die Spitze gestellt.

Dies Verfahren hing auch damit zusammen, dass man meist, und gerade besonders in der späteren Zeit unter Metternich die Benutzung scheute und der ganzen Leitung gern den streng beamtlichen Charakter gab. Hr. Wolf giebt auch hierüber mannigfache charakteristische, nicht eben erbauliche Mittheilungen. Er kann das aber um so unbefangener thun, da der jetzige Zustand nichts zu wünschen übrig lässt, die beobachteten Grundsätze entschieden freier sind als in den meisten andern europäischen Archiven, speciell auch dem Berliner, wo eine hier angezogene, und wie man mit Bedauern hört oft mit auffallender Strenge gehandhabte Instruction vom J. 1857 die Benutzung noch immer erschwert.

Aber freilich ist es, nach dem was wir eben in diesem Buch erfahren, mit dem Staatsarchiv nicht gethan. Und wenn auch für die Benutzung der andern vielleicht jetzt nicht eben engherzige Grundsätze geltend gemacht werden, so fehlt es denselben doch ganz an der Ordnung und an dem nöthigen Beamtenpersonal, um eine solche in irgend ausreichendem Masse zu ermöglichen. Gewiss ist es ein dringendes Bedürf-

*) Auf seine Anregung richtete Metternich, wie S. 51 erzählt wird, im Jahr 1811 einen Antrag an den Kaiser, die älteren Staatsverträge und Urkunden — 1282, resp. 1306 drucken zu lassen. Wenn es hier heisst: »Es fehle an einem Codex diplomaticum«, so ist das doch wohl, ebenso wie nachher 'St. Maux', für 'St. Maur', nur dem Drucker zu imputieren.

nis, dass auch dafür Sorge getragen werde. Der Verf. berichtet von verschiedenen Plänen, die in der Beziehung verhandelt sind; einen älteren von Dudik behandelt er etwas hart (S. 142 ff.), da derselbe, wenn auch in der beantragten Weise schwerlich ausführbar, doch wohl einzelne beachtungswerthe Vorschläge enthält. Vor allem scheint eine Abtrennung der älteren ganz und gar der Geschichte angehörigen Urkunden und Acten von den Ministerien und eine Vereinigung unter einer oberen Leitung, sei es mit dem Staatsarchiv zusammen, sei es in einem besonderen Reichs- oder Regierungsarchiv, das ganz nach der Art jenes zu organisieren und zu behandeln wäre, wünschenswerth. Ein unter den Beilagen auszugsweise mitgetheilter Vorschlag einer für das Archivwesen, soweit es unter dem Ministerium des Innern steht, niedergesetzten Commission geht weniger hierauf wie auf die gewiss auch sehr der Ordnung bedürftigen Archive der Provinzen ein.

Diese Beilagen enthalten ausserdem theils einige Actenstücke zur Geschichte der Archive, theils Uebersichten über einzelne grössere Archivmassen, die dem Staatsarchiv einverleibt sind, wie ein Verzeichnis der Klöster, aus denen es Urkunden erhalten, Acten die aus dem Staatsrath abgeliefert (da auffallender Weise auch Originalcorrespondenz Friedrich II. und seiner Generäle 1757—1760, 172 St.), Inhalt des »Deutschen Reichsarchivs«, d. h. des Reichshofrathsarchivs, das mit Reichs- und Kurmainzischen Sachen seit 1355 beginnt. Gern hätte man eine solche Mittheilung auch über das erst 1855 nach Wien gebrachte Kurmainzische und Kurerzkanzlersche Archiv erhalten, von denen nur gesagt wird, dass jenes 72, dies 145 Kisten füllte. — Unter Nr. VIII steht auch ein Verzeichnis der Taxen für Adel und Titel schon aus dem J. 1719.

H. Stein, de vetere quodam lexico Herodoteo. 17 S. (Programm des Gymnasiums zu Oldenburg 1871.) in 4.

Diese Schrift behandelt ein Glossar zu Herodotos, welches seltsame litterarische Schicksale seit seiner ersten Veröffentlichung gehabt hat. Es ist wiederholt herausgegeben worden, aber noch bei J. G. F. Franz 1780 erscheint es mit Erotianos und Galenos vereinigt als Glossar eines gewissen Herodotos zu Hippokrates. Der Werth desselben ist gering, indessen knüpfen sich daran einige Beobachtungen des jetzigen Herausgebers, die eine kurze Besprechung desselben in diesen Blättern rechtfertigen. Es ist uns in einer doppelten Gestalt erhalten, in der einen, wie sie einzig der bekannte Miscellancodex des 10. Jahrh. bietet (cod. Coislin. 345), sind die Glossen nach den Büchern des Herodotos geordnet — sie brechen in *ἱστορίας* 9' ab; in der andern Gestalt, wie sie in zahlreichen Handschriften überliefert ist, sind dieselben alphabetisch geordnet. Beide Glossare werden in dem Programm getrennt gegeben, das erste nicht nach der Handschrift selbst, sondern herausgeschält aus der beide Glossare verbindenden Publikation Wesseling's in seinem Herodotos, die sich auf eine Abschrift des codex stützte. Beide stimmen im Wesentlichen überein, doch ist das erste im Ganzen etwas reichhaltiger als das zweite. Die Einzelheiten, die sich bei einer nähern Untersuchung dieses Glossars ergeben haben, stimmen zu den Resultaten, die bisher bei Forschungen über alte Lexika ermittelt worden sind. Die ältere Form desselben, d. h. die nach den Büchern des Herodotos geordnete, ist entstanden aus einer Vereinigung einer Anzahl Erklärungen, welche einem Texte beige geschrieben

waren, und welche offenbar aus currenten Lexicis stammen; dann ist diese Sammlung alphabetisch umgeschrieben worden. Dass eine Anzahl Glossen gar nicht auf Herodotos sich beziehen (p. 12), ist ähnlich wie beim Lexicon des Timaeos zu Platon; ferner auch hier sind beim alphabetischen Umschreiben aus einem Artikel mehrere geworden, indem die zur Erklärung beigefügten Wörter wieder selbständige Artikel geworden und als solche in den zahlreichen Handschriften gleichmässig überliefert sind. Dasselbe und ähnliches glaubte ich für Hesychios annehmen zu müssen (vgl. in dies. Anz. 1867 S. 422 f. Philol. Suppl. III S. 609 ff.) und wenn es hier nöthig wäre, könnte ich noch einige weitere Beispiele dieses Verfahrens beibringen. Damit ist also für diese besonderen Umstände eine allgemeine Veranlassung gefunden, und die Beobachtung, welche im besondern Falle gemacht ist, weist schliesslich auf eine gewöhnliche Praxis zurück und enthält so ihre einfache und leichte Erklärung in äusserlichen Umständen. Wenn ferner derjenige, welcher diese Glossen zuerst am Rande eines Herodotostextes erklärte, auch solche erläutert hat, welche keiner Erläuterung bedürfen, so ist auch dieses Verfahren häufig genug angewendet worden, wie die Vorrede des Galenos zu den Glossen des Hippokrates zeigt. Man machte auch im Alterthume gern »Anmerkungen« zu Texten, wo es deren nicht bedurfte, und schrieb zu dem Ende eben so gern gelehrte Werke aus, wie heutzutage allzu eifrige und besorgte Verfasser von Schulausgaben dies zu thun pflegen. Noch ein anderer Umstand ist hier zu erwähnen. Eine Anzahl Glossen bezieht sich auf Stellen, in welchen diese nicht in der angegebenen Form, sondern zusammengesetzt mit Präpositionen vorkommen, z. B. *ἀλωγήστως* steht im Glos-

sar, bei Herodotos ὑπεραιωρηθέντες (vgl. p. 13). Gleichviel nun, ob sich diese Composita in den zu Rathe gezogenen Werken nicht vorfinden oder ob es dem Glossator geläufig war, zur Erklärung eines zusammengesetzten Wortes sich nach dem einfachen umzusehen, so kann man hier zur Vergleichung die auf etwas Aehnliches hinauslaufende Vorbemerkung heranziehen, welche sich hinter dem Briefe des Hesychios an Eulogios findet: *Δεῖ εἰδέναι τὸν λέξιν τινὰ ζητοῦντα ἐν τῷ λεξικῷ τούτῳ, οὗ, εἰ σύνθειός ἐστιν ἢ λέξις ἣν ζητεῖ, πολλάκις διαιρῶν αὐτὴν εἰς τὰς ἐξ ὧν σύγκειται εὐρίσκει αὐτῆς τὴν ἐρμηνείαν ἐν τῷ ἀρχαίῳ αὐτῆς γράμματι ἐνὸς τῶν μερῶν αὐτῆς. οἷον· ἂν ὕρω ποσίκελος μὲν, ὡς κεῖται ἐν συνθέσει, οὐκ ἔχει, εἰάν δὲ διέλῃς τὴν λέξιν καὶ ζητήσης ἐν τῷ εἰκῳ, εὐροῖς ἂν εἰκελος· ὁμοῖος, ὡς εἶναι τὴν πᾶσαν λέξιν ἀνθρῶπιω ὁμοῖος. καὶ ἐπὶ πολλῶν λέξεων τοῦτο ποιῶν πολλάκις, ὡς εἴρηται, εὐρίσκεις τὸ ζητούμενον.* Das Beispiel passt zu Hesychios: denn ἀνθρῶποσίκελος kömmt nicht vor und das Lexikon bietet εἰκελον ὁμοιον. Und überhaupt muss man doch sagen, dass eine solche Gebrauchsanweisung von einem allgemeinen Lexikon, welches nicht auf einen speciellen und ganz bestimmten Kreis beschränkt ist, ganz am Platze ist bei dem eklektischen Charakter der alten Lexicographie. Selbst wenn also jene Notiz nicht ursprünglich zum Lexikon des Hesychios gehörte, so würde man sie doch nur sachgemäss finden können. Man hat sie aber, wie ich glaube, dem Hesychios mit Unrecht abgesprochen (vgl. C. F. Ranke de lexici Hesych. etc. p. 28, 27. M. Schmidt IV p. CXXXI). Denn das, was gegen die Aechtheit geltend gemacht worden ist, dass dieser Zusatz seltsamer Weise mit *Δεῖ δὲ εἰδέναι* an den Brief angehängt sei, nachdem er bereits seinen förmlichen Schluss erhalten habe, beruht auf einem Versehen. Die Handschrift hat das *δὲ* nicht; auch hat nicht etwa Musuros diesen gan-

zen Zusatz gemacht. Und wenn genau dieselbe Notiz, nur mit den einleitenden Worten: *ὁν θεῶ ἀρχόμενον εἰς τὸ λεξικὸν γράφομεν ταῦτα δεῖ εἰδέναι* etc. im Cyrillus Mosqu. wiederkehrt, so beweist das doch wohl eher, dass diese Bemerkung eine technische Formel war, welche gerade so allgemeine Geltung hatte, wie gewisse Gebrauchsanweisungen in heutigen Lexicis und dergl. Büchern wiederkehren und es dabei nicht vermieden wird, die von andern gebrauchten Ausdrücke wieder zu gebrauchen. — Nur sehr wenige Glossen finden sich, welche nicht anderwärts mit derselben Erklärung versehen vorkämen (p. 13), namentlich berührt sich dieses Glossar mit dem sogenannten Zonaras und Suidas; einige Bemerkungen über die Compilation der Glossen bei Suidas sind dabei lehrreich (p. 14 f.). Für jenen Namen wird hier überzeugend als wirklicher Verfasser des Lexikons ein nicht näher bekannter Antonius Monachus substituiert (p. 16 f.). Gelegentlich ergibt sich (p. 15) aus einer Glosse des behandelten Glossars, dass bei Hesychios IV p. 138, 400 ein besonderer Artikel aus den dort an ungehöriger Stelle eingeschalteten Worten so herzustellen ist: *τέλη τὰ ἀναλώματα. καὶ τὰ συνέδρια τῶν ἐν ἀρχῇ. καὶ τὸ συντελεῖν εἰς τὰ γμα. τάξις* (denn *τάξις* hat der Verf. wohl nur aus Versehen stehen lassen). Wie der Fehler entstanden ist, lässt sich nach der herodoteischen Stelle *κατὰ τέλεα* (I 103) vermuthen. Für die weitere Vermuthung des Verf., dass bei Hesychios dieses Citat. ausgefallen sei, fehlt jeder Grund; denn dass sie im Glossar und bei Suidas citirt ist, berechtigt keineswegs zu dieser Meinung (vgl. Philolog. Suppl. III S. 572 ff.). — Es mag noch gestattet sein, hinzuzufügen, dass H. Stein den Gegenstand in einer für den Leser übersichtlichen und bequemen Weise behandelt hat.

Weimar.

Hugo Weber.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 28.

12. Juli 1871.

Thesaurus syriacus. Collegerunt Stephanus M. Quatremère, Georgius Henricus Bernstein, G. W. Lersbach, Albertus Jac. Arnoldi, Carolus M. Agrell, J. Field, auxit digessit exposuit edidit R. Payne Smith. Fasciculus II. ۱۲. Oxonii e typographeo clarendoniano 1870. Spalte 429 bis 796 grösstes Quart.

Ueber die Grundsätze, nach denen mir ein syrisches Wörterbuch ausgearbeitet werden zu müssen scheint, habe ich mich wiederholt öffentlich ausgesprochen: weder meine weiteren Studien noch die beiden bis jetzt vorliegenden Hefte des oxforder Thesaurus syriacus haben meinen Glauben an die Richtigkeit jener Grundsätze irgendwie erschüttert. Indem ich im Grossen und Ganzen auf meine früheren Aeusserungen über die Sache verweise, gebe ich hier nur einige Bemerkungen, welche zur Ergänzung und Erläuterung des ehemals Gesagten dienlich sein mögen.

Es handelt sich an erster Stelle um die Quellen, aus denen ein Lexikograph der syri-

schen Sprache schöpfen soll. Herr Payne Smith stellt da oben an die Wörterbücher des Bar Ali und des Bar Bahlul und was an ähnlichem ihm zur Hand ist: er benutzt es für seine eigene Arbeit, und theilt in ihr mit, was ihm wichtig scheint. Ich hingegen sage: Bar Ali und Bar Bahlul müssen vollständig gedruckt sein, bevor sie für ein syrisches Wörterbuch verwendet werden dürfen.

Sie müssen das zuerst, weil jeder, der sie nur in den Handschriften benutzt, sehr häufig in die Lage kommen wird zu irren. Er kann nämlich diese Bücher in den Handschriften unmöglich so durcharbeiten, wie er es thun könnte, wenn sie gedruckt vorlägen, und niemand kann ihn kontrollieren, der nicht (und selten genug wird jemand in so günstiger Lage sein) Manuskripte der syrischen Lexikographen einzusehen vermag.

Nicht immer wenigstens ist Herr Smith ein Achilleus gewesen, dessen Lanze nach der Verwundung auch heilte, wie dies etwa unter ארנגן 368 zum Glücke wenigstens für solche Telephusse, die syrisch lesen, der Fall ist. Es handelt sich um das syrische Wort für πορφυρα: Addit BB. hanc tincturam paratam esse ex muricis sanguine et cocco: pastorem autem colorem muricis a cane eius capti primum notasse. In suo tempore autem non amplius exstitisse, quamvis semel a chalifa Mamun in urbe Damasco visum. Es ist schwer zu begreifen, wie etwas, das nicht mehr existiert, doch noch Einmal gesehen werden kann. Zum Glücke druckt Herr Smith Bar Bahluls Text selbst ab, beiläufig gesagt ohne zu wissen, dass er das Geschichtchen auch Analecta 201, 23 finden kann. In diesem Texte steht הנא צובעא לא שכיה לורן = diese Art zu färben kommt bei uns nicht vor. Da

ist לִנְתָן gesagt vom Raume, nicht von der Zeit. Zur Begründung wird erzählt, dass die πορφυρά ein Produkt der See sei: natürlich konnte man etwa in כִּירְהָן keine Purpurschnecken haben. Zum Schlusse heisst es, auch der selige Theologus gedenke der Sache, und dann וַאֲנִי בִּזְכוֹן הִנָּה אֲחֻזִּי. וְשִׁירִי בְּמִלְכוּתָהּ. Da muss nun allerdings geschrieben werden וַאֲנִי und אֲחֻזִּי, und muss man weiter dies וְשִׁירִי zu אֲחֻזִּי ziehen = und auch zu unsrer Zeit (Gegensatz zu der des seligen Theologus) ersah man (konnte man ersehen) die Wahrheit der Sache, als der Chalif Mamun in Damascus war: bis zu dieser Stadt mochten sich Purpurschnecken vom Mittelmeere aus allenfalls bringen lassen. Wäre der Originaltext hier nicht zufälliger Weise durch Herrn Smith selbst zugänglich gemacht worden, so hätte ein neuer Beckmann auf Grund der lateinischen Worte berichten können, zu Bar Bahluls Zeit habe es keinen Purpur mehr gegeben, da in Wahrheit ein Zeitgenosse des Mamun, der im Binnenlande gelebt haben muss, aussagt, bei ihm zu Lande gebe es keine πορφυρά, da diese ein Erzeugniss des Meeres sei: Mamun selbst habe in Damaskus die Richtigkeit der alten Berichte über die πορφυρά feststellen können.

575 wird בָּקָל = arabischem baqqāl durch englisches grocer erklärt, und dann fortgefahren: In alio loco exhibet [Bar Bahlul] דְּמִיָּא בָּקָלָא cum expos. מִרְכָּר לְהוֹן יְשׁוּעַ בּוֹכָה בְּכַמְמָנָא וְשִׁלְפוּחָא. ואמר דְּמִיָּא לְכַרְפָּסָא וְעִקְרָהּ כּוּמָק וְיָדַי בָּקָלָא דְּמִיָּא in בָּקָלָא sei baqqāle zu sprechen: er hat uns durch Ausschreiben der Stelle den Irrthum erspart einen Viktualienhändler mit »Wasserkohl«, einem Kraute zu verwechseln, das bei oder gegen die שִׁלְפוּחָא medicinisch benutzt wurde: Geopon. 105,22 111,3.

Wir lesen bei Payne Smith 465: בוכתי liberator, בוכתי ומצטינא חד אנון, BB. sub מצטינא. Vox forte corrupta e βουθός. Nun steht aber im Bar Bahlul: בכחבא דפרסנא אמר דהנון דנפלין על גמלא דסקרין ולא שבקין להון למקטל לאנש ומפצין להון מנהון בחכיושא דעמדהון בוכתי למפצנא חד אנון. Darnach haben wir es hier mit dem sattsam besprochenen bukhtî zu thun, welches bereits Bochart (dritte Ausgabe der Werke) II 87, 12 bekannt war: vgl. Damîrî I 143 [der bûlâger Ausgabe], der den Bukhârî und Mubarrad im Kâmil citiert: siehe ausserdem Quatremère zu Raschideddîn I 167, Notices et Extraits XIV* 236, auf welche beiden Stellen Vullers unter dem Worte verweist. Den Fehler des Herrn Smith konnte Niemand verbessern, dem nicht ein handschriftlicher Bar Bahlul zur Verfügung steht: מצטינא würde bei den Oxfordern unter ה, also voraussichtlich im Jahre 1885 abgedruckt werden: mindestens also bis dahin würde sich die Notiz, dass בוכתי (in Wahrheit eine Kamelart) liberator bedeute und vielleicht = βουθός sei, fortgeschleppt haben, wenn ich nicht hiermit den Sachverhalt veröffentlichte.

Sodann ist es ein unangenehmes Gefühl für uns, die Gerichte, welche aus Bar Ali und Bar Bahlul aufgetischt werden, so vor unsern Augen zubereiten zu sehen, wie dies bei Herrn Smith geschieht. Die verschiedenen Handschriften der beiden Lexikographen weichen gelegentlich recht sehr von einander ab: sollen wir im Wörterbuche alle die Varianten jener mit in den Kauf nehmen, wohl gar selbst unter ihnen auswählen, und am Ende doch das Bewusstsein haben, dass noch wesentliches zurückgehalten worden ist? Und letzteres ist in der That der Fall: nicht selten fehlt wenigstens der Name des Ge-

währsmannes, auf dessen Autorität die Mittheilung des Lexikons beruht, oder der Name des Dialektes, dem das Wort angehört, oder fehlen andere Kleinigkeiten, welche wir Deutsche unliebenswürdig genug sind, für nicht so ganz unbedeutend zu halten als Herr Smith es zu thun scheint. Wir müssen also den Bar Ali und Bar Bahlul als Texte vor uns haben, wie die Peschitthä und den Farhäd oder Ephraim, mit allen erreichbaren Varianten am Rande, und werden dann unsern Thesaurus nicht mit bedenklichen und rein nach Willkühr gemachten Auszügen aus Bar Ali und Bar Bahlul aufzuschwellen brauchen, sondern auf jene beiden verweisen, wie wir es auf Ephraim und Assemani thun.

Ferner würde eine Ausgabe des Bar Ali und Bar Bahlul den Herausgeber nöthigen oder, falls dieser Herausgeber seinen Pflichten nicht genügt hätte, dem Leser ermöglichen, das in den Büchern jener beiden Syrer aufgespeicherte Material unter gewissen allgemeinen Gesichtspunkten zu betrachten und dadurch, das heisst durch Zusammenstellung von sachlich verwandten Artikeln, Missverständnisse hintan zu halten.

Zunächst: welche sind die Quellen des Bar Ali und des Bar Bahlul? Es ist doch bei Hesychius und Suidas, bei Festus und Nonius, und wie die Guten alle heissen, nicht gleichgültig, woher sie ihre sieben Sachen genommen haben: und bei Bar Bahlul sollte es gleichgültig sein, der uns so viel ferner steht als jene Römer und Griechen, und der als Semit die Praesumption von vorne herein für sich hat, manches goldene und silberne Gefäss aus Aegypten entlehnt zu haben? dem man scharf aufpassen muss, ob er nicht aus Aristoteles und Dioscorides bezogen

hat was er an irgend einen Schreibfehler anknüpft oder mit einer semitischen Originaleselei in Verbindung bringt. E. Castle hat in der Vorrede zum Lexicon heptaglotton eine Liste der von dem Manne mit dem ominösen Namen ausgezogenen Schriftsteller geliefert, Lorschbach dann in seinem Archive Bemerkungen zu dieser Liste gemacht, und schliesslich auch Gesenius im halleischen Pfingstprogramme für 1834 (4 ff.) allerrhand darüber zum Besten gegeben, Herr Payne Smith aber hat sich offenbar nie gefragt, woher das Werk zusammen gekommen ist, das er täglich unter Händen hatte und hat.

Er sagt 592: **בר סרשוי** Ananjesus Bar-Sarvashvi, minus recte Bar-Serushvai dictus, episcopus Hirtensis, a Bar-Bahlule passim laudatus, imprimis in Graecis vocabulis, C. S. B. 620, 626. Ar. vocatur **ابن شروسيه**. Apud nos laudatur ut BS., it. **בר סר**. Jene Buchstaben C. S. B. bedeuten den sechsten Band des Verzeichnisses der oxforders Handschriften, ein Buch, das ich nicht einsehen kann: vermuthlich werden die meisten Leser des oxforders Thesaurus in diesem Punkte nicht glücklicher sein als ich. Ohne Zweifel ist nun in jenem Catalogus alles erklärt, was man zu wissen wünscht: alle Fragen des bekannten Chrienreceptes müssen beantwortet werden. Zuerst erinnert man sich an den Serosch der Perser, den Qraoscha der Baktrier: man findet daher das anlautende Schin der Araber auffällig, und noch auffälliger, dass Herr Smith dem auslautenden Hâ gelegentlich die Punkte gibt, welche das Herabgekommenensein des Hâ aus altem t und semitischen Ursprung oder doch völlige Semitisierung des Wortes anzeigen, in welchem sie stehn. Man erinnert sich an die alte Streitfrage über die Aussprache der

Sylben **ררר**, über die der Kürze wegen nur auf S. de Sacys anthologie grammaticale 40 151 verwiesen werden soll: auch auf Lagardes gesammelte Abhandlungen 228, 30 konnte man Bezug nehmen. Nun wissen wir es also: der Name heisst Sarvashvi, minus recte Serushvai. Uebrigens ist die Aussprache Sarvaschvi aus dem codex Huntingdon 157 geflossen, in dessen berliner Abschrift sicher wenigstens einmal die Vokale so gegeben werden wie bei Smith: man erwartete Srausch'waih oder Srôsch'wêh. Dass dieser Sohn eines persischen Vaters (vergleiche in meinen Abhandlungen die Anmerkung zu 8, 16) vorzugsweise bei griechischen Wörtern angeführt werde, ist mir übrigens nicht erinnerlich. Die vielen andern Fragen, die man bei dem Artikel auf der Zunge hat, unterdrücke ich mit Rücksicht auf »C. S. B. 620, 626«, doch hätte ich gewünscht wenigstens die Citate Assemani BO III, 261, Gesenius de Bar Alio I 9 und die Angabe zu finden, dass Bar Serôsche-waihi um 900 nach Christus gesetzt wird.

Auf derselben Seite: **בר סרפיון**, it. **בר סראפיון**, Joannes Bar-Serapion sc. **يوحنا بن سراپيون**, medicus nobilis, cujus libri duo de medicina Syriace scripti a Bar-Bahlule Arabice versi sunt: unde multa ad medicinam pertinentia sumpsit BB. De eo cf. Ibn Bait. ii. 778, Casiri i. 261, Wüstenfeld 49. 83. Ich glaube nicht, dass irgend ein Sachverständiger, sei er Botaniker, Mediciner oder Philologe auf Sontheimers Ebn Baithar (denn der ist jener Ibn Bait.) sich verlassen werde — zum Ueberflusse lese man in diesen Anzeigen Wüstenfeld 1841, 1089. 1843, 1669 und Dozy ZDMG XXIII 183 —, Herrn Smith ist hier und anderswo sein guter Glaube an Sontheimer schlecht bekommen. Wüstenfeld, dessen citiertes Buch (Geschichte

der arabischen Aerzte und Naturforscher) Sontheimer flüchtig und Herr Smith vermuthlich gar nicht angesehen hat, erzählt 49, also in der dritten, von 300 bis 400 der Hira reichenden Periode, von Ibn Serapion, einem Zeitgenossen unsres ersten Konrad, der englischen Könige Eduard I und Athelstan, und 83 in der vierten Periode, von Serapion, von dem er sagt, er könne nicht vor dem Ende des eilften Jahrhunderts christlicher Rechnung geblüht haben. Sontheimer und nach ihm Herr Smith haben also Ibn Serapion und Serapion, einen Schriftsteller vom Jahre 910 und einen vom Jahre 1090 zu einem einzigen Menschen vereinigt. Der ältere Bar Serapion, wahrscheinlich der Sohn eines Griechen (vgl. wieder Abhandlungen 8, 16 Anm.), auch unter dem Namen Janus Damascenus vorkommend, ist vielleicht schon ans Ende des achten Jahrhunderts zu setzen. Nothwendiger Weise musste hier auf Ernst Meyers liebenswürdige, gründliche und höchst interessante Geschichte der Botanik III 234 verwiesen werden, welche Geschichte Herrn Smith, der überhaupt nicht selten mit Gelehrten zehnten oder noch tieferen Ranges arbeitet, gänzlich unbekannt geblieben ist. Ben Behlul ist übrigens noch durchaus nicht ohne Weiteres = Bar Bahlul, wie Herr Smith glauben muss, da er das eine für das andere setzt: es gibt einen Arzt Iskender Schah ben Bahlul bei F. R. Dietz *analecta medica* I 171, über den mehr beizubringen ich kein Interesse habe.

Was ist richtig, כתבא דפרדיס oder כתבא דפרסיא? Die beiden mir jetzt vorliegenden Handschriften des Bar Bahlul geben das erstere, Huntingdon 157 das letztere. Ist mit G. H. Bernstein ZDMG I 350 (an einer Stelle, wo Bernstein guten Rath ertheilt) das Paradies des Palladius oder Hera-

clides [Cave unter letzterem zum Jahre 401] oder das des כבד־שׁוּר für gemeint zu erachten (Assemani BO III* 326 ZDMG VII 113), das Hariris Makamen nachahmt und dessen Verfasser so viel ich weiss 1318 gestorben ist, das nicht vom alten Bar Bahlul selbst, sondern nur von dessen Ergänzer benutzt werden konnte? Man sieht, dass es wirklich von einigem Interesse ist zu erfahren, was denn eigentlich von Bar Bahlul [um 950] als Quelle gebraucht worden ist, eine syrische Uebersetzung einer Mönchslegende oder des Ebbêdhjêschû [um 1300] syrische Makamen oder ein Buch der Perser, das mit den כְּתוּבֵי יִשְׂרָאֵל auf einer Linie stehn könnte, welche Bar Bahlul mehrfach anführt. Hier ist unbedingt eine litterarhistorische Untersuchung von Nöthen, welche geführt sein muss, bevor man ein syrisches Wörterbuch unter dem anspruchsvollen Titel Thesaurus herauszugeben unternimmt.

Ein zweiter Punkt, den man ins Auge fassen könnte, wenn Bar Bahlul vollständig herausgegeben wäre, ist das Naturgeschichtliche. Mir scheint unumgänglich den Dioscorides, für dessen griechischen Text wir skandalöser Weise noch keinen Apparat haben, und die orientalischen Uebersetzungen des Dioscorides durcharbeiten, bevor man daran geht, die naturgeschichtlichen Artikel des Bar Bahlul für ein eigenes Wörterbuch zu benutzen: jedenfalls aber ist es rein unmöglich, botanische Glossen der ersten Buchstaben des Alphabetes für den Druck zurecht zu machen, ehe man über die wahre Form der betreffenden Wörter und die Entstellungen derselben völlig im Reinen ist, und dahin kann man, wenn man von einem eigenen Studium des Dioscorides absehen will, nur durch Register zu einem mit

allen Varianten in übersichtlichem Drucke vorliegenden Bar Bahlul gelangen. In Oxford steckt die arabische Uebertragung des Dioscorides von Stephanus mit den Zusätzen des Syrsers Hunain ibn Ishâq (Uri 573, vgl. F. R. Dietz *analecta medica* I 9) und stecken mehrere Handschriften des Ibn Baithâr, in denen der Dioscorides sich ebenfalls, wie ich glaube, vollständig, findet: es wäre nicht gut, wenn sich nicht mit deren Hülfe die homonymia hyles iatrices im Chalifenreiche sicher herstellen und ausserordentlich vieles im Bar Bahlul, das, wenn man jede Glosse einzeln betrachtet, dunkel bleibt, auf Reine bringen liesse. Welche Unsumme alberner Schreibfehler wäre dem Thesaurus erspart geblieben, wenn Herr Smith den von mir längst vorgeschlagenen Weg hätte gehn wollen! Wenn die Oxforder uns nur den Bar Bahlul drucken, übernehmen wir Deutschen schon das Weitere in dieser Frage, da jetzt Handschriften des Ibn Baithâr bei uns genügend vorhanden sind und durch Ernst Meyer die Geschichte der Botanik eine recht übersichtliche Wissenschaft geworden ist. Wenn ich auf Botanisches und (um das hier gleich mit zu erwähnen) auf Besprechung der syrischen Dialekte nicht eingehe, so geschieht dies, weil ich meine Klinge in diesem Kampfe für zu viel länger und schärfer halte als die des Herrn Smith, als dass es fair wäre, mich mit ihm einzulassen: vgl. Abhandlungen 38, 17 177, 5 Beiträge zur baktrischen Lexikographie 79, 21. Ich will für die Botanik diesmal nur zur Probe auf בולמא 468 und בר ששן 599 aufmerksam machen. Herr Smith, nachdem er dem Leser das Wort בר ששן als *malus punica sylvestris* erklärt hat, fügt hinzu, es bedeute auch piper, *bacca piperis* und پشدندن: die Aus-

wahl ist reichlich, und nur gut, dass niemand mehr syrisch zu reden braucht: sonst wäre es ganz nett in einem syrischen Wirthshause zum Schinken בר ששנן zu verlangen und Granatäpfel zu erhalten. Unter בולמא 468 erfahren wir, dass dafür בוטהלמן = *βοῦθηλαμον* herzustellen ist: vgl. aber bulâm bei Freytag. Und so etwas findet man in einem Thesaurus! Die dialektischen Glossen theilt Herr Smith nicht vollständig mit: ich habe, da ich selbst zu der Arbeit nicht kommen konnte, einen jüngeren, sehr sorgfältigen und kenntnissreichen Gelehrten veranlasst, den Bar Ali herauszugeben: aus dessen Registern wird man sich hoffentlich noch im laufenden Jahre des weiteren über diese Glossen belehren können.

Was von der Botanik, gilt von der Astronomie, der Chemie (den כמלאא) und vielen anderen Wissenschaften, deren Geschichte Herrn Smith hätte bekannt sein müssen, wenn er den Bar Bahlul und Bar Ali, statt sie herauszugeben und durch Register für die Einzeluntersuchung nutzbar zu machen, gleich in seinen Thesaurus hineinarbeiten wollte. Es verdriesst mich, über so äusserst einfache Sachen noch ein Wort zu verlieren, nachdem ich mich schon 1866 genügend darüber ausgesprochen habe.

An zweiter Stelle benutzt Herr Payne Smith die gedruckten und nicht wenige handschriftlich ihm zugängliche syrische Bücher. So sieht es wenigstens aus. In Wahrheit aber sind es die Sammlungen dreier Deutschen, welche man auch auf dem Titel des Thesaurus syriacus dankbar genannt findet, G. W. Lersbach, A. J. Arnoldi, G. H. Bernstein: eines Franzosen, S. Quatremère: eines Engländers, F. Field, zu denen für das zweite Heft noch die eines Schweden,

K. M. Agrell gekommen sind. Es ist leicht zu erkennen, was die einzelnen Genannten beige-steuert haben. Die drei Deutschen und der Schwede haben überwiegend Assemanis Bibliotheca Orientalis, weniger die Acta Martyrum und den Ephraim ausgezogen: Quatremère schöpfte aus pariser Handschriften: Field meist aus den syrisch-hexaplarischen Uebersetzungen des alten Testaments. Dazu hat dann Herr Smith seine beim Katalogisiren der syrischen Handschriften Oxfords gemachten Notizen aus diesen oxforder Codices und Mittheilungen aus weiterer eigener Lesung gethan. Man sieht, das Werk ist regellos genug zusammengebracht.

Vor allem fehlt unter den Quellen ganz Antonius Rhetor, den ich in London entdeckt und auf den ich in der Vorrede zu den Geoponikern aufmerksam gemacht habe. Es freut mich mittheilen zu können, dass das Buch des Antonius in Deutschland gedruckt werden wird: ich habe dem Herausgeber gerathen, dem Drucke desselben statt der Anmerkungen und einer Uebersetzung (welche letztere beim Stande unserer Kenntnisse dürftig genug ausfallen würde) eine Konkordanz beizugeben. Sodann fehlt so gut wie ganz Aphraates oder Farhâd, der weise Perser. Wright hat die Aushängbogen seiner Ausgabe an Smith schon für dessen ersten fasciculus mitgetheilt: sie sind für diesen, wie Herr Smith selbst sagt, wenig, für den zweiten (wie es scheint) noch weniger benutzt worden. Ich halte das für einen grossen Fehler, da Farhâd kein Uebersetzer und in jeder Weise ein interessanter Mann ist.

Als ich 1852 nach London gieng, war meine Absicht den Text der syrischen Bibel mit Hülfe der nitrischen Handschriften nicht sowohl zu

bessern als festzustellen. Cureton wies aber sofort auf dem Umschlage eines seiner Bücher eine gedruckte Anzeige vor, nach welcher die Delegates of the Oxford University Press die Herausgabe der syrischen Bibel, zunächst des alten Testaments, ihm übertragen hatten. So musste mein Plan unausgeführt bleiben: ich wünschte wenigstens für das neue Testament auf denselben zurückkommen zu können, da Cureton, dessen syrischer Evangelientext damals schon gedruckt war, die von ihm übernommene Arbeit nicht ausgeführt hat. Manches lässt sich ohne Handschriften bessern, ein gut Theil mehr als G. H. Bernstein ZDMG III 387 ff. zu bessern versucht hat, wie Isajas 10, 4 דמחורתי zu חנפא oder 10, 5 חלפא zu חנפא oder 10, 14 בנחא zu בינחא oder 11, 3 נדנח zu נדנח oder 14, 11 דמית zu ימית oder Thess. II 1, 7 נחא zu נחא (noch der armenische Ephraim hangist). Man wird aber doch wünschen in allen solchen Stellen die Handschriften einzusehen, so wenig man sich bedenken wird über diese Handschriften nöthigenfalls hinauszugehn. Herr Professor Brugsch übersandte mir im vorigen Sommer ein syrisches Buch mit der Bitte, es zu bestimmen: es war ein aus verschiedenen Manuskripten zusammengestoppertes Tetraevangelion: in ihm glaubte ich Blätter des Curetonischen Syrer zu erkennen: zu näherer Untersuchung fehlte die Zeit und die Musse. Dieser Curetonsche Syrer bezeugt, was die Textgestalt der Peschithta jedem mit der Geschichte des neutestamentlichen Textes Vertrauten förmlich zuschreit, dass die Peschithta, wie sie jetzt vorliegt, einer systematischen Korrektur unterworfen worden ist. Im leydener Bar Ali erfahren wir, dass im Lucas das Wort אכרנא für Hahn vor-

kam: wo ist das hin? Herr Payne Smith hat 176 nicht einmal für nöthig erachtet aus Huntingdon 157 aufzunehmen, dass die Notiz im לעל לשנא heisse der Hahn אכרנא, aus Bar Serôschewaih stammt. Herr Smith selbst berichtet 584, dass Bar Bahlul »in Lib. Samuelis« pera gelesen, wo sich in nostris codd. I Sam. xvii 40: der Araber hat dort مخلص. Wie aber, wenn (denn das wird doch dagestanden haben) in die Präposition ב und רגוזה (vgl. arabisches rigâza) zu trennen? und wenn dies Wort an andern Stellen desselben Buches »1 Sam. 6, 8. 11. 15« sogar von Castle s. v. nachgewiesen würde? und wenn der Araber dort eben jenes مخلص brauchte, welches er »I Sam. xvii. 40« anwendet? vgl. רגוס γλῶσσος beim Syrer Tobit 9, 5 und hebräisches אָרָגוּ. Bar Bahlul war hier wie oft bahlûl, und Herr Smith arbeitete zu hastig und unvorbereitet, um ihm gehörig auf den Dienst zu passen.

Wollte Herr Smith trotz der Unsicherheit des Textes die Bibelübersetzung der syrischen Kirchen benutzen, so konnte er es nur an der Hand der Konkordanzen thun. Dadurch wäre, sofern eine Induktion sämmtlicher Stellen vorgenommen worden wäre, manchem Irrthume begegnet worden. Für einzelne Wörter scheint eine solche Arbeit mittelst der für das hebräische und griechische vorhandenen Hülfsmittel gemacht worden zu sein, bei den meisten wird sie vermisst, und ist in Folge davon, wie mich bedünken will, die syrische Bibel des alten Testaments entschieden für den »Thesaurus« nicht ausgenutzt.

Ein gleiches muss von Ephraim und leider

auch von allen in unserem Jahrhunderte gedruckten syrischen Büchern gesagt werden. Die sieben Bände Texte, welche ich selbst veröffentlicht, sind noch verhältnissmässig sorgsam behandelt, wie man ja Schneeglöckchen nicht sowohl wegen ihres Werthes, als weil es die ersten Kinder des Frühlings sind, in Ehren zu halten pflegt: nur die Didascalia ist ungebührlich verschmäh't, und Titus von Bostra war wohl zu schwer. Allein (und man wird mir über den Punkt ein Urtheil zutrauen, auch ohne die gleich folgenden Beweise) genügend genau sind meine sieben Bände nicht gelesen. Meine Nachfolger kommen erst recht schlecht fort, und Herrn Smiths syrischer Cyrill zum Beweise, dass hier keine Missgunst vorliegt, mit am schlimmsten: des Farhâd gedachte ich schon oben. Man braucht wirklich nur in die Taschen zu langen, um dem Herrn Smith zu seinen Artikeln etwas zuschenken zu können. Ich greife ein Paar interessante Ausdrücke aufs gerathewohl heraus. Unter ܐܢܐܢܐ fehlt die Verweisung auf das Pehlewi gadman und auf alles, was B. Dorn vom Bulletin hist. philol. XII 397 an über dies gesagt, fehlen die Citate Analecta 157, 27 166, 17 176, 22 Lagarde Abhandlungen 16 Hoffmann herm. 162. Unter ܐܢܐܢܐ Didascalia 86, 22 Reliquiae 22, 4 23, 25 Analecta 162, 24 175, 16 195, 23 Titus von Bostra 9, 18 20 22 34 10, 3 37, 29 44, 3 45, 12 46, 4 50, 15 30 34 52, 3 7 24 54, 7 23 55, 19 56, 8 30 35 58, 17 59, 6 27 60, 12 13 64, 11 25 68, 22 32 69, 28 30 35 Clemens recognit. 150, 12 13 14 163, 14 164, 20 165, 1: unter ܐܢܐܢܐ (über diese emphatischen Albernheiten siehe Abhandl. 5, 30) Geopon. 84, 23 Titus von Bostra 9, 21 62, 15 64, 28 83, 20 Clemens 134, 17 150, 15 Hoffmann herm. 162: unter ܐܢܐܢܐ Lagarde Reliquiae graec. xxii 4 (das sind alles nament-

lich ein Paar Fehlern des Thesaurus gegenüber nichts weniger als gleichgültige Stellen, und ich könnte die Liste unschwer um das Doppelte vermehren). Unter **לגמר** *Analecta* 62, 23 155, 15 Titus von Bostra 38, 3 48, 30 50, 33 51, 5 54, 1 55, 7 56, 24 31 57, 22 24 58, 20 59, 22 64, 15 65, 35 69, 11 74, 16 27 75, 15 78, 18 83, 20 90, 12 117, 35 125, 9 170, 22. Unter **בר שמה** *Analecta* 158, 27 158, 18 189, 15 Clemens 150, 24 (ebenfalls zur Verbesserung eines Smithschen Fehlers) Titus 56, 3 4 Lagarde *Abhandlungen* 106, 34 ff. Und so fort *cum gratia in infinitum!*

Weiter ist es ein empfindlicher Mangel des Thesaurus syriacus, dass sein Herausgeber sich gar keine Rechenschaft über die Bedeutung der syrischen Litteratur gegeben hat. Der Werth dieser Litteratur liegt nicht zum kleinsten Theile darin, dass sie eine Uebersetzungslitteratur ist, und uns alte Handschriften der übersetzten Bücher, mitunter sogar ganze verloren gegangene Werke, hebräische, griechische, persische, wiederschafft. Mit den persischen meine ich etwa *Qalilag weDamnag*, das nun endlich in Deutschland ist und zum Drucke vorbereitet wird: an hebräischen ist die eine Textgestalt des *Jesus Sirach* zu nennen: der Umstand, dass *Sirach* meine Ausgabe der syrischen Apokryphen eröffnet, hätte darauf hinweisen können, dass ich in Betreff des syrischen *Sirach* die Ansicht *Bendtsens* theile (Herr *Smith* gibt für den *Sirach* dem Syrer stets ein griechisches Original): endlich griechisches ist ja in Massen übersetzt. Bei dieser Lage der Sache war es unumgänglich bei jedem syrischen Worte vollständig anzugeben, welchen hebräischen und welchen griechischen es entspreche, und zwar mussten da die verschiedenen Uebersetzer geschieden werden. Nur

wenn dies in aller Vollständigkeit geschehen ist, können wir den »thesaurus syriacus« brauchen, um aus syrischen Uebertragungen verloren gegangene Texte zu rekonstruieren und schlecht erhaltene zu bessern. Wir bedürfen, wenn wir es ernst meinen, recht grober und langweiliger Arbeit um syrisch zu verstehn, und ein Thesaurus syriacus ist dazu da diese zu erleichtern.

Die philologische Bildung des Herrn Smith ist entschieden ungenügend. Ich kann natürlich in diesem Punkte wie in allen übrigen, welche die Anzeige des oxforder Thesaurus syriacus berühren muss, nur auf einzelnes hinweisen, da zu Mehrerem der Raum entgeht.

Hat die hebräische Grammatik תְּכִלִּית, תְּכִלִּית, תְּכִלִּית, תְּכִלִּית, תְּכִלִּית noch nicht als Infinitive der zweiten Form erkannt (denn auch תְּכִלִּית wird durch תְּכִלִּית erwiesen), so mag es Herrn Smith hingehn, dass er über die analogen syrischen Bildungen (צבחה II und Femininalformen wie »חשמשחא«, »חכשחא«) nicht im klaren, und dass ihm der Gedanke nie gekommen ist, etwa גִּמְר (II גמר von) גִּמְר (I גמר) zu unterscheiden: Beachtung der Erweichung und Verhärtung der בגימטרה hätte ihn darauf aufmerksam machen können, dass zum Beispiel דוכי mit hartem ך so gut wie »דוכי« αὐτοκατασφραγισα gehört, und hätte ihn veranlassen müssen die Ableitungen der Steigerungsformen der Wurzel von den Ableitungen der einfachen Form derselben überall zu sondern.

Der Artikel ברורה 607 608 ist reich an Fehlern und Auslassungen. Ich erlaube mir daran zu erinnern, dass man zunächst eine Verweisung auf die einschlagende Abhandlung von Olaus Celsius und andre botanische Schriften vermisst. Sodann werden die Worte Bar Bahluls

בצ' ברוחאון וברוחון. ברוחא דהרה אבהול איהו
 »Formae vocis corruptae sunt ברוחאון, ברוחין, אברוס.
 Syriace est אבהול«, während dieselben bedeuten »in Einem Codex findet sich ברוחאון und
 «ברוחון», das heisst die von Dioscorides I 104
 angegebenen Namen *βαγαθρον* (der Syrer las
 also wohl *β[α]γυθρον*) und *βαγυτων*, welche
 Herr Smith naiv genug ist bald nachher selbst
 zu citieren, sind auch in syrische Handschriften
 eingedrungen: danach fängt eine neue Glosse an,
 deren אברוס in einer mir vorliegenden Hand-
 schrift Bar Bahluls aus dem dreizehnten Jahr-
 hunde geschrieben und nirgends als
 eine forma corrupta bezeichnet wird. Drittens
 ist אבהול nicht geradezu syrisch genannt: das als
ἐπικούλ, ἐβούλ auch zu den späteren Griechen
 gewanderte Wort ist, wie meine Abhandlungen
 zeigen konnten, eranisch. Viertens wird in dem
 Artikel ברוחא (vgl. *براية*) = Sägespäne und
 ברוחא = *Juniperus Sabina* nicht geschieden:
 da doch letzteres ein wurzelhaftes ח hat, erste-
 res eine Ableitung der Wurzel ברה ist. Ich
 könnte noch fortfahren, allein mir kommt es
 jetzt nur auf die Anfangsworte des Smithschen
 Artikels an: ברוחא, Heb. ברוש mutata ח in ח
 et addita א, quasi ברוח forma absoluta esset;
 exstat etiam ברוח, Cant. i. 17. Keine Ahnung
 davon, dass das im Consonantismus ältere
 Niedersemitische, wie ich das Aramäische ge-
 flissentlich wiederholt genannt habe, mit seinen
 ח ה ד ursprünglicher ist als das Hoch- und Mittel-
 semitische mit ihren entsprechenden Assibilationen
 oder gar den Sibilanten ח ש ז! Und nun der
 Satz mit quasi! Keine Ahnung vom Verhältnisse
 der drei »formae« des syrischen Nomens zu
 einander.

Nicht einmal auf eine vorläufige Betrachtung der syrischen Wurzeln ist Herr Smith gekommen. Der Umstand, dass wir in Deutschland uns mit Wurzelwörterbüchern und Radices beschäftigen, hätte ihn doch wenigstens veranlassen sollen über die Berechtigung oder Nichtberechtigung eines so seltsamen Standpunktes nachzudenken. Dass das syrische nicht die Urform semitischer Rede sei, wird er vielleicht zugeben: kann da nicht ein syrisches Trilitterum mehr als Eine Radix der Urzeit repräsentieren? Dieser Gedanke hätte dem oxford'schen Professor viele Fehler und Unsauberkeiten seines Buches ersparen können. Etwa גנא der Syrer ist sowohl gana'a als ganâ der Araber, und danach hätte er unter seinem גנא scheiden können was jetzt wie Kraut und Rüben durcheinander liegt. Ich empfehle, sich den Sachverhalt durch Betrachtung der syrischen Wurzel רמא klar zu machen, in der רי und رضى zusammengefallen sind.

Die Semiten sind überhaupt von fremder Bildung abhängig, die Aramäer sind es ganz besonders: für Dinge, die alle Tage gebraucht werden, haben sie fremde, namentlich eranische, Namen. Grund genug für einen Lexikographen der syrischen Sprache sich mit den eranischen Dialekten bekannt zu machen. Herr Payne Smith hat dies zu thun unterlassen.

674 גוהשחאזאד *Guhshatazades*, nom. prop. ap. Persas. sc. کوهستانزاد, B. O. i. 185; it. (?) eunuchi Saporis regis Persarum, Act. Mart. i. 24.23, ubi exponitur בר חמרא רמלכותא *nobilis regni*; it. eunuchi regis Adiabene, ib. i. 100. Sec. Bernst. formatum est ex آزاد *liber, ingenuus, nobilis*, et forte کوشه *acquisitus*. Liceat suggerere

كوه, *et* ازاد, = *magnae fortunae filius*, et conferre شاه زاده *stirpe regia oriundus*. Darauf bezieht sich dann 693: BB, גושחאזר, גושחא דאזר, BA, idem nomen ac גודשחאזר, q. v. supra col. 674. Exponit autem BA. *الجسد* מטל *qui corpore liber est*: אזר *enim liber vocatur*; it. BB. *الجسد* מטל דאזר חארא. מחקרא. Hier ist zunächst zu erklären, dass Bar Bahluls angebliches *الجسد* mit Taschdid über dem d ein Schreibfehler für *الجسد* ist, zweitens dass Gôsch-âzâd (denn gôsch ist ein ganz alltägliches Wort) und der 674 genannte Name nichts gemein haben als âzâd, drittens dass שח, wie ich genügend nachgewiesen (siehe diese Anzeigen oben 386), in den jüngeren eranischen Dialekten das alte khshathra = 𐭪𐭫𐭲 vertritt, das im Buche Esdras 5,3 6,6 in dem Eigennamen שחר ברוני noch als שחר vorkommt: griechisch würde *Ξαθροβουζάνης* oder *Σαθροβουζάνης* geschrieben worden sein (*Μεθροβουζάνης* Arrian anab. I 16,3), da ich ברוני = *βαρζάνης* (*Σαυβαρζάνης* ebenda III 8,4 Diodor XVII 78) in den Namen herzustellen mich nicht ermächtigt glaube.

Ähnlich ist, dass السنبلة 624 für persisch gehalten wird, man denke, ein Wort mit arabischem Artikel! Und dabei hat Herr Smith wenige Zeilen vorher das syrische stammverwandte שבלחה gedruckt, kennt vermuthlich den Ausdruck Schibolet aus Iudic. 12,6 und wird auch Hydes Buch de religione veterum Persarum in Händen gehabt und dessen Kupfer beschaut haben.

Unter ברהמן 458 erfahren wir, dass von der bahman (Abhandlungen 20,8 [wo auch ein Citat

aus Hyde] Blau bosnisch-türkische Sprachdenkmäler 204) *duae species sunt*, unde Pers. vocantur **دو**: ein arabischer Dual! nämlich *centaurea behen* und *salvia haematodes*.

504 theilt man uns mit, dass persisches **بازار** eine aus **بازار** corrupta vox ist, und zwar unter dem Stichworte **בזיקרא**, dessen *q* doch etwas anderes hätte lehren sollen.

Und 464 heisst es **בורזיקא** forte *seminator*, **البازاري**, **بازاري**, BA. Cf. voc. Pers. **بازار**. Offenbar schwebt dem Herrn Verfasser hier *barzi Ackersmann* vor, das aber mit *bâzyâr Falkner* gar nichts zu schaffen hat (beiläufig des *Suidas βάρζα = ψάλτριά* in meinen Abhandlungen 239 ist **מפזל** Moses von Khoren II 63 = 141, 27 der Werke).

Aus dieser Unkenntniss der persischen Sprache folgt dann, dass Herr Smith sich gar nicht zu recht zu finden weiss, wo seine Urkunden etwas Persisches bieten. 634 zweifelt er an *warschân* 'wilde Taube', siehe Windischmann zoroastrische Studien 80, *Damîrî* II 463, meine Abhandlungen 228, 5. 660, 1 ist ihm *mârmâhî* 'Aal' unerkennbar.

522 lesen wir **בישמוך** BA, sed [cod. C. **בישמושך** BB, *reptile quoddam, quod radice cicutae, ut dicunt, vescitur, aliquando etiam inter montes collesque una cum grandine cadit. Vim gypsi similem exhibet, qua cicutam innocuam reddit.* **בצ' ע' רחשא הו . ואמרין** **דמן עקרא דקוניון מחחרכא . ואיה אמחי דפסל ביה מורא ורמחא עם ברדא . צ' וקנא איך חילא דבונא ומסכה לקוניון** Hier war ein persisches *bêsch mûscha[k]* nicht schwer zu erschliessen: die Wörterbücher führen nur *bêsch mûsch* auf, die Armenier haben ein mir nur aus dem Lexi-

kon bekanntes $\mu\lambda\zeta\eta$ = zivetto, was nicht mit jenem zu verwechseln ist, da $\mu\lambda\zeta$ und $\mu\lambda\eta$ nichts mit einander gemein haben. Bêsch ist aber $\alpha\sigma\sigma\alpha\sigma$, nicht $\alpha\sigma\sigma\alpha\sigma$: damit war erwiesen, dass קיניון nicht vielleicht bei Bar Bahlul, aber wohl bei dem Schriftsteller, aus dem er dies entnahm, in אקיניון geändert werden musste. Sodann ergibt sich aus Farhang i Schnûri und Burhân i qâthi, dass persisches قارء البيش soviel wie arabisches بیش موش ist. Ueber بیش Avicenna I 147, Abu Mançûr Muwaffaq 57 (daselbst eine höchst interessante Aufzählung der Wirkung der verschiedenen Gifte), Qazwîni I 276, 13—22, Ibn Baithâr I 199, O. Celsius hierobotanicon II 199—205, Lagarde Beiträge 68, 20 u. s. w.

779 wird גרוהק nicht als persisches gurôha guruha erkannt: erscheint in dem syrischen Worte gelegentlich auch ein η , so beweist das, dass persisches h hier wie in den in den Abhandlungen 62, 1 N behandelten Wörtern aus f herabgekommen ist.

348 ist אמטרשן qui [das ist falsch: schreibe id quod] refrigerat eine Bildung wie רשן Abhandlungen 35, 33 und פדרשן Midhrasch Ekha 44:36 des Stettiner Druckes, die zum persischen afsurdan, baktrischen çareta, armenischen saril gehört.

460 طوب سبور i. q. BA. Forte sit instrumentum musicum, e Pers. به bonus et شپور , tuba aenea. Vergleiche vielmehr Bih-qubâdh bei Jâqût I 770, 8 und ähnliches bei Hamza 56 Ende. Jenes طوب سبور wird wohl syrisch טוב שבור sein, und nicht שפורה tuba aenea, sondern Saporess in dem Nomen stecken.

Ob der »dominus urbis Sebastiae BHChr 359« **אנישמנר** oder **אנישמנר** Smith 271 285 nicht Dänischmand heisst? da Abûlfarag und »BH« ein und dieselbe Person, das arabische und das syrische Chronicon dieser Person im Wesentlichen ein und dasselbe Buch sind, so hätte (meint man) Abûlfarag 387,10 zu »BHChr 359« herbeigezogen und die Vermuthung, welche jeder einigermaßen Kundige haben wird, entschieden werden können, selbst wenn Mirchonds Seldschukengeschichte nicht in Europa in öffentlichem Drucke ausgegangen wäre und Vullers Anmerkung zu S. 233 der deutschen Uebersetzung dieses Buchs nicht eine unschwer zu vermehrende Citatensammlung über die Dynastie der Dänischmandiden gegeben hätte: denn jener Dänischmand war zwar nicht dominus urbis Sebastiae, aber doch Stammvater der Dynastie dieses Vaterlands. Und **בר** vor Genetivdâlath!

Ganz besonders charakteristisch sind die Artikel **בונכא** 465 und **בונכא** 471, welche sich aufeinander beziehen. Es wird 471 berichtet das **ן** von **בונכא** sei weich: damit war für einen philologisch gebildeten Mann der Beweis geführt, dass vor **כ** ein Halbvokal oder Vokal weggefallen sei: schon dies hätte auf den Gedanken bringen müssen, dass **בונכא** und **בונכא** Fremdwörter sind, deren Ursprung das **ן** auf eranischem Gebiete zu suchen anrieth: vgl. das allbekannte **נירן** und die seltneren Wörter **אססירן**, **זרנין**, **מירדן**, **מנישן**, **מכון**: im arabischen etwa **כנבך**, diese Anz. 1870, 1456. Armenisch bedeutet bun vaterland Maccab. II 9,1: davon **bnak** für **ἐπαύριος** Exod. 12,49 Lev. 18,26 24,22 Num. 15,29: für **ἀνταρχαῖον** Exod. 12,20 49 (andre zählen 19 48) Lev. 16,29 17,15 19,34 23,42 24,16 Num. 9,14 15,13 29 Ios. 8,33 Ierem. 14,8

(wo der Griechen אָנָרָה für אֶרֶץ las): für ἔμπος-
 νος Lev. 13, 51 52 14, 44: von bnak weiter
 bnakic אֶרֶץ־כֶּנָּע Lev. 20, 4 und bnakel אֶרֶץ־
 כְּנָעִי Sap. 1, 4. Das persische bun liefert buna
 in Sadis Bôstân VIII 117 in dem Sinne von
 Haus Heimat: diesem buna entspricht ein von
 jenem bnak zu unterscheidendes, nur im Plu-
 rale vorkommendes bnak μνηστων Genes. 29, 9:
 das Grab als ewige Heimat angesehen. Die Ara-
 ber haben diese eranischen Vokabeln dreimal in
 ihrem Wortschatze als بَنَّا, als بَنَك, als بِنَا:
 ihre Zeitwörter banaga, tabannaqa und das mit
 letzterem gleichbedeutende bannaka sind deno-
 minativa: arabisches bannaga muss zu bang
 (vgl. Bangenkraut) Abhdl. 83, 31 oder mang
 Fakhri Wês ô Râmîn 340, 11 gestellt werden
 und erklärt, warum banaga 'rediit ad originem
 suam vel ad antiquum' in der ersten, nicht,
 wie man erwarten sollte, in der zweiten Form
 auftritt: man wollte bannaga von buna und
 bannaga von bang unterscheiden, und erleichterte
 das eine: die Erleichterung hätte eben so gut
 das andre treffen können. Nun hatte Castle an
 Citaten aus der syrischen Bibel zu בִּרְכָנָה Exod.
 12, 18 48 49 (andre zählen die Verse anders) ge-
 liefert, dieselben, welche Herr Smith bietet:
 hätte sich Herr Smith da nicht nach dem Grunde
 fragen sollen, weshalb der Syrer אָנָרָה nur an
 diesen drei Stellen des Pentateuchs und Jos. 8, 33
 mit בִּרְכָנָה übersetzt, sonst aber umschreibt?
 Und wenn Herr Smith 465 sagt: originem vocis
 credo eandem esse ac Ar. رَاكِ, *radix, origo rei*,
 so ist das zu seinem Glücke, wenn auch wohl
 nur durch Zufall, sehr vorsichtig ausgedrückt:
 über jenes arabische رَاكِ und dessen eranisches
 Original sich Rechenschaft abzulegen ist der
 englische Professor nicht im Stande gewesen.

Ich führe, weil das Wort persisch aussieht, gleich hier an, was wir bei Herrn Smith bald hinter בוכנא lesen: בוכנא cucullus, סאם ברישה Cod. Lit. Univ. Eccl. iii 231. Ein Blick in Freytags Wörterbuch I 92. und in Dozy's dictionnaire des vêtements 55 281 zeigt das richtige. Höchstwahrscheinlich ist das Wort koptisch, obwohl ich es klar zu erkennen ausser Stande bin: doch kann man auch an türkischen Ursprung denken. Welcher Sprache gehört בָּקָא an? syrisch כאט Geopon. 7,2: armenisch kēs, koptisch ⲥⲁⲥ ⲥⲟⲥ ⲥⲟⲥ ⲥⲟⲥ ⲥⲟⲥ ⲥⲟⲥ ⲥⲟⲥ ⲥⲟⲥ.

Ebenso unbeholfen wie dem Persischen gegenüber zeigt sich Herr Smith auch, wo es sich um Griechisches handelt. Ich will nur Ein Beispiel ausheben. 500 בוחינו *princeps, potens* in homilia S. Basilii de Incarnatione, בחליוס על ביה ילדה, דמרן: קומטיא דין דוקידוס ובוחינו אסכמא משחלפא דה' רישנא מעלמא, K. Vide an sit δοναδος κόμηται καὶ βοητοί. Man sollte meinen, ein Professor Regius der Theologie dürfe auf den Einfall kommen, die Homilie des Basilius εἰς τὴν ἀγίαν τοῦ Χριστοῦ γέννησιν, welche hier citiert wird, einzusehn. In Frobens Ausgabe der Werke des Basilius, Basel 1551, steht 234, 15 in der citierten Homilie κομηται γὰρ καὶ δοκίμοι καὶ βόθυνοι: die קומטא Analecta 144, 25 = Aristoteles (stets die berliner Ausgabe) 395^a 32 = komit-ch der armenischen Uebersetzung von David 613, 28 sind Kometen, keine Grafen: der Singular קומט Anal. 145, 8 = Aristoteles 395^b 9. Βόθυνοι, nicht βοητοί, Aristoteles 395^b 12, wo der armenische Uebersetzer David 614, 14 das griechische Wort als bothinos beibehält. Δοκίμοι, nicht ein delikates δοναδος, sind feurige Lufterscheinungen: David hat auch dies Wort in der Uebersetzung von des Pseudo-Aristoteles Buche

περὶ κόσμον beibehalten, die Mekhitharisten aber haben es nicht erkannt: Abhandlungen 65, 28. Das kommt von so hastigem Arbeiten, das den Lesern eigene Arbeit nicht erspart.

Mit Proben der arabischen Philologie des Herrn Smith will ich dem Leser nicht lästig fallen (wer 672 مناجاة in مناجاة ändern kann, ist zu vielem im Stande), sondern will nur noch in Betreff des lateinischen Styles im oxford'schen Thesaurus; von welchem man sich schon aus den in dieser Anzeige mitgetheilten Proben eine Anschauung verschafft haben wird, bemerken, dass er mir mehr nach Duns und Ockam als nach Cicero aussieht. Es handelt sich nicht um einzelne Soloeismen, welche den grössten Philologen begegnet sind: aber forte sit, censemus oder credo oder videtur quod sit sind Ausdrucksweisen, welche die vollständigste Abwesenheit des klassischen Geistes kennzeichnen und bei Herrn Smith auf jeder Seite vorkommen. Unlängst hat der jüngere Pusey in der Vorrede zu seinem Cyrill offen gestanden, dass er ein erträgliches Latein zu schreiben ausser Stande sei: was ihm geliefert worden, unterliegt selbst grossen Bedenken. Nun haben wir Deutschen den Zusammenhang zwischen Humanismus und Reformation nicht vergessen, so dass für uns dies Oxford'sche Latein oder vielmehr Unlatein eine grössere Bedeutung hat, als manchem scheinen könnte. Warum schrieb Herr Smith nicht Englisch? da Englisch doch reichlich ebenso allgemein verstanden wird wie Lateinisch.

Ich glaubte erwarten zu dürfen, dass Herr Smith meine gesammelten Abhandlungen und was ich sonst zur syrischen Lexikographie beigetragen, sorgfältig zu Rathe ziehen werde, habe mich aber geirrt. Es gilt wohl als Regel, nicht

eine erste Ausgabe von 1847 zu benutzen, wo man eine dritte von 1866 benutzen kann; und in der von 1866 wird Herr Smith z. B. nicht mehr finden, dass ich **ܒܝܪܟܬܐ** falsch mit **ܐܢܐܝܬܐ** in Verbindung gebracht. Herr Smith hätte sich durch Berücksichtigung meines mittelst des Registers sehr leicht zu übersehenden Buches grobe Fehler und Auslassungen sparen können, welche sich jeder Benutzer des Thesaurus jetzt auf demselben Wege korrigieren muss: und wenn Herr Smith über den ersten Aufsatz meiner Sammlung hinausgelesen hätte, würde es ihm auch nicht geschadet haben: z. B. 785 **ܒܪܡܢܫܐܐܪܐ** konnte nach Abhandlungen 180, 4 verbessert werden. Ich bin durch die mir zu Theil gewordene Behandlung durchaus nicht verwöhnt, glaube aber doch es als völlig unerträglich bezeichnen zu dürfen, wenn Herr Smith von der Wichtigkeit des Satzes, dass die persisch-syrische **ܒܝܪܟܬܐ** die zoroastrische Mithaokhta ist, gar keine Ahnung hat und ihn 518 lieber gar nicht anführt: es ist derselbe ebenso wichtig wie der andre, dass die zoroastrische **Spenta armaiti** der armenische Dionysos Spandaramet und der kappadokische Sandan ist: Abh. 16, 1 169, 1 264, 9 Constitt. VII: vergleiche übrigens über **ܒܝܪܟܬܐ** (nicht über Mithaokhta) noch Chwolsohn »Ssabier« II 811 ZDMG XIII 640 Mitte: beiläufig bemerke ich, dass Herr Smith 270 unter **ܐܢܐܝܬܐ** recht nachlässig ist: vgl. meine Abhandlungen 16, 20 143, 33 (Bernstein kannte meine Emendation, als er die seine veröffentlichte!) Renan mémoire sur Sanchuniathon 84 des Sonderabdruckes, Cureton opicilegium 90: **ܢܢܐ** *Navala* scheint mir der iranische Name der Anâhita: nana ist türkisch Ehrenname der Frau: **ܢܢܐ** wird von Melito nach Elymais verlegt, in welchem Lande Turanier

mindestens neben Eraniern sassen. Doch mit so etwas mag es Herr Smith halten wie er Lust hat, Entstellungen meiner Sachen aber verbitte ich mir auf alle Fälle, wie 673 גור vgl. mit Abhandlungen 24, 28 oder גלזר 728 vgl. mit Abhandlungen 29, 10: zu 538 בלע will ich bemerken, dass ich Reliq. 31, 2 (es war zu sagen: im griechischen Bande der Reliquiae zu der Stelle, welche 31, 2 des syrischen entspricht, also 11, 6) nicht »duo scholia e Du Cange«, sondern Glossen einer Münchner Handschrift gebe: Hanebergs canones Hippolyti 34 104 konnte Herr Smith noch nicht benutzen: der Syrer hat aus *λουδεμιστής* ein Wort herausgelesen, das *ῥαλος* und *πίνειν* enthielt, was allerdings recht semitisch ist. Ich kann mich trösten: nicht einmal Bocharts hierozoicon wird gebraucht: der Avicenna von Plempius, was Saumaise geschrieben, des Celsius hierobotanicon, Dozys dictionnaires des vêtements Arabes, Fleischers Abhandlung de glossis habichtianis und ähnliche Bücher existieren für Herrn Smith nicht, dafür aber Fürst, Fischer, Levy: und ohne Zweifel wird bald noch mehr Weisheit aus dem Banate importiert werden: die Waare ist freilich danach.

Geographische Artikel enthalten die unter den Namen des Bar Ali und Bar Bahlul umlaufenden Sammlungen fast gar nicht, der oxford'sche Thesaurus ist an ihnen reich, doch gehört, was er in ihnen bietet, zu dem Allerkläglichsten der ganzen Arbeit. Es erhellt auf jeder Seite, dass Herr Smith ein klares Bild auch nur von Mesopotamien und Assyrien nicht vor Augen hat, dass er die Hilfsmittel, welche man anwendet, um sich ein solches zu verschaffen, gar nicht kennt, dass er nicht einmal das Bedürfniss gefühlt hat, sich jene Landschaft

tên lebendig vorzustellen. Karl Ritters grosses Buch ist allerdings unerträglich schlecht geschrieben, und bedarf starker Besserungen und umfanglicher Zusätze, doch ist es immer ein Hauptwerk, und man konnte erwarten, dass auf dasselbe verwiesen werden würde. Die Marâçid Juynbolls, Wüstenfelds Jâqût und Qazwînî, von andern Arabern zu schweigen, sind wirklich nicht so ganz zu verachten. Und wenn hier mangelhafte Kenntniss des Deutschen und Arabischen zu nutzen hinderte, so sind Saint-Martins mémoires historiques et géographiques sur l'Arménie französisch geschrieben, und französisch wenigstens wird Herr Smith wohl lesen können, obwohl ihm gesagt werden muss, dass wer nicht deutsch und arabisch genau versteht, zur Ausarbeitung eines thesaurus syriacus nicht genügend vorbereitet sein kann. Herr Smith hätte auch schon aus Saint-Martin ganz Wesentliches gewonnen, wie z. B. die Kenntniss davon, dass Ani eine ziemliche Zeit lang die Hauptstadt Armeniens war: man höre was der Thesaurus 270 sagt: **אני** nomen urbis munitae in ditione Romanorum prope ad Armeniam, BHChr. 256; rex Iberorum eam capit a Turcis, ib. 350 !! Ich greife ein Paar Artikel heraus. 26 **אגיל**, 27 **אגל**, 255 **אגיל** = Saint-Martin I 97: 33 **ארבין** = Saint-Martin I 119, Lagarde Abhandlungen 231, 11: 270 **אני** = Saint Martin I 111: 271 **אנוים** = Saint-Martin I 93: 105 **ארככטיא** = Saint-Martin I 105 (ich habe **ארככטיא** einige Zeit lang für **אר בִּשְׁדִּים** gehalten, das ich in diesen Anzeigen vom vorigen Jahre 1556 für Urasdi erklärt habe): 433 **באררון**, 484 **בית ררון** Saint-Martin I 99 (gemeint ist das alte Tarauna Lagarde Abhandlungen 46, 12 N 188, 3 N 193, 17 N: die Verweisung auf **בית ריאל** bei Smith 484

ist mindestens missverständlich): 691 גורזאן = Saint-Martin I 93. Geht es doch so weit, dass Herr Smith weder Balikh noch Gulab kennt, die Flüsse von Carrhae, der Stadt des von ihm gewiss hochverehrten Abraham! 722 גלב nom. fluvii, גלב נהרא דמחקרא דמריא Galabus [so] qui Medorum flumen appellatur, B. O. i. 277 (hiermit ist der Artikel wirklich zu Ende). 535 שבה לכלה דלימיסון ה' בליחא nom. regionis, וחכורא BHChr. 82 [, 17]. Exhibet autem BA. בליחא, quae regio sit ad urbem בלה pertinens (damit sind wir fertig). Die Stadt בלה = Bactra hat mit dem *limes* des oströmischen Reiches (شعر [= شجر] der arabischen Schriftsteller) nach Mesopotamien zu wenig zu thun, und da der Chaboras neben dem Balikh genannt wird, ist es wirklich ein Kunststück hier zu irren: jenes בליחא bei Bar Ali hat mit בליחא nichts gemein! Es mag genügen auf Chwolsohns allerdings stets mit grosser Vorsicht zu brauchendes Buch über die »Ssabier« I 305 zu verweisen: bei Strabo XVI 1, 27 (747 C) ist der neben dem Ἀβόρρας genannte Βασιλειος in [Βαλίσκος oder] Βαλεισιος zu ändern, bei Ammian XXIII 3, 7 Belias in Belisa. Weshalb hat Gawalāqi 36, 5 Balikh aufgenommen?

Ich gestehe offen, ich wünsche alle geographischen Artikel aus den syrischen Wörterbüchern fort, und dafür eine als besonderes Buch erscheinende, wissenschaftlichen Ausprüchen genügende Geographie der aramäischen Länder und der aramäischen Kolonien. Nur dann ist es möglich ein wirkliches Wissen zu verbreiten: denn angenommen auch, dass die zu gebenden Citate vollständig in der sorgfältigsten Auswahl in dem Wörterbuche beigebracht werden, so kann schwerlich jemand diese Citate

alle nachschlagen, weil er alle die nöthigen Bücher nicht besitzen und eine grosse Bibliothek, in der dieselben vorhanden sind, nicht immer zur Verfügung haben wird. Wenn ich etwa über Bazabde nicht anderweitig orientiert wäre, aus Smiths Artikel **בית זבדי**, selbst wenn derselbe die Citate vollständiger gäbe als er thut, würde ich nichts lernen: solche Sachen lassen sich nur im geographischen und politischen Zusammenhang erkennen, nicht im lexikalischen.

Ebenso dürfte es sich empfehlen, auch was zur Litteraturgeschichte zu bemerken ist, in einem besonderen Buche zusammenzufassen. Auch hier genügt die oxford'sche Arbeit nicht einmal den dürftigsten Anforderungen. Man lese etwa den Artikel über Bardesanes (585), der nach ein paar Citaten mit den Worten schliesst: *Plura de eo videas in libro Hahn, cui nomen Bardesanes Gnosticus, et in Spic. Syr., in quo edidit Cureton, e multis quae scripsit operibus, quod exstat libri De Legibus Gentium.* Ist das nicht als wolle Herr Smith einen theologischen Preis in Königsberg gewinnen? vgl. diese Anzeigen 1869, 1037. Man lese **גמקרי 635: גמקרי** nom. libri Arabice de medicamentis a Bar-Heb. scripti, **גמקרי רבא כחבא** *liber magnus cui titulus Giaphki*, B. O. ii. 270; vocatur **גמקרי**, ib. 268; at **גמקרי** [mit o über ג, während sonst a stand], Marsh. lxxiv. 21 v. Vocat Ass. *Giaphake* ap. Cat. Pal. Bib. 111; at *Giaphki*, ib. 106. Das angebliche Buch ist in Wahrheit ein bekannter spanischer Arzt, der in Sontheimers von Herrn Smith so unglücklich oft citiertem Ibn Baithar wohl hundert Male vorkommt, nach Ibn Abi Uçaibia 1164 starb, von Wüstenfeld in der Geschichte der arabischen Aerzte und Naturfor-

scher § 176 und von Ernst Meyer in der Geschichte der Botanik III 210 behandelt wird.

Es sind in dem bisher Gesagten wohl die Hauptpunkte besprochen, welche diesem oxford'schen Thesaurus syriacus gegenüber zur Sprache zu bringen waren: was an Einzelheiten der Arbeit erwähnt ist, musste zum Beweise der von mir aufgestellten allgemeinen Sätze erwähnt werden. Angenehm ist mir das Geschäft, welches ich vollendet habe, nicht gewesen: ich hätte gewünscht meine früheren, im besten Wohlmeinen für die nach dem Gerüchte mit syrischen Wörterbüchern beschäftigten Gelehrten geschriebenen Aeusserungen zur Sache wären rechtzeitig beachtet und mir die traurige Pflicht, mich so, wie ich gethan, nachträglich zu erklären, erspart worden. Herr Payne Smith ist Theologe wie der Unterzeichnete. Für mich ist das wenige Syrisch, was ich mir angewöhnt, nie etwas anderes als Mittel zum Zwecke gewesen: es sollte Arbeiten dienen, welche nun doch nicht ausgeführt werden: doch habe ich mit meinen Laufburschen- und Lastträgerarbeiten wohl soviel genützt, dass ich ein Recht habe darüber zu klagen, dass ich nicht mehr genützt. Und namentlich meinen eigentlichen Fachgenossen gegenüber ist die Arbeit meines Lebens völlig weggeworfen: das zeigt auch dieser Thesaurus. Etwas mehr — davon dürfte sich Herr Smith jetzt wohl überzeugt haben — konnte im syrischen auch von einem Theologen geleistet werden, der mit Sprachen sich nur beizu einlässt, abgesehen davon, dass einen solchen Niemand nöthigt einen Thesaurus syriacus zu schreiben.

Ich will noch einmal dringend bitten, uns den Bar Bahlul ohne alle Konjekturen, nur mit

den Varianten und den nöthigen Registern vollständig zu geben: zwei jetzt nach Deutschland gekommene Handschriften des Bar Bahlul würden den Engländern wohl zur Verfügung gestellt werden können. Will Herr Smith ein syrisches Wörterbuch herausgeben, wie wir denn ein solches und eine syrische Grammatik ganz dringend bedürfen, so möchte es sich empfehlen, vorläufig den syrischen Theil des Castleschen Heptaglotton mit den Berichtigungen, die sicher, und den Ergänzungen, die zur Hand sind, wieder abdrucken zu lassen, ohne sich auf Bar Ali und Bar Bahlul im geringsten einzulassen. Die Sammlungen Bernsteins, Quatremères, Agrells, Fields und die des Herrn Smith selbst würden ermöglichen ein recht brauchbares Handbuch zu liefern, das mit den schönen Oxford Typen gesetzt nicht mehr als den Raum Eines der fasciculi des jetzigen Thesaurus füllen würde: ebensoviel fordert Bar Bahlul, und mit ohne Vergleich geringeren Kosten würden so zwei Bücher hergestellt werden, welche in reiner Anspruchslosigkeit nützlich wären, während das jetzige seines Preises wegen kaum in die Hände vieler gelangen, und wo es hingelangt, eine ausserordentlich reiche Saat von Irrthümern und halbem Wissen verbreiten wird, ohne uns irgendwie den Bar Bahlul zu ersetzen und dessen Herausgabe unnöthig zu machen.

Ein wirklicher Thesaurus syriacus ordnet sämmtliche aus gereinigten Texten gesammelte Wörter der Sprache unter die sorgsam auf ihre Zusammengehörigkeit unter einander und mit denen der verwandten Sprachen durchgearbeiteten Wurzeln, gibt zuerst das Syrisch der syrischen Originalschriftsteller, wenn diese auch, wie Farhâd und Philoxenus persischer Abkunft sein

sollten: gibt dann die Aequivalenzen der Uebersetzer, derer aus dem hebräischen wie derer aus dem griechischen, wohlverstanden nach Schulen und Individuen gesondert: gibt drittens an, wie Araber und Armenier die syrischen Wörter übertragen: verweist auf Synonyma unter Angabe der Stelle, wo die synonymische Formel ausgesprochen wird: unterlässt nicht zu lehren, welche Worte und Phrasen echt syrisch, welche fremden Sprachen entlehnt sind; er zeigt mit einem Worte so zu sagen die Stratification der Sprache. Was ist von dem allen in dem vorliegenden Buche geschehn?

Es sollte keiner Versicherung bedürfen, dass ich diese Anzeige nicht geschrieben hätte, wenn ich noch an die Ausführung eines vor zwölf Jahren in der Vorrede zum Titus von Bostra erwähnten Planes dächte.

Paul de Lagarde.

Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Berlin 1870. Verlag von Wilhelm Herz. VIII und 509 S. in 8°.

Gustav König. Sein Leben und seine Kunst. Von Dr. Aug. Ebrard. Mit dem Bildniss von König, gest. von H. Merz. Erlangen, Verlag von Andreas Deichert. 1870. VIII u. 358 S. in 8°.

Zwei Künstler-Biographien von sehr ungleicher Art, jede von eigenthümlichem Interesse. Der Verf. der Jugenderinnerungen ist der am 25. Mai 1867 verstorbene Anhalt-Bernburgsche Hofmaler und Kammerherr Wilhelm von Kügelgen, ein Sohn des bekannteren Gerhard von Kügelgen, der 1821 bei Dresden unter den Streichen eines Raubmörders fiel, und sie schliessen mit der Auffindung seiner Leiche durch den Verf. Diese Memoiren sind daher nicht nur als Jugendgeschichte ihres Verfassers,

sondern auch als Beitrag zur Geschichte Gerhards v. K. von Bedeutung. Letzterer ist zwar kaum noch als ein hervorragender Künstler bekannt, indessen nimmt er immer in der Geschichte der neuesten Kunstentwicklung seine Stelle ein. Seine Zeit schätzte ihn vorzüglich als Porträtmaler. Wir erfahren aber von seinem Sohne, dass er selbst von dieser Seite der Kunstübung am wenigsten hielt und den Triumph seiner Kunst vielmehr in den Ausdruck der Empfindung setzte, den er zum Theil durch mythologische Allegorien zu erreichen suchte. Er hatte in Russland ein beträchtliches Vermögen gewonnen und reiste 1803 wieder nach Deutschland, um seine Kunst unabhängiger und mehr zu eigener Befriedigung betreiben zu können. Besonders war ihm das geschäftsmässige Portraitmaler lästig, und er malte später Portraits, um daran für sich eine Sammlung bedeutender Zeitgenossen und einen Tempel der Freundschaft zu besitzen. Er wollte zunächst seine Mutter besuchen und später nach Russland zurückkehren. Die politischen Ereignisse und allerlei Zufälligkeiten liessen es jedoch nicht dazu kommen, und er wurde vielfach umhergeworfen, bis er zuletzt eine bleibende Stätte als Professor an der Akademie der bildenden Künste in Dresden fand. Hierdurch wurde denn das Jugendleben unseres Verf. ein sehr bewegtes, und es sind einerseits die Berührung mit interessanten Personen und Begebenheiten, anderseits die gemüthvolle und lebendige Schilderung der in einem treuen Gedächtniss bewahrten Erlebnisse, welche das Buch für weitere Kreise äusserst anziehend macht. Der Verf. erscheint darin als ein Knabe von tüchtigen Anlagen, dem es nur an einer planmässigen Erziehung fehlt. Er erzählt mit Humor und Zartgefühl. Wohlthuend ist das liebevolle Verhält-

niss zwischen den verschiedenen Gliedern der Familie, so ungleich dieselben auch unter einander erscheinen. Eine tief religiöse Denkungsweise geht besonders von der Mutter aus, die 1812 in Dresden durch eine Burggräfin zu Dohna, geborene Gräfin zu Stollberg-Wernigerode angeregt wird. Der Vater verhält sich dagegen anfangs passiv, neigt sich aber später derselben Richtung zu. Er fand sich bisweilen mit irgend einer kleinen Arbeit zu den kleinen Hausgottesdiensten ein, welche die Mutter an den stillen Sonntag-Morgen mit den Kindern zu halten pflegte, indem sie irgend etwas Erbauliches, etwa aus Krummacher's Kinderschriften vorlas und besprach. Der Vater »hatte keinen Widerspruch in seiner Seele und hörte freundlich zu, sich anfänglich wohl nur des ruhigen Beisammenseins mit den Seinigen freuend. Da kam es auch über ihn«, u. s. w. S. 124.

Zu den interessanteren Partien des Buches gehören die Erzählungen von den Erlebnissen in Dresden und Leipzig während der napoleonischen Kriege. In Dresden erscheint einmal Göthe auf eine eigenthümliche Weise im Hause des Gerhard v. Kügelgen. Göthe kannte Gerhard v. K., der ihn in Weimar für seine Gallerie bedeutender Zeitgenossen gemalt hatte. Als nun Napoleon in Dresden einzog, erschien Göthe plötzlich in der Wohnung Gerhards, um von da aus den einziehenden Kaiser zu sehen. Da nun Gerhard nicht zu Hause war, bat Göthe um Erlaubniss, bleiben zu dürfen, was noch den besondern Zweck hatte, dass er vor der Zudringlichkeit einer enthusiastischen Verehrerin entfliehen wollte. Die Mutter war in Folge ihrer religiösen Richtung Göthe abgeneigt, und es war ihr daher willkommen, dass dieser zwar um die Erlaubniss bat, hier warten zu dürfen, aber in einer so discreten Weise, dass

eine Unterhaltung mit ihm nicht eingeleitet wurde. So stand Göthe am Fenster, nach Napoleon ausschauend, während die Mutter in ihrer gewohnten Beschäftigung sich nicht stören liess. Nach einiger Zeit aber erschien auch die gefürchtete Enthusiastin, deren Namen wir leider nicht erfahren, und ohne Göthes Hinweisung auf die Gegenwart der Frau v. Kügelgen im geringsten zu beachten, suchte sie sich des Dichters zu bemächtigen, dem es jedoch gelang, abermals unbemerkt zu verschwinden.

Wir könnten eine lange Reihe von Episoden hervorheben, die zum Theil noch interessanter sein mögen, als die eben erzählte, allein wir müssten die Gränzen, die uns hier gestellt sind, bedeutend überschreiten, wollten wir auch nur annähernd eine Anschauung geben von der Frische und Lebendigkeit, der Innigkeit des Gemüths und der Lebensfreudigkeit, dem heitern Humor und dem davon nicht getrennten Ernst des religiösen Gefühls, welche diesem Buche einen eben so eigenthümlichen, als seltenen Reiz verleihen. Man beklagt freilich, dass es mit einer so traurigen Katastrophe endet, wie die schreckliche Ermordung eines geliebten Vaters und die Auffindung seiner entstellten Leiche, nachdem derselbe eine bange Nacht hindurch vermisst war. Hier ringt sich am Schluss ein bitteres Wort aus der erschütterten Seele des Verf. hervor, so dass man glauben sollte, demselben sei fortan alle Lebensfreude fremd geworden. Das Buch, das er aus späterer Erinnerung geschrieben, beweist jedoch, dass dem nicht so ist, und die kurze Schlussnotiz des Herausgebers über die weitem Lebensschicksale des Verf. kann wenigstens dienen, den trüben Eindruck jener Katastrophe zu dämpfen.

Den religiösen Zug, der durch das Ganze weht, hat dieses Buch mit der Biographie von Gustav

König gemein. Hier werden wir aber in die geistige Werkstatt eines Künstlers eingeführt, und zwar eines solchen, der eben so, wie Gerhard v. Kügelgen, auf den geistigen Inhalt der Bilder den grössten Werth legte. Gustav König war der Sohn eines armen Porzellanmalers in Coburg und begann seine künstlerische Laufbahn als Lehrling eines solchen. In dieser Lage würde er wohl schwerlich zu einer höhern Ausbildung gekommen, ja kaum eine Ahnung von einem höheren Ziele der Kunst gewonnen haben, wenn er nicht durch eine schöne Stimme und musikalisches Talent in höhern Kreisen Zutritt erhalten hätte. Besonders wurde er damals schon durch Rückerts Freundschaft gefördert, über deren Entstehung wir jedoch nur Vermuthungen vernehmen. So wurde ihm eine Ahnung von der höhern Bedeutung des künstlerischen Berufs eröffnet, und es ist höchst anziehend zu lesen, wie er auf eigenthümlichen Umwegen dazu gelangt ist, das ersehnte Ziel zu erreichen. Die Erzählung von seinen frühern Schicksalen beruht zum grossen Theil auf eigenen Aufzeichnungen, bleibt aber doch hie und da leider lückenhaft. So ist es nur Vermuthung, dass seine frühe Verbindung mit Uhland und Andern auf Empfehlung Rückerts beruhen möge. Wir können hier nur empfehlen, das Einzelne in dem Buche selbst nachzulesen. Als nun aber K. dazu gelangt war, in München sich als Künstler auszubilden, wurde er auf die Bahn, welche den eigentlichen Inhalt und Zielpunkt seines Lebens ausmachte, durch einen Umstand hingeletet, von dem man nichts weniger als dieses Resultat hätte erwarten sollen. Der Herzog von Coburg war aufgefordert, den angehenden talentvollen Künstler, der aus seiner Hauptstadt hervorgegangen war, durch irgend einen Auftrag zu unterstützen, und er wählte einen Cyclus von Darstellungen aus dem Leben seiner Vorfahren. Dies führte K. auf das Studium der

Geschichte, das er sehr ernst nahm, und wozu ihm jedenfalls förderlich war, dass er früher eine Zeitlang in Heidelberg zugebracht und bei Schlosser gehört hatte. Die Geschichte der Herzöge stand aber in dem engsten Zusammenhange mit der Geschichte der Reformation und Luthers, und so ist es gekommen, dass König das Studium und die Illustrirung der Geschichte Luthers zu seinem eigentlichen Lebensberufe gemacht hat. Er ist in weitem Kreise mit dem Namen des »Luther-König« bekannt. Diese seine spätere Thätigkeit wird nun in dem grössten Theile des Buches geschildert, und zwar hauptsächlich durch Erläuterungen, die König selbst in Briefen und andern schriftlichen Aufzeichnungen giebt. König liebte es, zu seinen Bildern ausführliche Erklärungen seiner Absichten zu geben, die sich zum Theil selbst auf das Aeusserlichste der Anordnung und Gruppierung erstrecken. Es haben sich nicht weniger als 455 Briefe von ihm und an ihn gefunden, aus denen der Verf. das Wesentlichste seiner Darstellung einverleibt und auf eine zweckmässige Weise darin verwebt hat. Zu dem interessantesten gehört der Briefwechsel mit Ernst Rietschel, aus dem man ersieht, wie König einen sehr bedeutenden Antheil an der Composition des Lutherdenkmals zu Worms gehabt hat, ja es war wesentlich Königs Werk, dass »die Ausführung des Denkmals einer so tüchtigen Kraft, wie Rietschel, anvertraut, und dass dieser von vornherein vor einem Irrweg bewahrt wurde«, nämlich vor dem, Luther in der mehr malerischen und dem künstlerischen Auge zusagenden Kutte darzustellen, anstatt im Chorrock, wie es geschehen ist. Eine Differenz zwischen beiden, in welcher König nicht von Rietschel verstanden wurde, tritt in diesem Briefwechsel zu Tage, indem König gegen die Aufnahme von Zwingli und Calvin protestirt, weil sie als selbständige Reformatoren neben Luther und nicht zu Luthers Füssen gehören. K. will

nicht, dass Zwingli zum »Stiefelknecht« Luthers gemacht werde. Endlich »über die schliessliche Ausführung — die paradeartige Aufstellung einer grösseren Anzahl von Einzelstatuen — (woran übrigens unsers Wissens nicht Ritschel, sondern der Ausschuss Schuld ist) hat König sich in mündlichen Gesprächen tadelnd geäussert«.

König ist 61 Jahr alt am 30. April 1869 gestorben. In den letzten Jahren musste er viel Hartes erleben, und namentlich fand seine künstlerische Thätigkeit nicht mehr die wirksame Anerkennung, wie früher. Zwar fehlte es ihm nicht an freundlichen Gesinnungsgenossen, aber der Geschmack des Publicums hatte eine andre Richtung genommen. Seine künstlerische Thätigkeit erschöpfte sich meist in Illustrationen zu religiösen Werken oder Cyklen von religiösen Gegenständen. Aber die Verleger wurden schwierig. Seine Idee, Bilder zu Paul Gerhard zu liefern, kam nicht zur Ausführung. Ein Stuttgarter Verleger, dem er einen Cyklus des Lebens Josephs vorschlug, ging anfangs mit Freuden darauf ein, dann aber schrieb er, er könne, obgleich er den hohen Kunstwerth der Zeichnung anerkenne, den Cyklus nicht brauchen, denn »die Zeichnung sei zu gut, zu tief, mit einem Worte zu klassisch; das aber wolle das heutige Publikum nicht, vielmehr wolle dasselbe bloss unterhalten sein.«

Mit seinem Freunde, dem Kupferstecher Julius Thäter, vereinigte ersich zur Herausgabe einer wohlfeilen Volksbibel. Als König die Augen schloss, waren noch nicht die Kosten für die Auslagen gedeckt. Doch blieb diese Publikation nicht ohne Segen für ihn. Sie war Anlass zur Erneuerung des Verkehrs mit einer Bekannten aus alter Zeit, der, obwohl nur brieflich, doch zu einer warmen Freundschaft sich gestaltete, und seine letzten Lebensjahre wie mit mildem Sonnenschein erheiterte.

Fr. W. Unger.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 29.

19. Juli 1871.

Lehrbuch des Deutschen Strafrechtes. Von Dr. Albert Friedrich Berner, ord. Prof. d. R. an der Universität zu Berlin. Fünfte, im Anschluss an das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich bearbeitete Auflage. Verlag von Bernh. Tauchnitz. Leipzig 1871. XVI und 677 S. Oktav.

Wir haben schon an dem, vor Kurzem in diesen Blättern besprochenen, Lehrbuch des Norddeutschen Strafrechts von Schütze gesehen, wie sich bereits die wissenschaftliche Bearbeitung des, zunächst für den Norddeutschen Bund im vorigen Jahre erlassenen, Strafgesetzbuches bemächtigt hat, welches, nachdem inzwischen seine gesetzliche Geltung auch im Königreich Bayern für den 1. Jan. 1872 vermöge des jüngst verkündeten Gesetzes, betreffend die Einführung Norddeutscher Bundesgesetze in Bayern v. 22. April 1871 §. 7 (Bundesgesetzbl. 1871. No. 17) gesichert ist, nun unbestreitbar die Eigenschaft eines gemeinen Deutschen Strafgesetzbuchs in Anspruch nehmen kann

und demnächst in der, vom Reichstag schon adoptirten, neuen Redaction als Strafgesetzbuch für das deutsche Reich verkündet werden wird.

Nun legt auch der, um die Wissenschaft des deutschen Strafrechts höchverdiente, Verf. des oben angezeigten Lehrbuchs eine neue (die 5te) Ausgabe desselben in einer, wie der Titel besagt, „im Anschluss an das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich“ vollzogene Bearbeitung vor, die wir gerade deshalb mit besonderer Freude begrüßen.

Es würde überflüssig sein über den Werth des weit verbreiteten Berner'schen Lehrbuchs des Deutschen Strafrechts*) hier ein Wort zu verlieren, da derselbe schon längst von allen Sachkundigen auf das Entschiedenste anerkannt worden ist. Auch wollen wir uns auf eine Kritik der Methode des Verf. in der Behandlung des Strafrechts, die jedenfalls von einem ächt wissenschaftlichen Geiste getragen und erfüllt ist, nicht einlassen, obwohl wir hier, namentlich in Betreff der philosophischen Construction eines sog. gemeinen Strafrechts und der Bedeutung des bisherigen gemeinen Deutschen Rechts, den auch noch in der gegenwärtigen fünften Auflage festgehaltenen Standpunkt nicht theilen, so sehr wir auch von der Nothwendigkeit einer zugleich rationellen oder philosophischen Behandlung unseres positiven deutschen Rechts durchdrungen sind.

*) Die erste Bearbeitung erschien 1857, die 2te Auflage 1863, die 3te 1866, die 4te 1868 und es beweist das rasche Aufeinanderfolgen der Auflagen zur Genüge die allgemeine Beachtung, welche das Lehrbuch auch über den Kreis der Zuhörer des Verf. gefunden haben muss.

Was unser Interesse bei dieser neuen Auflage des Berner'schen Lehrbuchs besonders in Anspruch nehmen muss, ist der Anschluss an das Strafgesetzbuch für das »deutsche Reich«, eine Bezeichnung, die natürlich der jüngsten Zeit angehört, während im Text bis zum Schluss vom »Norddeutschen Strafgesetzbuch« die Rede ist, was bekanntlich in der Sache, da die neueste Redaction für das ganze politisch geeinigte Deutschland materielle Aenderungen nicht enthält, keinen Unterschied macht.

Begreiflicher Weise konnte der Anschluss des Bearbeiters an das »Deutsche Strafgesetzbuch«, wie wir es kurz wohl am besten bezeichnen, am wenigsten Einfluss ausüben auf Aenderung oder Umgestaltung der strafrechtswissenschaftlichen »Einleitung« mit ihren drei vom Verf. s. g. »Gruppen«: 1) rationelle Begründung, 2) Geschichte und Quellen und 3) Hilfsstudien und Literatur. Neu hinzugekommen ist in der gegenwärtigen Auflage nur die Entstehungsgeschichte des Strafgesetzbuchs für den Norddeutschen Bund im §. 62 und die Literatur des Norddeutschen Strafgesetzbuches im §. 70b. An einzelnen durch die Fortschritte der Wissenschaft und Gesetzgebung nothwendig gewordenen Zusätzen fehlt es natürlich auch hier nicht ganz. Einiges tritt in abgeänderter oder abgekürzter Gestalt hervor, z. B. §. 58 und 59; ausgeschieden ist der frühere Inhalt des §. 60 (»Zielpunkt der Gesetzgebung«), stehen geblieben dagegen der die »Wissenschaft« betreffende §. 63 mit dem an die Spitze gestellten Satze: »Auch die Wissenschaft ist eine Rechtsquelle«, den wir entschieden zurückweisen müssen, ohne damit den grossen Einfluss der »Wissenschaft« und insbesondere der »Philoso-

phie« auf die Entwicklung des positiven Rechts zu verkennen, oder zu perhorresciren. Will man alles, was auf die Bildung des Rechts influiren kann, zu den Rechtsquellen rechnen, so kann dies überhaupt nur dann einen Sinn haben, wenn man den Ausdruck in einem weiteren oder uneigentlichen Sinne nimmt. Juristisch ist das aber nicht und es leuchtet ein, dass wenn nicht Alles ins Blaue hinein verschwimmen soll, doch vor Allem genauer bestimmt werden musste, innerhalb welcher Grenzen der Einzelne, insbesondere der Richter von dieser »Rechtsquelle« Gebrauch zu machen berechtigt und welche Philosophie als Geburtshelferin zur Erkenntniss des Positiven zu benutzen sei? Die Philosophie überhaupt ist so wenig Rechtsquelle im juristischen Sinne wie die Logik und Grammatik; sie ist es so wenig wie die für richtige Erkenntniss des Rechts unentbehrliche Geschichte, oder wenigstens nur in einem so weiten, unjuristischen Sinne, wie die Römer die Jurisprudenz als die rerum divinarum atque humanarum notitia definirt haben. Wenn der Herr Verf. auch noch in der neuesten Auflage (S. 93) in etwas starker Ausdrucksweise sagt: »Wir rechnen sie unbedingt zu den Rechtsquellen, obwohl es zur herrschenden Unsitte geworden ist, das Gegentheil aufzustellen«, so müssen wir ebenso unbedingt nur bedauern, dass diese »Unsitte« nicht noch herrschender ist, als es der Fall zu sein scheint.

Auch auf die Lehren des allgemeinen Theils des Strafrechts konnte das Erscheinen des deutschen Strafgesetzbuchs keinen umgestaltenden oder wesentlich ändernden Einfluss ausüben und dies hier um so weniger, als sie das Lehrbuch des Verf. von jeher in trefflicher,

keiner wesentlichen Ausstellung unterliegender Gliederung und Gruppierung behandelte, auch die Anordnung der Materien in einem Gesetzbuche, z. B. die Voranstellung der Bestimmungen über seinen räumlichen und zeitlichen Geltungsbereich u. s. w. und die Behandlung der »Strafen« im ersten Kapitel*) für ein wissenschaftliches System nicht massgebend sein kann. Hierzu kam, um dem Verf. auch materielle Aenderungen fast ganz zu ersparen, dass das Deutsche Strafgesetzbuch, in richtiger Erkenntniss der Aufgabe einer positiven Legislation, sich noch mehr als seine Vorgänger von Schuldefinitionen und unzulässigen Generalisirungen frei gehalten und, dem Standpunkt und den Forderungen der deutschen Strafrechtswissenschaft entgegenkommend, die Conflictte beseitigt hat, in welche das Preussische Strafgesetzbuch in Betreff der Behandlung verschiedener Lehren des allgemeinen Theils mit der Deutschen Strafrechtswissenschaft gerathen war. Nur nebenbei wollen wir bemerken, dass sich

*) Das Deutsche Strafgesetzbuch zerlegt wie das Preussische den allgemeinen Theil in fünf Titel oder Abschnitte 1. Strafen, 2. Versuch, 3. Theilnahme, 4. Gründe, welche die Strafe ausschliessen oder mildern, 5. Zusammen treffen mehrerer strafbaren Handlungen. Im Ganzen ist dies auch das System anderer neuer Gesetzbücher, z. B. des Bayerischen von 1861 nur mit dem Unterschiede, dass dieses einen besondern Abschnitt über »die Folgen der Verurtheilung« einschiebt und, was wir als einen entschiedenen Vorzug betrachten müssen, die Gründe, welche die Strafbarkeit oder den Begriff des Verbrechens ausschliessen, absondert von den Gründen, welche die Strafverfolgung oder den Strafvollzug ausschliessen. Dass sich der Verf. auch durch das neue Strafgesetzbuch in dieser Hinsicht nicht zu einer Aenderung seiner systematischen Anordnung hat bestimmen lassen, können wir natürlich nur billigen!

der Verf. (wie schon in seiner Kritik des Entwurfes eines Strafgesetzbuches f. d. Nordd. Bund, Leipzig 1869 S. 5) dem sehr allgemeinen Tadel des Entwurfes und nun des Gesetzes wegen Beibehaltung der französisch-preussischen Dreitheilung in Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen, nicht anschliesst, wenn er es auch in der vorliegenden Auflage aufgegeben hat, von der »tiefern« Auffassung zu sprechen, von welcher man in Preussen in Betreff des Unterschieds von Verbrechen und Vergehen ausgegangen sei. Wundern müssen wir uns aber doch, dass der Verf. den schweren Anfechtungen, die der Entwurf gerade in dieser Beziehung in der öffentlichen Kritik erfahren hat, — vgl. z. B. John Beurtheil. des Entw. Gött. 1870 S. IX f. Wächter, Beitr. zur Gesch. u. Krit. des Entw. S. 44 f.) — gar nicht in dem darauf bezüglichen §. 74 gedenkt, ja sogar die, die Controverse behandelnde, Note der frühern Ausgabe gestrichen hat, womit auch die Bezugnahme auf das Handbuch des Strafprocesses des Unterzeichneten beseitigt ist, was letzterem um so lieber ist, als die zur Competenzbestimmung notwendige Unterscheidung der Strafsachen keinen Rechtfertigungsgrund für die Aufnahme der Dreitheilung in das materielle Strafrecht in sich schliesst. — Dieselbe Ausstellung müssen wir in Betreff der Behandlung des s. g. Systems der mildernden Umstände machen, welches mit der Dreitheilung in einem gewissen Zusammenhange steht. Der §. 138, wie er schon in der 3ten Ausgabe steht, ist ohne Abänderung oder Zusatz in denselben Paragraphen der vorliegenden Ausgabe übergegangen, ohne der Angriffe zu gedenken, die gegen die principlose Willkühr des Preussischen Strafgesetzbuchs,

welche auch das Norddeutsche Strafgesetzbuch adoptirt hat, gerichtet worden sind und die schon die Entwürfe des letzteren erfahren haben, — vgl. besonders John a. a. O. S. XIII und Wächter a. a. O. S. 58f.; — was wir um so weniger begreifen, als doch der Verf. selbst in seiner Kritik des Entwurfes gegen dieses sog. System sich ausgesprochen und dem Wunsche Ausdruck gegeben hatte, dass »Deutschlands guter Genius, mit seinem klaren und correcten Denken, uns hiervor bewahren wolle! — wie auch schon in den früheren Ausgaben ein leitender Grundsatz für die Auswahl von ihm vermisst und der sehr wahre Satz hingestellt worden ist: »Das Bedürfniss einer Milderung der Strafe kann sich offenbar bei allen Straffällen zeigen!«

Anders stellt sich die Sache hinsichtlich des Umfanges der durch das Deutsche Strafgesetzbuch nothwendig werdenden Aenderungen in Betreff des besonderen Theils, für den wir nunmehr auch ein gemeingültiges umfassendes Material gewonnen haben, — eine für die Vereinfachung der deutschen Strafrechtswissenschaft nicht hoch genug anzuschlagende Errungenschaft! Wie der Verf. selbst in der Vorrede bemerkt, »bildet dieser Theil den Hauptgegenstand der Umarbeitung«, so dass eine Mehrzahl Lehren, wie die Lehre von der Körperverletzung, vom Bankbruch, von der Brandstiftung, vom Meineid, von der Bestechung, von den politischen Verbrechen eine wesentliche Umgestaltung erfahren habe; und der Verf. würde, wie er versichert, auf diesem Wege noch viel weiter gegangen sein, wenn die vierte Auflage nicht über Erwarten schnell auf die Neige gegangen und eine Beschleunigung der fünften nothwendig gewesen

wäre. Im Interesse des trefflichen Buches und seiner allgemeinen Nutzbarkeit müssen wir diese »Beschleunigung« lebhaft bedauern. Denn ausserdem würde er, wie wir überzeugt sind, noch gar Manches verändert und umgestaltet und Anderes eingefügt haben, was wir jetzt ungern vermissen. Dazu rechnen wir, ausser der mehrfach nothwendigen Ergänzung der neueren Literatur, schon im allgemeinen Theile, z. B. bezüglich des Rechtszustandes der annectirten Länder, beim Unterlassungsverbrechen, bei den Verbrechen, deren Verfolgung durch den Willen des Verletzten oder seiner Vertreter bedingt ist, beim Rückfall, bei der Verjährung u. s. w., — besonders eine eingehende Verwerthung der Materialien zum Norddeutschen Strafgesetzbuch und deren Allegirung, um Anderen die Benutzung zu erleichtern. Namentlich gilt dies auch von den Reichstagsverhandlungen, die zwar eine sehr ungleiche Ausbeute gewähren, aber für manche Fragen (man denke z. B. an die Todesstrafe und das System der Freiheitsstrafen) ihre Bedeutung haben.

Was wir aber besonders dem Verf. für eine zukünftige neue Bearbeitung des Lehrbuchs zur Erwägung vorstellen möchten, ist die Anordnung des speciellen Theils. Wir wollen in keiner Weise mit ihm rechten über das schon in den früheren Ausgaben von ihm befolgte System, insbesondere auch nicht über die von ihm als besondere Verbrechersklasse hingestellten Verbrechen gegen die »Gesellschaft«, die wenn darunter ein von Staat, Kirche, Gemeinde und Familie verschiedenes Subject verstanden werden soll, ein ganz unbegrenzbares und undefinirbares Ding zu sein scheint. Das zu den *droits sanctionateurs* der französischen Jurisprudenz

gehörige Strafrecht hat eben insofern eine, von allen übrigen materiellen Rechtstheilen, verschiedene Natur, als es sich bei ihm nicht um Construction der nach Grundlage und innerem Wesen verschiedenen Rechtsverhältnisse und damit gegebene principielle Classification derselben handelt, sondern nur um willkürliche Negation des geltenden Rechts, oder des die bestehende öffentliche und private Rechtsordnung schützenden, Gesetzes. Das Verbrechen ist, wogegen es sich auch im Einzelnen richten mag, immer ein und dasselbe und es lassen sich deshalb auch gar nicht in der Art ihrer innern Natur nach verschiedene Verbrechtersklassen bilden, wie im Civilrecht z. B. verschieden geartete Obligationen. Auch die Wissenschaft kann daher nicht sowohl systematisiren, als nur in zweckmässiger Weise gruppiren, um dem Vorwurf rein willkürlichen, oder gänzlich bedeutungslosen Aneinanderreihens der einzelnen Verbrechen zu entgehen, etwa so, wie es Julius Clarus machte, der in §. finalis seiner Sententiae receptae die Verbrechen in alphabetischer Ordnung behandelt, oder, wie ein Witzbold dem Kanzler Koch nachsagte, er habe in seinen Institutiones juris criminalis die Verbrechen, wie sie ihm am geläufigsten gewesen, tractirt und deshalb mit dem Furtum begonnen und das Stuprum darauf folgen lassen. Die Verstösse gegen die logischen Gesetze der Eintheilung, wie sie in älteren Systemen hervortreten, hier zu erörtern, ist nicht unsere Sache. Zu verlangen ist natürlich bei jeder, zur Gruppierung der Verbrechen benutzten, »Grundeintheilung«, dass sie nicht die, an alle Distinctionen zu stellenden, logischen Anforderungen verletze, wie es doch öfters bei der Eintheilung

der Verbrechen nach dem Gegenstand der Verletzung geschehen ist, indem dabei der Eintheilungsgrund in verschiedenem Sinne, z. B. Recht bald im objectiven, bald im subjectiven Sinne genommen wurde, oder dass Subdivisionen nicht subordinirt, sondern coordinirt worden sind.

Dass die gemeinrechtlichen Quellen keine, der wissenschaftlichen Bearbeitung irgendwie genügende, Anhaltspunkte für die Anordnung des speciellen Theils darbieten, ist eine bekannte Sache und deshalb konnte hier von Anschluss an die s. g. Legalordnung keine Rede sein. Auch finden wir es eben so begreiflich als gerechtfertigt, dass, solange die Systeme des deutschen Strafrechts ein anderthalb Dutzend und mehr Strafgesetzbücher, resp. acht oder neun mehr oder weniger selbstständige Legislationen Deutschlands als Quellen des geltenden Rechts zu behandeln hatten, ein Anschluss an die Legalordnung eines bestimmten Gesetzbuchs*),

*) Dagegen hätten wir nichts zu erinnern gehabt, wenn z. B. Hälschner in seiner vortrefflichen Bearbeitung des Preussischen Strafrechts sich im besondern Theil mehr an das Preussische Strafgesetzbuch angeschlossen und demgemäss nicht, wie es geschehen ist, den ersten Abschnitt des besondern Theils mit den Verbrechen gegen das Recht der Privatperson ausgefüllt hätte. Als Gegensatz blieben dann für die noch zu behandelnden Delicte nur die Verbrechen gegen das Recht des Gemeinwesens oder des Staats, die aber bei Weitem nicht alles noch Fehlende umfassen können. Etwas ganz Anderes und Durchführbares wäre es, wenn man unter Zugrundelegung der duae positiones juris — publicum und privatum — davon ausginge, dass alle Verbrechen entweder in das Gebiet des öffentlichen Rechts oder des Privatrechts verletzend eingreifen, wobei eben Recht nicht im subjectiven, sondern im objectiven Sinne genommen wird.

oder vielleicht an ein Abstractum aus den verschiedenen Legislationen, vermieden worden ist und jeder Arbeiter dabei den ihm gerade zusagenden Weg einschlug. Nachdem wir nun aber so glücklich sind, ein, für das ganze Reich geltendes, oder in Geltung tretendes Strafgesetzbuch zu besitzen, scheint uns die Sache doch anders zu liegen als bisher und wir sollten meinen, dass ein, »im Anschluss an das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich« bearbeitetes Lehrbuch unbedenklich im besonderen Theile des Systems den wirklichen »Anschluss« auch hier zu vollziehen und nicht bloß die, aus dem Fachwerk des Gesetzes herausgenommenen, Füllungen in eine davon abweichende Ordnung einzufügen, also im Anschluss an das eigene System zu rangiren hätte. Abgesehen davon, dass auch das s. g. systematische Element seine Bedeutung für die Interpretation hat, halten wir es auch für eine aus dem Zwecke des academischen Unterrichts entspringende Forderung, dass der Studirende durch Anschluss an die Legalordnung mit dem ganzen Gesetzbuche vertrauter und in demselben heimischer werde, als es bei einer davon abweichenden Ordnung des Materials möglich ist. Dass dadurch wissenschaftliche Gruppierungen, d. h. Zusammenfassung des Verwandten unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt, nicht ausgeschlossen werden, versteht sich von selbst und dass dies in Betreff der neben einander gestellten 29 Abschnitte des Deutschen Strafgesetzbuches möglich ist, hat der Verf. selbst durch die S. 317f. in der Note gemachte Gruppierung gezeigt. Niemand wird läugnen mögen, dass die dem Preussischen Strafgesetzbuch nachgebildete, nur in einigen Punkten zweckmässig abweichende Ordnung des besondern Theils eine

im Ganzen zweckmässige ist und wir können mit dem Bekenntniss nicht zurückhalten, dass wir der damit gegebenen Gruppierung unsererseits ganz entschieden den Vorzug vor der »Grundeintheilung« des Verf. geben würden*), auch wenn sie nicht als Legal-Ordnung einen besonderen Anspruch auf Betrachtung hätte. Wir stellen deshalb der Erwägung des Verf. anheim, ob er nicht die, hoffentlich recht bald nothwendig werdende, neue Auflage auch in dieser Hinsicht »im Anschluss an das Strafgesetzbuch des Deutschen Reichs« zu bearbeiten für angemessen erachten möchte, wodurch natürlich gewisse, durch das wissenschaftliche oder practische Bedürfniss gerechtfertigte, Abweichungen nicht ausgeschlossen werden.

Zachariä.

Die Valentinianische Gnosis und die Heilige Schrift. Eine Studie von Lic. Dr. Georg Heinrichi. Berlin, Verlag von Wiegandt und Grieben, 1871. — VI und 192 S. in 8.

Dieses für seinen Zweck ziemlich ausführliche Buch eines uns bis jetzt unbekannten Verf. behandelt zwei nahe mit einander verwandte, aber doch auch (worauf seine Aufschrift hinweist) leicht bestimmt von einander zu unterscheidende Gegenstände. Seinen Hauptgegenstand bildet jedoch die Valentinianische Gnôsis: und bei ihr kommt alles zunächst auf die richtige Zusammen-

*) Nebenbei bemerkt, im Allgemeinen und abgesehen von untergeordneten Gruppierungen schon deshalb, weil es zwar der atomistischen, aber nicht der organischen Betrachtungsweise der Staatsordnung entspricht, die »Verbrechen gegen das Rechtsgebiet des Einzelnen« an die Spitze des Systems zu stellen.

stellung und Beurtheilung der Quellenschriften an aus welchen wir heute ihre Erkenntniss zu schöpfen haben.

• Bekannt ist dass die ursprünglichen Schriften der vielerlei Gnöstischen Schulen heute fast sämmtlich verloren sind, und dass wir geringe Hoffnung haben noch viele solcher Urkunden wiederzufinden wie die Pistis Sophia welche vor einiger Zeit in ihrer alten Koptischen Uebersetzung gedruckt wurde. Wie die Gnöstiker früh aus der herrschenden Kirche fortgestossen und vertilgt wurden, so wurden auch ihre Schriften, obwohl sie etwa ein Jahrhundert lang in einem gewaltigen Strome sich in die lesende Welt ergossen hatten, früh so schwer zurückgedrängt dass sich einige von ihnen nur wie zufällig bis in unsere Tage erhielten. Die Aegyptische Schule des Valentinus war schon eine der späteren dieses etwa ein Jahrhundert lang die junge christliche Welt so übermächtig ergreifenden Gnöstischen Bestrebens, wurde aber erst die mächtigste aller, und suchte sich durch den reichsten Strom von Schriften nicht bloss ihres Stifters sondern auch einer Menge seiner Schüler und Nachfolger in der Welt zu verbreiten und, wäre es möglich gewesen, dauernd zu erhalten: dennoch kennen wir sie heute nur noch durch die Schriften ihrer Bekämpfer und ihrer Widerleger. In diesen aber haben sich so viele und so ausführliche Zeugnisse von der Gnôsis des Valentinus und vieler seiner Nachfolger bis zu uns hingerettet dass man nach ihnen sich eine sehr bestimmte und nach vielen Seiten hin sehr vollständige Vorstellung von jenem denkwürdigen Bestreben aus dem jungen Christenthume eine Schule tieferer Weltweisheit zu machen bilden kann. Der Verf. stellt nun

diese Zeugnisse aus den allerverschiedensten Griechischen und Lateinischen Schriften von Gegnern der Gnôstiker zusammen, vergleicht sie unter einander, und sucht ihren gegenseitigen Werth genauer zu bestimmen. Wir halten dieses für den besten Theil der vorliegenden Schrift.

Schwerer ist es aus diesen Widerlegungen der Gegner und aus den Bruchstücken Valentinianischer Werke welche sich in den Schriften dieser mehr oder minder feindlich gesinnten Schriftsteller erhalten haben, sich ein vollständiges und zuverlässiges Bild von der ursprünglichen Lehrschrift 'Valentinos' zu entwerfen welche zu der ganzen grossen Bewegung der Geister den ersten Anstoss gegeben haben muss. Denn allen Merkmalen zufolge war es bei dieser wie bei jeder andern Gnôstischen Schule immer so dass zuerst eine mächtig die Geister anziehende in ihrer Art schöpferische grosse Schrift aus der Hand eines in der Rede und der Weisheit der Zeit ausgezeichnet gewandten Schriftstellers erschien, und wenn sie sich unter den für solche Schöpfungen gespannten Zeitgenossen ihre Bahn gebrochen hatte, dann eine Schule gestiftet wurde um die Bewegung der Geister weiter zu treiben und möglichst viele bleibende Anhänger zu gewinnen. Der Stifter einer solchen neuen hohen Schule begab sich zuletzt wenn er den Endsieg leicht erringen zu können meinte gerne nach Rom, um von hier aus seine Sache im Grossen zu betreiben: wie wir auch von Valentinos wissen dass er in seinem späteren Alter dort lehrte. Die Schüler und Anhänger aber änderten in ihren Schriften dann auch oft noch während des Lebens eines solchen neuen Schulhauptes vieles Einzelne in

seinen Ansichten oder auch bloss in den Ausdrücken und Wörtern seiner Lehrschrift, um die Grundanschauungen ihres Meisters noch leichter annehmbar und in der Menge des Volkes beliebter zu machen: wie wir dieses auch von den zahlreichen Schülern des Valentinus wissen. Da nun die Gegner dies alles nicht immer genau unterschieden, so wird es uns auch deshalb schwer das ursprüngliche Lehrgebäude des Meisters in allen Einzelheiten wieder so sicher zu erkennen und so klar hinzustellen als es im Sinne und in der Urschrift des Meisters gegeben gewesen war. Doch meinen wir dass sich nach dieser Seite hin noch weit mehr leisten liesse als unser Verf. hier leistet. Den Grundgedanken und die einzelnen grossen Glieder aus welchen Valentinus' Lehre sich aufbaute, vermag man doch aus allem was wir jetzt zerstreut wissen und wieder enger verbinden können, noch hinreichend sicher zu erkennen: und es müsste gelingen danach ein im wesentlichen vollständiges lebendiges Bild seiner Gnôsis zu entwerfen.

Dagegen bemerken wir mit Vergnügen dass der Verf. das Verhältniss dieser Gnôsis zu der von ihr anerkannten und von ihr benutzten H. Schrift als den zweiten Gegenstand seiner Schrift sehr gut begriffen und was dahin gehört fast ganz erschöpft hat. Die Frage über dieses Verhältniss ist ja in unsern Zeiten noch aus ganz anderen Beweggründen als den zunächst hier vorliegenden so äusserst wichtig geworden. Die Strauss-Baur'sche Schule wollte behaupten das Johannesevangelium und andere Bücher des N. Ts. seien auch deswegen erst im trügen Verlaufe des zweiten Jahrh. nach Chr. geschrieben weil alle die Gnôstischen Schriften und nament-

lich die der Valentinischen Schule früher geschrieben seien ja in Vielem jenen NTlichen zum Muster gedient hätten. Dass dies alles grundlose Behauptungen seien und die heute erhaltenen Bruchstücke der Schriften des Valentinus und seiner Schüler vielmehr das Dasein des Johannesevangeliums und der anderen NTlichen Schriften ja schon ihr allgemein geltendes hohes Ansehen voraussetzen, ist zwar schon früher bewiesen und gegen alle so oft und so hartnäckig wiederholten Bezweifelungen aufrecht erhalten: allein es ist in unseren Tagen gut dass solche Wahrheiten immer wiederholt und das Licht der Geschichte auch nach dieser Richtung hin nicht ausgelöscht werde. Dazu gibt dies neue Werk einen recht nützlichen Beitrag. Wir wünschten nur der Verf. hätte noch deutlicher auseinandergesetzt wie gewiss Valentinus seine grosse Schrift schon etwa 20 Jahre nach dem Tode des Apostels Johannes veröffentlicht haben muss, während zwar nicht die erste Abfassung aber desto sicherer die volle Veröffentlichung des Johannesevangeliums ebenfalls erst in die Zeit nach dem Tode dieses letzten Apostels fiel. Wir haben hier also eine Menge von Zeugnissen über das wahre Alter und das ursprüngliche Ansehen des Johannesevangeliums welche kaum noch viel älter und sicherer sein können; und die geschichtliche Wahrheit über dieses bestätigt sich auch von dieser Seite aus vollkommen.

H. E.

Om Sveriges Folksjukdomar. Af F. A. G. Bergman, M. D. Första Häftet. Upsala, W. Schultz' Boktryckeri. 1869. 114 Seiten in Octav.

Das vorliegende erste Heft einer höchst mühsamen und gediegenen Arbeit über Schwedens Volkskrankheiten, dessen Vollendung sehr erwünscht, aber bei der Schwierigkeit des Gegenstandes und bei der Unmöglichkeit, den Stoff rasch zu bewältigen, sich noch wohl eine Zeit lang hinausschieben wird, behandelt dasjenige Leiden, welches unter allen epidemischen Affectionen nach Angabe der vorhandenen statistischen Aufzeichnungen in den einzelnen Epidemien den grössten Betrag der Mortalität gehabt hat und in dieser Beziehung sowol Cholera als Typhus nicht unerheblich übertrifft. Es ist dies die Ruhr, welche häufig genug den Schaden, den Krieg und Hunger dem Königreiche zugefügt, mehrte, namentlich auch der jüngeren Generation und der Landbevölkerung, besonders dann, wenn diese mit Noth und Misswachs in höherem Grade zu kämpfen hatte, verderblich wurde. Das Studium dieser verheerenden Seuche bot ein um so grösseres Interesse, als es sich um die Betrachtung einer insgesamt den südlichen Klimaten vorzugsweise zugerechneten Affection in einem im hohen Norden belegenen Lande handelt, und als diese ausserdem einen Einblick in manche hygieinische Missstände gewähren musste, welche zu ihrer Verbreitung und Verschlimmerung beitrugen, ohne bisher genauer bekannt zu sein. Die Schwedische Literatur liefert ein verhältnissmässig grosses Material zu einer solchen epidemiographischen Arbeit, wie

sie uns Bergman in sehr dankenswerther und unsre volle Anerkennung verdienender Weise geliefert hat. Zwar fehlt es an genaueren Beschreibungen von Ruhrepidemien vor dem Jahre 1851, seit welcher Zeit das Schwedische Gesundheits-Collegium alljährlich seine detaillirten Berichte über den Gesundheitszustand des Landes publicirt. Dafür aber sind eine Reihe von statistischen Daten in dem sog. Tabellenwerk, in welchem die Angaben der Prediger über die Mortalität verschiedener Krankheiten von 1749 bis 1830 sich finden. Anfangs nur die Sterbefälle an Ruhr verzeichnend, liefern sie von 1774 auch detaillirte Berichte über das Lebensalter und von 1802 bis 1820 auch über die Monate, in denen der Tod eintrat. Wo diese Publicationen Lücken lassen, benutzte der Verfasser die im Reichsarchive aufbewahrten Berichte des Collegium medicum an den König über Epidemien vom Ende des 17ten Jahrhunderts bis 1782 und die im Archiv des Sanitäts-Collegiums befindlichen Amtsberichte für die Jahre 1806—1812 und 1839—40. Von 1861 an wird die Mortalität der einzelnen Krankheiten nach den Angaben der Aerzte mitgetheilt. Ausserdem existirt eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Publicationen einzelner Schwedischer Aerzte über die Ruhr, von dem 1652 in Stockholm erschienenen Collegium antidysentericum des Andreas Palmchron an bis in die neueste Zeit hinein, zum grössten Theile Verhaltungsmassregeln bei der Ruhr in populärer Weise angehend und durch ihre Massenhaftigkeit den Beweis liefernd, wie wichtig die Dysenterie unter allen epidemischen Krankheiten des Königreiches ist, hie und da aber auch über gewisse locale Epidemien

nähere Auskunft gebend und dadurch dem Statistiker der Ruhr von Nutzen und Werth.

Was der Verfasser über die Zuverlässigkeit des sog. Tabellenwerkes sagt, ist nach unsrer Ueberzeugung einleuchtend und wahr. Es gibt kaum eine Krankheit, deren Charaktere so leicht von Nichtärzten aufzufassen sind, wie die Ruhr. Eine Verwechslung der Dysenterie (Rötsot) mit dem sog. Rötfeber, das häufig neben Ruhr-epidemien grassirte, welches aber unter dem Namen »Röt-och fläck-feber«, welche Verbindung die typhöse Natur dieses Leidens zur Genüge andeutet, besonders rubricirt ist, hätte nur da stattfinden können, wo das Rötfeber mit Blutabgang verbunden war. Dagegen lässt sich offenbar nicht ablängnen, dass Fälle von Diarrhoea sanguinolenta hie und da mit Ruhr verwechselt worden sind. Von 1802 und 1830 sind sie sogar in einer Columne vereinigt. Offenbar aber ist der letztere Umstand ziemlich irrelevant, da die Mortalität der Diarrhöen, vom Säuglingsalter abgesehen, als unbeträchtlich bezeichnet werden darf. Dass die ärztlichen Schriften über einzelne Ruhrepidemien die Zahlenangaben des Tabellenwerks wiederholt bestätigen, ist ein weiterer Beweis für die Zuverlässigkeit des letzteren.

Bergman gibt zunächst historische Daten über das Vorkommen der Ruhr in Schweden. Wenn die Notizen über Dysenterie in Schwedischen Heeren bis zu den Wikingern und bis zum König Ragnar Lodbroke reichen, so findet sich die Ruhr als eine im Lande vorkommende Krankheit erst viel später erwähnt. Es sind zwei Recepte, welche sich in einem auf Pergament geschriebenen Exemplare von Magnus

Smoks »Sveriges Landz och Stadz Lag«, das gegen 1400 dem Reichsrath Arvid Trolle zugehörte und gegenwärtig auf der Stockholmer Bibliothek sich befindet. Die Ueberschrift dieser Recepte bezeichnet sie als gegen »Blotsoth« und »Rödesoot«. Ein ähnliches Recept »fore blodsoot« findet sich auch in einem medicinischen Manuscript der Upsalaer Universitäts-Bibliothek, welches vom Schlusse des 15ten Jahrhunderts stammt. Eine der ältesten Druckschriften Schwedens, das von Christianus Petri herausgegebene »nöttelig legebog« (Malmö, 1538) enthält schon Capitel über Blodsot und Blodgang. Die erste Ruhrepidemie, von welcher Nachrichten vorliegen, kam 1452 im Dänischen Heere vor (in Jönköping), die zweite in den Hungerjahren 1557 bis 1598 in Westergötland.

Auf diese historischen Notizen lässt Bergman eine tabellarische Uebersicht sämtlicher Ruhr-epidemien folgen, welche er aus den obengenannten Quellen zusammengetragen hat, womit gleichzeitig auch bei den einzelnen eine Angabe der Schriften verbunden ist, in welchen über die betreffende Epidemie gehandelt ist, wodurch öftere Wiederholung der Literaturangaben vermieden wird. Die Tabelle verzeichnet auch die Gegenden, wo die Epidemien sich zutrug, und liefert den Beweis für die Existenz einer nicht unbedeutlichen Reihe von Seuchen, welche das ganze Königreich betrafen. Bergman hebt dabei hervor, dass in mehreren der betreffenden Jahre, wo die Dysenterie über ganz Schweden sich ausdehnte, auch andre Europäische Länder darunter litten, so 1652 Dänemark und Irland, 1736 Holland, 1739—41 Thüringen, 1779—1783 Frankreich, Holland, Belgien, Eng-

land, Deutschland, Dänemark und Finnland, 1807—1811 Deutschland und die Schweiz, 1818 Irland, 1851—57 bestimmte Striche in Süddeutschland, Frankreich und der Schweiz. Andererseits ergiebt die Tabelle, dass manche Provinzen besonders häufig ergriffen worden sind, so Wärmland, Westergötland, der westliche Theil von Småland und Dalarne, besonders die letztere Provinz. Wie sehr gerade diese Provinzen bei den schwersten Seuchen, welche Schweden heimsuchten, litten, zeigt Bergman weiter durch verschiedene statistische Tabellen, in denen die Mortalität der Ruhr in Schweden nach Länen oder Stiften für die Jahre 1770—1773, 1779, 1781, 1783 und 1785, 1808—1811 und 1813 und 1851—60 beziffert und in Verhältniss zur Volksmenge gebracht ist. Für die letztgenannte Provinz werden die an Ruhr Verstorbenen von 1749—1867 noch in einer besondern Tabelle zusammengestellt; hier war sie so häufig, dass ältere Schriftsteller ihr allgemein ein endemisches Vorkommen vindicirten, wovon freilich in den letzten Decennien nicht mehr die Rede sein kann. Auch für die übrigen genannten Provinzen ist zum Theil in älterer Zeit die Endemicität behauptet.

Bergman wirft hierbei die Frage auf, ob vielleicht die grossen Schwedischen Ruhrepidemien ihren Ausgangspunkt in den Gegenden hatten, wo eine solche Endemicität bestand, eine Frage, welche sich nach den Ausweisen der tabellarischen Uebersicht negativ beantworten lässt. Es ist sehr häufig vorgekommen, dass die Provinz Dalarne erst von Ruhr heimgesucht wurde, nachdem diese Krankheit schon mehrere Jahre in andren Theilen von Schweden epidemi-

sirt hatte, oft ganz am Schlusse der allgemeinen Epidemie. Bezüglich des Ausgangspunkts bemerkt der Verfasser, dass derselbe in den meisten Fällen nicht bekannt ist, dass es aber häufig Küstenstriche sind, wie Bohuslän und Blekingen und in diesen Göteborg und Carlskrona, die oft gar nicht einmal heftig angegriffen wurden, von denen sich aber nichtsdestoweniger die Krankheit rasch in das Innere verbreitete. Dies Verhalten hat sich in den grossen Ruhrepidemien 1770—1775 und 1852—1859 gezeigt.

Ferner legt Bergman dar, dass eine Immunität für keine Gegend des Landes besteht, während allerdings einzelne Districte, wie Norrland und die Insel Gottland verhältnissmässig wenig von der Seuche zu leiden hatten, und dass auch im äussersten Norden, wie in Piteå Lappmark, in Haparanda Fälle davon vorgekommen seien. Nachdem er sodann auf das Vorkommen ganz beschränkter Epidemien, die in einzelnen Fällen auf ein einziges Gehöft oder ein einziges Fabrikgebäude sich beschränkten, wie solche besonders dann vorkamen, wenn die Ruhr in vorgerückterer Jahreszeit auftrat, wo ihrer Verbreitung eben durch diese Grenzen gesetzt wurden, kommt er auf die Jahreszeit zu sprechen, in welcher die Ruhr ihre Opfer forderte. Diese ist nicht abweichend von den in andern Ländern gemachten Beobachtungen, insofern Juli und August vorzugsweise den Beginn der Epidemien darstellen, die bis in den Winter fortdauern können, dann gegen Frühjahr erlöschen, um im nächstfolgenden Sommer aufs Neue aufzuleben; frühere Erkrankungen im Mai und Juni zeigten sich besonders in den nördlichsten Theilen des Königreiches.

Der Verfasser schildert dann die Verhältnisse der Morbilität und Mortalität in den hauptsächlichsten Ruhrepidemien Schwedens, wobei er für die meisten tabellarische Uebersichten gibt. Den Abschluss bildet eine vergleichende Tabelle der Sterblichkeit der Ruhr mit derjenigen an Cholera, Typhus, Pocken, Intermittens in den Jahren 1851 bis 54, welche einestheils die Bedeutung der Ruhr als Todesursache constatirt, anderentheils den Nachweis liefert, dass gerade die Landbevölkerung in einer auffallend hohen Weise von dieser Krankheit betroffen wurde. Hierauf werden die Verhältnisse der Lebensalter und Geschlechter genauer detaillirt, wobei sich die Prävalenz der Todesfälle in den frühesten und spätesten Lebensperioden ergibt, und die Einflüsse der socialen Verhältnisse und der einzelnen Beschäftigungen dargelegt, wobei die Prädisposition der Ackerbauer und des Militärs und einer Immunität der Bergleute Erwähnung gethan wird. Zu einer vergleichenden Statistik der in Schweden vertretenen Nationalitäten fehlte genügendes statistisches Material.

Bergman giebt dann Zahlen für die Mortalität im Verlaufe einzelner Ruhrepidemien nach den Monaten und liefert sehr ausführliche Angaben über den pathologischen Charakter nach den Schilderungen der Aerzte aus älterer und neuerer Zeit, sowie über die beobachteten Nachkrankheiten, woran er die wenigen Obductionsberichte, welche vorhanden sind, und Notizen über den Charakter der Ruhr in denjenigen Bezirken, wo man sie als endemisch ansah, schliesst. Das Verhältniss der gleichzeitig vorkommenden oder vorhergehenden Diarrhoe zu den Ruhrepidemien findet hierauf ausführliche Besprechung.

Hierauf folgen Untersuchungen über die Entstehung und die Verbreitung der Dysenterie. Für das bereits erwähnte primäre Auftreten an Küstenorten werden verschiedene Facta angeführt, worunter das interessanteste das ist, dass die Epidemien des letzten Decenniums sich von der Corvette Lagerbjelke ableitete, welche, von einer Expedition nach Südamerika und Westindien zurückgekehrt, in Götaborg anlief und dort ruhrkranke Mannschaft absetzte. Die Verbreitung im Lande machte sich mitunter offenbar durch Reisende oder Bettler, (die allerdings in unzähligen Fällen, wenn sie auch aus Ruhrgegenden kamen, die Krankheit nicht verbreiteten), besonders dann, wenn Hungersnoth grössere Volksmengen zwang, ein anderes Unterkommen zu suchen, oder wenn Arbeiter in ihre Heimath aus ruhrkranken Districten heimkehrten, in älteren Zeiten auch nicht selten durch aus dem Kriege heimkehrende Soldaten. Ferner trugen zur Weiterverbreitung der Ruhr nicht selten grössere Versammlungen von Menschen bei, z. B. Jahrmärkte oder Leichenbegängnisse, Truppenmanöver, doch scheinen auch solche unzählige Male häufiger ohne Einfluss auf die Verbreitung des Contagiums geblieben zu sein. Ein sehr bemerkenswerther Fall von Ruhrverbreitung durch den persönlichen Verkehr scheint uns dabei der aus dem Kirchspiele Brevik im Districte Hjo p. 76 gemeldete, wonach ein aus dem von der Seuche heimgesuchten Carlsborg heimkehrendes Mädchen unterwegs auf einer Köthnerstelle vorsprach und dort ein Kind säugte, worauf es sich zu Hause begab und ihrem eigenen Kinde die Brust reichte, und wo diese beiden Kinder die ersten waren, welche in dem

betreffenden Kirchspiele von Dysenterie befallen wurden. Einen ähnlichen Fall theilt Heinrich bei einer andren Epidemie im Districte Ulricehamn mit, wo eine Frau, deren Kinder an der Krankheit starben, welche aber selbst verschont geblieben war, einem Kinde im Nachbarorte Kråtorp die Brust gab und wonach das Kind noch an demselben Tage ruhrkrank geworden sein soll. Ebenso scheint uns eine aus dem Kirchspiele Ljo stammende Notiz über eine wegen ihres frühzeitigen Auftretens im Jahre 1856 (April) auffällige Epidemie bemerkenswerth, wonach die Ansteckung durch Kleider herbeigeführt sein soll, welche eine Frau aus dem Nachlasse einer im Kirchspiele Brendstorp an Ruhr zu Grunde gegangenen Person gekauft hatte.

Nachdem der Verfasser noch ziemlich kurz über Winde und Nahrungsmittel als Propagatoren der Dysenterie geredet, hebt derselbe hervor, wie in einzelnen Epidemien eine Reihe verschiedener Ortschaften, deren Lage von einander sehr entfernt war, plötzlich auf einmal das Leiden auftrat, ohne dass irgend ein Zusammenhang zu ermitteln war. Dass trotz solcher mangelnden Ermittlung nichts destoweniger die Möglichkeit der Verbreitung durch Ansteckung vorliegt, ist selbstverständlich nicht zu bezweifeln.

Bergman wendet sich nun zur Betrachtung der in Schweden als in wesentlichem Grade das Auftreten der Ruhr befördernd nachgewiesenen Momente, die er in temporäre und stationäre, die letzteren wieder in locale und persönliche theilt. Die temporären Verhältnisse d. h. die Verhältnisse der Witterung und Erndte in den einzelnen Jahren werden sehr ausführlich betrachtet und zunächst Mittheilungen aus der

gesamten Schwedischen Ruhrliteratur, so weit diese darauf Bezug haben, zusammengestellt. Besonders instructiv ist eine hierher gehörige am Schlusse des Werkes befindliche Tabelle, in welcher Bergman eine Vergleichung der Ruhr-epidemien, welche Schweden heimsuchten, mit der jedesmaligen Mitteltemperatur der Monate Juli, August und September (nach den Beobachtungen in Upsala, die nur theilweise bisher publicirt worden sind) und mit dem Erndteergebnisse des Vorjahres und des betreffenden Jahres (nach officiellen statistischen Publicationen) ermöglicht. Es erhellt daraus mit grosser Bestimmtheit, dass die Dysenterie sich nicht leicht zu einer grösseren Epidemie entwickelte, wenn die Sommermonate nicht eine auffallend hohe Temperatur zeigten, während natürlich andererseits die hohe Temperatur allein nicht immer ausreichte, um eine Dysenterie-Epidemie zu veranlassen. Einen besonders grossen Einfluss auf die Ruhrsterblichkeit hat dabei stets die grosse Wärme der Monate August und September gehabt. Weiter ergibt sich, dass die Ruhr-epidemien zu einer auffallend grossen Ausdehnung vorzüglich dann gelangten, wenn derartige heisse Sommer auf Jahre mit Misswachs folgten oder selbst Misserathen der Erndte oder Hungersnoth im Gefolge hatten. In kühleren Sommern gelangte die Ruhr niemals zu einer bedeutenden Intensität und dasselbe war der Fall, wenn sie einmal in den kühleren Monaten des Jahrs auftrat, die ihr dann stets einen milden Charakter aufprägten. In wie weit neben der hohen Temperatur auch die raschen Abfälle und überhaupt der rasche Wechsel zwischen Hitze und Kälte als prädisponirendes Moment in Betracht gekommen sind, lässt Bergman

unentschieden. Den vielen hierauf bezüglichen Angaben Schwedischer Aerzte will er nicht vollständige Glaubwürdigkeit beimessen und meint er, dass der betreffende Temperaturwechsel nur insofern in Frage kommen könne, als dadurch die Möglichkeit von Erkältungen gegeben sei; eine Ursache des Auftretens der Ruhr kann er nicht darin erblicken. Wir müssen ihm darin um so mehr Recht geben, als gerade die Schwedische Literatur eine Menge von Belegen zu dem Factum liefert, dass kühlere Witterung, wenn sie plötzlich eintritt, Ruhrepidemien zu coupiren im Stande ist. Eine Beziehung des Luftdrucks, der herrschenden Winde und der Elektricität zu den Ruhrepidemien vermochte Bergman nicht zu constatiren.

Bezüglich der topischen Verhältnisse wird zunächst dargethan, dass die Ruhr in gleicher Weise in der Ebene wie in Berggegenden epidemisirte, dass dagegen die Elevation über dem Meeresspiegel von einiger Bedeutung erschien, indem gerade die am höchsten gelegenen Provinzen (Småland, Westergötland, Wernmland und Dalarne) am meisten und heftigsten von Dysenterie heimgesucht wurden. Für letztere kommt aber ausser der Seehöhe noch die Entfernung vom Meere und das mehr continentale Klima in Betracht, das einmal zu heisseren Sommern, dann auch zu raschen Temperatursprüngen führt. Das ist ein weiteres interessantes Factum, welches aus der vorliegenden Schrift zur Evidenz hervorgeht, dass die Küstenstriche, wenn sie auch nicht selten der Ausgangspunkt der Seuche wurden, doch für sich viel weniger stark litten als das Binnenland, offenbar im Zusammenhange mit der minder grossen Sommerhitze und dem gleichmässigeren Klima. Den

Einfluss der Bodenarten weist Bergman ab, namentlich den die Rubrepidemien abschwächenden des Kalkbodens, der von einzelnen Seiten behauptet wird, wobei er sehr schlagende Beispiele für seine Ansicht hervorhebt.

Ein weiteres Moment, das die Ausbreitung der Ruhr beeinflusst, findet Bergman in den Culturverhältnissen und in der Fruchtbarkeit der einzelnen Orte, insofern einerseits gerade die Provinzen, welche an Wäldern reich und an Ackerland arm sind, die meisten Rubrepidemien zeigen, andererseits auch innerhalb der einzelnen Provinzen die unfruchtbaren Districte besonders heftig und häufig heimgesucht werden. Zur Lösung der Frage, inwieweit Sumpfmiasmen bei der Production der Ruhr in Frage sind, liefert die schwedische Literatur keine sehr umfangreichen Beiträge. Hervorzuheben dürfte nur sein, dass in mehreren Städten die Ruhr innerhalb derjenigen Theile ihre meisten Opfer forderte, wo ein sumpfiger Untergrund bestand, so in Jonköping, Stockholm u. a.

Hierauf betrachtet Bergman die Verhältnisse der Lebensweise in den einzelnen Provinzen in Beziehung zu der Häufigkeit der Dysenterie. Hinsichtlich der Nahrungsmittel bemerkt er, dass dieselben im Allgemeinen in einigen Gegenden von Dalarne und Wermland, sowie auch in einigen Theilen von Småland eine geringere Beschaffenheit besitzen als in andren Theilen von Schweden. Es sind das die Gegenden, wo der Hafer als Nahrungsmittel eine grosse Rolle spielt, der vielleicht nicht sowohl durch seine Verwendung zum Brodbacken als dadurch schädlich wird, dass er eben überall zum Hauptnahrungsmittel wird. Man bereitet daraus einen dicken Brei, der in den Som-

monaten sich leicht zersetzt und durch seine Zersetzungsproducte zum Entstehen von Darmkatarrhen führt. Die Arbeiter in den Waldungen nehmen nichts mit sich als Hafermehl und etwas Salz, welches sie mit Wasser zu einer Art *Pole-ta* kneten, die sie als »*nafgröt*« bezeichnen und welches sie klumpenweise verzehren. Dazu kommt noch, dass gerade in diesen Districten die Erndte missrath, dass frühzeitig Frost eintritt und die Bewohner sich genöthigt sehen, das unreife Korn einzuheimsen und zu verbacken, oder, wenn das nicht zureicht, Baumrinde beim Brodbacken zu verwerthen. Rosen van Rosenstein hat deshalb in seiner Dissertation geradezu eine *dysenteria a cibis insuetis* aufgestellt, mit dem Zusatze: »*casus, veritatem speciei hujus confirmantes recenter saepius eheu! dederunt agricolae nostrates, dum annona laborarint*«. Dass die Ruhr manchmal erst im Jahre nach dem Misswachs zur Epidemie sich entwickelte, wenn ein warmer Sommer hinzukam, kann nicht befremden, indem die Hungersnoth sich bis in jene Zeiten fortsetzte und sogar in verstärktem Masse sich geltend machte. Dass in manchen Jahren der Hungersnoth oder dem darauf folgenden keine Ruhrepidemie sich entwickelte, beruhte nach Bergman einestheils darauf, dass dann längere Zeit vorher kein Epidemisiren der Dysenterie stattgefunden hatte, anderntheils auf dem Eintreten kühler Sommer nach dem Misswachs; doch gibt es auch einzelne Fälle, wo es z. B. in Dalarne nicht zur Entwicklung einer Epidemie trotz Misswachs und Sommerhitze kam, während die Krankheit in Westmanland ausserordentlich wüthete.

Dass ausser dem Haferbrei auch andere ver-

dorbene Nahrungsmittel, ausserdem der übermässige Genuss von Spirituosen prädisponirende Momente für Ruhrepidemien abgeben können, wird weiter gezeigt und namentlich auf die ungentügende Verproviantirung von Truppen in Kriegen hingewiesen, zumal mit leicht faulendem Fleisch u. dgl. mehr.

Ueber das Trinkwasser als ätiologisches Moment existiren nur wenige Notizen in der Literatur Schwedens, und namentlich fehlt es ihnen an beweisender Kraft, dass schlechtes Trinkwasser wirklich Ruhr hervorgerufen habe, so dass Bergman nach dem ihm vorliegenden Materiale auf eine Erörterung der Frage verzichten muss, inwieweit das Trinkwasser von Bedeutung für Ruhrepidemie sei.

Hierauf kommt Bergman noch auf eine Reihe von besonders schädlichen Handlungen der Bewohner in einem ruhrkranken Orte zu sprechen, die hier nicht alle berührt werden können, zum Theile aber allerdings auffallend sind und nothwendig abgestellt werden müssen. Wir erwähnen nur die Tage lang fortgesetzten Leichenschmäuse in Localitäten, welche von der Ruhr inficirt sind, wobei nicht allein das Verweilen, sondern auch das Ueberladen des Magens mit Speisen und Getränk das Auftreten des Leidens fördert. Eine drastische Schilderung des Auftretens der Ruhr auf der schwedischen Flotte in den Jahren 1741 und 1742 durch den Feldprediger Tiburtius bildet den Beschluss dieses Abschnittes, welcher noch besonders auf die Bedeutung der Excretionen als Krankheitsverbreiter hinweist.

Dass die vorliegende Studie nicht nur wegen der interessanten, bei uns bisher ganz unbekannten Details, als wegen der dadurch gegebene-

den Fingerzeige in hygienischer Beziehung auch ausserhalb Schwedens die Beachtung der Fachgenossen in hohem Grade verdient, wird nach der von uns versuchten kurzen Darlegung des Inhaltes Niemandem zweifelhaft sein können. Trotzdem wir gerade für die Dysenterie sehr werthvolle epidemiographische Arbeiten, unter denen die von Hirsch die bekanntere ist, benützen, gibt uns Bergman's Aufsatz noch mannigfache Belehrungen über Fragen, welche früher in den Hintergrund getreten sind, was nicht auffallen kann, da Schweden seiner klimatischen Verhältnisse wegen Besonderheiten bezüglich einer Affection darbieten musste, welche zu den tropischen gehört. Wenn wir auch hier manche Fragen nicht gelöst, neue vielmehr entstehen sehen, wie z. B. das vorzugsweise Erkranken der ländlichen Bevölkerung und der Kinder nicht in einem einzigen Momente seine Deutung finden kann: so können wir darin eher einen Ruhm, als einen Tadel der Schrift finden, die hoffentlich auch in andern Ländern anregend wirkt; denn gerade in Bezug auf die Hygiene der epidemischen Krankheiten gilt es, sich nicht von vorgefassten Meinungen leiten zu lassen, sondern Facta von allen Seiten zusammenzutragen und diese zur Basis von Schlussfolgerungen zu machen.

Theod. Husemann.

Deutsches Bürgerthum im Mittelalter. Nach urkundlichen Forschungen. Von Dr. G. L. Kriegk, Stadtarchivar in Frankfurt a. M. — Neue Folge. — Nebst einem Anhang, enthaltend ungedruckte Urkunden aus Frankfurtschen Archiven. — Frankfurt a. M. (Rütten u. Löning) 1871.

Unter dem obigen Titel haben wir den zweiten Band eines lehrreichen Werks vor uns, dessen erster Band schon vor einigen Jahren in diesen Blättern *) besprochen wurde. Der treffliche Verfasser wünschte mit dem früheren Bande eigentlich ein umfangreicheres mehrbändiges Werk, welches alle Seiten des mittelalterlichen Bürgerlebens in systematischer Ordnung umfassen sollte, einzuführen. »Allein die Zeitverhältnisse erlaubten damals (1869) nicht, mit einem weit ausgreifenden Werke hervorzutreten«. Er beschränkte sich auch dies Mal wieder, wie zuvor, auf die Darstellung einzelner Seiten des städtischen Lebens, und will nun ferner auch die übrigen in besonderen kleineren Büchern behandeln.

Er bearbeitete für den jetzigen Band folgende Themas: »das Badewesen«, — »das Gefängnißwesen«, — »die Geisteskranken und ihre Behandlung«, — »das Schulwesen« — »die Friedhöfe«, — »die Beerdigungen«, — »die Kindtaufen«, — »die Vor- und Zunamen«, — »die Heirathen und Hochzeiten«, — »die öffentliche Unzucht im Mittelalter« und noch einige andere mit den genannten verwandte Gegenstände. Er wählte diese Themas deswegen heraus, weil gerade für sie in seinem Frank-

*) Siehe Gött. gel. Anz. 1869 Stück 18 p. 502. sqq.

ferter Archive ein besonders reiches urkundliches Material vorhanden war und weil er bei ihnen daher zu neuen Resultaten gelangen konnte. Eine systematische Anordnung der verschiedenen Abhandlungen war daher auch nicht geboten.

Da nun wie in dem ersten Bande jede Abhandlung ihr Thema erschöpfen und ein Ganzes für sich bilden soll, so war es beinahe gleichgültig, wie sie aneinander gereiht wurden. Doch geht auch schon aus obigem Ueberblick eine gewisse Verkettung der einzelnen Kapitel zu einem Ganzen ziemlich deutlich hervor.

Auch in der Art der Behandlung der Gegenstände ist dieser zweite Band dem ersten fast ganz gleich, eben so aus fleissigen und gewissenhaften Studien und lauter archivalischen Quellen hervorgegangen und ebenso befriedigend.

Nur in einer Hinsicht unterscheiden sich beide Bücher von einander. In dem früheren war nämlich die Stadt Frankfurt ganz in den Vordergrund gestellt worden und die culturhistorischen Verhältnisse anderer deutscher Städte nur dann und wann zur Vergleichung angegeben. In dem jetzigen dagegen stellte der Verfasser Alles, so weit dies möglich war, so dar, wie es in den deutschen Städten überhaupt obwaltete, und entlehnte nur viele Einzelheiten nebst den Belegen vorzugsweise den Acten und Urkunden Frankfurts. Das Buch wurde dadurch auch für das nichtgelehrte Publikum nutzbarer.

In dem Artikel »Badewesen« schildert der Verfasser alle im Mittelalter blühenden und schon damals sehr zahlreichen Arten von Bädern: die »Mineralbäder«, »die Badbrunnen«,

»die Wildbäder«, »die natürlichen und die künstlichen Bäder«, namentlich aber und umständlicher die städtischen Badestuben, und die sehr beliebten Schweiss- und Dampfbäder. Er geht dabei in das Detail der Bade-Einrichtungen, der Geräthschaften und der mit dem Bade verbundenen Gebräuche ein, bestimmt die Zeit, zu welcher man badete, die Rechte und Verhältnisse »der Bader« und »Scheerer«, die gesetzlichen Beschränkungen der Juden bei der Benutzung christlicher Bäder und die in ihnen geduldete und herkömmliche Mischung der Geschlechter, und endigt seine Abhandlung mit dem Schwinden der Blüthe des mittelalterlichen Badewesens gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts, wo verschiedene Umstände, namentlich die Erhöhung der Preise des Brennholzes vorzugsweise die Abnahme der Dampf- und Schweissbäder herbeiführten. Dies Steigen des Holzpreises verfolgt der Verfasser für sein Frankfurt durch eine Reihe von Jahren und dokumentirt es mit verschiedenen urkundlichen Angaben.

In ähnlicher Weise behandelt er in der zweiten Abhandlung das Gefängnisswesen, schildert die verschiedenen Arten der damals gebräuchlichen Gefängnisse, ihre Einrichtung oder vielmehr ihre grausenerregende Beschaffenheit, die Art von Pflege und Nahrung, die man den Gefangenen zu Theil werden liess, und die schreckliche Lage der Gefangenen im Mittelalter im Allgemeinen. Besonders interessant ist, was der Verf. über die in Frankfurt und auch in anderen deutschen Städten üblichen Privatgefängnisse beibringt. Es waren dies im Hause angebrachte Balkenverschläge oder auch transportable Behältnisse, in welchen die Bürger —

allerdings nur mit Gestattung der Obrigkeit — einen bösen Schuldner, oder auch wohl einen Wahnsinnigen bei sich gefangen hielten.

Eine der ganz besonders interessanten Abhandlungen unsres Buchs ist die über »das Schulwesen des Mittelalters«. Sie ist reich an Stoff und neuen Resultaten, obgleich doch schon mehrere sehr eingehende und treffliche Schriften über diesen Gegenstand existiren *). Der Verfasser schildert darin — mit Ausnahme der Universitäten — alle Gattungen von Schulen, welche im Mittelalter in unseren Städten existirten: die Stiftsschulen, die Trivialschulen, die Lateinischen und die Deutschen Schulen, die Privatschulen, den Mädchenunterricht etc. Er untersucht dabei die verschiedenen Lehr-Gegenstände, das Schulmaterial, die Lehrstunden, die Schulprüfungen, die Schulfeste, die Stellung der Lehrer und ihre Gehalte, die Schuldisciplin, und kommt zu dem Resultate, dass es mit dem Wissen und der Bildung unserer mittelalterlichen Stadtbürger, von denen ja auch alle damals gemachten Erfindungen ausgegangen sind, viel besser bestellt gewesen sei, als man sich gewöhnlich vorstellt. Am Schlusse giebt er dann eine gedrängte Uebersicht und Geschichte aller in der Stadt Frankfurt existirenden alten Schulen, wie er denn auch in den früheren Artikeln alle Gefängnisse und Bade-Anstalten seiner Vaterstadt vollständig behandelt hatte, um an einem Beispiele in erschöpfender Weise zu zeigen, wie eine deutsche Stadt im Mittelalter in diesen Beziehungen ausgestattet war.

*) Der Verf. selbst führt mehrere Abhandlungen von Mone über das mittelalterliche Schulwesen und von Fechter über die Geschichte des Baseler Schulwesens an.

In ähnlicher, lehrreicher, sinniger und gewissenhafter Weise wie die eben beispielweise erwähnten Themas behandelt der Verfasser auch die andern der oben genannten Aufgaben, die er sich in seinem Buche gestellt hat. Leider kann ich hier auf den übrigen noch sehr reichen Inhalt nicht näher eingehen, darf aber meine Ueberzeugung aussprechen, dass dasselbe wegen seiner interessanten Schilderung und Darstellung jedem Liebhaber unserer städtischen Culturgeschichte höchst willkommen und werth, und wegen der Menge der darin festgestellten Daten jedem Forscher jener Geschichte äusserst werthvoll und nützlich sein wird. Schwerlich ist bis jetzt die Culturgeschichte irgend einer deutschen Stadt so gründlich und lichtvoll bearbeitet worden, wie die Frankfurts durch unseren Verfasser, der uns glücklicher Weise noch Ferneres über diesen Gegenstand verheisst.

Bremen.

J. G. Kohl.

Novelle di Giovanni Sercambi. Bologna presso Gaetano Romagnoli. 1871. IX und 204 Seiten Octav (Scelta di Curiosità letterarie inedite o rare dal secolo XIII al XVII. Dispensa CXIX. Prezzo L. 12).

Von verschiedenen Publicationen dieser sehr schätzenswerthen Sammlung habe ich bereits mehrere an dieser und anderer Stelle besprochen, und freut es mich jetzt wiederum eine den Freunden der Erzählliteratur höchst willkommene Gabe des gelehrten pisaner Professors D' Ancona anmelden zu können, nämlich

die gesammelten Novellen des vierten der ältesten italienischen Novellenschreiber. Ich sage der gesammelten: denn die einzige Handschrift, welche die sämtlichen Erzählungen Sercambi's enthält, befindet sich im Besitz eines überstrengen Cato, der die vollständige Bekanntmachung derselben trotz aller an ihn ergangenen Bitten nicht gestatten will »per amore alla castigatezza del costume!« Es müsste mit dem Inhalt der in Rede stehenden Novellen wahrlich sehr arg bestellt sein, wenn sie in jener Beziehung die des Boccacio, Bandello und noch mancher Andern übertreffen sollten, die doch jedermann zugänglich und auch in jedermanns Händen sind, während die stets nur auf eine kleinere Anzahl von Exemplaren beschränkte »Scelta« weder für Klosterschwestern noch für Mädchenpensionate bestimmt ist. Mit allem Rechte also klagt D'Ancona über die verkehrte Grille jenes Besitzers, der das Werk des lucchesischen Novellisten lieber von der Zeit oder den Würmern verzehren als es der gelehrten Welt mittheilen lassen will, zumal durch eine bloss summarische Inhaltsangabe der anstößigsten Novellen sein überstrenger Censorismus leicht zufrieden gestellt werden konnte. Unter den angeführten Umständen blieb also dem gelehrten Herausgeber nichts anderes übrig als die bisher zerstreut erschienenen Novellen, sovieles deren eben sind, jetzt wenigstens gesammelt bekannt zu machen und sie mit Anmerkungen über Abstammung und Verbreitung jeder einzelnen zu begleiten. Es sind deren im ganzen dreiunddreissig, die Handschrift enthält hundertundsechsfundfünfzig, wie ich bereits zu Dunlop S. 491 Anm. 133 angemerkt, wo ich die von Gamba zum ersten Male herausgegebenen zwan-

zig Novellen besprochen. Meine dortigen kurzen Nachweise hat D'Ancona reich vermehrt, so dass nur noch eine geringe Nachlese übrig bleibt; wie zu No. V »*De doctrina data a puero*« (über dessen Hauptinhalt s. Dunlop S. 283) die 13te Novelle des Ortensio Lando. Auch in dem Avâdâna no. CXXI »*Le nouveau dieu du tonnerre*« (Stanisl. Julien 2, 144 f.) sagt der widerspänstige Sohn zu dem Gott des Donners, der ihn züchtigen will: »Wenn du der neue Donnergott bist, so verdiene ich zerschmettert zu werden; bist du aber der alte, so will ich dir nur sagen, dass auch mein Vater sich ehemals gegen meinen Grossvater aufgelehnt hat; wo warst du damals? — Zu nov. VIII »*De geloso et muliere malitiosa*« (= Decam. VII, 4) s. auch Pauli Schimpf und Ernst No. 678. Auch der Erzpriester von Talavera, Alonso Martinez de Toledo, hat in seinem Corbacho Parte II cap. 1 diesen Schwank aufgenommen. — Zu nov. XIII »*De furto unius mulieris*« (s. Dunlop S. 197 f. »Die zwei Träume«) vgl. auch bei Saxo Grammat. I. V p. 74 f. (ed. Francof. 1576) die in einzelnen Umständen genau entsprechende Erzählung von Erich, Gother und Gunvara. Mit der Version der Sieben Weisen Meister, wo der Ehemann selbst, ohne es zu ahnen, seine Frau ihrem Geliebten in der Kirche antrauen lässt (z. B. Simrock Volksbücher XII, 203) vgl. die List des dritten Weibes in dem Fabliau des trois femmes qui trouvèrent un anneau (Le Grand ed. 1781, IV, 165). — Zu nov. XX »*De ventura in mallo*« s. in Betreff des Märchens vom Doctor Allwissend (Grimm No. 98) auch noch Kirchhof's Wendunmut 1, 130 nebst Oesterley's Anm. — Noch will ich hinsichtlich der von D'Ancona zu nov. IX »*De*

bonis moribus« p. 284 angeführten Novelle CXIV Sacchetti's (Dunlop S. 256 b) bemerken, dass die eigentliche Quelle derselben sich bei Diog. Laert. I. IV c. 6. §. 36 findet und so lautet: »ἐκείνος (sc. ὁ Φιλόξενος) τὰ ἑαυτοῦ κακῶς ᾄδοντας τούτους (sc. τοὺς πλινθιακοὺς) καταλαβὼν αὐτοὺς τὰς πλινθίων ἀντῶν συνεπάτησεν, εἰπὼν Ὡς ἔμελλε τὰ ἐμὰ διαφθείρετε, πᾶσι τὰ ἑμέτερα«.

Was den Text der Novellen betrifft, so scheint D'Ancona sich auf eine wortgenaue Wiedergabe seiner Vorlagen beschränkt zu haben, was auch in Ermangelung der Originalhandschrift das einzig räthliche war, obwohl hier und da derselbe sich als kritischer Nachhilfe bedürftig erweisen mochte, die mit Sicherheit aber nur unter Herbeiziehung des Codex hätte gewährt werden können. So dürfte, wie ich glaube, p. 51 Z. 2 v. u. in dem Satze »Cassandra, nipote di un fratello del ditto messer Lucchino« statt *nipote* vielmehr *mogle* zu lesen sein, da in der ganzen Novelle Cassandra immer als Frau, nirgend aber als Nichte des Bruders des Messer Lucchino auftritt; — p. 68 Z. 3 v. u. heisst es: »Com' è quello dite, costui è Salomone«. Nach *dite* scheint ein Fragezeichen zu setzen; die Auslassung von *che* nach quello ist, beiläufig bemerkt, auch bei Sercambi fast die Regel; so auch p. 73: »tu non hai capacità di poter intendere quello (che) domandi«; p. 148: »a lui diede lettere di quello (che) dovea fare«; p. 159: »io ti priego che quello (che) ti dico, non appalesi a niuno«; u. s. w. u. s. w. — p. 72 sagt Dante: »Ogni signoria, quantunque si sia di stato grande, come sire lo re Ruberto, si pretende essere volo dell' aquila, ciò che (i. e. perciò

che) ogni signore de' essere sottoposto allo 'npiro (i. e. *imperio*)««. Lo re Ruberto, ch' era guercissimo, udendo il ditto di Dante, stimò per lui tal cosa aver ditta«. In dieser Stelle giebt *volò* keinen Sinn und scheint dafür *sotto* zu lesen, entsprechend dem darauf folgenden *sottoposto*, so wie auch für *guercissimo* richtiger *guelfissimo* stünde; die Rede ist von König Robert von Neapel (1309—1343), welchem gegenüber der starre Ghibellin Dante die höhere Gewalt und Würde des kaiserlichen Adlers furchtlos hervorhebt. — Doch will ich aufhören Beispiele von dem anzuführen, was der gelehrte Herausgeber aus dem oben mitgetheilten Grunde allem Anschein nach absichtlich unterlassen hat. Der Text ist sonst sehr sorgfältig gedruckt, und ist mir nur aufgefallen p. 30 Z. 12 v. o. *volere* st. *volete*, sowie p. 282 Z. 5 v. u. und 284 Z. 13 v. o. XCIV st. CXIV. Die vorstehenden Bemerkungen sind zwar sämmtlich von keiner grossen Bedeutung, jedoch legen sie jedesfalls Zeugniß ab von der Sorgfalt und Genauigkeit, womit ich die schönen Arbeiten des pisaner Gelehrten zu studieren mir stets angelegen sein lasse.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 30.

26. Juli 1871.

Upsala Universitets Årsskrift 1870. III & IV. Sigurd Ribbing: Ueber das Verhältniss zwischen den Xenophontischen und den Platonischen Berichten über die Persönlichkeit und die Lehre des Sokrates, zugleich eine Darstellung der Sokratischen Lehre. Derselbe: Ueber Sokrates Daemonion. Upsala (1870) gr. 8 SS. 126 und SS. 41.

Die angeführten beiden Sokratischen Studien, die aus der nordischen Universitätsstadt in deutscher Sprache zu uns herüberkommen, zeugen von demselben Bedürfniss nach einer erneuten, unserem gegenwärtigen Standpunkt in der Geschichtsschreibung der griechischen Cultur und speciell der griechischen Philosophie entsprechenden Darstellung des Sokrates, wie es auch in Deutschland in neuerer Zeit empfunden ward und in verschiedenen Arbeiten Ausdruck erhielt. Sie bilden Bruchstücke einer Darstellung des Mannes und die erste der beiden Arbeiten ist eine wesentliche Vorarbeit jeder Biographie desselben. Diese Vorarbeit dienen,

mittelst einer literar-historischen Uebersicht an frühere ähnliche Arbeiten angeknüpft und zeigt sich s. z. s. als organisches Product der unaufhaltsam fortgesetzten Studien in dieser Richtung. Sie verdient wohl eben deshalb die Beachtung aller Derer, die an diesen Studien Antheil nehmen, und mehr noch auch Aller, denen daran gelegen ist, dass der Geschichte das wahre Bild einer ihrer grössten Gestalten erhalten bleibe.

Es ist ja die Eigenthümlichkeit der Ueberlieferungen über Sokrates, dass sowohl derjenige, welcher ihn als Philosophen schildern will, als der, welcher seine vollständige Biographie sich zur Aufgabe macht, jeder freilich unter verändertem Gesichtspunkt, aber beide für den Zweck in gleichem Maasse auf die Platonischen und Xenophontischen Schriften als hauptsächliche Quellen verwiesen sind. Für jenen sind sie neben einzelnen bedeutungsvollen Aristotelischen Aussprüchen über die Sokratische Philosophie so wichtig, dass er, wenn er sie richtig prüft, in der That behaupten darf, damit gleichzeitig eine Darstellung der Sokratischen Lehre zu geben. Auch für den Biographen aber bilden die genannten Schriften die hervorragendsten Leitsterne und auch für Darstellung des Lebens, des Verkehrs, des politischen Verhaltens, mit einem Worte des möglichst ganzen Sokrates, wie er lebte und lebte, kommt auf ihre Prüfung das Meiste an. Dem Biographen ist es wichtig, zu wissen, ob er sich bei Beschreibung seines Helden mit grösserem Recht auf den Standpunkt stellen darf, den ihm die Platonische, in grossartig culturgeschichtlichem Sinne gehaltene Darstellung anweist, oder ob er sich dem engeren Ge-

sichtspunkte des Xenophon anbequemen muss. Ihm bietet bei Prüfung dieser Frage neben Platon und Xenophon der Komiker Aristophanes nur eine secundäre, obwohl allerdings nicht zu verschmähende Hülfe. Denn mag die Aristophanische Darstellung des Sokrates auch nur eine Larve desselben bieten; da hinter der Larve möglicherweise ein Kern des wahren und wirklichen Sokrates gefunden werden kann, muss sie geprüft und auf irgend eine Weise mit derjenigen Darstellung verglichen werden, die Platon und Xenophon geben. Ohne Zweifel lässt sich für die Auffassung des geschichtlichen Sokrates, z. B. in seiner Stellung zur Zeit und Umgebung, aus den Aristophanischen Komödien Etwas gewinnen. Aristophanes ist in dieser Beziehung wirklich als ein dritter Gewährsmann zu bezeichnen, selbst wenn das Meiste an seinem Bühnenhelden auf den lebenden Sokrates nicht passt und nur die Spiegelung der culturgeschichtlichen Bedeutung des Sokrates, die in seiner Schilderung liegt, bestehen bleibt. Denn wenn die Aristophanische Komödie in dieser Schilderung weit über die Tendenz der Xenophontischen Denkwürdigkeiten hinausgeht, so darf sie dem Biographen zum Beweise dafür dienen, dass die culturhistorische Seite der Platonischen Darstellung des Sokrates begründet und gewissermaassen eine Rectificirung der Aristophanischen ist. Dem vereinten Gewichte beider Darstellungen gegenüber müsste die des Xenophon, insofern sie in Würdigung der culturgeschichtlichen Bedeutung des Sokrates unverhältnissmässig zurücksteht, als ungeschichtlich, als nicht zutreffend bezeichnet werden. Auf diese Weise könnte Aristophanes dienen, die Resultate der Prüfung der Xenophon-

tischen und Platonischen Berichte unter einander zu Gunsten der Platonischen Darstellung des Sokrates zu bestätigen.

Bei der Wichtigkeit der Xenophontischen und Platonischen Schriften als Quellen für jede Darstellung des Sokrates nun ist auch jede gewissenhafte Prüfung derselben dankenswerth. Sieht die Prüfung des Verfassers der vorliegenden Studien die gedachten Berichte auch nur in vorwiegendem Bezug auf den Gehalt der Sokratischen Lehren und philosophischen Ansichten an, so bildet doch die Feststellung des Werthes der Quellen in dieser Rücksicht den hervorragendsten Theil der nöthigen Vorarbeit. Sokrates gilt ja eben vorzugsweise als Philosoph und da die Quellen in dieser Beziehung auch am meisten von einander abweichen, so ist diese Prüfung auch die schwierigste.

Der Weg zur Entscheidung darüber, welchem der beiden Berichte die grössere historische Wahrheit eigen sei, besteht für den Verf. darin, dass er mit einer Uebersicht des Sokratismus zuerst nach Xenophons Darstellung für sich und ohne Einmischung der Platonischen und zweitens, unter Vergleichung mit der erstgenannten, mit eben einer solchen Uebersicht nach der Platonischen Darstellung ohne Einmischung der Xenophontischen beginnt. Nachdem er sich auf solche Weise versichert hat, nichts, was nach des Einen oder des Anderen Bericht dem Sokratismus nach Geist oder Inhalt wesentlich sei, ausgeschlossen zu haben, sieht er zu, ob beide Berichte in ein einziges treues Bild des Philosophen zusammengefasst werden können oder nicht, und sucht in letzterem Falle Gründe für die Entscheidung zwischen beiden.

Hierbei drängt sich ihm gleich am Anfang

seines Wegs natürlich die Frage auf, wie bei einer Uebersicht über den Sokratismus die Platonischen Schriften zu benutzen seien, um nicht, wie Platon selbst, in des Sokrates Mund, was Platon's, nicht Sokrates' Eigenthum ist, zu legen.

Die selbstständig begründete Antwort auf diese schwierige und, allgemein gestellt, ausserordentlich umfängliche Frage giebt der Verf. nicht, sondern nimmt nach dem Vorgange anderer Forscher einfach an, dass die »Apologie«, der »Kriton« und etwas Weniges in der Stelle des Symposiums 215 als historisch treue Sokratische Stücke unter den Platonischen Schriften gelten dürfen. Auch das Recht zu dieser Annahme prüft der Verf. nicht noch einmal selbstständig, wie er ebenfalls die Ansicht Riddels in seiner Ausgabe der Platonischen Apologie, dass diese Schrift ein rhetorisches Kunstwerk sei, nicht beachtet und gewürdigt hat.

Uebrigens erstreckt sich der Gebrauch, welchen der Verfasser bei Darstellung des Sokratismus von diesen Platonischen Schriften macht, auf solche Lehren auf dem Gebiete der praktischen Sittlichkeit, die einen Vergleich mit den von Xenophon gegebenen gestatten, so grundverschieden sich auch ihre Entwicklung bei beiden Schriftstellern gestaltet. Anderes ist auch nicht wohl möglich und dies Verfahren ein Zeugniß, dass bei aller Verschiedenheit der beiderseitigen Berichte, doch der eine ohne den andern für den vorliegenden Zweck nicht benutzt werden kann. Ausserdem hat mir die Darstellung des Verf.s auch das Ergebniss der Quellenkritik bestätigt, das ich in dem Vorwort zu meinem Versuch über den Sokrates in der Kürze dahin resumirte, dass sich unsere Kenntniss der Lehre des Sokrates auf hervorragende

einzelne Sätze beschränke, deren philosophische und culturhistorische Bedeutung allerdings nach Maassgabe der Platonischen Darstellung zu würdigen ist. Auch der Verf. der Studien beschränkt sich im Wesentlichen auf die Betrachtung dieser hervorragenden Sätze, als da sind: von dem Wissen im Begriff, von der Tugend als Wissen, von dem Guten als Angehörigkeit und innern Aufgabe und Bestimmung des Menschen.

Dabei gebührt der scharfsinnigen und gründlichen Behandlung des Verf.s alle Anerkennung. Namentlich hat er die Inconsequenzen der Xenophontischen Darstellung des Sokratismus scharf ans Licht gehoben und dahin benutzt, zu zeigen, dass es nicht der geschichtliche Sokrates hat sein können, der sich derselben schuldig machte, dass der wirkliche Sokrates vielmehr ein anderer war, als ihn Xenophon, trotz allen guten Willens und trotz seiner Wahrheitsliebe, zu verstehen im Stande war. Die Inconsequenzen fallen dem Xenophon selbst zur Last, seinem mangelnden Verständniss für das Princip der Sokratischen Lehre, das er zugleich verkürzte und umgestaltete, indem er den Nutzen, der als Mittel des Guten recht wohl dienen kann und als Mittel von Sokrates auch empfohlen zu werden pflegte, zum Zwecke machte. Und darnach ist dem Verfasser auch zuzugeben, dass jedes der beiden Bilder, die aus den beiderseitigen Berichten von Sokrates entweder nach Xenophon oder nach Platon gewonnen werden können, nicht weniger mit Bezug auf die einzelnen Aussagen, als auf den im Ganzen der Darstellung hervortretenden Geist ein wesentlich anderes ist. Ihm ist zuzugeben, dass der Xenophontische Sokratismus das Bild eines Eudämo-

nismus bietet, der nicht einmal in formal wissenschaftlicher Rücksicht seinen eigenen Standpunkt consequent festhalten kann, noch desselben bewusst ist, dass dagegen der Platonische Sokratismus das Bild einer Ethik bildet, die dem Willen und Bewusstsein einen neuen Richtungspunkt anzeigt oder eine in dem Bewusstsein gegenwärtige unsinnliche und absolute Objectivität (das Gute) entdeckt und aussagt und diesem neuen Princip gemäss eine neue praktische Ansicht giebt, welche in allen ihren besonderen Momenten ein zusammenhängendes Ganze bildet. Das Alles ist dem Verfasser zuzugeben und daneben doch recht wohl mit ihm anzuerkennen, dass, wenn nur nach dem Platonischen Bilde rectificirt, der Xenophontische Bericht eine relative Wahrheit habe und für die Darstellung des Sokrates auch nützt, dass z. B., wie schon oben gesagt, die Nützlichkeit äusserer Dinge, wenn als Mittel betrachtet, statt, wie Xenophon gethan hat, als Zweck, als ein von dem historischen Sokrates an ihrem Theil Anerkanntes betrachtet werden darf.

Eine Rectificirung der Xenophontischen Darstellung durch die Platonische fordern, heisst die letztere als maassgebende betrachten und ist keine blosser Benutzung dessen, worin beide Darstellungen zusammenstimmen. Denn ein bloss in Rücksicht auf die zusammenstimmenden Berichte beider Quellen entworfenes Bild würde allerdings bei der Grundverschiedenheit beider Darstellungen, als ganze und abgeschlossene betrachtet, in Folge dessen, was einem solchen Bilde abgesprochen werden muss, weder mit der Zeichnung des Xenophon, noch mit der des Platon übereinstimmen.

Vielleicht könnte Einer dem Verfasser aus

dem oben erwähnten Mangel eines eingehenden und selbstständigen Beweises für die geschichtliche Wahrheit der genannten Platonischen Schriften, der »Apologie« und des »Kriton«, einen Vorwurf machen und einwenden, dass, wenn diese Schriften in Wahrheit keine solche geschichtlich wahren Berichte bilden, sondern mit allen übrigen Schriften Platons denselben Standpunkt theilen, alsdann der Gebrauch, den der Verf. von ihnen macht, ein unberechtigter und irreführender ist. In der That wird sich ein strenger Beweis in dem gewünschten Sinne schwerlich führen lassen. Man wird, um die Glaubwürdigkeit und Wahrheit der Platonischen Berichte zu erhärten, immer auch auf andere Umstände Gewicht legen müssen. Unser Verfasser schlägt aber diesen Weg auch ein und beweist ebenso scharfsinnig, als gründlich, dass nicht nur die von Platon in seinen Schriften dem Sokrates thatsächlich zugeschriebene Stellung und Rolle mit Platonischen Aeusserungen in Beziehung auf diesen seinen Lehrer unvereinbar wären, wenn das Ganze der practischen Ansichten des Letztgenannten der Platonischen Philosophie in der Art entgegengesetzt wäre, wie dieselben Ansichten, aus Xenophons Berichte zusammengefasst, in der That es sind und dass also, schon diesem Umstande zufolge, sich unmöglich zeige, dass der Xenophontische Bericht die eigentliche und maassgebende Erkenntnisquelle des geschichtlichen Sokratismus ist; sondern dass überdies auch in den Xenophontischen Memorabilien selbst allgemeine Angaben über Art, Richtung und Resultat der Sokratischen Lehre und dies in allen ihrer Hauptpunkten sich finden und dass hie und da vereinzelte philosophische Aeusserungen vor

Sokrates in ihnen angeführt werden, von denen die folgerichtige Ausführung in der Platonischen Darstellung des Sokratismus wieder zu finden ist und eben den wesentlichen Inhalt dieser Darstellung bildet, während die Details des Xenophontischen Berichts und dieser Bericht als ein Ganzes mit den genannten Angaben und Aeusserungen in geradem Widerspruche stehen, dass somit von Xenophon selbst in Anführungen, die ebenso authentisch und glaubwürdig sind, wie alles Uebrige bei ihm, Zeugnisse zu Gunsten der Platonischen Darstellung als der Erkenntnissquelle des historischen Sokratismus gegeben sind, die im eigentlichsten Sinne geschichtlichen Zeugnissen so nahe kommen, als solches ohne ausdrückliches Nennen von Platons Namen oder von den Titeln seiner hieher gehörigen Schriften möglich ist.

Man sollte meinen, dass der Verfasser auf diesem Wege allen Anforderungen strenger Kritik entsprochen und dass sein zu Gunsten der maassgebenden Bedeutung des Platonischen Berichts lautendes Urtheil in Folge des als berechtigt anzuerkennen sei. Er selber hat die Grenze inne gehalten, innerhalb welcher das Urtheil zunächst nur gelten soll. Es geht wesentlich auf das Gebiet der praktischen Ethik, d. h. auf dasjenige Gebiet, welches auch nach Aristoteles' bedeutungsvollem Urtheil dem Sokratismus besonders und ausschliesslich eigen war. Zu mehrerer Bekräftigung seiner Ansicht hat ausserdem der Verfasser es sich noch Mühe kosten lassen, zu erhärten, dass aus der Rücksicht auf den Zweck der Xenophontischen Memorabilien, auf den Standpunkt ihres Verfassers und auf die übrigen Umstände bei ihrem Niederschreiben, besonders zusammengestellt mit der

geschichtlich bewährten Darstellungs- und Verkehrsweise des Sokrates, hervorgehe, wie die Lehre des Letztgenannten ein Mehreres und insbesondere ein mehreres Philosophische, als was sich in den Memorabilien findet, habe enthalten können und wie dieselbe Lehre, schon der Art und Weise zufolge, in der zerstreute philosophische Sätze bei Xenophon vorgetragen sind, ein solches Mehreres enthalten haben müsse.

Es leuchtet hiernach ein, wie Vieles die gründliche Darstellung des Verf. dazu beiträgt, um die anderweitig ausgesprochene Ansicht, dass das Verhältniss zwischen dem geschichtlichen Sokratismus und dem Platonismus dem eines Keims zur Blüthe entspreche, zu präcisiren und diesen, wie zuzugeben ist, an einer gewissen Unbestimmtheit leidenden Ausdruck genauer zu fassen und zu bestimmen. —

Das »vielgescholtene, vielgerühmte« Dämonion des Sokrates wird in der zweiten Studie des Verf's noch einmal wieder besprochen. Wo so Viele geredet, warum sollte der Verf. schweigen? Um das Recht zu reden hat er jedesfalls so ernstlich gerungen, als Einer. Dess ist Zeuge seine grössere Arbeit über die Platonische Philosophie, dess ist auch die eben angezeigte Quellenprüfung des Sokratismus ein vollgültiger Zeuge. Eben aus dieser Arbeit ist, denk' ich, dem Verf. das Bedürfniss, seine Ansicht vom Dämonion zu begründen, hervorgegangen, insofern seine Prüfung der Quellen, wie oben gesagt, zugleich eine Darstellung der Sokratischen Lehre bildet und insofern das Dämonion nicht bloss etwa ein Anhängsel einer solchen Darstellung ist, sondern nach des Verf's Auseinandersetzung (vergl. S. 40) im nächsten Zusammenhange mit der Sokratischen Lehre steht,

nebst dieser eine wesentliche Seite und einen integrierenden Bestandtheil des Sokratismus ausmacht.

Dies Letztere ist aber auch das Besondere in der Ansicht des Verf's über das Dämonion und, wie wir glauben, ein Besonderes, das nicht Viele finden wird, die es anerkennen, insofern die viel verbreitetere Ansicht die ist, dass das Dämonion, ausserhalb der Lehre, eine vereinzelte Erscheinung, eine persönliche Eigenheit des Sokrates gebildet habe. Der Verf. macht für seine Ansicht den Umstand geltend, dass Sokrates der erste Entdecker des Begriffs der wirklichen Sittlichkeit zugleich nach ihrer formell-subjectiven und nach ihrer reell-objectiven Seite, dass er derjenige gewesen sei, der das Princip der Sittlichkeit im Inneren des Subjects aufzeigte und die absolute Gültigkeit dieses Princip's durch die Verwandtschaft dieses Inneren mit der Gottheit und dessen Bestimmtheit von ihr darlegte. Er meint, es wäre die Wahrheit dieser göttlichen Natur der menschlichen Seele nur halb durchgeführt und die darauf gebaute sittliche Ansicht schwebe stets in Gefahr, nur in eine Forderung formalistischer Begriffsmässigkeit des Handelns, ohne wesentlichen Gehalt und ohne Princip der Anwendung im Einzelnen, überzugehen, wenn die mehrgenannte Natur der Seele auf die Form des begriffsmässigen Wissens und auf die allgemeinen Bestimmungen desselben ohne ein concretes Complement allein beschränkt wäre. Die Ansicht des Verf's ist also die, dass das Dämonion in der Natur der Seele dieses Complement gebildet habe, und vielleicht fragt hierauf Einer, inwiefern sich diese Ansicht von derjenigen des Finnis und Olearius, welche meinten, Sokrates

habe unter dem Dämonion seine Seele verstanden, unterscheidet. Wir müssen es dem Verf. überlassen, sich mit dieser Frage abzufinden, die seine Ansicht allerdings herausfordert, obwohl er nach S. 33 und 34 seiner Untersuchung sich zu der Annahme zu bekennen scheint, dass die dämonische Stimme die Gewissensstimme bedeutet habe, und dass dieser Auffassung das nur negative oder abtrathende Hervortreten der Stimme, statt entgegenzustehn, vielmehr zu besonderen Stütze diene, insofern sich auch das Gewissen in dieser negativen Form oder als abhaltend vorzugsweise kundgebe.

Dass es zweifelhaft mit dem Ergebnis der Untersuchung des Verf's über das Dämonion stehe, scheint nicht geläugnet werden zu können, ebensowenig, als dass er für dieselbe trotz alles Gewichts, welches er dem Platonischen Bericht über dasselbe einräumt und nach dem Resultat seiner Quellenprüfung einräumen muss, doch den eben nur von Platon überlieferten Umstand, dass die dämonische Stimme oder das dämonische Zeichen schon dem Knaben Sokrates erschienen sei, in keiner Weise benutzbar ergiebig macht oder demselben Rechnung trägt.

Da der Verf. bei seiner Auseinandersetzung über das Dämonion, trotz der recht verdienstlichen literar-historischen Uebersicht der Ansichten über dasselbe, der jüngsten Abhandlungen über dasselbe, die in Deutschland erschienen sind (ich erinnere z. B. an Volquartsens Arbeit), nicht gedenkt, dürfen wir schließlich wohl auf die mangelhafte Kunde in Betreff der neuesten deutschen Arbeiten, die sich den Studien des Verf's überhaupt bemerklich macht, hinweisen, zugleich aber eine Entschuldigung dafür in der Entfernung des Wohnsitzes

und der erschwerten Zugänglichkeit dieser literarischen Producte für ihn finden. Gleichzeitig entschuldigt dann der deutsche Leser dieser gehaltvollen Studien ohne Zweifel gern und mild die in ihnen unvermeidlich vorkommenden, allerdings zahlreicheren Druckfehler und übersieht zu Gunsten des Vorzüglichen darin gern die Spuren des Ringens mit seiner Muttersprache, Spuren, die bei dem Ausländer ja so natürlich sind.

Kiel.

Dr. Eduard Alberti.

Die Rathsgesetzgebung der freien Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen im vierzehnten Jahrhundert nach den Quellen des Stadtarchivs mit einer Einleitung in die Geschichte der Stadt Mühlhausen herausgegeben von Dr. Ernst Lambert. Halle, C. E. M. Pfeffer. 1870. XIV und 182 SS. in Octav.

Der Werth dieses Buchs liegt in der Veröffentlichung zweier Statutensammlungen der Stadt Mühlhausen aus dem 14. Jahrhundert, einer ältern in lateinischer, einer jüngern in deutscher Fassung. Die erste bezeichnet sich selbst im Eingang als »consuetudines et constituta«, die andere, welche in den Ueberschriften noch an der lateinischen Sprache festhält, als »statuta«. Die deutsche technische Bezeichnung war »willekore« (S. 91), die erste hiess deshalb die alte Willkür (S. 36). Beide Sammlungen sind undatirt. Ein Rathsbeschluss des lateinischen Codex trägt die Jahreszahl 1311 an der Spitze (S. 104), und da er von dersel-

ben Hand, die den Hauptbestand des Textes geschrieben hat, herrührt, so ist damit ein ungefährer Anhalt für die Entstehungszeit gegeben. Das Buch blieb aber im fortwährenden Gebrauch des Raths und empfing Zusätze und Abänderungen, sobald neue Beschlüsse dazu Anlass boten. Um die Mitte des 14ten Jahrhunderts legte man ein neues Rathsstatenbuch an, nicht bloss zur Aufnahme neuer Beschlüsse, sondern auch zur Wiederholung der alten, soweit sie noch in Geltung waren, und zwar in deutscher Uebertragung. Auch dieser Codex erhielt im Laufe des Jahrhunderts eine grosse Anzahl von Zusätzen.

Der Herausgeber hat die beiden Codices des Mühlhäuser Stadtarchivs nicht hinter, sondern neben einander abdrucken lassen. Die Vergleichung ist dadurch ungemein erleichtert. Da aber die Statuten im lateinischen und deutschen Codex nicht dieselbe Ordnung einhalten, so musste die handschriftliche Vorlage hier oder dort verlassen werden. Der deutsche Text ist der reichhaltigere und zugleich der rationeller geordnete, so empfahl es sich, ihm den Vorzug zu geben und die Artikelfolge des lateinischen nach jenem abzuändern. Die Zusätze des lateinischen Codex sind durch kleinern Druck, die des deutschen durch Einrücken hervorgehoben. Da die Zusätze in die beiden Codices von verschiedenen Händen eingetragen sind, so hat der Herausgeber sich die Mühe nicht verdriessen lassen, in den Anmerkungen sie einzeln nachzuweisen.

Die beiden Rathscodices, aus denen bis dahin nur durch Grasshofs Mittheilungen in seine *Commentatio de originibus atque antiquitatibus Mulhusae* (1749) einige Statute bekannt gewor-

den waren, gewähren einen grossen Reichthum von Bestimmungen aus den verschiedensten Rechtsgebieten. Doch überwiegt das öffentliche Recht. Dass es an Normen polizeilicher Art, Luxus- und Sittengesetzen nicht fehlt, versteht sich bei einem Erzeugniss städtischer Gesetzgebung des spätern Mittelalters von selbst. Aus der Fülle interessanter Normen öffentlich-rechtlicher Natur hebe ich einige hervor, die sich mit dem Aufsichtsrecht des Rathes über die Innungen in der Stadt beschäftigen, nicht so sehr um ihres Inhaltes willen, da derartige Festsetzungen häufig genug in den Stadtrechten wiederkehren, als einem hier gebrauchten Ausdrucke zu Liebe, auf den schon früher Haltaus (Gloss. germ. 818) und M. Heyne (Grimm, Wb. IV b 463) nach Grasshofs Auszügen hingewiesen hatten. Kaufleuten und Handwerkern wird verboten »czu ir innunge (zu) gehe und dar umb (zu) rede« ausser im Gegenwart zweier Rathsmannen; im lateinischen Codex steht statt der ausgehobenen Worte »*ansas celebrare*« (S. 96 und 97), was man nicht mit dem Herausgeber (S. 27) durch »Innungsfeste feiern« wiedergeben darf; in norddeutschen Stadtrechten würde »Morgensprachen halten« gesagt sein. »*Ansa*« heisst dann auch soviel als Innungsrecht: *ansam mercatorum seu aliam comparare* wird im deutschen Codex wiedergegeben: kaufmannes odir eynes hantwerkes ... innunge kouffen (S. 124—127).

Die geringere Berücksichtigung des Privatrechts in den beiden Rathscodices mag sich zum Theil daraus erklären, dass für die Verhältnisse dieses Rechtsgebiets schon durch eine ausführlichere Aufzeichnung des 13. Jahrhunderts gesorgt war. Dies älteste Recht von Mühl-

hausen ist bereits dreimal gedruckt worden; im vorigen Jahrhundert von Grasshof in der angeführten Schrift, 1843 durch E. G. Förstermann in den N. Mitth. Bd. VII und 1846 durch Fr. Stephan in N. Stofflieferungen f. d. deutsche Geschichte. Letzterer hält sich, wie Grasshof allein an das Mühlhäuser Original, Förstermann legt eine alte Nordhäuser Abschrift zu Grunde und giebt die Abweichungen des Grasshoffschen Textes. Der Herausgeber vorliegender Schrift wiederholt die Rechtsaufzeichnung zum vierten Male, bringt nun aber wiederum die Sache nicht zum Abschluss, sondern berücksichtigt allein den Mühlhäuser Codex. So sehr sich der Herausgeber bemüht hat, die Herkunft und Zeit der Bestandtheile der beiden Rathscodices festzustellen, so wenig hat er für die Benutzbarkeit des Stadtrechts geleistet. Die Abkürzungen sind nicht aufgelöst, Artikel und Paragraphen unbeziffert geblieben, eine das Verständnis erleichternde Interpunktion ist nicht versucht. Hin und wieder sind Wörter und Sätze in runde oder eckige Klammern gesetzt, aber ohne dass irgend eine Erklärung über dies Verfahren gegeben wäre. Erst durch die Vergleichung mit Stephens Ausgabe erkennt man, wie sich derartige Correcturen zu dem Text der Handschrift verhalten. Einige Male sind diese Besserungen sicherlich unrichtig: so S. 168 Z. 12, wo *di is* wahrscheinlich ganz zu streichen und nicht durch *gevrail* zu ergänzen war. S. 170 im Eingang des Schlussparagraphen hatte Stephan schon die Worte; *da si taverni ed in* als zweifelhaft bezeichnet, und der neue Herausgeber setzt drei Punkte dahinter, als fehle etwas. Beides ist überflüssig, der Zwischensatz, den beide Handschriften übereinstimmend

geben, ist vollständig und bedeutet: da sei nun ein Wirthshaus oder es sei nicht der Fall. Dass für die Erklärung der Rechtsquelle, die mannigfache Schwierigkeiten bietet, durch Beigabe von Glossar oder Register etwas geschehen wäre, ist nach dem Bemerkten nicht zu erwarten. Kurz die ganze Ausgabe des Rechtsbuches ist so, wie sie nicht mehr vorkommen sollte; Homeyer's Arbeiten scheinen für solche Herausgeber nicht zu existiren. Das einzige, was die neue Edition über das schon früher Erreichte hinaus leistet, ist die Untersuchung der Entstehungszeit des Stadtrechts. Stephan wollte sie in die J. 1230—1234 setzen. Lambert macht mit Recht geltend, dass der dafür angeführte lokale Grund nicht durchschlagend ist, und will es der Zeit nach dem Interregnum überweisen. Den Gebrauch des Ausdrucks *dis richis stad* würde ich allerdings nicht so sehr gegen Stephans Datirung betonen, da er erwiesenermassen schon vor dem Interregnum sich findet (Arnold Freistädte II 417), als die Abfassung in deutscher Sprache, die für Stadtrechte in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts noch ungewöhnlich ist.

Die Untersuchung über die Entstehungszeit des Stadtrechts findet sich in der »Geschichte der freien Reichsstadt Mühlhausen« (S. 1—37), die der Ausgabe der Quellen vorausgeht. Diese Einleitung ist im Ganzen nach bekannten Materialien bearbeitet; nur ein paar Male finden sich ungedruckte Urkunden benutzt: S. 15 eine Urkunde K. Konrad v. 1251, nach welcher den Bürgern die Aemter des Schultheissenthums, des Zolles und der Münze auf fünf Jahre überlassen werden, S. 29 eine schiedsrichterliche Entscheidung von 1351, welche eine Verfassungsstreitig-

keit beizulegen sucht. Häufiger werden handschriftliche Chroniken angeführt, doch sind sie durchgehends erst aus einer weit spätern Zeit als der, für welche sie benutzt werden.

Die politisch-historische Anschauung des Verfassers ist aus seinen frühern städtegeschichtlichen Arbeiten bekannt. Für eine von ihnen hat er sich das Wort H. Leo's zum Motto genommen: »wo Leben ist, da sind Privilegien«. In der vorliegenden Schrift spricht er von den erhabenen Ideen von 1789, sieht in dem Verlangen des grossen Kurfürsten, ihm die Reichsstädte Dortmund, Mühlhausen und Nordhausen zur Entschädigung für seine Kriegskosten zu überlassen, ein charakteristisches Zeugniß des ihm innewohnenden Rechtsgefühls und in dem Verhalten der Städte ein ganz ungerechtfertigtes Widerstreben (S. 32).

F. Frensdorff.

Der Altai, sein geologischer Bau und seine Erzlagerstätten von Bernhard von Cotta, Professor an der Bergakademie zu Freiberg. Mit 34 Holzschnitten und 8 chromolithographirten Tafeln. Leipzig. Verlag von J. J. Weber. 1871.

Das grosse Central-Gebirge Asiens an der Gränze Russlands und Chinas, das wir mit dem Türkischen Namen »Altai« nennen, ist schon in ältesten Zeiten wegen der Schätze an Gold, Silber, Kupfer etc., die es in seinem Schoosse birgt, ausgebeutet worden. Man findet in seinen Thälern überall die Spuren, Gräber, Steinarbeiten, Erzschürfe, Pingen eines

alten unbekannten Bergbau betreibenden Volks, welches die Russen mit dem Namen »Tschuden« bezeichnen und in welchem Einige geglaubt haben die »Arimaspen« des Herodot und ihr von Greifen bewachtes Goldland wieder zu erkennen. Wie lange diese erste oder tschudische Periode des Altaischen Bergbaues gedauert hat, wann und wodurch sie endete, ist durchaus unbekannt.

Jahrhunderte hindurch wurde der Russische Altai nur von nomadischen Stämmen durchzogen und bewohnt, bis im 17ten Jahrhundert die Russen ihre Herrschaft dahin ausdehnten und dann im Anfange des 18ten Jahrhunderts vom Ural aus zuerst Kunde von dem Reichtum des westlichen Altai an Kupfererzen erhielten. Ein reicher Grubenbesitzer im Ural, der Stadtrath Nikita Demidow, sandte im Jahre 1723 deutsche Bergleute nach dem Altai und es wurde dort am Fusse des Gebirges die Bergwerks-Colonie Schlangenbergr gegründet. Als Demidow's Leute aber im Jahre 1742 bei Schlangenbergr ausser dem Kupfererze auch sehr viele Silbererze aufgefunden hatten, die nach Russischem Gesetze ihm als Privatmann nicht abzubauen erlaubt war, trat er 1746 seine sämmtlichen Berg- und Hüttenwerke im Altai-Gebiet an die Krone ab, und es sind dieselben bis jetzt im Besitz des kaiserlichen Hauses geblieben. Seitdem wurde das Silber das wichtigste Berg-Produkt des Altai und die jährliche Ausbeute stieg in der ersten Hälfte des 19ten Jahrhunderts auf 1000 Pud (40,000 Pfund) Silber. Dieser reiche Gewinn veranlasste die russische Regierung wiederholt kundige deutsche Naturforscher und Geologen zum Altai zu senden, um die Schätze dieses Gebirgs noch voll-

vollständiger untersuchen zu lassen, sie noch mehr aufzuschliessen, und das schon Aufgeschlossene besser zu sichern. Im 19ten Jahrhundert wurde eine ganze Reihe solcher wissenschaftlichen, meistens von Deutschen geleiteten Forsch-Expeditionen zum Altai und seiner Umgegend veranstaltet, nämlich die von C. F. v. Ledebour im Jahre 1826, von G. v. Helmersen im Jahre 1834 und dann die berühmteste von allen, die von A. v. Humboldt mit Ehrenberg und Rose im Jahre 1829. Nach Humboldt und seinen Begleitern war kein grosser Naturforscher wieder im Altai, obwohl einige Russische Herren, Tschihatscheff und Schtschurowski, in den vierziger Jahren abermals den Altai bereisten, und seine Gruben und Erzlagerstätten beschrieben.

Indessen machte die Silber-Ansbeute im Altai keine Fortschritte. Mit Mühe hielt man sich auf der Höhe des schon seit länger auf 1000 Pud festgestellten Ertrags. Die in Gang gebrachten Silber-Erzgruben wurden mehr und mehr abgebaut, und es gelang nicht, neue Erzlagerstätten zu entdecken und aufzuschliessen. Man hegte daher die Besorgniss, dass eine zum Theil vollständige Erschöpfung der Altaischen Silbererzgruben bevorstehe.

Dieser Umstand war die Hauptursache, dass die Russische Regierung sich abermals an Deutschland wandte, und dass Kaiser Alexander II. unseren bewährten Geologen Professor Bernhard von Cotta in Freiberg einlud und beauftragte, die Erzgebiete des Altai zu bereisen, die Lagerstätten zu untersuchen, darüber einen Bericht zu erstatten, und zugleich eine umfassende geologische Untersuchung des ganzen Gebiets anzubahnen, welche durch die eigenen

Russischen Beamten dann ausführen zu lassen das Kaiserliche Cabinet die Absicht hegt.

Die vorliegende Schrift ist nächst einem sogleich nach Beendigung der Reise abgegebenen offiziellen Berichte das Resultat dieser Bereisung und Untersuchung. Ich will es versuchen, hier eine kurze Inhalts-Anzeige des interessanten Werks zu geben.

Der ganze Band (325 Octav-Seiten) zerfällt in 5 Haupt-Abschnitte:

Abschnitt I enthält (auf 67 Seiten) eine kurze Schilderung der Reise von Deutschland durch das Europäische Russland, über den Ural, durch West-Sibirien, zum Altai und in den Thälern dieses Gebirges. Der Verfasser besuchte vorzugsweise nur den westlichen Russischen Altai, der zum Gebiete der Flüsse Ob und Irtysh gehört, nicht den östlichen Thiel, der dem Gebiete des Jenesei zufällt. Auch konnte er leider nicht, was in seiner Absicht lag, den berühmten Teletzkischen See in der Mitte des Altai erreichen. Dagegen durchreiste er jene westliche und wichtigere Partie des Altai nach verschiedenen Richtungen und besuchte alle gangbaren Erzgruben derselben.

Abschnitt II enthält (auf 110 Seiten) den Hauptkern des Werks, eine Schilderung des geologischen Baus des Altai mit einem Anhang von Alfred Stelzner: »Petrographische Bemerkungen über Gesteine des Altai«. Alle bisherigen wissenschaftlichen Arbeiten über den Altai bestanden wesentlich nur in tagebuchartigen Reisebeschreibungen. Eine übersichtliche Zusammenstellung der dadurch gewonnenen Resultate fehlte noch gänzlich. Die hier versuchte geologische Uebersicht des Altai ist daher etwas ganz Neues, obwohl der Verfasser, wie er sagt,

noch nichts Vollständiges und Erschöpfendes geben, sondern nur den Boden für später anzustellende detaillirtere Arbeiten vorbereiten konnte. Der Altai setzt übrigens geologischen Untersuchungen ganz eigenthümliche Schwierigkeiten entgegen, die nur im Laufe der Zeit überwunden werden können. Das Gebirge ist nämlich seit der Steinkohlenperiode unbedeckt vom Meere den Einwirkungen der Atmosphäre und des Wetterwechsels ausgesetzt gewesen und die Wirkungen der Verwitterung sind bei ihm daher so ausserordentlich dass die Mächtigkeit der das Gebirge bedeckenden Verwitterungs-Produkte zuweilen mehrere hundert Fuss beträgt, und dass es daher überall sehr schwer ist, zu dem fester anstehenden Gestein zu gelangen und seine Beschaffenheit zu erkennen.

Die höchst interessanten Hauptresultate seiner geologischen Untersuchung stellt der Verfasser (auf Seite 107 sqq.) etwa so zusammen:

Die Gesteine und ihre Lagerungsverhältnisse im Altai stimmen mit denen, welche man in Mittel-Europa, wie in manchen anderen Erdgegenden zu finden gewohnt ist, überein.

Es ist dies wieder eine merkwürdige Bestätigung der längst erkannten Thatsache, dass diese Elemente des Baus der festen Erdkruste durchaus unabhängig von geographischer Lage oder von klimatischen Zonen d. h. ganz allgemein sind.

Aber auch die organischen Reste der verschiedenen geologischen Perioden im Centrum Asiens scheinen von denen Europas sehr wenig abzuweichen. Und dies ist für jeden denkenden Geologen gewiss eine überraschende Thatsache.

Ganz besonders muss es auffallen, dass in

diesen so weit entfernten Erdräumen selbst die Landpflanzen der sogenannten Steinkohlenzeit wesentlich mit einander übereinstimmen, während doch die lebende Flora eine ziemlich charakteristisch verschiedene ist.

Am meisten aber hat es den Verf. überrascht, dass sogar die Hauptkohlenablagerung des Altai-Gebiets ziemlich genau derselben geologischen Periode anzugehören scheint, wie die in Mittel-Europa und in Nord-Amerika. Und diese Uebereinstimmung des Alters der sibirischen Steinkohlen mit den westeuropäischen und amerikanischen wird um so auffallender, wenn man bedenkt, dass in dem gesammten Europäischen Russland mitten zwischen West-Europa und dem Altai-Gebiete noch kein Strich bekannt ist, in welchem die vorhandenen Steinkohlen der westeuropäischen Steinkohlenentstehungszeit angehörten. Die Steinkohlen des europäischen Russlands sind älter als die Westeuropas. Für einen Theil von China im Osten des Altai hat man wieder nachgewiesen, dass die Hauptsteinkohlenablagerungen weit jünger sind. Das Altaikohlenggebiet tritt demnach wie eine Oase verschiedenen Alters zwischen China und dem europäischen Russland hervor, stimmt dagegen chronologisch mit den Steinkohlengebieten Westeuropa's und Nordamerika's überein, was man a priori durchaus nicht erwarten konnte.

Die dem Abschnitt II angehängten petrographischen Bemerkungen des Herrn A. Stelzner, jetzt Professor zu Cordova in Südamerika, sind ebenfalls ausserordentlich interessant. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit den mikroskopischen Untersuchungen solcher Gesteine,

welche in der berühmten Kaiserlichen Steinschleiferei zu Kolywan am Flusse Obi am nördlichen Fusse des Altai verarbeitet und mit denen die prachtvollen Gefässe, Gesimse, Säulen etc. erzeugt werden, die man zu der Ausschmückung der Kaiserlichen Paläste und auch zu Geschenken an Höfe und Fürsten verwendet. Der Altai ist ausserordentlich reich an Granit- und Syenit-Varietäten, so wie an schönen Porphyr-, Marmor- und Jaspis-Arten. Von diesen und andern in der besagten Kaiserlichen Schleiferei verwendeten Steinen hat Herr von Cotta Proben mitgebracht und Prof. Stelzner hat sie mikroskopisch und zum Theil auch chemisch untersucht und seine Resultate über die Mikrostruktur dieser Steine in dem bezeichneten Anhang mitgetheilt, demselben auch einige Abbildungen der durch das Mikroskop vergrösserten Steinparcellen beigelegt.

Ein zweiter Anhang zu diesem Abschnitte enthält eine kleine Abhandlung »über fossile Pflanzen aus der Steinkohlenformation am Altai« von Prof. Dr. H. B. Geinitz in Dresden. Die Literatur über die fossile Flora der Steinkohlenformation am Altai beschränkte sich bisher auf die Beschreibung einiger weniger Arten. »Ob man diese kohlenführenden Schichten noch zur Steinkohlenformation im engeren Sinne oder vielleicht schon unter die Dyas rechnen sollte, hierüber waren die Ansichten bis jetzt noch schwankend gewesen«. Bei der Untersuchung der von Herrn von Cotta gesammelten und heimgebrachten Pflanzenteste hat sich nun herausgestellt, dass sich unter ihnen »mehrere charakteristische Steinkohlenpflanzen, dagegen keine sicheren Pflanzen aus der Dyas befanden«. Und dieser Umstand

scheint für die Steinkohlenformation im engeren Sinne und nicht für die Dyas zu sprechen. »Im Gebiete der Steinkohlenformation aber kann die fossile Flora dieser Altai-Schichten nur der oberen Etage, der Zone der Farren, einverleibt werden, welche in anderen Theilen des grossen Russischen Reichs bisher wohl noch an keiner anderen Stelle nachgewiesen werden konnte«. — Photographische Bilder der dieser Abhandlung zum Grunde liegenden Pflanzenreste sind beigelegt.

Im Abschnitt III — der ausführlichsten und wichtigsten Partie des Ganzen — theilt der Verfasser seine Ansichten »über die Erzlagerstätten des Altai« mit, die er sämmtlich, wie schon gesagt, aus eigener Anschauung kennen lernte. Alle diese Erzlagerstätten zeigen gewisse gemeinsame Charakterzüge: »Sie müssen durchweg als Ausfüllungen von Zerspaltungen d. h. als Gänge angesehen werden, deren Bildung einer neueren Zeit angehört, als die sie umschliessenden Gesteine«. »Sie finden sich am häufigsten in dem Gebiete der altsedimentären Gesteine, der Silur-, Devon- und Kohlen-Periode, weit seltener in krystallinischen Schieferen, vielleicht gar nicht im Granit, in welchem wenigstens keine einzige der gangbaren Gruben liegt«. — Ihre Masse besteht vorherrschend aus Schwefspath, Quarz und Schwefelmetallen, welche letzteren gewöhnlich bis zu beträchtlichen Tiefen hinab sehr stark zersetzt, in sogenannte Ocker-Erze umgewandelt sind«. »Nach ihrem vorherrschenden Metallgehalte lassen sie sich in Silber- und Kupfererzlagerstätten eintheilen. Doch enthalten die vorzüglich wegen ihres Silbergehalts in Abbau genommenen stets auch Kupfererze, und umgekehrt die Kupferbergwerke stets auch Silber, und beidem ist etwas Gold, Blei,

Zink und Eisenocker beigemischt. Tellur ist nur ganz lokal aufgefunden worden, wie denn »überhaupt die Mannigfaltigkeit der in den Altaischen Erzlagerstätten auftretenden Mineralspecies auffallend gering ist«. — »Anlangend die Entstehung der Altaischen Erzlagerstätten scheint es dem Verfasser unzweifelhaft, dass sie aus wässrigen Solutionen abgelagert worden sein müssen, welche die Elemente zur Bildung von Quarz, Schwerspath und den verschiedenartigen Schwefelmetallen enthielten, aus welchen durch spätere Zersetzung die sogenannten Ockererze entstanden sind«.

Die verschiedenen wichtigsten Erzlagerstätten und Bergwerke des Altai werden vom Verfasser einzeln beschrieben: der grosse Bergort Salair im Norden des Altai-Gebirges, — dann der älteste, grösste und berühmteste aller Bergorte des Altai, die deutsche Colonie Schlangenbergr, von den Russen in »Smeinogorsk« übersetzt, der lange Zeit die Hauptfundstätte der Altaischen Silbererze war, und enorme Massen reicher Erze lieferte, — ferner die Bergorte Riddersk, dessen Erze ein Herr Ridder im Jahre 1783 entdeckte, Siranowsk, dessen sehr reiche Lagerstätten ein Schlossergesell Siranow im Jahre 1791 entdeckte, — die Kupfererzgruben von Beresowsk (Birkenstadt) und Tschudack (Tschudenstadt), welcher letztere Ort von besonders zahlreichen Grabhügeln der sogenannten Tschuden umgeben ist, und von ihnen seinen Namen erhalten hat, — und noch einige andere minder namhafte Grubenorte.

Der Verf. behandelt bei der Schilderung jedes Orts die Entstehung und Geschichte des selben, die ihn umgebenden geologischen Verhältnisse, die Beschaffenheit seiner Gruben und die aus ihnen gewonnenen Stoffe im Detail un-

hat Alles durch bildliche Darstellungen, Grubenpläne, Uebersichtskarten, geologische Profile und Querdurchschnitte von Schichtungen, Erzgängen und Spaltenausfüllungen etc. erläutert und anschaulich gemacht.

Der Abschnitt IV enthält treffliche Bemerkungen über Klima und Vegetation im Altai von Herrn Th. Teplouchow aus Perm. Der Verf. weist darin unter anderm auf eine äusserst interessante Weise die merkwürdigen Wirkungen der im Altai vorherrschenden Südwestwinde nach, die, wenn sie auch vielleicht ursprünglich feucht waren, hier sehr trocken und ohne Wasserdünste ankommen, und die neben dem kalten Nordwinde die Hauptursache der so ausserordentlichen Kahlheit und Waldlosigkeit des Altai sind. Auch bestimmt er in sehr klarer und bündiger Weise die Gränzen der Steppenflora, die von den grossen nordwestlichen Ebenen aus in der Neuzeit immer weiter und höher in dies Gebirge eingedrungen ist und Terrain erobert hat, — der Waldflora, die früher viel weiter verbreitet war und im letzten Jahrhundert leider bedeutend zurückgedrängt ist, — und der Alpenflora, die alle Höhen und Bergrücken des Altai zwischen der Waldflora und der Schneeegränze einnimmt und sich auf dem nördlichen Abhange bis 6300 Fuss, auf dem südlichen bis 7300 Fuss erhebt.

Der Abschnitt V enthält noch einige äusserst interessante »Allgemeine und nachträgliche Bemerkungen« des Verf. Herr von Cotta zeigt und constatirt darin, dass »unter den Gesteinen, welche im Altai auftreten, sich keines gefunden hat, welches eine neue Benennung nöthig gemacht hätte«, dass dagegen diesem umfangreichen Gebirge »alle durch organische

Reste bestimmbarer Ablagerungen aus dem unermesslichen Zeitraume, welchen man in Dyas, Trias, Jura, Kreide und Tertiär zu theilen pflegt, so wie alle Spuren ächt vulkanischer Thätigkeit (trachytische und basaltische Gesteine) und ebenso alle Spuren einer sogenannten Eiszeit oder ausgedehnten Gletscherbedeckung fehlen, so wie dass »während der sogenannten Diluvialperiode Europa durch ein breites Meer von dem damaligen Asien getrennt gewesen ist«.

Auch enthält dieser Abschnitt noch ferner sehr interessante Bemerkungen über die alten Bewohner des Altai (die »Tschuden«) und die späteren Einwanderer und Colonisten, namentlich aber über die aus Deutschland. »Durch den Bergbau sind im Laufe des 18ten Jahrhunderts eine beträchtliche Zahl Deutscher, insbesondere Sachsen, in diese entlegene Gegend gezogen worden, deren Nachkommen zum Theil noch jetzt vorhanden sind, aber unkenntlich, da sie Religion, Sprache und Sitten der Russen angenommen haben. Nur eine Anzahl in die Russische Sprache aufgenommener deutscher bergmännischer Ausdrücke und Einrichtungen lassen noch jetzt den Einfluss dieser erzgebirgischen Pfropfreiser erkennen.«

Das Ganze schliesst mit einigen guten und gewichtigen Rathschlägen und Bemerkungen, welche den kräftigen Aufschwung des Altaischen Bergbaus zum Ziele haben: Neue Erzlagerstätten müssen aufgesucht werden. Um dem schon so empfindlichen Mangel an Holz als Bau- und Brenn-Material zu begegnen müssen die alten Wälder sorgfältig gepflegt und an geeigneten Plätzen neue angelegt werden. Vor allen Dingen aber muss man bauwürdige Kohlenlager aufzufinden trachten, was, wie der Verf. nachgewiesen

öglich ist. — Die Art des Transports

von den Gruben zu den oft sehr entfernten Hüttenwerken ist jetzt noch sehr wenig zweckmässig und führt viele Verluste herbei. Der Verf. schlägt andere Transportmittel und auch die Anlage neuer Wege und Eisenbahnen vor. Die in den altaischen Erzlagerstätten vorkommenden Zink- und Galmei-Erze sind bisher noch gar nicht ausgebeutet und benutzt worden. Der Verf. macht auch in dieser Beziehung zweckdienliche Vorschläge.

Mit diesen Rathschlägen und mit noch einigen ferner hinzugefügten »Mittheilungen über die Verwerthung der altaischen Erze« von Herrn Prof. Fritzsche in Freiberg, der auch sonst noch durch chemische und hüttenmännische Arbeiten das Werk förderte, endigt das wichtige Buch, dessen reichen Inhalt ich in meiner kurzen Inhalt-Anzeige nur mehr ahnen lassen als erschöpfend behandeln konnte.

Bremen.

J. G. Kohl.

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. Herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens durch dessen Directoren Dr. W. E. Giefers in Paderborn und Dr. Hermann Rump in Münster. 3. Folge. 9. Bd. Münster. Regensburg 1871. 1. Abth. herausgegeben vom Director der Paderborner Abth. 200 S.

Dieses Heft der westfälischen Zeitschrift enthält 5 Abhandlungen: 1) Beiträge zur Geschichte der Stadt Beverungen. Von W. E. Giefers. 2) Die Collisionen der Familie von Oeynhausen mit der bischöfl. Regierung zu Paderborn in Folge ihres Confessionswechsels. Ein Beitrag zur Geschichte des Protestantismus in Westfalen. Von Julius Grafen von Oeynhausen. S. 53. 3) Zur Topographie der Freigrafschaften von Dr. J. S.

Seibertz. (Schluss): Die Freigrafschaften im Lande Bilstein-Fredeburg. S. 68. 4) Jacobsberg. Vom Domkapitular A. Bieling. S. 121. 5) Zur Geschichte der Stadt Lügde. Von W. E. Giefers. S. 130. Ausserdem das: Protocoll der am 24. Aug. 1869 zu Höxter abgehaltenen Hauptversammlung der Paderborner Abtheilung.

Die 1. Abhandlung ist besonders interessant durch ihre Beilagen: a) Einkünfte, welche Korvei aus Beverungen und der nächsten Umgebung bezog. (Verzeichniss von 1469). b) Urkunde Theodorichs Erzb. von Köln, in welcher er als Verweser des Stifts Paderborn, zugleich mit Abt Diedrich v. Korvei, dem Dorfe Beverungen Stadtrechte und Verbindlichkeiten ertheilt. 1417 Mai 24. Liest man aber die Urkunde, so findet man als Aussteller noch ferner genannt: unde wy domprovest, Domdeken unde capitel to paderborn unde Wy Prior provest unde capitel des gestichtes to Corbeia. Sie sagen: Wy doen koend unde opinbaer dat wy sementliken unde eindrechtliken unse gunste, guden Willen unde gansse Vulboirt dair to gegheven hebt, unde ghevet u. s. w. Und dem entsprechend heisst es dann gegen den Schluss hin: Alle desse vorscrivene puncte und article sempliken unde bisundern wille Wy Tiderich Erzbiscop to Colne vorstender unde here to Paderborn unde wy Tiderik abd des Stichtes to Corbeia unde wy Domprovest domdeken unde capittel to Paderborn unde wy Prior Provest und capittel to Corbeia unde unse nakomen stede vast unde unvorbroken holden in allir mate also vorscreven is des to tuge hebbe wy heren vorscreben unde capittelle vor uns unde unse nakomen unse Ingesegel an dessen breff latin hangen, unde wy Borgemester, Rat und gemeinheit to Beverungen vorscreven lowet sekert unde

swert in dessen breve den vorscriven unsen leven gnedigen hern hern Tiderich u. s. w. domproveste domdekene und capitele to Paderborne, Priore proveste unde capitele to Corbeia unde eren nakom stede vaste unverbroken eweliken to holdende to doende unde Beverungen dat Wicbelde nummer mer van den heren Stichten unde ere Nakomen to entfernde u. s. w. Des to tuge der Wahrheit so hebbe wy unses Wicbeldes to Beverungen vorgsc. ingesegel na unsir gnedigen hern vorsc. Ingesegel . . . an dessen breff latin hangen. Das Regest der Urkunde war demnach genauer zu fassen, die anderen Mitbetheiligten zu nennen. Auch hätte Verf. wohl bemerken können, ob die Siegel noch hängen oder nicht. Unter den Zeugen hinrik van Oyenhusen, Johan van Haxthusen, Otto van Amelungessen Knapen.

c) Bennerungische Register (angefertigt um 1670) oder Nachricht Was die von Falckenberg Jahrlichs daselbst an Kornfruchten, geldrenthen, Huner vnd Eyren vnd Hand-Diensten fallend haben. Auss Wiesen vnd Kampen, beginnt dasselbe, für den Zehenden ist vestendig, das eine Jahr geben sie Rogken, das ander Jahr Hafer. Alss von jeder Morg. 1. sch. Das dritte Jahr aber nichts, Darnach alss die Velder, darein die Kampffe oder Wiese gehoeren, besahmet op. gebracket werden. Dies interessante Register geht von S. 44—52. G. hätte hier, wie bei a) und b) anführen sollen, woher die Sachen sind.

Die Abhandlung 2 bietet manches Interessante und ist eine Ergänzung zu Kampschultes Geschichte der Einführung des Protestantismus in Westfalen, so wie andererseits des Werkes desselben Verfassers: Geschichte des Geschlechts v. Oeynhausen. (S. meinen Aufsatz darüber in den Göttinger gel. Anzeigen 1871 Stück 15 S. 581—595).

Die Abhandlung 3 ist von 3 interessanten Anlagen begleitet. a) Kaufbrief über den vierten Theil des Sleden-Hofes zu Bracht, ausgefertigt vor dem Freigrafen des Amtes Fredeburg. 1491. Aus dem Archive der Freiheit Bilstein. b) Gerichtliches Urtheil des Freigrafen zu Fredeburg in einer Streitigkeit wegen eines Gutes zu Bracht. 1512. Ebendaher. c) Gerichtliche Verhandlung vor dem Freigrafen zu Bilstein, betr. eine Klage der Stadt Olpe gegen den Freigrafen zu Vilgist, welcher dieselbe widerrechtlich vor sein Gericht gefordert. 1453. Aus dem Archive der Stadt Olpe.

Die 4. Abhandlung bringt ein merkwürdiges Volkslied auf die Wallfahrten nach Jakobsberg. Für die Häufigkeit und Gefährlichkeit dieser Wallfahrten, sagt Verf., sprechen die alten Volkslieder, wovon eins sagt: Wer da will auf St. Jacob gehn, der muss haben 3 Paar Schohn wohl auf St. Jacobs Strassen; 3 Paar Schohn muss ein Pilger han, sonst kommt er nicht mehr auf St. Jacobs Land. Der Inhalt der 2. Strophe ist, dass der König von Spanien ein Hospital für die Pilger baut. 3. Er hört, dass die Aufnahme der Pilger schlecht; er geht unerkannt hin, um nachzusehen, und macht dem Spitalmeister Vorwürfe, dass die Brode zu klein seien. Dieser antwortet: 4. Sind die Brode nicht gross genug? Hat dich der Kuckuck hereingeführt, er führt dich auch wieder herausse. wärs du nicht ein braver, welscher Mann, ich vergält *), dir, wie den deutschen Hunden. 5. Spitaler hat ein Töchterlein, mit Namen heiss es Susentelein; das Mädchen zu den Herre sprach: Mein Vater hat noch keinen um's Lebe

*) ich vergeb. dir hat der Druck, was offenbar keinen Sinn gibt. Der Spitalmeister ist offenbar ein Wälscher, wie auch Strophe 5 ergibt.

gebracht, als 3000 deutsche Hunde. 6. Der Spitalmeister wird vom Könige gestraft. Schluss der Strophe: Spitalmeister, lieber Meister mein, das thun dir die deutschen Hunde. Sehr richtig bemerkt Verf. hierzu: Volkslieder tragen gewöhnlich stark auf; aber welch ein tiefer Riss zeigt sich hier zwischen Welschen und Deutschen.

Abhandlung 5 gibt Nachrichten zur Geschichte der Stadt Lügde, früher Liudihi oder Lühidi. Sie liegt am Emmerflusse bei der sächsischen Festung Schiederburg im Wategau. Vgl. ann. Lauriss. ap. Pertz, Mon. Germ. hist. 1, 166: in villa Liudihi super fluvium Ambra iuxta Kidrioburg in pago Huetago. »Die Schiederburg lag auf einer noch jetzt Alten-Schieder genannten Anhöhe des Kahlenberges, eine Viertelstunde vom Dorfe Schieder an der Emmer, wo noch Gräben und Wälle erkennbar sind und in früheren Zeiten auch die Pfarrkirche des Dorfes stand. Auch die jetzige Stadt Lügde liegt nicht auf derselben Stelle, wo die Villa Liudihi stand; diese ist nämlich fast eine Viertelstunde nordwestlich von der Stadt in der Feldmark zu suchen, welche noch in einer Urkunde des J. 1437 Oldenlûde genannt wird«. G. zeigt sich auch hier wie immer als kundiger Lokalhistoriker, nur wundert mich, dass er stellenweise noch Falkes traditiones Corbeienses anführt.

Dem Protocoll der am 24. Aug. 1869 zu Höxter abgehaltenen Hauptversammlung der Paderborner Abtheilung entnehmen wir Folgendes: Die Hauptmasse der Theilnehmer waren Höxterer und Paderborner. Aber auch aus den übrigen Vereinsorten waren die Mitglieder zahlreich herbeigeströmt (60), im Ganzen betrug ihre Anzahl 150, während die Versammlung in Brakel 1865 nur 133, in Paderborn 1868 nur 103 Theilnehmer zählte. Wir sind daher zum

Schlusse berechtigt, dass das Interesse für den Verein im Steigen begriffen ist, welches sich auch dadurch kundgab, dass, während 10 Mitglieder ausschieden, 31 eintraten, unter ihnen Freih. v. Ketteler zu Thüle, Graf Julius und Graf Kuno v. Oeynhausen, Graf v. Sierstorff zu Driburg, V. v. Tiele-Winckler zu Michowitz in Schlesien. Die Paderborner Abtheilung zählte nach Aufnahme dieser neuen Mitglieder 318 wirkliche Vereinsgenossen. Es ist erfreulich zu sehen, dass Adel und Geistlichkeit sich rege betheiligen. Den meisten Anspruch auf den Dank der Vereinsabtheilung hat aber der Direktor derselben, Herr Dr. Giefers, der durch seine Persönlichkeit und sein rastloses Wirken der Abtheilung Alles ist. Während die Münstersche Abtheilung jährlich mehrere Generalversammlungen in Münster hält, feiert die Paderborner ihre Zusammenkünfte jährlich an einem andern Orte ihres Bezirkes, wohl aus dem Grunde, weil sie an geschichtlich merkwürdigen Orten reicher ist als die Münstersche Abtheilung, bei der sich eben Alles in der Hauptstadt vereinigt. Da sind es denn für die Paderborner Abtheilung namentlich die Orte Soest, Korvei, Höxter, Arnsberg, Brakel, welche zu solchen Zusammenkünften sich besonders eignen. Wie viel dieselben beitragen, die Liebe zur Geschichtswissenschaft, besonders zur Kenntniss der heimischen, wahre Vaterlandsliebe und daneben auch Humor zu fördern, zeigen uns die jedesmaligen Protocolle, welche dem Bande der Zeitschrift beigegeben werden. Freuen wir uns dessen von Herzen.

Die 4 wissenschaftlichen Vorträge, welche 1869 zu Höxter gehalten wurden, waren: 1) Dechant Dr. Kampschulte: über die Feier des Vitusfestes in früherer Zeit. 2) Kreisgerichtsdirektor von Voss: Beitrag zur Geschichte der

Fehme. 3) Dr. Giefers: einzelne Abschnitte aus der Geschichte der Stadt Beverungen. 4) Prof. Dr. Evelt: Missionsthätigkeit des h. Ansgar aus Korvei. Zu Ehrenmitgliedern wurden ernannt 3 Söhne der rothen Erde, Reichsarchivdirektor Dr. Franz v. Löher in München, Paderborner, Dr. Franz Ritter, Prof. an der Universität Bonn, Madebacher, und Dr. Wilh. Lübke, Prof. an der Kunstschule zu Stuttgart, Dortmunder.

Und hier sei es mir schliesslich gestattet, den Wunsch auszusprechen, es möge zu einer Zeit, wo das Besondere mehr und mehr zu verschwinden droht, um einer Alles umfassenden Gleichmässigkeit zu weichen, das ächt westfälische Osnabrück sich dem Vereine anschliessen und dessen dritte Abtheilung bilden. An geeigneten Männern, die Bildung und Sinn genug dafür besitzen, fehlt es wahrlich daselbst nicht, jetzt so wenig wie früher. Aber freilich die Vereinzelung ist der Tod der Wissenschaft; die Hauptsache bleibt immer gegenseitige Anregung und Belehrung.

Münster.

Dr. Florenz Tourtual.

Das Leben des Generals von Scharnhorst. Nach grösstentheils bisher unbenutzten Quellen dargestellt von G. H. Klippel. Dritter Theil. Leipzig b. Brockhaus 1871. — XVI und 819 S. in 8.

Zu den im Jahre 1869 erschienenen zwei ersten Theilen der Biographie des Generals v. Sch. bildet der vorliegende Theil den Schluss. Er umfasst die Jahre von 1801 bis 1813, in denen Scharnhorst, vom Oberstlieutenant, in der preussischen Armee bis zum General-Quartiermeister und General-Lieutenant stieg. Verwundet in der Schlacht bei Lützen (richtiger Grossgörschen) starb er, in Folge der Ver-

schlimmerung seiner Wunde, am Ende Juni 1813 zu Prag. — Die Hochmögenden seines Geburtslandes verschmäheten den Schatz, den ihnen das Schicksal angeboten. Sie hatten dem bürgerlichen Oberstlieutenant, der als besonnenster und muthigster Krieger, desgleichen als tüchtiger Lehrer der jüngern Officiere, den steten Beifall seiner vorgesetzten Chefs längst in ausgezeichneter Weise sich erworben hatte, die Aussicht auf Erlangung eines Cavallerie-Regimentes nicht gewähren wollen. Es wären gegen die Ungünstigen wohl Cicero's Worte: *odistis hominum novorum industrias, despicitis eorum frugalitatem, pudorem contemnit, ingenium vero et virtutem depressam extinctamque cupitis* — an der rechten Stelle gewesen. So ging denn Sch. auf wiederholte Einladung, und keineswegs gern, aus seinem bisherigen Dienste in den preussischen, von seinem schon verbreiteten Ruhme, so wie von des Herzogs K. W. Ferd. von Braunschweig lebhafter Empfehlung begleitet.

Will man den Werth dieser überaus reich ausgestatteten Lebensbeschreibung Sch.'s, namentlich auch des Schlusstheiles, richtig ermessen: so wird man nicht versäumen dürfen, drei verschiedene Gesichtspuncte, so innig sie in dem Helden von Menin auch verbunden waren, gesondert zu betrachten. Er ist bedeutend und verehrungswürdig als Mensch, als Soldat, als Lehrer. Wie schon die beiden ersten Bände der Biographie dieses Ergebniss darboten, so finden wir auch in den letzten zwölf Jahren seines Lebens davon die vollste Bestätigung. Zuerst also erfreut uns der sittliche Charakter des Mannes, seine Familien-Zärtlichkeit, treue Redlichkeit und ernst gemeinte Bescheidenheit. Strenge Pflichterfüllung ist ihm stets das Wichtigste, ohne dass er dabei milde und heiter

Lebensansichten verläugnet. Hiervon geben ausser anderen Beweisen die Briefe Sch.'s an Frau, Kinder, Freunde und Kameraden die schönsten Zeugnisse, insbesondere auch seine letzten Schreiben an seine Tochter Julchen, verheirathete Gräfin von Dohna. Er besass neben der unbefleckten Standesehre des Officiers auch die vor Gott und Menschen noch höhere Ehre des edeln Mannes. — Zweitens ist in ihm auf allen Stufen des Dienstes der Soldat ins Auge zu fassen: eigen ist ihm die sorgfältigste Genauigkeit im Kleinsten und Grössten der taktischen und strategischen Massregeln, wie der kriegesischen Ob-siegenheiten überhaupt; unermüdlichster Fleiss; Scharfsinn in manchem so oft Versäumten, z. B. in Erwerbung ganz ins Einzelne gehender Terrain-Kunde; theoretische und praktische Prüfung aller Waffenarten; zweckdienlichste Disciplin; unerschöpfliches Auffinden von Hülfsmitteln unter allen Umständen; Vorausbedenken von Wahrscheinlichkeiten, Möglichkeiten und Bedürfnissen; endlich erblicken wir in ihm in jeder Lage des Krieges ein Muster für die Armee an Geist und todesmuthiger Tapferkeit! — Drittens ist Sch. als Lehrer der Kriegskunst, die er mündlich und in seinen Schriften vorgetragen, in solchem Masse bedeutend, dass man ihn noch jetzt als einen der wirkungsreichsten Stifter der Kraft und Sicherheit des preussischen Heeres betrachten muss, auf dessen Bahn dann seine treulichen Nachfolger weiter gestrebt haben. Dass ihn, den sehr geliebten Lehrer trefflicher Schüler, die Routiniers, für einen bloss gelehrten Pedanten zu halten, zuweilen geneigt waren, verschwand als ein thörichter Wahn, nachdem man die Erfolge seines beharrlichen Wirkens erkannte.

Dadurch, dass der Verfasser jene drei Gesichtspunkte sorgfältig festgehalten, hat er jeder

Klasse von Lesern gedient. — (Bei Angabe der Zeit, wann Sch. in den preuss. Dienst getreten, ist uns ein Zweifel aufgestiegen. Urkundlich bewiesen ist (s. Thl. 2. dieses Buchs, Seite 345), dass der König Georg III. erst am 19. Mai 1801 dem Oberstlieutenant Scharnhorst die nachgesuchte Dimission^a ertheilt hat, was in einem am 28. Mai dess. J. zu Hannover angekommenen Postscript enthalten war. Dagegen führt das vorliegende Buch S. 813 auf, Sch. sei am 12. Mai 1801 als Oberstlieutenant im 3. preussischen Artillerie-Regiment und als Lehrer der Akademie für junge Officiere in Berlin angestellt; desgleichen S. 8 seine Patent laute vom 14. Juni 1800, also fast ein Jahr früher, als er den hannov. Dienst verlassen. Sollten diese Angaben zum Theil von Druckfehlern herrühren? — Auch dürfte auffallen, dass das chronologische Verzeichniss der Personalien S. 813 dieses Bandes bemerkt, Sch. sei am 14. December 1802 in den preussischen Adelstand erhoben, während auf S. 23 in der Cabinets-Ordre vom 6. October 1801 — also über ein Jahr früher — der König ihn schon »Oberstlieutenant von Scharnhorst« nennt).

Ihm wurde neben einem andern Officier die Direction der Lehranstalt für junge Infanterie- und Cavallerie-Officiere übertragen. In Berlin bildeten mehrere dieser und in der Artillerie dienender Männer eine militärische Gesellschaft und wählten Sch. zum Director derselben. Welche Ausarbeitungen er damals in ihr allmählich vorgelegt und herausgegeben, davon hat der Verf. sehr unterrichtende Beispiele ausführlich mitgetheilt. Wir nennen sie nur: über die Schlacht bei Marengo; Sch.'s Recension über *Champeau état milit. de la république française*; über Veranlassung und Zweck der milit. Gesellschaft Divisionen-Eintheilung schon im benj. Krie

unter Herzog Ferdinand; über die Schlacht von Lowositz; (desgl. sind Ausarbeitungen erwähnt über die Schlacht von Prag, von Kollin, von Rossbach, von Breslau, von Leuthen); über die Mittel, eine Armee im Kriege immer vollzählich zu erhalten, in das ganze milit. System eingreifend; über die Mittel, die Fortdauer der militärischen Gesellschaft zu sichern. — Sollten zwar diese Aeusserungen für nicht militär. Leser von minderer Anziehung gehalten werden: so sind sie an und für sich für Männer vom Fache noch immer von grosser Erheblichkeit und zeigen daneben, wie nöthig es gewesen, den auf dem bequemen Polster der Erinnerung an des grossen Friedrich Siege und Instructionen übermüthig ausruhenden Officieren zur Kenntniss zu bringen, dass die Kriegführung seit der franz. Revolution sich wesentlich verändert habe und Forderungen mache, deren Vernachlässigung sich hart bestrafen müsse.

Sch.'s fernern ruhmvollen Dienst, seine Beförderung zum Obersten (1804), zum Chef des Generalstabes im Corps von Lestocq (1806), zum Generalmajor (1807) und zum Präsidenten der Militär-Reorganisations-Commission erwähnen wir nur flüchtig. Endlich wird der von seinem wohlwollenden Könige ganz erkannte Mann am Ende des Jahrs 1808 Chef des Kriegsministeriums. Die schrecklichen Ereignisse Preussens in und nach der Schlacht von Jena und Auerstädt, Sch.'s Verhältniss zu Blücher, Aufenthalt beim Könige in Wehlau, Memel, Tilsit, Königsberg, der Aufstand Dörnberg's in Hessen, Schill's Unternehmen, des Herzogs Fr. W. von Braunschweig Zug von Böhmen bis zur Nordsee, des Königs Rückkehr nach Berlin am Ende 1809, — übergehen wir. Niemand wird die Darstellung dieser Periode ohne warme Theilnahme nachlesen.

Aus dem Zeitabschnitt vom Tilsiter Frieden bis zu York's Aufstand im französisch-russischen Kriege ist zwar überhaupt Sch.'s unermüdliche, vielseitige Thätigkeit im Dienste bewunderungswürdig; aber wohl nichts darin so bedeutungsvoll und erfolgreich, als das von ihm recht eigentlich hervorgerufene und ausgebildete Krümpersystem. Hierdurch allein hatte er möglich gemacht,

dass nach des Königs Aufruf »an mein Volk« sofort zu den von dem übermüthigen Corsen nur erlaubten 42,000 Mann, aus denen damals das preuss. Heer bestand, 12 neue Regimenter von der eingeübten Bevölkerung gestellt werden konnten. Man sagt daher nicht zu viel, wenn man Scharnhorst unter diejenigen Namen voranstellt welche den französischen Machthaber nach Elba trieben und alle spätern Triumphe der Preussen vorbereitet haben. — Wie standhaft und klug in vaterländischem Eifer Sch. oft selbst dem streng gewissenhaft Wort haltenden Könige gegenüber sich zu benehmen und das Ziel zu erreichen wusste, ist zum Erstaunen. »Wenn dieser eine Sache zurückwies, so schwieg Scharnhorst und brachte sie den andern Tag wieder vor, und den dritten Tag wieder; und wenn der König sagte: »schon hundert Mal gesagt, will's nicht haben!« oder »bleiben mir vom Halse gar nicht mehr davon reden hören!« — so schwieg Sch. wieder und rückte nach vierzehn Tagen oder drei Wochen aufs neue damit hervor, bis der König in dem Gedanken, es möchte doch wohl gut sein, weil Sch. so sehr darauf versessen sei, zuhörte und nachgab.« —

Nun wird in den letzten Capiteln des Buches das Jahr 1812—1813 dargestellt und was Sch. bis zur Schlacht von Lützen darin geleistet, wie ihn sein König und alle Kenner seiner Thätigkeit und seines Scharfsinnes geehrt haben. Er wird zum General-Lieutenant und General-Quartiermeister der Armee ernannt.

Aus dem sehr grossen Reichthume des Buches auch nur die bedeutendsten Züge auszuwählen, müssen wir uns versagen. Wir wollen nur an die von 1807—1813 dauernde Noth und Bedrängniss des Landes durch den französischen Herrscher, — an Stein's mit Sch. gleichgestimmte An- und Absichten, — an den Congress der Monarchen zu Erfurt, — an den immer noch oft irr auf gefassten Tugendbund, — an die erweckten und erweckenden Geister, Steffens, Fichte, Schleiermacher, M. Arndt, — an den Tod der Königin Luise, — an die Eröffnung der Universität zu Berlin, — an Napoleons Eindringen in Russland, wie an seinen Rückzug, — an die Stiftung des eisernen Kreuzes, — an die Verhandlung mit Oestreich erinnern. — Das Morgenroth brach für das Vaterland an, als der für dasselbe begeisterte Held sein Augen schloss, aber mit der sichern Hoffnung, dass sein Wirken für Deutschland bleibende Früchte bringen werde.

Göttingen.

M.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 31.

2. August 1871.

Inedita Syriaca. Eine Sammlung syrischer Uebersetzungen von Schriften griechischer Profanliteratur. Mit einem Anhang. Aus den Handschriften des brittischen Museums herausgegeben von Dr. Ed. Sachau, Prof. etc. Wien 1870. 8°. XIII S. und 134 S. Text.

Mit der Herausgabe des vorliegenden Bandes löst Prof. Sachau ein Versprechen ein, welches er im Jahre 1869 (s. Hermes IV S. 79 Anm.) gegeben hatte. Ihrem Inhalte nach schliessen sich diese Inedita an Lands Anecdota I und noch mehr an de Lagardes Analecta an. Das Buch enthält theils Uebersetzungen aus dem Griechischen (auf 97 Seiten), theils selbstständige Aufsätze syrischer Gelehrter auf den 33 Seiten des Anhangs. Der erste Theil giebt Uebertragungen von Lucians *περὶ τοῦ μὴ ῥαδίως ποιεῖν διαβολήν*, von Themistius Rede *περὶ φιλλας* und von einer griechisch nicht bekannten *περὶ ἀρετῆς* desselben Verfassers (S. 1–48). Hieran reihen sich verschiedene Stücke von Sammlungen philosophischer Definitionen und

Sprüche, die dem Plato, der Pythagoräerin Theano, dem Menander; und von anderen, welche allerlei Verfassern zugeschrieben werden. Zu den Sprüchen bietet S. V—VII aus einer oxfordor Hs. einen Nachtrag. S. ٢ folgen Bruchstücke vom Leben des Philosophen Secundus (vgl. Sauppe im Philologus Bd. 27, 149*) und den Beschluss macht Galenus, ars medica XXIII—XXIV. c. XXVIII—XXXI; de alimentorum facultatibus II c. LVIII Ende — LXI. — Der Anhang enthält eine Abhandlung des Archiatros Sergios von Resaena an einen Theodore über das Thema: »Woher weiss man von der Einwirkung des Mondes? nach astronomischer Betrachtungsweise«. Dann folgt ein kurzer Abschnitt über die Bewegung der Sonne; darauf »die Namen der Thierbilder in der Schule des Bardaisân« S. ٥٥ (richtiger als bei Land Anecd. I, 32). — Ferner Auszüge aus Schriften (?) des Severus Sâbbôkht**), Bischofs

*) Anstatt »Piraeus« steht: »dem Orte, an welchem Verbrecher den Tod empfangen«. ٥٥, 21.

) Den Namen ܐܨܪܝܐ oder ܐܨܪܝܐ vocalisirt Ass. B. O. III, 1, 255 ܐܨܪܝܐ vgl. ܐܨܪܝܐ III, 1, 194 inf. 195 b Anm. 267, 5 inf. 279 med. und Kirsch-Bernstein Chrestom. Syriac. I, XIX. 7; falsch ܐܨܪܝܐ 469, 7 inf. Ich zerlege ihn in 1) ܐܨܐ und 2) ܪܝܐ. 1) = ܐܨܐ Personennamen. Stat. absol. wie in ܐܨܐ B. O. III, 1, 141, 35. Vgl. ܐܨܐ = Jazd-dâdh III, 1 226 b 13 inf. — 2) = 8 Pers. Aor. von ܒܘܚܬܐ

17) ein Kapitel »Ueber die bewohnbare und unbewohnbare Erde und über die Ordnung ihrer Bewohner auf ihrem ganzen Umkreis, oben und unten«; 2) über das »Maass von Himmel und Erde und ihres gegenseitigen Abstandes; 3) ein Bruchstück über die synodische Bewegung von Sonne und Mond. — Genauere Angaben über die einzelnen Stücke findet man in der

Saba resp. Jesus mundavit vgl. 1 Joh. 1, 7. Vgl. شهر بخت
s. Seligmann, Muwaffak bin Ali, cod. Vindob. S. XLIX, 1 (=
 ܣܒܐ ܐܝܫܐ ܡܡܝܢܐ ܠܥܕܐܪܥܐ Vgl. Luc. 21, 36; aber
الشهر B. O. III, 1 200 b inf. = shahhâra, s. Hebr. 13, 17. —

— Endlich: bōzidh (s. o.): bōkht wie andōzidh: andōkht u. s. w. — Wenn aber bōkht bei Abraham von Ekchel, bei Hottinger (B. O. III, 1, 194 Anm.) und (nach Larsow in seinem jetzt mir gehörigen Exemplar von Castle's

Digitized by Google

Vorrede des Herausgebers, der dort auch über die Hss. berichtet, aus denen er sie geschöpft hat.

Diese mannichfaltigen Texte sind nun nicht bloß für den syrischen Philologen von hohem Interesse, sondern auch für die Textgeschichte ihrer griechischen Originale von nicht zu übersehendem Werthe. Ich will, um dies nachzuweisen, vornehmlich von den genannten Stücken des Themistius und der Lucianischen Schrift sprechen. Zwar eine nur oberflächliche Betrachtung dieser drei ersten Texte lehrt schon, dass wir es hier weder mit einer so vollständigen noch so genauen und gewissenhaften Uebersetzung der griechischen Quellen zu thun haben, wie wir solche z. B. bei logischen Schriften des Aristoteles von Uebersetzern wie Probus, Jakob von Edessa und Georg, Bischof der Araber, her gewohnt sind. Hier liegen förmliche Bearbeitungen jener ethischen Schriften Lucians und des Themistius für christliche, syrische Leser vor. Offenbar lag dem Uebersetzer nur daran, seinem Leserkreis den ethisch-paränetischen Inhalt der griechischen Vorbilder in deren gefälliger und wirksamer Darstellung vorzuführen. Desshalb, erwähnte der griech. Text irgendwo Personen, mit deren blossen Namen nur ein gelehrter Grieche schon eine inhaltvolle Vorstellung verband; spielt er gelegentlich auf die alte Tragödie an oder berührt Stoffe der Mythologie, deren Verständniss der Syrer seinem Landsmanne nicht ohne weitläufige Erörterungen hätte nahe bringen können: so umschreibt derselbe entweder solche Namen durch verallgemeinernde Ausdrücke oder lässt die ganzen Stellen aus. So ist in Luc. de cal. das 26te Kapitel, in welchem die Geschichte der Anteia erwähnt wird,

(von ἀπλήσθη an) auf ein paar umschreibende Worte eingeschrumpft; ebenso in Them. *περὶ φιλ.* das Stück 329, 20—330, 13 (ed. Dind.) wegen der vielen Eigennamen übergangen; ja die ganze Rede schon mit 338, 12 abgebrochen, augenscheinlich, um die Erzählung von der Scylla und die von Herkules am Scheidewege zu vermeiden.

Die Beurtheilung dieser Uebertragungen in den Inedita ist von derjenigen der Uebersetzungen von Plutarch *de ira* = *περὶ ἀόργησίας* und *de exercitatione* in de Lagardes Analekten 177, 9 ff., welche in derselben syr. Hs., Mus. Brit. Add. 17, 209 unmittelbar hinter den hier vorliegenden folgen (s. de Lagardes Abhandlungen 142, 16), nicht zu trennen. Alles was man über das Verfahren des Uebersetzers im allgemeinen sagen kann, gilt für alle diese Stücke, soweit wir in Stand gesetzt sind, mit ihnen ihre Originale zu vergleichen, in demselben Maasse; nur, dass die Uebersetzung von *περὶ ἀόργησ.* in Folge der vielen Dichterstellen und Beziehungen auf Eigennamen, die in ihrem Original vorkommen, von allen am meisten umschreibend und die dürftigste Wiedergabe ihrer Vorlage ist.

Indessen, trotzdem dass der Verpflanzer dieser griechischen Werke in Befolgung und Abweichung von ihrem Texte mit so grosser Freiheit verfuhr, wie wir sagten, so wandte er grössere Umschreibungen oder Auslassungen in der Regel doch nur jedesmal da an, wo er irgend eine besondere Veranlassung dazu fand, und fiel von dem Originale nicht gerade mehr ab, als jene eben erheischte. Er lässt so z. B. Them. 335, 11 = *ἡ* 7 genau nur den Inhalt

der Parenthese fort. Darum kann man sehr häufig die ausgehobenen Sätze und Satztheile bis aufs Wort genau im griechischen Texte bezeichnen. Von Beispielen dafür steht mir eine lange Liste zu Gebote. Tautologische oder synonyme Phrasen werden zuweilen in eine zusammengezogen oder deren nur eine übersetzt. Auf der andern Seite fehlt es aber auch nicht an Zusätzen, die ihren Ursprung meist in den Text herübergenommenen Glossen am Rande der griech. Hs. zu verdanken scheinen. So z. B. Lucian 3, 127 = ω , 4 unten, wo für $\tau\omega\upsilon\upsilon$ $\sigma\lambda\omega\upsilon$ steht: »[als habe er Theil genommen] an dem was in Tyrus gethan wurde« vgl. wolfenbütteler Schol. $\delta\eta\lambda\omicron\nu\acute{o}\tau\iota \pi\rho\alpha\gamma\mu\acute{\alpha}\tau\omega\upsilon \tau\eta\varsigma \epsilon\pi\alpha\nu\alpha\sigma\iota\acute{\alpha}\sigma\epsilon\omega\varsigma \tau\omega \Theta\epsilon\omicron\delta\acute{o}\tau\iota\alpha$. — Themist. π. φιλ. Anf. = ω , 4 $\pi\epsilon\rho\acute{\iota} \tau\omicron\upsilon \Xi\epsilon\rho\acute{\xi}\omicron\nu \sigma\tau\rho\alpha\tau\epsilon\acute{\iota}\alpha\varsigma \eta\upsilon\eta\lambda\alpha\sigma\epsilon\nu \upsilon\pi\epsilon\rho \text{'}\epsilon\lambda\lambda\eta\sigma\pi\acute{o}\nu\tau\omicron\upsilon \kappa\alpha\iota\acute{\alpha} \tau\eta\varsigma \text{'}\epsilon\lambda\lambda\acute{\alpha}\delta\omicron\varsigma$ = »über jenen König der Perser, der seine Truppen zu Fuss über das unterjochte Meer setzte, das er überbrückt hatte, um gegen die Griechen zu kommen« vgl. Anal. 188, 24. Lucian 3, 159 c. 29 = ω , 9 $\acute{\alpha}\sigma\epsilon\beta\eta \kappa\alpha\iota \epsilon\pi\acute{\iota}\beta\omicron\upsilon\lambda\omicron\nu$, Syr. dafür etwa: $\acute{\omega}\varsigma \theta\epsilon\omicron\upsilon\varsigma \acute{\alpha}\gamma\gamma\omega\acute{\omega}\nu\tau\iota\alpha \kappa\alpha\iota \beta\lambda\acute{\alpha}\pi\tau\omicron\nu\tau\iota\alpha \tau\omicron\upsilon\varsigma \pi\lambda\eta\sigma\iota\acute{\alpha}\zeta\omicron\nu\tau\iota\alpha\varsigma \alpha\upsilon\tau\omega$. Zuweilen steht für das griechische Wort syrisch nur sein Synonymum oder ein ihm ähnliches, nicht das eigentlich entsprechende: z. B. Lucian 3, 150 = ω , 7 $\sigma\iota\omicron\upsilon\sigma\iota\omega\omega\omega = (\kappa\alpha\tau)\iota\sigma\chi\upsilon\sigma\alpha\iota$ für $\pi\alpha\rho\epsilon\iota\sigma\delta\upsilon\nu\alpha\iota$ u. dgl. m. Oft auch muss man annehmen, dass für ein im 6ten Jahrhundert (s. unten) schon ungebräuchliches oder doch seltneres griechisches Wort seine Glosse, die der Syrer entweder am Rande

seiner griech. Vorlage, oder in einem Lexikon fand, übersetzt wurde, z. B. Lucian 3, 158 c. 27 = **ܣܠ**, 2 ἤς ... ὑποκεκνισμένος Syr. »mit Neid« vgl. wolfenb. Schol²: διαφθονούμενος wolfenb. Schol.¹ φθονούμενος. — 3, 142, c. 12 = **ܥ**, 3 für ἐπιβουλεύεται »ein Netz neigt sich über ihn« = παγιδεύεται, καταπαγιδεύεται s. Hesych., doch auch Lucas 21, 35. — 3, 153 c. 24 = **ܥܠ**, 21 προσίεται. Hesych.: ἀρέσκειται, ἡ δέως λαμβάνει. Syr. »nimmt freudig **ܐܠܡܠܚܐ** an« vgl. **ܥܠ**, 14; **ܡܐ**, 4. — 3, 152 c. 21 = **ܥܠ**, 1 τὸ ἀψίχορον Syr. »sich leicht von einer Sache zur andern entfernen«. — 3, 147 c. 16 = **ܥ**, 18 **ܩܪܐܢܬܝܕܝܐ** »Weiberkleider«. — Ohne Frage hatte der Uebersetzer eine bedeutende Kenntniss auch vom gelehrten Griechisch; trotzdem fehlt es bei ihm natürlich an argen Missgriffen nicht. So folgt aus seiner Uebertragung z. B., dass Sokrates in seinen Disputationen sich über Neros Citherspiel, Wettfahren und schmähhches Ende unterhalten hätte: Themist. π. ἀρετῆς **ܣܠ**, 20—21 vgl. mit 11. 5. **ܥ**, 10. Denn Worte des Themistius sind dort mit denen von Personen, die er redend einführt, vermischt; wahrscheinlich fügte die Worte »der dieses zu disputiren pflegte« **ܣܠ**, 21 der Uebersetzer hinzu. Nicht ohne Absicht erinnere ich an eine ähnliche Verwechslung in Sergius' Uebers. des pseudoaristotelischen περὶ κόσμου, der irrthümlich den Mythos von den spinnenden Parzen zweimal dem Hesiod in den Mund legt, weil er

ein ὡς φησιν 'Hoiōdos, eine Randglosse seiner Vorlage, an falscher Stelle in den Text herein-
 nahm, soll man anders diese Verwirrung nicht
 einem Griechen zur Last legen (C. 7, § 3 =
 Anal. 158, 5 u. § 4 = 158, 12, wo für δ μῦθος,
 δ μῦθος 'Hoiōdon). Solche und ähnliche Ent-
 stellungen sind in allen diesen Stücken des sy-
 rischen Lucian, Themistius u. Plutarch nicht sel-
 ten. — Ich schreibe nun alle derartigen Ver-
 änderungen theils der Willkühr, theils dem
 Missverständniss dessen zu, der die Schriften
 in's Syrische übertrug. Wenigstens finde ich in
 der Arbeit desselben keinen Anhalt für eine
 Annahme, wie etwa die, dass der Syrer eine so
 verstümmelte, interpolirte, für Christen zuge-
 stutzte, und sogar umschriebene griechische
 Ausgabe vor sich gehabt, und diese einfach
 getreu wiedergegeben hätte. Dagegen spricht
 mir ausser anderm schon der Umstand, dass
 selbst da, wo beide Texte, so syrischer wie
 griechischer übereinstimmen, die Uebers. dersel-
 ben Wörter und Phrasen nicht mit derjenigen
 Consequenz gehandhabt ist, die wir bei Mepasch-
 kanas anderer Schule und anderer Manier
 hinlänglich kennen.

Die geflissentlich freie Behandlung der grie-
 chischen Vorlage gewährte dem Syrer nun den
 Vorthail, auch über seine Muttersprache bequem
 und frei zu schalten. Sucht er doch nicht nur
 den Wortreichthum, sondern offenbar auch den
 rhetorischen Effekt eines βασιλεὺς λόγων mit
 grossem Geschick in seiner Arbeit wieder zu
 spiegeln. Welcher Gewinn von daher für den
 syrischen Philologen! Denn dieser findet sowohl
 auf diesen Blättern, wie in den Analecta, nicht
 blos eine reiche Auslese von Wörtern, die sonst
 nur in der ältesten syrischen Literatur in häu-

figerem Gebrauche sind, neben solchen, wie sie bisher zum Theil nur ganz selten bezeugt worden; lernt hier nicht nur die feineren Unterschiede zahlreicher Synonymen kennen; sondern ihm treten auch syntaktisch, wie frisch aus dem Quell noch wirklich lebendiger Sprache geschöpft, alterthümliche Redeweisen entgegen: ich meine die vielen Nominalsätze, deren Prädikat eine (indeterminirte) Form P'il Pa'il Pā'ul oder ein Particip ist, jene Bildungen, welche die syrischen Grammatiker unter mellath shmā verstehen; die Vermeidung der reflexiven Form für das Passiv, und überhaupt das fast überall noch rege Gefühl für die determinirende Kraft des wortschliessenden ā^{*)}.

Diese augenfälligen Eigenschaften des Styls, ebenso wie gewisse lexikalische Einzelheiten, die zu Schibboleths dienen können, ferner die ganze Art den griechischen Text zu übersetzen, sind nun nicht allein den schon genannten Schriften Lucians, Themistius' und Plutarchs gemein, so dass ich für diese insgesamt denselben Uebersetzer annehme, sondern gehören, wie ich finde, ebensosehr z. B. der Sergiusschen Uebersetzung von *περὶ νόσου* (Anal. 134) und der selbständigen Abhandlung, die als vom selben Verfasser herrührend im Anhang des vorliegenden Buches bezeugt ist, an: denn dabei bringe man in Anschlag die Verschiedenheit zwischen einem ethischen und einem physikalischen Vorwurf und die für *π. νόσου* ausdrücklich bezeugte Absicht des gelehrten Archiatros, seiner Hs. »nach Kräften« wörtlich genau zu folgen An. 134, 21 f.; beachte aber auch z. B. Anal. S. 149, wo mir dieselbe Erwärmung für seinen grossartigen Gegenstand,

^{*)} urspr. = ܐܘܝܬܐ

dem Sergius einen ähnlichen Schwung, und in derselben Weise manchen belebenden Zusatz in das Schreibrohr diktirt zu haben scheint, wie dieses in der Uebers. der Themistianischen Reden so häufig ist.

Ich bin also sehr geneigt, auch diese Stücke dem Sergius von Resaena zuzuschreiben; und zwar um so mehr, als sie noch andern Schriften der Analecta 158—177 sehr nahe zu stehen scheinen, welche schon Sachau (im Hermes 1870 S. 78) ebenfalls als wahrscheinlich sergianische angesprochen hat. Zu dieses Presbyters Kunst würde auch passen, dass in *π. ἀπορησας* (Plut. moral. II 454 A = Anal. 187, 25) der Uebers. tragende das Wort *βοηθηματα*, in der Bedeutung von »Hilfsmittel« und mitten in einem ganz verschiedenartigen Vergleiche stehend, als ~~βοηθηματα~~ d. i. *φάρμακα* auffasst, zwar dadurch dem Gleichnisse seine Spitze abbricht, uns aber bei dieser Gelegenheit verräth, wie sehr er es an der Gewohnheit gehabt, griechische Mediziner zu übersetzen.

Ungeachtet seines oben besprochenen Verfahrens bietet der syrische Ueberlieferer dennoch manche griechische Lesart, deren Vorzug vor der griechischen Ueberlieferung zuweilen in die Augen springt. Das sollte man auch von vornherein nach dem Alter dieser Tradition vermuthen. Ist doch schon die syr. Hs. für Lucian de cal. zwischen 200—300 Jahre älter als der Cod. Vat. Γ, während also die Uebersetzung selber in der ersten Hälfte des 6ten Jahrhunderts gemacht wäre, wie dies bei der von *π. κόσμον* fest steht. Freilich ist es oft misslich zu scheiden, was der Uebersetzer in der griech. Hs., sei es im Texte, sei es am Rande vorfand, von

demjenigen, was er selber auslies oder zusetzte; und dies erst festgestellt, zu finden, welches griechische Wort von seinem syrischen vertreten wurde. Um von den Textvarianten der griechischen Hs. die der Syrer gebrauchte, eine Anschauung zu geben, erlaube ich mir nun, eine Reihe von Identifizierungen derselben vorzulegen, und bitte, den Grad ihrer Sicherheit nach dem Gesagten bemessen zu wollen.

Lucian de cal. Inscr. Πάλιν λόγος Λουκίου φιλοσόφου περὶ τοῦ μὴ προσεῖτον κατὰ τῶν φίλων (ἡμῶν) διαβολήν. Subscr. Ἀποτετέλεσται λόγος Λουκίου περὶ τοῦ μὴ δεῖν ἡμᾶς προσεῖσθαι κατὰ τῶν φίλων (ἡμῶν) διαβολήν vgl. 3, 126 Ende. — Reitz 3, 127 C. 1 = ܐ, 5 ܐܝܟܝ ܣܘܢܝܚܘܬܗܢ Syr.: ܐܪܝܟܝ ܣ. Συγγεῖν ὄρκους ist bekannt. — 3, 128 C. 3 ὥς ἂν κάρτα οὐ S »auch nicht vor diesem« (Zeitpunkte) ܡܦ ܥ ܠܥ ܠܥܝ = ἂν καὶ ἄλλ' οὐ vgl. de Soul, wörtlich: ὥς ἂν καὶ οὐ πρόσθεν. Von κάρτα nichts. — 3, 130 = ܥ, 15 ܡܗܕܝܢܕܝܐ ܐܘܬܝܬܝܝܬ S ܡܗܕܝܢܕܝܐ ܐܘܬܝܬܝܬܝܬ oder ܐܘܬܝܬܝܬܝܬ. — Ebenda ܥ, 17 ܠܝܓܝܬܝܐ ܐܠܫܚܢܕܝܬܝܐ S ܠܝܓܝܬܝܐ. om., las ܡܡܬܐܕܝܬܝܐ ܐܠܫܚܢܕܝܬܝܐ vgl. G. — 3, 134 = ܣ, 9 ܐܠܠ' ܕܫܝܢ — ܡܠܝܬܝܬܝܬ S »bonorum enim est, e pulchris quae faciunt sibi acquirere amicos; non vero e malarum rerum alios accusando per assentationem (ܕܝ' ܡܠܝܬܝܬܝܬ?) sibi facere amicos; et (d. i. neque) ex eo, quod in odium coniecerunt alios, gloriosos euadere«. Vgl. C. 24 Ende 3, 156 = ܦ, 13 — 3, 136 = ܐ, 9 ὥστε οὐ κατὰ τὸ δίκαιον, A T G: ὥστε καὶ. S ܐܠ ܥܦܝܐ

ܠܥ = ὥστε καὶ παρὰ τὸ δίκ. u. s. w., 3 mal
 wiederholt. ܠܥ = παρά Anal. 189, 12.
 Act. 18, 13. Gal. 1, 8. 9 (παρ' ὃ für κατὰ τὸν
 κανόνα ἡμῶν.) — 3, 137 C. 8 = o, 16 χείρον οὐδὲ ἀδι-
 κώτερον S ܡܝܕܐ ܡܝܕܐ schlechteres und bittereres
 πικρότερον? da ܡܝܕܐ nicht wohl = χείρον sein
 kann. — 3, 137 = o, 19 für παραινούμενος ἀπο-
 λογίαν S ܠܡܝܕܐ ܡܝܕܐ ܠܥ ܠܥ ܠܥ ܠܥ προαπο-
 τειχίζων τὸν πόνον τῇ ἀπολογίᾳ vgl. ܡܝܕܐ, 18. —
 3, 139 = 1, 18 πλησίον so S. — 140 = 1, 22
 καὶ ὅλως φθάσας κρατεῖ d p liest ὃ φθ., schr.
 καὶ ὅλως, ὃ φθ. κ. S: ὃ μάλιστα ἀναιδῆς μά-
 λιστα κρατεῖ. — 140 = ܡ, 2 ἡμισυνέλιπτος, S: ἡ
 μίσους ἡ ἐλπίδος wie de Soul; vgl. 139 ὅπου
 γὰρ αἰεὶ μείζους ἐλπίδες κτλ. — C. 11. 141 = ܡ, 7
 πιθανόντινα τρόπον S: ܠܥ ܠܥ ܠܥ ܠܥ
 ܡܝܕܐ ܡܝܕܐ, lies ποικίλον τινὰ τρ. vgl. 10. Es
 werden ja die ποικίλαι ὁδοί betont, das πολὺ
 und μυρία. ܠܥ ܠܥ ܠܥ ܠܥ ποικίλας Sergius An.
 151, 30; 2 Tim. 3, 6. 3 Tit. 3, 3. Luc. 4, 40
 etc. — ܡ, 8 οὐδ' ἂν κατέσχευε τὴν πάντων ἰσχυρο-
 τέραν ἀλήθειαν. ܠܥ ܠܥ ܠܥ ܠܥ ܠܥ
 ܠܥ: da ἰσχύειν und Derivate syrischem ܡܝܕܐ
 und Derivaten entsprechen, (Peschitthâ Matth.
 16, 18. 17, 20. 1 Cor. 10, 22), so las Syr. nicht:
 κατέσχευε; sondern, da ܠܥ ܠܥ = ἐπηλυγάζουσα
 (1, 6 C. 1, wo Codd. v u A F ἐπισκιάζουσα) oder

= *καίλυνται* (L, 25) ist, so las er vielleicht *κα-
ποσίαζε*, vgl. *τὴν ἀλήθειαν ἐπισιμάζειν* öfter bei
Chrysost. in Suicer. thes. 1175. — C. 12. 141 =
ⲙ, 17 *τῆς φιλίας ἀποσκευασάμενος* S.: *τῆς τοῦ
θυναστευόντος φιλίας* vgl. C. 10 in. — 142 = ⲙ, 21
ἀγωνιστὰς πολυπραγμονεῖ ⲙⲓⲣⲁⲙⲓⲥ ⲙⲓⲣⲁⲙⲓⲥ
ⲙⲓⲣⲁⲙⲓⲥ also wohl wie G: *ἀνταγωνιστὰς*, aber
gleich nachher fehlt dem S. *ἀνταγωνιστῆς*. —
ⲙ, 19 *μόνον* Syr. *ⲡⲉⲩ* wie P, und in Folge des-
sen, wie F P *πολυπραγμονῶν* ⲙⲓⲣⲁⲙⲓⲥ Z. 21. [*τῷ πληθ.*
— *κακουργεῖ* om.]. — C. 12. 132 = ⲙ, 25 *ὅπως τὸν
τρέχοντα ἐπισχῶν ἢ ἐμποδίσας ἐπιστομεῖ* ⲟⲩⲥⲓⲛ
ⲙⲓⲣⲁⲙⲓⲥ ⲟⲩⲥⲓⲛ ⲟⲩⲥⲓⲛ. Syr. las:
ἐπισχῶν ἢ ὑποσπάσας ἐπιστομεῖ denn ⲟⲩⲥⲓⲛ
= *ὑποσπᾶ* 139 = 1, 19. Für *τρέχοντα* Syr.:
παραδραμόντα, aber las es nicht. — ⲙ, 1 *ὁμοίως*
δὲ τούτοις ⲙⲓⲣⲁⲙⲓⲥ ⲙⲓⲣⲁⲙⲓⲥ = *ὅμοι' οὖν*
δὲ τ., denn ⲙⲓⲣⲁⲙⲓⲥ = *οὖν*. Vgl. Schmieder. —
ⲙ, 2 *εὐδαιμόνων τούτων* S ohne *τούτων* vgl.
Codd. — 144 = ⲙ, 16 c. 14; *τῆς διαβολῆς ἰατρ*
διαφορᾶς S ⲙⲓⲣⲁⲙⲓⲥ ⲙⲓⲣⲁⲙⲓⲥ = *ἀφορμάς* ⲙⲓⲣⲁⲙⲓⲥ =
ἀφορμή Römer 7, 8. 11. 2 Cor. 5, 12. 11, 12
ἀφορμὴν διδόντες 1 Tim. 5, 14. Gal. 5, 13.
So: *vir doctus* in ephem. Ienens. a 1792 no. 106
(Anders *ἀφορμή* = ⲙⲓⲣⲁⲙⲓⲥ Prov. 9, 9 Pesch.) —

4, 19 ib. οὐ μάλα ἀηδῶς S Δεδοται also ebenso,
 nicht ἀηδής (D); fügt aber hinzu: στραφεῖσα ἀπι-
 δειν ohne es gelesen zu haben. καὶ ὅλως ἐρωτικαί
 τινες bis διαβολαί om. S., las sie also getrennt,
 wie Fritzsche Quaest. p. 203. — 12 C. 16.
 146. τὸ ὑπεναντίον, so S, aber umschrieben.
 (gegen A D G) mit F Q etc. — 148. = 1, 5 C. 17
 τις ἡ μειδιάσειε, ἡ om. S mit F. — 1, 3 = 150.
 μνημονεύσαντα, so S. 121? vgl. ἀπιστοῦντα
 100 150 151. — 1, 21 = 151 τείχος τῆς ψυ-
 χῆς προβεβλημένος S 150 151 152 153
 = τ. τῇ ψυχῇ περιβεβλημένος, denn 151
 enthält durchaus den Begriff περι vgl. τείχη κυ-
 κλωθέντα (belagert) Heb. 11, 30; περιέθενταν
 χλαμύδα Math. 27, 59 etc.; aber das frühere
 ist besser. — 1, 22 πρὸς τὰς τῆς κολακείας
 προσβολάς, Syr. τὰς τῆς διαβολῆς προσβολάς,
 (aber Singul.). 150 151 152 153 Das Fol-
 gende bis τῆς διαβολῆς lässt er weg. Ich glaube,
 die Lesart des S. ist die ursprüngliche; und
 nachher zu schr.: ὑφαιρούσης τῆς κολακείας.
 Denn die προσβολάς machen οἱ διαβάλλοντες (s.
 Cap. 19 = διαβολή) und dieselben προσάγουσι
 die μηχανάς (19), die C. 20 in. aufgezählt werden,
 deren eine und grösste die κολακεία ist, die
 Helfershelferin der διαβολή; für sie passt das
 ὑπορύττειν und θεμελίους ὑφαίρειν, während jene
 der Hauptfeind ist, auf dessen Abwehr es an-
 kommt vgl. 22 Anf. — C. 21. 151 = 152, 4 οὐ
 γὰρ οἶδ' ὅπως ἡδόμεθα πάντες λαθρηδὰ etc.

S: »Denn du weisst ja, wie angenehm uns die Worte sind, die ans Ohr geflüstert werden und voll neuer Gerüchte sind«: also *εὖ γὰρ οἶσθ' ὅπως ἡδόμεθα* [πάντες] *λαθρηδὰ πρὸς τὸ οὖς λεγομέναις καὶ μεσταῖς καινουργίας (?) ἀκοαῖς* vgl. *τὰ καινουργούμενα* An. 151, 14 *ܠܗܝܢ ܕܥܝܢܐ ܕܥܝܢܐ* oder *λαθρηδὰ πρὸς τὸ οὖς λεγομένοις καὶ μεστοῖς νεωτέρων ἀκρῶν*. Also S. las: 1) kein *ὑπονοίας*, sondern was *οὐ καθ' ὑπόνοιαν οὕτω δόξαν* ist; schr. *παρ' ὑπόνοιαν*. 2) *πρὸς τὸ οὖς*. *ܠܗܝܢ ܕܥܝܢܐ* ist vorher = *τὰ παρὰ δεξὰ τῶν ἀκουσμάτων* und *ܠܗܝܢ* ist *ܠܗܝܢ*, 1 = *καινόν* in *φιλόκαινον*. — *ܠܗܝܢ*, 19 = 153 C. 23, *τὴν ἀπολογίαν προσιέμενος*, so de Soul und Gesner für *προαισθόμενος* der Hss. Syr.: *προσιέμενος* *ܠܗܝܢ* vgl. *προσιέσθαι* = *ܠܗܝܢ* : *ܠܗܝܢ*, 30 (C. 30); *ܠܗܝܢ*, 17; vgl. *ܠܗܝܢ*, 21 = cap. 24 Anf. *παρήγησι* *ܠܗܝܢ* Anal. 187, 16 = Plut. 453 F. — *ܠܗܝܢ*, 17 C. 25 *οὐδ' εὖ* = *ܠܗܝܢ* *ܠܗܝܢ* so S. — *ܠܗܝܢ*, 12 C. 31 *καὶ πάντων οὐχ ἥμισυ ἄδικον*, S.: »und Sache derer, die nicht einmal was *δίκη* ist wissen«. *καὶ πάντων οὐδ' ἐπισταμένων (τὴν) δίκην*. Dies syrische Umbildung. *οὐχ* A D F G om.: daher lies *ἥμισυ ἐνδίκον*. — *ܠܗܝܢ*, 15 C. 32 *τὸν ἐκάστου χρόνον*, S. *ܠܗܝܢ* = *βίον* mit Q, vgl. C. 1 Anf. Darauf lässt S. aber das Wort (*τοὺς βίους*) aus und bezieht sich auf jenes zurück.

Themistius *περὶ φιλοίας* ed. Dind. p. 323. — *ܠܗܝܢ*, 11 *μένειν* S. *μανθάνειν*, vgl. darauf *λό-*

γους = **ⲁⲗⲁⲃⲟⲩ** »aber lassen wir sie lernen,
 wie (**ἐνταυθοὶ οὕπερ**) sie lernen wollen. —
ⲁⲃⲟ, 14 **πάντως** **ⲉⲃⲟ** **ⲁⲃⲟ** = **ὄντως** (dñ?) so
ⲁⲃⲟ S. **ⲓ**, 24 = 267 c. — **ⲉ**, 9 = 266 b **ἀλλὰ καὶ**
προήκατο **ⲉ** **ⲁⲗⲁ** **ἄν** **καὶ**, vgl. 17, wo **ἄν** =
ⲁⲗⲁ. Gut. — **ⲉ**, 11—12 = 266 b **ἀνυμώρητος**,
 so mit Hardouin S. **ⲁⲗⲁ** = **τιμωρός** An. 158,
 18. — **ⲉ**, 16 266 e **ποθοῦμενον** **ⲁⲓⲁ** **ⲟⲩ** **ⲟⲩ**
ⲁⲓⲁⲃⲟⲩ **ⲁⲓⲁ** **ⲁⲓⲁⲃⲟⲩ** **ⲁⲓⲁ** S. hinzu:
οὔσα αὐτὴ ἀποτελεσμένοις ἀνδράσιν τοῦ ὑψηλοῦ
βίου ἢ αἰτία. — **ⲉ**, 21 **ὁπαίων** S. **ⲁⲗⲁ**
ὁπόσων. — **ⲓ**, 14 267 b **κρημνὸν** S. »zuletzt aber
 am Ende ihres Buchens« **ⲟⲩⲁⲃⲟⲩ** **ⲁⲗⲁⲃⲟⲩ**
 S. verbindet mit **ἰχνηλατοῦντες** statt **κρημνὸν** **ὁ**
 etwa **λήγουσι** (und fügt noch **τὸ τέλος** oder **τελευταῖον**
 hinzu); **ἔξενεχθέντες εἰς** = »fanden sie« S. las
 also wohl **τελευταῖον**. — **ἀπότμον** S. **ⲁⲗⲁⲃⲟⲩ**
ἀπότμον oder **ἄτμον**. — **ⲁ**, 3 267 c p. 326
 20 **ὁ διόλλυσιν** S. »macht dass sich trennen«
διαλύει. Besser, vgl. unten 327, 22. Denn **διο**
λύει 333, 5 = **ⲉⲃⲟ** (**ⲉⲃⲟ**) **ⲉⲃⲟ** **ⲉⲃⲟ**, 14; **διο**
λέσθαι = **ⲉⲃⲟ** : **ⲉⲃⲟ**, 1. — **ⲁ**, 25 268
πάντως ἐπαινεῖν S. **πάντες**. — **ⲁ**, 1 268 d =
 p. 327, 21 **οὐδὲν γὰρ ὅλως** S. **οὐτως**. Schr. **οὐτω**. —
ⲁ, 2 = p. 327, 22 **διόλλυσιν** S. **ⲉⲃⲟ**

vgl. U, 3. **مُضْمَحَل** BA = sprengt auseinander;
 ZDMG 15, 652, 2. Schr. *διαλύει* opp.: *συνδέει*. —
 ܘܒܝܬ, 3 = 397, 23 *ἀχαριστίας καὶ διὰ τοῦτο ὁ Περ-*
σικὸς νόμος δίκας εἰσπράττεται ἀχαριστίας. S.:
 »was das Gesetz der Perser öffentlich (oder: offen-
 bar) bestimmt, dass nicht sei«. Er las vielleicht
 ܩܕܝܫ für *καὶ* und jedenfalls nicht *ἀχαριστίας* (dop-
 pelt!), sondern dafür etwa *ἀμωσία*? — ܘܒܝܬ, 5
μηδεὶς κολάζει νόμος S.: *μηδεὶς κολαφίζει* (τὸ κα-
 κὸν τοῦτο) ܡܠܟܝܬܐ. — ܘܒܝܬ, 7 = 327, 29 *πό-*
νους πολλούς, S. lässt (mit Jacobs) *πολλούς* aus.
 — ܦܬܐ, 6 = 328, 28 *κῦβελαν ἢ θειταλὸν*, S
 für Beides ܡܬܬܐܠܡܐ ܡܬܬܐܠܡܐ d. i. *πεισίαν* (mit Pétau);
 oder lässt das zweite aus, denn *κύβος* = ܡܬܬܐܠܡܐ
 An. 152, 13 — ܦܬܐ, 8 = 328, 30 *οὐκ εἰς ἱε-*
ρῆιν γίνονται φίλαι ἰσχυραί, S.: »Wess Man-
 nes ganze Seele (Begier) zu einem von diesen
 hingeneigt ist, (die) ist zu schwach zur Aus-
 übung guter Dinge«. *Φίλαι* ist zu streichen,
 vgl. Plato de rep. 485 d. — ܣܬܐ, 4 *δυσάρεστος*,
 Stephan: *εὐάρεστος*; ebenso Syrer, oder eher *συν-*
άρεστος (ܡܬܬܐܠܡܐ ܠܐ) vgl. *ἀπάρεστος*. *Εὐαρεσιῆσαι* =
 ܡܬܬܐܠܡܐ Hebr. 11, 5. 6. — ܘܒܝܬ, 20 *ἐγὼ δὲ ὄρων καὶ*
τοὺς πατέρας, S. so ܡܬܬܐܠܡܐ; Jacobs *παιδευσιᾶς*!
 — 21 = 331, 19 *ἐξ ἀπλήσιον πάθους*, S. *ἀπλάσιον*
 ܡܬܬܐܠܡܐ vgl. Them. p. 56 D *ἀπλασιος εὐνοια*. —
 23 = 331, 22 *καὶ ἐκείνων* ist falsch. Schr.
καὶ ἐκείνην, mit S. ܡܬܬܐܠܡܐ — ܡܬܬܐܠܡܐ, 2 = 331, 27

οἱ δὲ πέλας τὸν ἔπαινον. Streiche πέλας. So S.; drückt aber auch das erste πέλας nicht *explicit* aus. — ۱, 21 = 332, 16 *μυμείται οὖν*, S.

mit Pétau *μυμητέον* als Nachsatz. — ۱, 24 332, 20 ἄρα δεῖ, S. las: δεῖ [καὶ] ἡμῖν τῶν und drückt aus, was Pétau wollte: εἰς τοὺς οὐπω τέθνηκεν: »Ebenso dienen uns die früher gefangenen Freunde, auch andere zu unserer Freundschaft her zu jagen«. Etwa τοὺς οὐπω εἶναι θνητόντων? Die folgende von Henri Etienne und Pétau bemerkte Lücke füllt S. so aus: »Denn es ist nicht möglich, dass, während die zahmen Tauben von uns ausfliegen, andere dazu anbringen und in ihre Behausungen gehen, dagegen der Mensch, sobald er gewöhnt (gezähmt) und mit uns [vertraut] ist, noch andere zu sich zu gesellen und mit sich zu bringen nicht vermöchte«. ۱, 9 = 332, 31 μὴ μετεχόντων ἐκάστου παντὸς τῶν πραττομένων κτλ., S.: »Wenn nicht jeder einzelne ihrer Bewohner [denn καὶ ἐν ταῖς ἄλλαις κοινωνίαις lies er aus] nach dem Nutzen der Gemeinde strebt«. Schr. πάντα. —

۱, 17 οἰκονομήσαις, S. ۱۷۷ = οἰκοδομήσαις (besser gegen διαρρησέσθαι) vgl. 333, 16. —

۱, 4 333, 22 συμβαίνει, ὅταν συμβαίῃ. S. »Und fortan (wirst) du anfangen, den Mann zu hassen und zu verfolgen, der dir wegen all jener Tugend, die wir vor dir auseinandergesetzt haben, auserkoren war«. ὅθεν (= ۱۷۷۰ vgl. ۱, 21) συμβαίνει (?) πολεμήσειν σὲ καὶ διὰ ταῦτα (?) ἐπιλέκτω (حسب حجة) ἀνδρὶ etc.

— ۱, 20 συμπαρενεκτέον, nicht anders S. ob-

gleich er *συνεφελεκτίον* (wie 22 *ἐφέλκοιο*) ausdrückt. — ܐܕ, 24 = 334, 8 *πρὸς τὸ καὶ βλέμμα ὁμοιον τηρεῖν*, S. *πρὸς αὐτὸν καὶ κτλ.*: Pétau *πρὸς τοῦτον*. Ὅμοιον erklärt er »wie ehe- dem« oder las *παλαιὸν*. — ܐܘ, 14 = 334, 24 *ἐπιστήμας ἢ τέχαις*, S.: ܪܫܝܠܐܘܠܐ — ܪܫܝܠܐܘܠܐ dem entspricht *ἐπιμελείαις ἢ τέχναις* vgl. ܐܘ, 2. 6: ܪܫܝܠܐ von ܪܫܝܠܐ ܪܫܝܠܐ 1 Thess. 4, 11 2 Tim. 2, 16 Luc. 10, 40. S. sonst frei. — ܐܘ, 20 *πρὸς τὸν Ἡσίοδον*, S. darauf: *ὅς, ποιέει, φησὶ, τέκτονι τέκτων*. (ἐργ. καὶ ἡμ. 25) vgl. 276 b oder: *λέγοντα* c. acc. c. inf. — Das Uebrige frei und verkürzt. — ܐܘ, 20 = 278 a *ἰσχυρὸν τὸ φυλακτήριον* S.: ܐܝܬܐ ܕܗ. *ἰσχυρὸν* vgl. 2 Cor. 10, 4; ܐܝܬܐ ܕܗ Anal. 187, 29 = *ἰσχυρὰ Τυραννίς* Plut. Mor. 354 B. Doch ܐܝܬܐ ܕܗ *ἰσχυρῶτο* An. 150, 29. — ܐܘ, 9 = 335, 19 *κωλύειν*, S ܐܘܠܝܐ *κωλύειν*, wie Roulez p. 47 richtig fand. *ἀκωλύτως* ܐܘܠܝܐ ܐܘܠܝܐ An. 157, 98. — ܐܘ, 6 *ἀντὶ τῆς λόγῃ (εὐνοίας καὶ παρρησίας)*. Die Worte in Klammern sind mit S. als wiederholt aus 335, 1 zu streichen. — ܐܘ, 2 = 336, 20 *ταῖν ὁδαῖν*, so S ܐܘܠܝܐ. — ܐܘ, 6: 336, 24 *ἀπανταχοῦ οὐ ἀντιπαρεισρευῇ* S., »wo irgend sie Stätte finde« *οὐ ἂν παρσ.* vgl. ܐܘ, 12, wo ebenso *ὁπου ἂν*. — 11 *τὸν δὲ οὐ ἐργάζεσθαι*, S. *κατὰ ἐργάζεσθαι*, denn es ist zu verbessern

۱۴۰۰۰۰۰۰ für ۱۴۰۰۰۰۰. — ۱۴, 14 κατὰ
 μικρὸν ὑπορύττει καὶ ἐλέγχει τὸν ἄφροακτὸν τε καὶ
 ἀσθενῆ. Diese Worte bietet S. so auseinander-
 gelegt und erweitert: »und (die Verleumder) gra-
 ben und scharren (— ξύει) [zuerst] sauft (κατὰ
 μικρὸν) mit ihren Fingerspitzen (ὄνυξι), bald
 aber bedienen sie sich eherner und eiserner
 Hehebäume (μόχλοις) bis sie die ehemals glück-
 liche (εὐπραγοῦσαν) Liebe aus ihrem Fundament
 gekehrt haben. (ἀνατρέπει für ἐλέγχει?) — ۱۴, 14
 337, 20 ἐπωφελῶς, S. zu frei, als dass man
 hierfür etwas daraus schliessen könnte. — ۱۴,
 22 ἐθάρσει, S. »konnte sie nicht anfallen«, vgl.
 Etienne. — ۱۴, 4 εὐπρεπῆ καὶ εὐκολον θήραν,
 S. wie Jacobs εὐπρεπῆ: ۱۴۰۰۰۰ ۱۴۰۰۰۰ =
 εἰσιμον vgl. Hesychius: εὐπρεπῆ ἡτοιμασμένον.
 — 338, 12 Τέλος λόγον Θεμιστίου περὶ φιλίας.
 Was die Rede des Themistius περὶ ἀρετῆς
 anbetrifft, so war sie an eine Versammlung,
 (۱۴, 14), also wohl wie περὶ φιλίας an den
 Senat gerichtet. Der erste Theil derselben ver-
 läuft in einer Parabel von dem Wege zur Tu-
 gend, welches Bild in ähnlicher Weise breit ge-
 treten wird, wie in π. φιλ. die Jagd auf Freunde.
 Es werden als die drei Tugendwege, welche die
 Philosophie empfiehlt, die Tugendlehren des
 Epikur, des Aristoteles und der Sokratische in
 Bezug auf ihre Bequemlichkeit oder Schwierigkeit
 geschildert. Des Sokrates Richtung sei durch
 Antisthenes, Diogenes und Krates zu Ehren ge-
 bracht, während Chr(y)si(pp)us, Zeno u. Klean-
 thes, die Anfangs dieselbe verfolgt, später von ihr

abgebogen und eine mit Aristo. vermittelnde Stellung eingenommen hätten. Demnächst wird, welchen Rang diese philos. Schulen der Tugend in der Güterreihe anweisen, erörtert: beim Epikur bedeutet sie das Gleichgewicht der Güter, bei Aristoteles das erste Gut, bei Plato den *χορηγός τῶν ἀγαθῶν*, bei Zeno und Kleanthes aber ist nur sie allein ein Gut. An alle übrigen Dinge legen die letzteren, in Uebereinstimmung mit Aristo., nicht einen ethischen Maasstab, sondern nur den physischer Nützlichkeit. Erst die Asketen Krates und Diogenes machten schlichtweg von der Tugend, und zwar ausschliesslich von ihr, die Glückseligkeit abhängig. — Nunmehr führt Them. in der obigen Reihenfolge je einen Sachwalter für die drei Hauptlehren, als diese begründend und vertheidigend ein: bei der sokratisch-cynischen Lehre, die der Verf. selber empfiehlt, verweilt er am ausführlichsten bis zu Ende. — In den Beispielen und Anekdoten werden erwähnt: der Fresser Milo, Agonist in Olympia; die Citharöden Amöbeus und Nikodromus; Stilpo in Megara als Zeitgenosse des Antigonos, der jene Stadt zerstörte; Agesilaus von Sparta; der Karystier Glaukus; Krates; Diogenes; Sokrates und Aristokrates; Plato; Herakli(tu)s in Ephesus (ⲗⲟ, 6. 14); ein Philosoph Lysimachus, der als flüchtig in einer römischen (?) Gränzfestung am Pontus zwischen zwei barbarischen Heeren als *λυσίμαχος* auftritt (ⲟⲗⲟ, 7 vgl. ⲟⲗⲟ, 5) u. a. Noch ein kurzes Bruchstück vom Antisthenes ist erwähnenswerth, (ⲙⲉ, 9), in welchem Prometheus dem Herkules vorwirft, dass seine Arbeit nur auf Irdisches gerichtet sei; erst durch Erkenntniss der höhe-

ren Dinge erkenne er auch *τὰν θρώπων*, sonst sinke er zum Thier herab.

In dem An h a n g e der Inedita macht uns die erste Schrift, eine Theorie des Mondeinflusses »nach astronomischer Methode«, mit Sergius von Resaena als einem Lehrer der Astrologie bekannt. Ich glaube nicht, dass der »Bruder Theodor«, von dem diese Arbeit veranlasst und dem sie gewidmet ist, eine Person sei mit dem gleichnamigen nestorianischen Bischof von Marû (s. Ined. S. VIII). Denn die »Lösung von zehn (Streit)fragen des Sergius«, welche dieser veranlasst, scheint doch eine Widerlegungsschrift zu bedeuten; und es ist sehr der Beachtung werth, dass gerade zur Zeit des Sergius auf nestorianischer Seite unter dem Patriarchen Mârâbâ mehrere Streitschriften gegen die Chaldäer, d. i. Bardesanisten und Astrologen gerichtet wurden: von Thomas von Edessa, von Gabriel, dem Bruder jenes chorasaniischen Theodor und gar vom Bischof Daniel von Resaena (s. Assem. B. O. III, 1 s. v. Astrologi). Anlass zu diesen Streitschriften scheinen nun eben solche Bestrebungen gegeben zu haben, wie die des monophysitischen Parteigenossen und überdies bedenklich freisinnigen Sergius. Zwar stellt Sergius in der vorliegenden Abhandlung diese Lehren nicht als seine eigenen dar (vgl. seine Vorrede) aber setzt sie doch, ohne irgend eine Andeutung von Widerlegung oder Abmahnung, so sorgfältig und behaglich auseinander, dass er ganz den Eindruck hinterlässt, als glaube er an dergleichen Sympathien der Gestirne; wenn er dann freilich am Schluss 19 auf Ps. 24, 1 als auf seinen Standpunkt hinweist, so ist das, dünkt mich, nur dürftige Bemäntelung und Heuchelei.

* Ist das mandäische Wort 𐤌𐤒𐤓 (vgl. Norberg, *Lexic. cod. Nasar.* s. v. und Petermann bei Merx, *Bardešanes* S. 128) eine Metathesis oder etwa Verschreibung für qanjā?

den Waagebalken (כַּוָּכָבִים Jes. 46, 6 Buxtorf 2066 unten) d. i. das Gestirn der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche und des siebenten Monats; während dem ersten Monat Nisā der Widder und die Frühlingsnachtgleiche entspricht: ܡܚܠܝܬ, 13 vgl. Joseph. Antt. 3, 10. 5. Chwolsohn, Ssabier II 23. 175 ff. (vgl. I 176). und II 393 Anm. 82; 683. Wenn, wie auf S. ܡܚܠܝܬ die Anm. 1. 2. 4. 5 viermal bezeugt, *qanshelmâ* zu sprechen ist, so verhält sich dies, als ursprüngliches *qanj shelmâ* zu *qné shelmâ* (= ܩܢܝܬܬܐ ܫܠܡܐ vgl. ܫܠܡ) wie *ʿAbd tshô* zu *ʿEbéd jèshô*. Ueber den Ausfall von j vgl. Merx syr. Grm. S. 112 b und ܐܬܬܐܠܡܐܝܬܐ für ܐܬܬܐܠܡܐܝܬܐ Assem. B. O. III, 1. 495, 16 u. s. w. — Sergius bedient sich gelegentlich auch sonst gern der Ausdrücke von Alters her in Nord- und Südmesopotamien einheimischer und speciell auch Bardesanischer Astrologie z. B. ܐܠܝܢ (de Lag. Abb. 16, 24 Anm.) und ܡܠܟܐ Anal. 157, 27 vgl. Hahn, Bardes. gnostic. S. 71 Note. Daher werden derselben Tradition auch wohl die Götternamen der »Fünfe«, welche er in der vorliegenden Schrift so oft vorbringt, entsprossen *)

*) Die Form Bêlthî, Bêlathî und Balthî, im Schriftsyrischen nur ein Gast, ist, bei de Lagarde, Abb. 16, 19 sowohl chaldäisch d. h. z. B. charranisch (Chwolsohn II 504), wie elymäisch, d. i. südnabatäisch, mandäisch. Zu dem i im Auslaut vgl. Nöldeke, Mundart der Mandäer S. 51 med. Ausserdem heisst die Göttinn ܡܠܟܐ Ined ܡܠܟܐ, 23 bestätigt durch BB. in beiden Hss. Socins in de

Ⲭ — das griechische *συν* + *ὁδεύειν* (nämlich *τὴν*
σελήνην τῷ ἡλίῳ τε καὶ τοῖς λοιποῖς πλανήταις,
wie bei Manetho) zwar vertreten, aber keines-
wegs etymologisch decken. Denn genauer wurde
die *σύνοδος* von Sonne und Mond nach Chnân-
jeshô⁶ bar Serôshvai dem Bischof von Chirta mit
Ⲭⲟⲩⲥⲁⲓⲛⲟⲩⲥ und daraus ar. اجتماع wiedergegeben

Glosse bei de Lagarde, a. a. O. und in der älteren So-
cinschen BB-Hs. unter $\text{ܕܠܐ} = \text{ܕܠܐܐ}$. Prof. de
Lagarde verweist mich auf ܕܠܐܐ in ܕܠܐܐܐ in
II 4 nach Cassel, Ersch und Gruber II, 180 (in Ba-
tanāa?), vgl. Chwolsohn Seab. II 811 und 171. — Dem
Dialekte der syr. Schriftsprache entspricht ܕܠܐܐ

*) Dr. Socin in Basel verdanke ich die Benutzung der folgenden wichtigen Hss., die er im vorigen Jahre aus dem Orient mitgebracht hat: 1) Ein BB vollständig.

Hs. v. J. 1797 Chr. fol. — 2) Ein BB bis Ende
Hs. v. J. 611 Higrah. 4°. — 3) Die »Dialogen« betitelte
Encyclopädie syrischer Wissenschaften Jakobs, oder Se-
verus, Bischofs von Tagrit † 1230 (B. O. II 455. 477). Hs.

= ٢٥). Der Mond beginnt mit einem Planeten um die Wette zu springen, sobald er sich ihm in dem Gürtelstück desselben Thierbildes (30°) bis auf 29°, oder nach genauerer Annahme, 11° genähert hat (٢٥, 1); dann holt er ihn im selben Grade ein ٢٦, und überholt ihn sofort ٢٧ s. ٢٨, 14. 15 vgl. mit ٢٩, 2 unt. Dieser Strecke von 30 resp. 12 Graden entspricht der Zustand seines »Um die Wette springens« ٣٠. — Eine φθίσις (= ٣١ s. ٣٢, 5 vgl. ٣٣; Anal. 152, 26) oder μείωσις (٣٤ s. ٣٥, 19. ٣٦, 15 u. s. w.), und überhaupt ein »Verschwinden« liegt also nicht im Wortbegriff (wie aus Castellus 901 den Anschein hat), sondern folgt nur aus der Sache: ἀφώτιστος σελήνη ٣٧, 19. — Wie das Wort aber von Sâbbôkht aufgefasst wurde, der es mit ٣٨ verbindet ٣٩, 23 bleibt mir unerklärlich*).

Ueber seine Behandlung des handschriftlichen Textes bemerkt der Herausgeber S. X, dass er diesen, wo nur eine Hs. vorlag, so ge-

*) Ob mit diesen Sprüngen des hastigen Mondes der Ausdruck »saltus lunae« der Osterrechnung, den ich frühestens in der lat. Uebers. des Cyrillus bei Bucherius, de doctr. tempor. p. 483 §. 6 »efficitur Lunaris legitimus saltus« finde, auf dieselbe Wurzel einer »chaldäischen« mythologischen Anschauung zurückgeht, oder ob er, auch ursprünglich, nur ein Sprung in der Zählung der Neumonde gewesen sei, kann ich nicht entscheiden, vgl. Idelers Chronol., Index.

Uebrigens ist schon die Ueberlieferung dieser Texte, die ja mehr oder minder bis auf die Zeit der benutzten Hss. ein paar Jahrhunderte Geschichte hatte, häufig fehlerhaft, und zu verbessern giebt's nicht wenig. Es sei mir gestattet, hierin einige Versuche mitzutheilen.

~~سحر~~. — ١, 3 = 3, 131 ~~سحر~~ schr.

ܡܡܠܐ = παρακεκνημένον, verrückt. — ܐ, 11
 Für ܐܠܝܢܐ schr. ܐܠܝܢܐ; ܐ, 17 ܡܡܠܐ ܡܡܠܐ
 αἰδοῦς ὑπέβλεπεν schr. ܡܡܠܐ vgl. ܡ, 9 und
 bes. Luc. 24, 5 oder ܡܡܠܐ. — ܡ, 11 ܡܡܠܐ
 ܡܡܠܐ = καὶ διὰ τούτου ἐστοχοῦσιν. Fehlt:
 πρὸς τὸν ἐκείνου τρόπον οἱ κακοήθεις ἀρροξόμενοι.
 Obgleich das Syr. jetzt seinen Sinn hat, ist mir
 doch der spätere Ausfall jener Worte wahrschein-
 licher: es lautete ܡܡܠܐ. — ܡ, 14
 ܡܡܠܐ schr. ܡܡܠܐ = δῆλα 3, 146,
 denn ܡܡܠܐ ist δένευσεν ܡ, 18. — ܡ 12 ܡܡܠܐ,
 schr. ܡܡܠܐ (καὶ ταπεινόν). — ܡ, 5 ܡܡܠܐ
 richtig nämlich ܡܡܠܐ; nicht zu korrigiren
 ܡܡܠܐ. — ܡ, 3 hinter ܡܡܠܐ schalte
 ܡܡܠܐ ein, vgl. 2 ܡܡܠܐ. — ܡ, 4 für
 ܡܡܠܐ schr. ܡܡܠܐ vgl. 6 ܡܡܠܐ. — ܡ, 8
 ܡܡܠܐ ist falsch, ܡܡܠܐ (ܡ, 8) oder ܡܡܠܐ richtig;
 vgl. ܡ, 8; oder ܡܡܠܐ, besser. — ܡ, 1 schr.
 ܡܡܠܐ. — 13 ܡܡܠܐ wie Cod. l., nicht zu
 ändern, vgl. 7 ܡܡܠܐ. — ܡ, 8 ܡܡܠܐ
 schr. ܡܡܠܐ vgl. 20 ܡܡܠܐ. — ܡ, 16
 ܡܡܠܐ ist richtig: »die Früchte wer-

den vom Winter mit Frost geschlagen«; es entspricht
 بلع nicht بلع بشی. — ۷, 4 |مُحَا| für |مُحَا|. —
 17, |ح| schr. |مُحَا|. — 18 schr.
 |مُحَا|. 20 |مُحَا|. für |مُحَا|. —
 |مُحَا|. — 10, |ح| für |مُحَا|. —
 23, |ح| — |مُحَا|. für |مُحَا|. —
 14, |ح| schr. |مُحَا|. 'Amorβεύς. —
 |مُحَا|. schr. dafür |مُحَا| oder |مُحَا|. —
 |مُحَا|. schr. |مُحَا|. vgl.
 17 |مُحَا|. ist durch das vorhergehende
 |مُحَا|. entstanden. — 14, |مُحَا|. schr. |مُحَا|
 synonym |مُحَا|. 15. — 8 ff. Nur |مُحَا|
 scheint verderbt: schr. |مُحَا|. vgl. Festal let-
 ters of Athanasius ed. Cureton 26, 9. |مُحَا|
 »Wie wäre es nun nicht un-
 recht, den Lysimachos mit Stillschweigen zu
 übergehen, da ja auch seine Geschichte (wie die vor-
 hergehende des Krates) der Beschwichtigung (von
 Zwietracht) Vorschub leistet«. Vgl. |مُحَا|, 17
 ἐνίσχυσα τῶν νόσων. — 16, |مُحَا| schr.
 |مُحَا|. — 14, |مُحَا|. Cod.; schr. |مُحَا|
 (s. Schaaf Concord) vgl. 8 u. 1, 2, denn |مُحَا|

oder **ܐܠܝܢܐ** bedeutet »streiten machen«, vgl. Barhebräus zu Hiob 10, 17. — **ܐܠܝܢܐ**, 7 (**ἄμεινον**) **ζῶσαν** **ܐܠܝܢܐ**, allein; reicht nicht aus. — **ܐܠܝܢܐ**, 14 **ܐܠܝܢܐ** schr. **ܐܠܝܢܐ** **ܐܠܝܢܐ** (oder ohne **ܐܠܝܢܐ**, **ἔριον**) auf **ܐܠܝܢܐ** zu beziehen. — **ܐܠܝܢܐ**, 1 **ܐܠܝܢܐ** schr. **ܐܠܝܢܐ**. — **ܐܠܝܢܐ**, 3 = 266 a **ܐܠܝܢܐ** »berühmte Männer« (besitzen!) = **Νισαῖον ἱππὸν καὶ κύνα Κελιόν** (so albern war der Uebersetzer nicht) schr. **ܐܠܝܢܐ**, vgl. **ܐܠܝܢܐ**, 19; vgl. **Ὀλυμπον** = **ܐܠܝܢܐ** An. 181, 8. — **ܐܠܝܢܐ**, 24 = 327, 19 **ܐܠܝܢܐ** schr. **ܐܠܝܢܐ** = **ἐξεταστέον**, vgl. **ܐܠܝܢܐ** ff. **ܐܠܝܢܐ**, während 23 **ܐܠܝܢܐ** **ἀπαιτητέον** vertritt, wo ich **ܐܠܝܢܐ** nach Luc. 12, 48 erwartete. — **ܐܠܝܢܐ**, 16 **ܐܠܝܢܐ** schr. **ܐܠܝܢܐ**. — **ܐܠܝܢܐ**, 22 **ܐܠܝܢܐ** schr. **ܐܠܝܢܐ** **ὁ φίλος** 330, 25. — **ܐܠܝܢܐ**, 11 = 269a **ܐܠܝܢܐ**: **ܐܠܝܢܐ** **ἢ ὅτι σὺν Ὁρέστη**. Offenbar verderbter syr. Text: zu schr. vielleicht: **ܐܠܝܢܐ** **ܐܠܝܢܐ**. — **ܐܠܝܢܐ**, 4 **ܐܠܝܢܐ** schr. **ܐܠܝܢܐ**, vgl. 5 **ܐܠܝܢܐ** = **ἀρετὴν** 330, 31. — **ܐܠܝܢܐ**, 17 vor **ܐܠܝܢܐ** **ܐܠܝܢܐ** ist ausgefallen **καὶ πείσαι τοῦ θηρευομένου** (331, 14), welches der Syrer übersetzt hatte, wie die Suffixe von **ܐܠܝܢܐ** (= **τὴν χεῖρα**) u. **ܐܠܝܢܐ** zeigen. — **ܐܠܝܢܐ**, 2 = 331, 27 **ܐܠܝܢܐ** kann als tautologisch mit

Digitized by Google

Was schliesslich die Einrichtung dieses Buches anbetrifft, so habe ich die Bezeichnung der Zeilenzahl in zwei Abschnitten desselben S 1—10 und 11—20 schmerzlich vermisst; ebenso S. 11 ff. die Angabe der Pagg. des griechischen Textes am Rande. Für sehr wünschenswerth hätte ich auch einen Anzeiger der Eigennamen am Ende desselben gehalten, da wenigstens für die fremden unter diesen in einem syrischen Thesaurus kein Platz sein sollte.

Der Freund der orientalischen Literaturen ist schon Jedem dankbar, der ihm aus diesen irgend eine bisher unbekannte Urkunde zugänglich macht; um wie viel mehr fühlen wir uns ihm nicht verpflichtet, wenn er wie Prof. Sachau in so geschickter Auswahl uns das Bedeutendste mittheilt, was nach den Arbeiten seiner Vor-

gänger noch aus den Schätzen der nitrischen Wüste in London auszulesen war, und welches, wie wir hier zu zeigen bemüht waren, vermöge seines Inhalts nach so verschiedenen Seiten hin die regste Theilnahme in Anspruch nehmen darf. Möge dem verdienstreichen Herausgeber, wenn er zur Veröffentlichung der wichtigen Rhetorik des Antonius schreitet, dabei dieselbe bereitwillige Unterstützung zu Theil werden, wie sie an diesen seinen Inedita die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien wieder in glänzender Weise bethätigt hat.

Die Ausstattung des Bandes entspricht den bekannten Leistungen der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. Die syrischen Typen sind die in de Lagardes Reliquiae zuerst angewandten, und das Papier ist geleimt.

G. Hoffmann.

Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung. Zur Geschichte deutscher Literatur und deutschen Buchhandels. Von Karl Buchner. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1871. 8 (nicht paginirte) und 166 SS. in 8.

Zwei Männer lernen wir hier aus vergilbten Papieren der altberühmten Buchhandlung in ihren Beziehungen zu einander kennen, den sonst schon wohl bekannten Dichter des Oberon und den weniger bekannten Buchhändler Philipp Erasmus Reich. Das Licht aber, das auf Wieland fällt, ist kein günstiges, während Reich unsere Achtung und Neigung gewinnt. Reich trat 1762 als Theilhaber in die Handlung, die

sich deshalb bis zu seinem Tode 1787 »Weidmanns Erben und Reich« nannte, und wurde bald als Führer, Ordner und Vorkämpfer des norddeutschen Buchhandels anerkannt. Nicht allein geschäftliche Beziehungen hatte er zu fast allen bedeutenden Gelehrten und Dichtern seiner Zeit, sondern mit vielen, vor allen mit Gellert, war er eng befreundet, auch in dem geistig bewegten Kreise, in dem Goethe verkehrte, begegnen wir ihm. Noch von Biberach aus überlässt Wieland 1768 Musarion und Idris an Reich, bald fehlt es nicht an überschwenglichen Aeusserungen von Freundschaft und Verehrung für den zuverlässigen und freigebigen Verleger, und ein Buch von Wieland nach dem andern, bald grösseren, bald geringeren Umfangs, erscheint in derselben Handlung. Aber 1773 begann Wieland den deutschen Merkur in eigem Verlag herauszugeben und alles, was er schrieb, wurde dieser Zeitschrift, welche seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, zugewendet. Erst wieder im J. 1781 bietet Wieland Reich die Abderiten an und von da bis zu Reichs Tode ist der Verkehr ein ununterbrochener und lebendiger. Ein paarmal zwar drohten Störungen des guten Einverständnisses, aber sie gleichen sich aus und Wieland schreibt an seinen »lieben Grossschatzmeister«, dass er ihn »wie seinen Bruder liebe«, und »Ihre Ruhe, Ihre Zufriedenheit, Ihr Leben sind mir wie meine eignen« (S. 107). Die erwähnten Störungen sind es, die das unliebsame Licht auf Wielands Denk- und Handlungsweise werfen. Dass er bei geringem Amtseinkommen die bewundernswerthe Leichtigkeit, mit der er von Entwurf zu Entwurf eilt und sie in Prosa und Versen ausführt, für die Vermehrung seiner Einnahmen ausnutzt,

dass er für seine Handschriften nach damaligen Verhältnissen hohe Preise macht, dass er gut zu rechnen versteht, wird man nur in der Ordnung finden, wenn auch bisweilen die Ausdrücke, mit denen er den Werth und die Bedeutung seiner Schriften, die Beliebtheit und weite Verbreitung derselben hervorhebt, stark sind. Aber merkwürdig ist es, wie wenig er die Rechte seiner Verleger achtet und sich für berechtigt hält Schriften, die er »auf immer« in Verlag gegeben hatte, anderweit, als hätte er freie Verfügung darüber, herauszugeben. So war es mit dem Agathon gegangen, den er 1763 an Orell, Gessner und Co. in Zürich überlassen hatte und doch dann 1772 im Selbstverlag herausgeben wollte. Die Ankündigung einer Gesamtausgabe seiner Schriften, die Wieland 1775 verbreitete, liess Reich wol nicht ohne Grund etwas Aehnliches für die bei ihm erschienenen Sachen fürchten. Musarion, die Reich seit 1768 in mehreren Auflagen herausgegeben hatte, erschien 1784 im ersten Band der »auserlesenen Gedichte« bei Mauke in Jena. Und bald nach Reichs Tode überliess Wieland die Veranstaltung der Gesamtausgabe Göschen, was denn nach langen Verhandlungen und langem Process das gänzliche Zerwürfniß der weidmannschen Handlung und Wielands zur Folge hatte. Man fragt sich, wie Wieland, der bei allen diesen Verlagsverhandlungen so viel Klugheit und Sachkenntniß zeigt, so zu verfahren für erlaubt halten konnte. In der That liegt die einzige Entschuldigung in dem entsetzlichen Unwesen des Nachdrucks, der damals vielfach selbst staatlichen Schutz fand und so nach und nach die Ansicht zu rechtfertigen schien, dass dem Verleger gegenüber alles er-

laubt sei. Es war nicht das geringste Verdienst Reichs um den Buchhandel, dass er die Nachdrucker mit unermüdlicher Energie bald durch Prozesse, bald durch Hingeben einer grossen Anzahl von Exemplaren der ihm nachgedruckten Bücher um viel niedrigeren Preis, als der Nachdruck kostete, erfolgreich bekämpfte. In dem ganzen Verkehr mit Wieland zeigt sich Reich immer offen, bestimmt, voll feiner Aufmerksamkeit, fast ohne Ausnahme zu jedem Honorar, das Wieland verlangt, sofort bereit. Alles dies hat Herr Buchner, der selbst seit mehreren Jahren in der Handlung beschäftigt ist, mit grossem Fleiss und feinem Verständniss theils aus den alten Papieren des weidmannschen Archivs, theils aus andern Quellen festgestellt und in klarer, einfacher Weise geschildert.

Der zweite Abschnitt S. 116 ff. »Wieland und Reichs Nachfolger« ist von besonderer Bedeutung für die Feststellung des Eigenthumsrechtes an schriftstellerischen Werken. Reich starb am 3. December 1787 und die schon erwähnten Verhandlungen Wielands mit Götschen führten zu eingehenden Erörterungen über das unveräusserliche Eigenthumsrecht des Verfassers und das Recht des Verlegers auf die einmal erworbene Handschrift. Sowol Wieland als Gräff, der Geschäftsführer der weidmannschen Handlung, entwickeln ausführlich ihre Grundsätze über das Verhältniss zwischen Schriftsteller und Verleger (S. 135 ff. und 146 ff.) Und wenn der Process, der zwischen den beiden Parteien ausbrach, damals für die weidmannsche Buchhandlung einen ungünstigen Ausgang hatte, so wird jetzt niemand bestreiten, dass Gräff mit seinem Unterschied zwischen unbedingter und bedingter Veräusserung eines Manuskripts vollkommen Recht hatte.

Wenn dagegen Wieland S. 137 §. 9 und S. 143 f. §. 18—20 sagt, dass der Verfasser, sobald er durch den vom Verleger erreichten Absatz seines Werkes die Ueberzeugung gewonnen habe, dass der mit demselben abgeschlossene Vertrag ein *contractus leoninus* zu seinem, des Verfassers, Schaden sei, wieder volle Freiheit der Verfügung erlange, so ist er von starker Sophistik nicht frei zu sprechen. Wieland hatte, wenn er früher bei Abschluss von Verlagscontracten mit Reich auf dessen Andringen ihm »das Eigenthumsrecht auf immer« zugestand, sehr wohl gewusst, was dies bedeute, und eben deshalb nur äusserst ungern (vgl. S. 75) in dies Verlangen Reichs gewilligt: »sich (schreibt er 1783 an Reich S. 76) damit das Eigenthumsrecht an dieses mein Werk auf immer (weil das furchtbare Wort doch nun einmal aus meiner unbedachtsamen Feder entschlüpft ist) erworben haben werden«.

Wie sich die Ansichten in dieser Beziehung geläutert und feste Gestalt gewonnen haben, so zeigen uns auch die sorgfältigen Zusammenstellungen von Honoraren, die von der weidmannschen Handlung für die verschiedensten Arten von Werken gezahlt wurden, dass sich dieselben seit 100 Jahren wesentlich verbessert haben, zum grossen Theil wol deshalb, weil jetzt verhältnissmässig viel mehr Bücher gekauft werden als früher. Wenn sie gegen englische noch immer, wie schon Wieland klagt (S. 41), erheblich zurückstehn, so ist der Grund hauptsächlich darin zu suchen, dass in Deutschland gerade die Reichen eine schöne Bibliothek, namentlich wissenschaftlich bedeutender Bücher zu besitzen nicht als Ehrensache betrachten, also auch nur wenig solche Werke kaufen.

H. S.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 32.

9. August 1871.

1. Das Sächsisch-Schönburgische Staatsrecht der Gegenwart — kurz dargestellt von Hermann Bischof, Dr. der Phil. und der Rechte, Professor in Graz. Dresden 1870. 42 S.

2. Denkschrift betreffend das Fürstliche und Gräfliche Gesammthaus Schönburg und dessen Anrecht auf Einräumung von Sitz und Stimme im hohen Bundesrath des Norddeutschen Bundes. (Von demselben Verf.) Graz 1871. 70 S.

3. Die Rechtsstellung des Gesammthauses Schönburg im neuen Reiche Deutscher Nation. (Von demselben Verf.) Giessen 1871. 76 S.

Diese, eine dem Gebiete des Königreichs Sachsen angehörige staatsrechtliche Anomalie betreffenden drei Schriften desselben Verfassers, welcher sich mit Vorliebe diesem Gegenstande gewidmet zu haben scheint, verfolgen insofern denselben Zweck, als sie die besonderen Rechtsansprüche und Prätensionen des Fürstlichen und

Gräflichen Gesammthauses Schönburg zu vertreten bestimmt sind; unterscheiden sich aber wieder dadurch von einander, dass die erste das durch frühere Verträge regulirte Rechtsverhältniss des Schönburgischen Hauses und seiner sog. Recessherrschaften zur Krone Sachsen gegen die wiederholten, besonders in der Sächsischen Kammer der Abgeordneten gemachten, Versuche in Schutz nimmt, dasselbe als ein, der gesetzgebenden Gewalt des Königreichs Sachsen in gleicher Weise wie andere bestehende Rechtszustände unterworfenen Verhältniss zu behandeln, — in den beiden anderen aber der Verf. die besondere Prätension des Schönburgischen Hauses auf Vertretung in der Deutschen Gesamtverfassung, oder, wie es die zweite Schrift zunächst noch bezeichnen musste, auf »Einräumung von Sitz und Stimme im hohen Bundesrathe des Norddeutschen Bundes« rechtlich zu begründen unternimmt. Dabei ist Nr. 3 nur eine Fortsetzung und Ergänzung von Nr. 2, indem der Verf. darin die »Einreden« zu widerlegen sucht, welche der Ausführung von Nr. 2 theils in Betreff der Curiatstimme, theils hinsichtlich der Garantiefrage entgegengestellt worden sind, ohne dass wir erfahren, wo und von Wem? diese »Einreden« geltend gemacht wurden.

Der Verf., welcher sich bereits durch eine Reihe von Schriften auf staatsrechtlichem Gebiete einen Namen gemacht hat, — Schüler von weil. Prof. Michaelis in Tübingen, dessen Nachfolger er auch in der Bearbeitung und Vertretung der staatsrechtlichen Verhältnisse des Hauses Schönburg*) geworden ist, — ver-

*) S. die sehr ausführliche, in den Beilagen auch

sichert in allen drei oben angezeigten Schriften, am Schlusse des Vorworts, dass er nicht im Dienste einer politischen Parteistellung, sondern im Interesse der vorurtheilslosen Entscheidung einer staats- und völkerrechtlichen Frage diese Schriften ausgearbeitet habe. Das versteht sich, u. E., bei einem öffentlichen Lehrer des Staatsrechts ganz von selbst; nur wird dadurch nicht ausgeschlossen, dass man sich bona fide in eine einseitige Auffassung vertieft und über gewissen Aeusserlichkeiten, die der Polemik eine Handhabe bieten, den eigentlichen Kern der Sache übersieht.

Mit den Grundsätzen, welche der Verf. in gründlicher und gelungener Weise in der ersten Schrift bezüglich der Verhältnisse des Schönburgischen Hauses und seiner Besitzungen zum Königreich Sachsen vertritt, sind wir im Ganzen einverstanden. Der Unterzeichnete hat dieselben Prinzipien in mehreren die Verhältnisse der Deutschen Standesherrn überhaupt und Einzelner derselben betreffenden Ausführungen vertreten, insbesondere auch in dem Rechtsgutachten über das Verhältniss von Stolberg-Wernigerode zu Preussen, welches in Betreff seiner Entstehung zur Zeit des Deutschen Reichs und seiner spätern vertragsmässigen Ge-

alle Actenstücke, Verträge und Gesetze enthaltende Schrift: Die staatsrechtlichen Verhältnisse der Fürsten und Grafen, Herren von Schönburg, historisch und dogmatisch dargestellt von Dr. Adolf Michaelis; im Archiv f. d. öffentl. R. des Deutschen Bundes von v. Linde Bd. IV. Heft I. Giessen 1861, — bes. zur Widerlegung der, das wahre Verhältniss allerdings ganz entstellenden und verkehrenden, Schrift von Isidor Kaim, Revision der Sächsischen Rezesse von 1740 und 1835 mit dem Hause Schönburg. Leipzig. 1860.

staltung nach Auflösung des Reichs mit jenem die allergrösste Aehnlichkeit hat. Cf. Gött. gel. Anzeigen 25, Stück v. 24. Juni 1863. Die durchaus vertragsmässige Begründung beider Verhältnisse, wobei sehr zweifelhafte, oberhoheitliche Ansprüche des mächtigeren Nachbarn von dem, trotzdem seine Reichsstandschaft und insofern wenigstens auch Reichsunmittelbarkeit behauptenden, schwächeren Reichsangehörigen anerkannt werden mussten, entzieht diese, nicht auf Privilegium, sondern auf internationalrechtlichem Vorbehalt beruhenden, Sonderrechte auch jetzt noch derjenigen Dispositionsfreiheit der gesetzgebenden Gewalt der betreffenden Staaten, welche ihr sonst unbestreitbar zugestanden werden müssen, und zwar auch bezüglich solcher Bestandtheile des Sonderrechts, welche ihrem Wesen nach juris publici sind. Nur auf dem Wege der Vereinbarung, wie auch im Ganzen von den Regierungen in Sachsen und Preussen anerkannt worden ist, kann der bestehende Rechtszustand in den Recessherrschaften geändert werden, wobei man sich übrigens der vertrauensvollen Erwartung hingeben darf, dass die Besitzer, wie sie es bereits bewiesen haben, sich in Beziehung auf nothwendige Reformen der Justizeinrichtungen und sonstigen Staatsverwaltung, auch mit Rücksicht auf die Forderungen, welche die Unterthanen an sie zu stellen berechtigt sind, den wünschenswerthen Verbesserungen nicht entziehen werden, womit sie zugleich die beste Garantie für die Zukunft gewinnen.

Dagegen können wir uns mit den Ausführungen des Verf. in den Schriften Nr. 2 und 3, welche den Nachweis eines rechtlichen Anspruchs des Hauses Schönburg auf Einräumung von Sitz

und Stimme im Bundesrathe des Norddeutschen Bundes oder jetzt des Deutschen Reichs bezwecken, nicht einverstanden erklären und wenn diess auch der Fall wäre, den darauf gerichteten Bestrebungen keinen Erfolg versprechen.

Alles dreht sich hier um die Interpretation der, die Hauptgarantieacte bildenden, von den Grossmächten am 29. Mai 1815 acceptirten, Declaration des Königs von Sachsen vom 18. Mai 1815, welche einleitungsweise den, das Haus Schönburg betreffenden 33. Artikel der dem König von Sachsen Seitens der 5 Grossmächte zu Presburg mitgetheilten Punctationen wörtlich wiederholt und die 5. Beilage der Wiener Congressacte (cf. das. Art. 118) bildet — (abgedr. auch in G. v. Meyer's Staatsacten, Th. I. S. 206; bei Michaelis S. 239, und vom Verf. in der Schrift Nr. 2 S. 21 f.) — wobei wir als selbstverständlich betrachten, dass, wenn aus der Fassung des in der Declaration repetirten Artikels und der Declaration selbst sich Abweichendes ableiten liesse, was wir aber nicht glauben, die von den fünf Grossmächten »formellement« am 29. Mai acceptirte K. Sächsische Declaration den Ausschlag geben müsste, und zwar auch dann, wenn sie mehr gewährte, als sich aus dem Wortlaut des Artikels entnehmen liesse. In beiden handelt es sich (in der Declaration unter Nr. 1) um Vorbehalt resp. (Seitens des Königs von Sachsen) um Anerkennung der Rechte (droits) — oder, wie die Declaration in erweiterter Fassung sagt, der »avantages et droits«, welche von dem in der Bildung begriffenen deutschen Bunde (Ligue Germanique) dem Hause Schönburg eingeräumt werden möchten, ohne damit dem Bunde

selbst eine bestimmte Verpflichtung zur Einräumung gewisser Rechte aufzulegen, was ja die Grossmächte auch gar nicht zu thun berechtigt waren. Es bezieht sich ferner die Declaration und konnte sich vernünftiger Weise nur beziehen auf den deutschen Bund, wie er auf Grund der am 22. Mai 1815 eröffneten allgemeinen Conferenzen zwischen den souveränen deutschen Fürsten und freien Städten zum Abschluss kam, immer aber »sauf les droits que la Cour de Saxe exerce sur les biens de la dite Maison«.

Der Verf. hat mit viel Scharfsinn und Geschick die Gründe entwickelt, die sich für das von ihm vertretene »Anrecht« des Schönburgischen Hauses möglicher Weise geltend machen lassen. Schwerlich dürfte es ihm aber gelingen, ausser den Betheiligten, Viele davon zu überzeugen, dass es in der Absicht der Grossmächte gelegen habe, mit dem Ausdruck »les droits qui *résulteront* de ses *rapports futurs* avec la Ligue Germanique« den Fürsten und Grafen von Schönburg ein ganz besonderes, positives und bestimmtes Anrecht auf Sitz und Stimme in dem neuen deutschen Fürstenthum, der erst zu bilden war, vorzubehalten und damit der Entscheidung des zu gründenden deutschen Bundes zu präjudiciren. Dem steht schon die Declaration des Königs von Sachsen entgegen, als er sich, im Anschluss an die Intentionen der Grossmächte, nur bereit erklärte, »à reconnaître les avantages et les droits qui *seront assurés* dans la Ligue Germanique aux Princes et Comtes de Schönbourg«. Als von vorn herein unmöglich, darf man es betrachten, dass es irgend Jemandem in den Sinn gekommen wäre, das Haus Schönburg den souveränen deutschen Fürsten gleichzustellen und es dürfte

in dieser Hinsicht wohl zu beachten sein, dass gerade Sachsen es war, welches den bayerischen Vorschlag, in der Fassung des Art. 1 der Bundesacte die zum Bunde gehörigen Fürsten als »souveräne« zu bezeichnen*), in der 6ten Conferenz vom 1. Juni 1815 auf das bestimmteste befürwortete**), »da hierdurch die Kategorie, derenthalben eben diese und nicht die übrigen deutschen Fürsten Mitglieder des Bundes würden, näher bezeichnet werde«; was auch später, obwohl Manche den Zusatz für überflüssig erachteten, adoptirt wurde***). Eben so halten wir es von vorn herein für ganz unwahrscheinlich, dass man sich bei den »droits qui résulteront« etc. in Betreff des Ersatzes für die verloren gegangene Reichsstandschaft mehr oder Anderes gedacht, als sich bei der Regulirung des Rechtszustandes der 1806 und seitdem mittelbar gewordenen ehemaligen Reichsstände in dieser Hinsicht herausstellen werde, indem das Haus Schönburg zwar in Betreff des Besitzes der Reichsstandschaft bis zur Auflösung des Reichs den letzteren gleich gestanden hatte, aber nicht wie diese (von denen einige sogar zu den Souveränen des Rheinbundes gehörten) in Ausübung einer, nur durch die Reichsverfassung beschränkten, vollen Landeshoheit geblieben war. Die, allerdings etwas unbestimmte, Ausdrucksweise des Artikels und der Declaration erklärt sich ja eben auch zur Genüge aus der Lage der Dinge auf dem Wiener Congresse am 18. Mai, wo noch

*) Klüber's Acten des Wiener Congr. Bd. II. S. 344. S. 380.

**) Klüber a. a. O. S. 454. 459.

***) Achtes Conf. Prot. v. 3. Juni 1815. Klüber a. a. O. S. 498 f.

nicht einmal die »Allgemeinen Conferenzen« begonnen hatten und es noch ganz ungewiss war, welche Rechte den, nicht zu den Souveränen gehörigen, vormaligen Reichsständen würden beilegt werden; und bekannt genug ist, wie gerade über diesen Punkt hin und her berathen und amendirt wurde, wie hierbei zum Theil recht abentheuerliche Vorschläge zum Vorschein kamen und wie man schliesslich, nachdem man in Betreff des innerhalb der Bundesstaaten für die s. g. Mediatisirten zu begründenden Rechtszustandes so glücklich gewesen war, in der Königl. Bayerischen Declaration vom März 1807 eine, wie man meinte, auch die Mediatisirten befriedigende Basis zu gewinnen, die in den vorausgegangenen Entwürfen der Bundesacte damit zusammengestellte Repräsentation der Mediatisirten im Bunde davon abtrennte und nicht in den Art. XIV der deutschen Bundesacte aufnahm, über diese Frage selbst aber zu gar keiner Entscheidung gelangte, sondern dieselbe am Schlusse des, die Organisation der Bundesversammlung und die Abstimmung im Plenum betreffenden, Art. VI der »Erwägung« der Bundesversammlung selbst überliess*). Ebenso ist bekannt, dass die deutsche Bundesversammlung trotzdem zu keiner Beschlussfassung über diese ihr zugewiesene Frage gelangt ist, worüber man sich um so weniger wundern kann, als sie, dem Präsidial-Antrag vom Novbr. 1817 gemäss (Prot. §. 388 S. 760), die Berathung über den Rechtszustand von der über die Curiatstimmen getrennt hatte, auch sich später,

*) »Ob den mediatisirten vormaligen Reichsständen auch einige Curiatstimmen in Pleno zugestanden werden sollen, wird die Bundesversammlung bei der Berathung der organischen Bundesgesetze in Erwägung nehmen«.

trotz der Erklärung der Aachener Congress-Bevollmächtigten vom 7. Novbr. 1818, wenig oder gar keine Geneigtheit bei den souveränen Bundesgliedern zeigte, (cf. die Ministerial-Conferenzen von 1820 und 1834) die sehr unbestimmte Zusicherung in Betreff der Curiatstimmen*) zur Ausführung zu bringen. Noch im Jahre 1863 machte freilich Oesterreich in seiner Reformacte wieder einen darauf gerichteten Vorschlag, der aber bei seinen Verbündeten auch wenig Anklang fand, obwohl er sich nach den Prinzipien dieser Reformacte hier vielleicht eher hätte verwirklichen lassen, als es nach den Grundlagen der Bundesacte als möglich oder zuträglich erscheinen wollte.

Mag es aber auch mit der doctrinellen Interpretation des Artikels und der Königl. Sächsischen Declaration stehen wie es wolle, und für die besondere Berücksichtigung Schönburgs in Betreff der Verleihung einer Curiatstimme oder eines, über die Ansprüche der Mediatisirten hinausgehenden, besonderen Anrechtes desselben diess oder jenes anführen lassen, wie z. B. die in der Denkschrift S. 28 hervorgehobene Ansicht der K. Preuss. Gesandtschaft im Jahre 1816 und die Zusicherung des K. Sächsischen Hofes, der Bewilligung einer Curiatstimme für das Gesammthaus nicht entgegen sein zu wollen, — es kann diess Alles, unseres Erachtens, um deswillen wenig releviren, weil bezüglich der fraglichen »rapports futurs avec la Ligue Germanique«, oder der »avantages et droits qui seront assurés« etc., eine, jeden

*) Eine eingehende Darstellung der Geschichte der Curiatstimmen enthält ein gedrucktes »Promemoria« des Unterzeichneten vom October 1865 »über die Repräsentation der deutschen Standesherren im Bundesorganismus«.

Zweifel beseitigende, authentische Erklärung des deutschen Bundes in dem Bundesbeschluss vom 7. Aug. 1828. XXII. Sitz. §. 114 existirt. Und in dieser Beziehung können wir dem Verf. der oben angezeigten Schriften die »Einrede« nicht ersparen, dass seine Darstellung der staatsrechtlichen Stellung des Hauses Schönburg »zur Zeit des deutschen Bundes« (Denkschrift S. 36 f.) eine sehr wesentliche Lücke enthält, indem er über die darauf bezüglichen Vorgänge hier *sicco pede* hinweggeht und erst später (S. 30 f.) ganz nebenbei des Bundesbeschlusses von 7. August 1828 gedenkt, um daran die, die Entstehung desselben gar nicht berücksichtigende, Beweisführung zu knüpfen, derselbe stehe einem Zurückgreifen des Hauses Schönburg auf den grossmächtlichen Artikel von 1815 nicht entgegen (Vergl. auch die Schrift No. 3. S. 4 f.).

Indem wir, zur Ergänzung jener Lücke, auf die schon wiederholt von Anderen gegebene Darstellung der einschlagenden Verhandlungen und die Zusammenstellung des, auf den Bundesbeschluss von 1828 bezüglichen, ziemlich umfassenden Materials verweisen*), müssen wir uns jetzt auf die Bemerkung beschränken, dass nach allen hier in Betracht kommenden Anträgen, Erklärungen und Abstimmungen, insbesondere nach dem, dem Schönburgischen Hause sehr günstigen, einleitenden Präsidial-Vortrag

*) Vergl. die Nachweisungen in des Unterzeichneten Deutschem Staats- und Bundesrecht. 3. Aufl. Th. I. §. 95 S. 504 und insbesondere: Heffter, Beitr. zum deutsch. Staater. (1829) S. 316 f. L. Pernice, Quaestiones de jure publ. germ. Part. I. (1881) p. XX. Michaelis Die staater. Verhältn. der Fürsten etc. von Schönburg (1861) S. 245 f. und die Actenstücke in G. v. Meyer's Staatsacten Th. II. No. LXXVIII. S. 322 f.

in der XXII. Sitz. vom 7. August 1828, sowie den Preussischen und Sächsischen Votis, — wobei überall die, schon in der Declaration von 1815 getrennten, Verhältnisse 1) des Hauses Schönburg zu Sachsen und 2) das Verhältniss desselben zum Deutschen Bunde scharf von einander geschieden werden, — darüber nicht der mindeste Zweifel bestehen kann, dass man damit eine allgemeine, auch die Verleihung von Curiatstimmen umfassende, Regelung der Verhältnisse des Hauses Schönburg zum Deutschen Bunde und damit eine Erledigung des in der grossmächtlichen Erklärung von 1815 gemachten Vorbehaltes, sowie der No. 1 der K. Sächsischen Declaration vom 18. Mai, beabsichtigte und wirklich ausgesprochen hat. Wenn also der in einhelliger Weise gefasste Bundesbeschluss, ohne eines besonderen Anspruchs auf ein Surrogat für die frühere Reichsstandschaft zu gedenken, dahin gefasst wurde:

»den Fürsten, Grafen und Herren von Schönburg auf ihre unterm 4. März 1818 eingebrachte und unterm 24. Januar 1819 erneuerte Vorstellung, wegen Bestimmung der Verhältnisse dieses Hauses zum Deutschen Bunde*), zu bedeuten, dass die souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands sich dahin vereinigt haben, dem Hause Schönburg, in Rücksicht

*) NB. nur dafür erachtete sich die Bundesversammlung, wie auch schon im Ausschuss-Bericht von 1825 ausgeführt war, für competent, was völlig correct war; anderer Seits steht es fest, dass die Schönburgischen Vorstellungen auch auf Verleihung von Curiatstimmen gerichtet waren, wobei schon die Ansicht vertreten wurde, dass dem Schönburgischen Hause ein, von dem der Mediatisirten unabhängiger, Anspruch darauf gebühre.

- »auf seine vormalige Stellung zu
- »Deutschen Reiche — unbeschadet all
- »aus dem Recess des Jahres 1740 hervorgehe
- »den Rechtsverhältnisse — diejenigen pe
- »sönlichen und Familien-Rechte un
- »Vorthelle einzuräumen, welche dur
- »die Bundes- und Schluss-Acte oder dur
- »spätere Bundesbeschlüsse den in dem Jah
- »1806 mediatisirten ehemaligen reich
- »ständischen Familien im Bunde zu
- »sichert werden«,

so konnte darüber kein Zweifel bestehen und ist auch bis zur Auflösung des deutschen Bundes selbst vom Schönburgischen Hause nicht erhoben worden, dass damit auch die Verleihung von Curiatstimmen im Pleno der Bundesversammlung von der Ausführung des Schlusssatzes des Art. VI der Deutschen Bundesakte abhängig gemacht war.

Eine Garantie des recessmässigen Verhältnisses der etc. Herren von Schönburg zur Krone Sachsen hatte die Deutsche Bundesversammlung durch den Bundesbeschluss vom 7. Aug. 1828 nicht übernommen. Dies geschah erst später, nachdem der Hauptrecess von 1740 durch eine neue Vereinbarung, — den Erläuterungs-Recess v. 7. Novbr. 1835 (abgedr. bei Michaelis a. a. O. S. 367) — die durch veränderten Verhältnisse, insbesondere die neue Verfassung des Königsreichs Sachsen, den Eintritt desselben zum Zollverein u. s. w. geboten oder für zweckmässig erachteten Modificationen (in IX, an die Paragraphen des Hauptrecesses sich anschliessenden Abschnitt) erfahren hatte. Es sollte sich aber die Garantie-Uebernahme Seitens des Deutschen Bundes nach Abschn. IX. §. 4 auf den

beschränken, wenn der im Abschn. IX. §. 2. 3 für Streitigkeiten über Auslegung und Anwendung der Verträge stipulirte Rechtsweg behindert oder verweigert werden sollte. In Verbindung hiermit entsagten die pp. Herren von Schönburg (Absch. IX. §. 5) »gänzlich und ausdrücklich« aller aus der Declaration von 1815 »herzuleitenden Berufung« an die 5 Garantiemächte »von dem Zeitpunkte an, wo der Deutsche Bund zu Uebernahme des im vorhergehenden Paragraphen erwähnten Schutzes sich werde bereit erklärt haben«. Diese Uebernahme erfolgte durch Bundesbeschluss vom 3. Juni 1836, welcher sich deshalb auch ausdrücklich auf den Schutz der nach den Recessen zu gewährenden Rechtshülfe beschränkt.

Was nun die rechtlichen Folgen der im Jahre 1866 erfolgten Auflösung des Deutschen Bundes betrifft*), so haben damit u. E. alle nur auf diesen bezüglichen, eventuellen und bedingten Zusicherungen des Garantie-Artikels der Grossmächte und der K. Sächsischen Declaration von 1815, sowohl materiell als formell, jede rechtliche Bedeutung verloren, da der Gegenstand, auf den sie sich beziehen, nicht mehr in rerum natura existirt und von einem Uebergang der Verpflichtungen des Deutschen Bundes auf irgend welchen Rechtsnachfolger, selbst wenn das Haus Schönburg wirklich, wie es doch gar nicht der Fall ist, besondere, bestimmte und rechtlich verfolgbare Anrechte auf Repräsentation im Organismus des Deutschen Bundes gehabt

*) Vergl. darüber überhaupt die Vorrede des Unterzeichneten zum 2ten Theil der 8ten Aufl. des Deutschen Staats- und Bundesrechts vom Novbr. 1866.

hätte, kann selbstverständlich keine Rede sein, weil kein solcher Rechtsnachfolger existirt und der König von Sachsen, welcher sich überdies nur verpflichtet hatte, dasjenige anzuerkennen, was der Deutsche Bund bewilligen würde, einen solchen zu creiren ganz ausser Stande ist. Die Königl. Sächsische Regierung hat die gegen das Haus Schönburg übernommenen Verpflichtungen stets in der loyalsten und gewissenhaftesten Weise erfüllt, allein weder sie noch die Garanten der Declaration von 1815 sind irgendwie berechtigt, dem Norddeutschen Bunde, oder nunmehr dem neuen Deutschen Reiche, anzusinnen, Verpflichtungen des vormaligen Deutschen Bundes, dessen Auflösung sie sämmtlich anerkannt haben, einzutreten. Dass das Haus Schönburg ein natürliches Anrecht — wie die übrigen ehemals reichsständischen Geschlechter — darauf haben würde, bei der etwaigen Bildung eines Oberhauses für das Deutsche Reich berücksichtigt zu werden, wollen wir keineswegs in Abrede stellen. Dazu dürfte aber, wie die Dinge liegen, so viel Stimmen sich auch dafür erhoben haben, schwerlich mehr kommen, nachdem der rechte Moment dazu, wir meinen die Zeit der Versailler Verträge, versäumt worden ist, wobei wir die politische Frage über die Einfügbarekeit einer solchen Institution in den jetzigen Deutschen Bundesstaat mit stark ausgeprägtem föderativen Charakter ganz dahin gestellt lassen, jedenfalls aber nicht zu denen gehören, welche den souveränen Bundesgliedern — gross oder klein — zumuthen möchten, sich der Theilnahme an der Reichssouveränität gewissermassen zu entäussern und die Functionen von viriliter berechtigten Repräsentanten zu übernehmen.

sentanten bei der Reichsregierung zu übernehmen.

Was endlich das Rechtsverhältnisse des Hauses Schönburg und seiner Besitzungen zur Krone Sachsen betrifft, so sind wir ganz entschieden der Ansicht, dass daran oder an dem recessmässigen Zustande durch die Auflösung des Deutschen Bundes und die Gründung des Norddeutschen Bundes, resp. dessen Uebergang ins neue Deutsche Reich, an sich gar nichts geändert worden ist, also auch nichts in Betreff der recessmässigen Betretung des Rechtsweges bei vorkommenden Streitigkeiten. Nur versteht sich ganz von selbst, dass die darauf bezügliche besondere formelle Garantieleistung des Deutschen Bundes ebenfalls erloschen ist und dass die »Norddeutsche Bundes- oder jetzige Deutsche Reichsverfassung in jeder Beziehung, — namentlich der Art. 2 in Betreff der Geltung der Bundes- oder Reichsgesetze — auch für die Schönburgischen Gebiete unbedingt maassgebend ist. Auch halten wir einen Ersatz für die im Bundesbeschluss vom 3. Juni 1836 enthaltene besondere bundesrechtliche Garantie für ganz überflüssig. Denn, wenn wir auch mit dem Verf. der oben angezeigten Schriften darin übereinstimmen möchten, dass der im Abschn. IX. §. 5 ausgesprochene Verzicht des Hauses Schönburg auf jede, aus der Declaration von 1815 herzuleitende, Berufung an die fünf Grossmächte seine bindende Kraft verloren hat und mit der Auflösung des Deutschen Bundes sein früheres Recht, soweit es überhaupt begründet war, wieder reviviscirte, so glauben wir doch, abgesehen von der wahrscheinlich völligen Fruchtlosigkeit eines, auf solche Berufung abzweckenden, Versuchs, dass durch die allge-

meine Garantie, welche die Reichsverfassung den bestehenden Rechtszuständen schon nach der Zweckbestimmung des Bundes (»Schutz des Bundesgebietes und des innerhalb desselben gültigen Rechts«) gewährt, auf dem Schönburgischen Hause der Schutz gegen willkürliche Verletzung um so mehr gesichert sein möchte, als, wenn, was gar nicht zu fürchten, die K. Sächsische Regierung in der Zukunft einmal den recessmässigen Rechtsweg versperren sollte, durch den Artikel 77 der Norddeutschen Bundesverfassung, welcher unverändert in der Verfassung des Deutschen Reichs stehen geblieben ist, der Recurs an den Bundesrath und dessen Verpflichtung, der Beschwerde des Schönburgischen Hauses abzuhelpen, begründet sein würde.

H. A. Zachariä.

Die Arbeitergilden der Gegenwart von L. Brentano, Doctor der Rechte und der Philosophie. Erster Band: Zur Geschichte der Europäischen Gewerkvereine. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot, 1871. XXIV u. 288 Seiten. *)

Um die Zeit, als ich an dieser Stelle ein Werk von Thornton, On labour, anzeigte (Gött. gel. Anzeigen vom 8. September 1869) und bei meine Wünsche vom Standpunkte der deutschen Wissenschaft gegenüber manchen Seiten des von dem geistvollen Engländer Geleisteten andeutete, war ein junger deutscher Gelehrter von einer Studienreise aus England heimgekehrt, welcher in dem heute uns vorliegenden Buche

*) S. G. G. A. 1871 S. 498 ff.

wesentlich den gleichen Stoff wie Thornton behandelt.

Es waren speciell zweierlei Beziehungen, welche bei Thornton zu Bedenken Anlass gaben: erstens die Methode, mit der er Wesen und Wirksamkeit der Englischen Gewerkvereine (Trades'-Unions), die den Mittelpunkt seines Buches bilden, festzustellen unternimmt; es war zweitens die Frage nach der historischen Stellung und Entstehung derselben, über welche er gar zu leichthin abgesprochen. In beiden Beziehungen will Brentano's Arbeit eine Lücke ausfüllen.

Was zunächst die historische Stellung der Gewerkvereine anlangt, so hat Thornton gesagt »vor funfzig Jahren hat man kaum von ihnen gehört«, wogegen ich auf Boisguillebert hinwies (Traité des Grains II ch. 10 vgl. meinen Aufsatz über »Boisguillebert« in der Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, 1869, S. 402 Anm. 1) und bemerkte, es sei anzunehmen, dass historische Forschungen für England den unmittelbaren historischen Zusammenhang der Gewerkvereine mit dem Zunftwesen nachzuweisen vermögen. Wir besitzen dergleichen Spuren wie jene französische auch aus andern Ländern, so gab es beispielshalber bereits im funfzehnten Jahrhundert in Florenz eine Zunft der Lohnarbeiter der Tuchfabriken u. dgl. m. Solchen Spuren mit deutscher Gründlichkeit nachzugehen, um einen sichern Pfad zu finden, hat Brentano für England unternommen, ausgehend von der bedeutsamen Erscheinung, zu der die Gewerkvereine in diesem Lande heutzutage herangewachsen sind. Ein wesentlicher Theil des jetzt vorliegenden ersten, historischen, Theils beschäftigt sich deshalb mit dem heuti-

gen Zustande der Gewerkvereine, wie er sich in der Entwicklung des vorzüglichsten unter ihnen darstellt.

Was ferner die Methode anlangt, durch die eine Ansicht von der Natur der Gewerkvereine zu gewinnen ist, so ist uns Thornton neben der Aufstellung mannigfacher Gesichtspunkte, geistreich und zutreffend, wie dieselben sind, doch die inductive Messung, die von diesen Gesichtspunkten aus vorzunehmen ist, schuldig geblieben. Er operirt mit Tendenzen, die neben einander und wider einander wirken, unternimmt aber nicht, die wirkliche Kraft derselben durch exacte Untersuchung der That-sachen festzustellen. Wo er scheinbar etwas der Art thut, da geschieht es eben in unzulänglicher Weise, seine Messungen ruhen auf ungenügender Grundlage. So wurde in jener Anzeige hervorgehoben, dass es wohl etwas gewagt sei, es als unzweifelhaft zu behaupten, wie Thornton thut, dass der gesammte Jahresverdienst der Arbeiter in Grossbritannien in Folge der Wirksamkeit der Gewerkvereine um fünf Millionen Pfund Sterling erhöht worden sei: diese schwer wiegende Behauptung ruht eben auf gar zu leichter Basis. Und so vieles Andere. Das Resultat eines solchen Operirens mit Gesichtspunkten, mit Tendenzen, ohne zulänglichen inductiven Boden, ist jenes »Hin- und Herschaukeln, wobei das Fahrzeug einmal nach der einen, das andre Mal nach der andern Seite überzuschlagen droht«, das ich dort bemerkte, und namentlich der Umstand, dass sich feste Ergebnisse kaum erreichen lassen.

Der Vorwurf gegen diese Unzulänglichkeit der Methode, welche eine Mischung ist von Deduction und unvollständiger Induction, trifft

nicht Thornton persönlich, sondern die ganze Englische Nationalökonomie, ja die bisherige Nationalökonomie überhaupt, wenn wir die Deutsche Wissenschaft ausnehmen, welche in der neuesten Zeit mit ganzer Bestimmtheit auf »exakte Forschungen« dringt. Diese sucht, unzufrieden mit dem Zustande ihrer Lehren, in bescheidener Erkenntniss dessen, was sie nicht weiss, einen Unterbau zu schaffen, welcher ihr allein ermöglicht, künftig mehr zu wissen als dormalen möglich ist. Dieser Unterbau besteht in der grossen Aufgabe einer strengen historisch-statistischen Erkenntniss des gesammten wirthschaftlichen Lebens, einer Aufgabe, welche auf Menschenalter hin viele und grosse Kräfte fordern wird. Was so die Deutsche Nationalökonomie für sich anstrebt, ist im Grunde nur das Gleiche, was neben ihr die andern Wissenschaften in Deutschland, die Naturwissenschaften, die Philologie, die Geschichte, die Philosophie, jede in ihrer Weise und in ihrem eigenen Geiste, als Aufgabe ihrer Methode betrachten.

England gegenüber aber, darf die Deutsche Nationalökonomie diese methodische Richtung als eigenthümlich Deutsche betonen und ohne Ueberhebung sagen, dass, wenn sie nicht mehr weiss, sie doch besser weiss, was sie nicht weiss. Wenn daher bis zur Stunde die Engländer von der Deutschen Nationalökonomie so gut wie keine Kenntniss haben, so würde in dieser methodischen Richtung zum allermindesten ein nützliches Gebiet gegeben sein, auf dem sie von den Deutschen lernen könnten.

Brentano hat anders als Thornton verfahren, indem er wenigstens einen Gewerkverein von den in England heute bestehenden, und zwar

einen der bedeutendsten, gründlich studierte und diesen einzelnen als Typus der Gewerkvereine überhaupt fasste. Dies Verfahren hat zwar auch seine Bedenken, da es eine blosser Annahme ist, dass dieser einzelne Gewerkverein der Typus der Englischen Gewerkvereine sei; jedenfalls aber ist diese Specialuntersuchung des einen Vereins für sich von Werth und es bleibt Andern überlassen, andere Gewerkvereine zu studieren, um das Allgemeinwahre fester zu stellen. Der jetzt vorliegende erste Band ist die Hälfte des ganzen Werkes, der zweite Band soll in einigen Monaten folgen. *)

Die Einleitung und das erste und zweite Kapitel, welche den Inhalt dieses Bandes ausmachen, geben einen Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung der »Arbeitergilden bis zum heutigen Tage, in dem folgenden Band soll Darstellung und Kritik der »Gewerbepolitik der modernen Arbeitergilden so wie ihres Einflusses auf die Lohnhöhe — also die praktischen Ergebnisse — folgen. Wir wollen hier in Kürze über den Inhalt dieses ersten Bandes referieren.

Die historische Entwicklung der Gewerkvereine erkennt der Verf. im Zusammenhang einer gesetzmässigen Aufeinanderfolge analoger Bildungen; in diesem Sinne bezeichnet er dieselben als Arbeitergilden; denn sie sind ihm die moderne Species der Gilden. Er hat diese Ansicht in geistvoller Weise begründet und eine gewisse Analogie ist nicht zu bestreiten, wie sie denn in der That schon seit langem bemerkt worden ist, ohne durch historische Untersuchungen präcisirt zu werden. Bei der Desorganisation des Englischen Kleingewerbes im 18ten Jahrhundert und dem Uebergreifen de

*) Nach neueren Mittheilungen erscheint derselbe erst im folgenden Jahre.

Grossindustrie, sehn wir entsprechend zunehmende Coalitionen der Arbeiter zum gemeinsamen Schutze gegen Unterdrückung. »Wie früher die Altfreien ihre Schutzgilden gegen die Tyrannei der mittelalterlichen Grossen, wie die freien Handwerker die Zünfte gegenüber den Uebergriffen der Altbürger, so bilden die Arbeiter ihre Gewerkvereine gegen die Bedrückungen der Industriebarone«. Die Analogie ist freilich eine etwas allgemeine: es ist eben in allen diesen Fällen genossenschaftliche Zusammenschliessung gemeinsamer Interessen gegen Unterdrückung; aber während jene älteren Gildebildungen einen eminent politischen Charakter hatten, ist der Charakter der Gewerkvereine ein rein wirthschaftlicher, sie schliessen jede politische Agitation, wie der Verf. an einigen Stellen selber hervorhebt (z. B. p. 231) grundsätzlich aus. Jene älteren Genossenschaften richteten die Kraft, die sie in der Vereinigung suchten und fanden, auf den Erwerb politischer Macht gegen politische Uebermacht; die Gewerkvereine dagegen wendeten die gemeinsame Kraft nur auf die Besserung oder Erhaltung ihrer persönlichen wirthschaftlichen Lage gegen die wirthschaftliche Uebermacht andrer Privaten. Ein Unterschied, der auf dem lebendig politischen Boden des parlamentarischen England, in welchem niemals der Einfluss der freien Männer auf das Gemeinwesen unterbrochen worden, um so greller hervortritt. Wäre des Verf. historische Gildenreihe für die Gewerkvereine zutreffend, so müssten sie die Uebermacht des »Industriebarons« zuerst und vor allen Dingen im Parlament und in der Staats- und Gemeindeverwaltung bekämpfen, sie müssten eine politische

Organisation des Lohnarbeiterstandes sein: das sind sie nicht und sind sie niemals gewesen; vielmehr sind als durchaus andersartige Bewegungen neben ihnen her die der Chartisten u. s. w. gegangen, mit welchen sie jede Gemeinschaft abgelehnt haben. Die Schutzgilden gegen die Tyrannei der grossen Herren, die Zünfte gegen die Uebergriffe der Altbürger stellen ein neues öffentliches Recht her, greifen in das bestehende öffentliche Wesen ein: die Gewerkvereine thun nichts der Art.

Vergleicht man aber die Zünfte mit den Gewerkvereinen nach ihrem beiderseitigen wirthschaftlichen Zwecke, so zeigt sich, dass in dieser Richtung bei den Zünften von einem Schutz gegen Unterdrückung durch Uebermacht kaum die Rede sein kann; eine wirthschaftliche Uebermacht unterdrückte die Zünfte nicht; eher waren die Zünfte auf wirthschaftliche Unterdrückung gerichtet und trugen in ihrem Entstehn schon den Keim der spätern Ausartung, so dass aus der frühesten Zeit bereits Aufhebungen derselben datiren (so hob der Bischof von Worms 1231 die Zünfte auf *ad commodum et libertatem omnium vendentium et eementium*).

Der Verfasser vergleicht allerdings mit Vorliebe die Gewerkvereine mit dem Staate, ihre Organisation erläutert er durch politische Analogien (vgl. bes. p. 205 f.), er spricht beständig von der *»Gewerbepolitik«* der Gewerkvereine: aber solche Vergleiche sind durch die Trübung wissenschaftlicher Klarheit eben so bedenklich als sie für die Gemeinverständlichkeit förderlich sind. In der That werden wir an den Common-sensestil der Englischen Gelehrten bei vielen Stellen des Verf. erinnert, ja oft klingt es, wie aus Englischen Büchern übersetzt (ganz abge-

sehen von einzelnen Worten, die es angenscheinlich sind, wie etwa »verschieden von wie« für »different of how« — oder »ein sociales Glas Bier« für »a social glass of ale« — oder »aufgebracht« für »brought up« d. h. erzogen). — Doch wir gehn weiter.

Seit dem Auftauchen des ersten systematischen Widerstandes der Arbeiter gegen die Arbeitgeber mittelst Coalition im achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts haben die Englischen Gewerkvereine drei verschiedene Phasen, nach dem Verf., durchlaufen. Die erste beginnt mit dem Entstehen der ersten rein ephemeren Coalitionen und umfasst die Zeit, in der die alte Ordnung der Industrie zwar gesetzmässig noch bestand, faktisch jedoch überall in Auflösung begriffen war. Wurde hier die alte Ordnung verletzt, so gab den Arbeitern das Gesetz einen Anhalt zur gerichtlichen Beseitigung der sie drückenden Nothstände. Die zweite Phase umfasst die Periode von der Zeit des Widerrufs der alten gesetzlichen Regelungen der Arbeit bei fortbestehendem Verbote der Selbsthülfe mittelst Coalition, für die meisten Gewerbe also die Zeit seit der Abschaffung des Gesetzes der Elisabeth im Jahre 1814 bis zum Jahre 1824. In dieser Periode tiefe Noth der Arbeiter, strenges Geheimniss über ihre Organisation, äusserste Engherzigkeit in ihrer Gewerbepolitik und grösste Gewaltthätigkeit der Mittel. Die dritte Phase beginnt mit der Abschaffung der Coalitionsverbote im Jahre 1824. Die erste Folge hiervon war grosse Vermehrung der Arbeitseinstellungen, die nicht mehr als Verbrechen betrachtet wurden; dann aber ein immer besonneres und offneres Vorgehn der Gewerkvereine; die verbrecherischen Mittel fin-

den sich nur noch als Ausnahme. Mehr und mehr organisirt sich in den Gewerkvereinen die Blüthe des Englischen Arbeiterstandes, sie werden das bedeutendste Mittel zu dessen moralischer, intellectueller und politischer Bildung; ja sie zeigen sich als die wirksamste Ursache der Verminderung der Häufigkeit und Unordnungen der Arbeitseinstellungen.

Als einen Beleg für diese dritte Phase führt uns der Verfasser den Gewerkverein der Maschinenbauer vor, als Muster und Typus der ganzen Bewegung. Und in der That jeder Freund der Arbeiter wird mit lebhafter Freude den interessanten Bericht, den er uns giebt, lesen. Dieser Verein hat sich aus kleineren Anfängen im Jahre 1826 durch Verbindung verwandter Gewerbe und Concentrirung ihrer Kräfte in einer fortschreitenden Organisation bis zum Jahre 1851 hin weiterentwickelt; im letzten Jahre hat er im Wesentlichen seine dermalige Gestalt und Verfassung erlangt und seitdem eine Thätigkeit entfaltet, welche als eine höchst bedeutende und wohlthätige anerkannt werden muss. Der erste Anfang dazu war the Friendly Union of Mechanics, die sich zu Manchester am 27. Juli 1826 bildete; nach ihren Statuten vom Jahre 1834 war ihr Zweck, ihren Mitgliedern Schutz zu gewähren durch Unterstützung, wenn sie ausser Arbeit, so wie durch Gewährung der Mittel von einem Orte zum andern zu reisen, um Arbeit zu suchen; ferner durch Unterstützung, im Falle ein Mitglied unverschuldet von einem Unglück betroffen wird, das es dauernd unfähig macht, das Gewerbe fortzusetzen; endlich durch Zahlung bestimmter Summen an die Hinterbliebenen beim Todesfalle des Mitgliedes oder beim Todesfall der Frau an das

Mitglied zur Bestreitung der Begräbnisskosten. Mitglieder können werden nur gelernte Arbeiter d. h. solche, welche eine fünfjährige Lehrzeit zurückgelegt haben. Die Beiträge waren anfangs unregelmässige, nur bei eintretendem Bedürfniss ausgeschriebene, allmähig wurden regelmässige, zuerst niedrigere (6 d. die Woche) dann höhere, eingeführt, wobei ausserordentliche Beiträge für ausserordentliche Erfordernisse immer vorbehalten blieben. Zahlreiche Bestimmungen zeigen den sittlichen Charakter der Gesellschaft: die Unterstützung ward nicht gewährt, wenn die Arbeitslosigkeit die Folge von Trunkenheit, Unehrlichkeit u. dgl. ist; wegen Unterschlagung, Betrug, Hehlerei wird jeder sofort ausgeschlossen; anständige Haltung in den Versammlungen wird eingeschärft, desgleichen rücksichtsvolles Betragen gegen die Arbeitgeber; religiöse und politische Discussionen sind von den Versammlungen grundsätzlich ausgeschlossen (ein gemeinsamer Grundsatz der englischen Gewerkvereine). Im Jahre 1842 wurde eine gegenseitige Unterrichtsstunde (mutual instruction class) in Manchester eingeführt.

Die durchgreifende Wirksamkeit der Gesellschaft war erst möglich durch eine möglichst vollständige Verbindung aller verwandten Gewerbe und Gewerkvereine zu einem einheitlichen. Im Jahre 1847 bereits beauftragte die Delegirtenversammlung der Manchester Gesellschaft ihren Executivausschuss, zu diesem Zwecke mit den übrigen Gesellschaften über die Amalgamation in Verhandlungen zu treten. Diese führten endlich zu einer Versammlung von Delegirten der drei grössten Gesellschaften im Gewerbe, der Manchester Gesellschaft, der Liverpool Steam Engine Makers Society und

der General Smith's Society, am Pfingstmontag 1850 zu Warrington; darauf am 9. September 1850 eine zweite Versammlung zu Birmingham, die von sieben Gesellschaften beschickt war, welche 10,500 Mitglieder enthielten, davon die eine zu Manchester allein etwa 7000. Nun wurde die Organisation der Manchester Gesellschaft zur gemeinsamen gemacht, und der Generalausschuss nach London verlegt. Am 1. Januar 1851 trat die neue Vereinigte Gesellschaft ins Leben unter dem Namen »The Amalgamated Society of Engineers, Machinists, Millwrights, Smiths and Pattern Makers«. Die hierdurch gewonnene grössere Macht gab den Arbeitern grösseren Muth und den Willen, sich die bessern Umstände zu Nutze zu machen: es gelang ihnen meistens ihre Wünsche gutwillig eingeräumt zu erhalten. Die Centralleitung war beständig bemüht, zur Mässigung anzuhalten und die Mittel auf moralischem Wege als die hauptsächlichsten zu empfehlen und vor gewaltsamen zu warnen. Ein grösserer Kampf sollte indessen der Gesellschaft nicht erspart werden. Das Verlangen auf Abschaffung der Ueberzeit bei der täglichen Arbeit (vor 6 Uhr Morgens und nach 6 Uhr Abends) und der Stücklöhnung — beide wegen der Ueberanstrengung für das Wohlbefinden der Arbeiter gefährlich — führte denselben herbei. Die Arbeitgeber suchten durch Verleumdungen der Arbeiter, namentlich in der Times, die öffentliche Meinung wider sie zu hetzen was ihnen vollkommen gelang: unter Anderem wurde ihnen der Vorwurf gemacht, dass sie die Gleichheit der Löhne befürworteten und sich zu einer Agitation für die Pläne Louis Blanc's hergäben, was völlig erfunden war. Nur hier und da nahm sich ein Unbefangener ihrer an,

so u. a. ein grosser Baumwollspinner in einem Briefe an die Times. Nach drei Monate langem Leiden mussten sich die Arbeiter ergeben; der Streit hatte von Januar bis Mitte April 1852 gedauert. Eine grosse Anzahl Arbeiter aber zog es vor, auszuwandern, wozu ihnen die »Gesellschaft zur Förderung von Arbeitergenossenschaften« (die unter den Eindrücken des Jahres 1848 entstanden war) bedeutende Mittel, ein einziges Mitglied derselben allein 1030 L. vorschussweise gewährte, die später getreulich zurückgezahlt wurden. Für den Gewerkverein der Maschinenbauer erwuchs daraus seine Verbreitung über Australien.

Ein bedeutsames Zeugniß hat über jenen Streit vor dem Parlamentsausschuss der literarische Agent der Fabrikanten niedergelegt: »ich muss sagen, erklärte er, die Vereinigten Maschinenbauer waren ausserordentlich treu gegen einander, viel mehr als die Arbeitgeber«.

Die materiellen Verluste, welche die Gesellschaft dadurch erlitt, betrugen baar L 40,000 und ausserdem die dreimonatlichen Löhne, welche sie verloren. Seitdem aber ist nie wieder ein grösserer Streit vorgekommen. — Nur auf der untersten Stufe ist, nach dem Verfasser, der Kampf, die Arbeitseinstellung, der Hauptzweck der Gewerkvereine; ja sie entstanden oft nur zu diesem Zwecke, um gleich darnach wieder zu zerfallen. Bei höherer Entwicklung tritt dieser Zweck in den Hintergrund, und es ist ein Irrthum, wenn man den Zweck des heutigen Gewerkvereins bloss darin sucht, weil dieser nur dadurch sich nach aussen hin bemerkbar macht. Eine mannigfaltige friedliche Thätigkeit füllt die Hauptthätigkeit aus, der Streit ist nur ein seltener und womöglich ganz vermiedener Aus-

nahmezustand. So war es seit 1852 namentlich mit dem Gewerkverein der Maschinenbauer.

Der Umfang der Gesellschaft zunächst wuchs seitdem lebhaft, theils aus sich selbst, theils durch weitere Amalgamation mit verwandten Gewerkvereinen. Am 31. December 1852 bestand die Gesellschaft aus 129 Zweigen mit 9737 Mitgliedern, am 31. December 1869 zählte sie 316 Zweige mit 33,915 Mitgliedern. Durchschnittlich wächst sie um 2000—3000 Mitglieder jährlich; 1867 bereits gehörten zwei drittel bis drei viertel sämmtlicher Arbeiter des Gewerbes zur Gesellschaft. Von ihren 316 Zweigen zu Ende 1869 waren 7 in Australien, 1 in Neuseeland, 1 in Queensland, 4 in Canada, 1 in Malta, 1 in Constantinopel, 13 in den Vereinigten Staaten, seit 1864 auch 1 Zweig in Croix im Nördlichen Frankreich. Wie eine Freimaurerloge verbreitet sich also der Verein über Inland und Ausland: überall findet der Wandernde Brüder, die ihm mit Rath und That zur Seite stehen.

Die Art wie diese 316 Zweige regiert werden ist folgende. Die Zweige besitzen die möglichste Selbständigkeit, sind aber, so weit es nothwendig ist, dem Ganzen untergeordnet. Das Ganze wird nach dem Statut von 1843 von einer Delegirtenversammlung aller Zweige, die jährlich zusammentritt, in den Hauptfragen bestimmt; in ihrer Abwesenheit ist der leitende Zweig die oberste Behörde; auch das Vermögen aller Zweige gehört der Gesammtheit und steht unter der centralen Leitung, welche dadurch die Ungleichheit des Vermögens der einzelnen Zweige auszugleichen in der Lage ist. Der einzelne Zweig wird durch die alle vierzehn Tage zusammentretende Zweigversammlung geleitet und hat als Executivbehörde einen gewählten Aus-

schuss, bei welchem der Secretär die Hauptthätigkeit versieht. Alle Aemter sind unentgeltlich, ausser dem des Secretärs, der aber auch sehr dürftig gelohnt wird; alle Mitglieder sind zur Uebernahme der Aemter verpflichtet. Seit 1854, bei dem weiteren Anwachsen der Gesellschaft, ist die jährliche Delegirtenversammlung der ganzen Gesellschaft als zu schwerfällig befunden worden und man hat sie als überflüssig erkannt. Seitdem ist nur 1864 eine zu Manchester gehalten worden und der Ausschuss beschliesst am Anfange jedes Jahres, ob eine solche Versammlung nöthig ist. Wenn eine wichtige Massregel für die Gesellschaft nothwendig wird, über welche der Wille der Gesammtheit zu befragen ist, so wendet sich jetzt der Ausschuss direkt an die Mitglieder, die Wähler der Delegirten, aller Zweige und lässt sie direkt darüber abstimmen. Die Ausarbeitung der vereinbarten Grundsätze wird dem General-Executiv-Ausschuss überlassen: dieser selber besteht seit 1864 aus nicht weniger als 37 Mitgliedern, und zwar aus 11, die den Londoner Lokalexecutivausschuss der 23 Londoner Zweige bilden, und 26, die aus den verschiedenen Zweigen des Landes gewählt sind. Der Lokalausschuss von London führt die regelmässigen Geschäfte des Ganzen; in allen wichtigen Fällen aber findet eine Versammlung des Generalexecutivausschusses statt; dieser ist die Appellinstanz des Lokalausschusses; die letzte und höchste Instanz bleibt aber immer die Gesammtheit aller Mitglieder. Um Mitglied jener wichtigen Behörde werden zu können, muss man fünf Jahre zur Gesellschaft gehören; die Mitglieder werden halbjährlich gewählt. Die

einzelnen Zweige wechseln bei der Wahl der Ausschussmitglieder mit einander ab.

Die einflussreichste Person ist faktisch der Generalsecretär der Gesellschaft, welcher alle drei Jahre neu gewählt wird, seit der Amalgamation aber immer wiedergewählt ist, weil die Gesellschaft das Glück hat, einen ganz vortrefflichen Mann dafür zu besitzen.

Ein wichtiges Hülfsmittel der Verwaltung sind periodische statistische Erhebungen über den Willen der Mitglieder und die thatsächlichen Verhältnisse des Gewerbes: sie sind regelmässige und ausserordentliche. Jeder Zweigsecretär muss monatlich über den Stand des Gewerbes an seinem Orte berichten, speciell darüber, wie viel Arbeiter ohne Arbeit sind (1868 wurden 65,000 L. als Unterstützung für arbeitslose Mitglieder gezahlt, wovon nur 7000 auf solche kamen, die wegen Streit mit ihren Arbeitgebern feierten; ähnlich 1867). Ein weiterer Gegenstand der statistischen Berichterstattung ist Alter und Todesursache der verstorbenen Mitglieder. Ausserordentliche Erhebungen wurden vorgenommen in Fällen wie zu vor Beginn des Streites von 1852, um eine genauere Einsicht in den Stand des Gewerbes zu gewinnen; namentlich wurde 1862 eine umfassende Erhebung veranstaltet, über die neuesten Details der Arbeitsverhältnisse, dann 1866 über Zahl und Alter der im Gewerbe beschäftigten Kinder.

Das ganze Verhältniss zwischen den Arbeitern und ihren Arbeitgebern hat sich seit 1852 wohlthätig verändert; jener Streit hatte für beide Theile gute Wirkung; sie hatten sich gegenseitig fürchten und achten gelernt. Die sanguinische Hoffnung der Arbeiter, durch

blosse Vorhandensein ihrer Macht ohne weiteres jede Forderung durchsetzen zu können, hatte einen Dämpfer erhalten. Sie hofften jetzt nicht mehr, in einem einzigen grossen Sturme ihre Lage zu verbessern. Mit der grössten Besonnenheit und unter steter Rücksicht auf die Möglichkeit, das Verlangte durchzusetzen, wurden jetzt ihre Forderungen gestellt. Zwar ist die Durchsetzung einer nothwendigen Forderung durch eine Arbeitseinstellung nicht absolut ausgeschlossen, aber man entschliesst sich nicht leichtsinnig dazu, eine Abneigung die namentlich durch das gegenwärtige bedeutende Vermögen der Gesellschaft, das dabei auf dem Spiele steht, verstärkt wird. Andererseits haben die Unternehmer gelernt, dass es trotz aller Siege unmöglich ist, einen Gewerkverein zu vernichten; sie hatten die Verluste empfunden, die auch dem Sieger aus dem Kampfe erwachsen. Ausserdem liegt es in der Natur der Dinge, dass die Unternehmer, durch die Concurrenz, die sie einander machen, schwerer vereint handeln als die Arbeiter. — Die Art und Weise, in welcher die Gesellschaft jetzt ihre Wünsche zu erreichen sucht, ist Entsendung von Deputationen an die Arbeitgeber, bei denen friedlich hin und her besprochen wird, was man verlangt, und regelmässig ein Ausgleich zu Stande kommt. Führt die Entsendung der Deputation nicht zu dem gewünschten Ziele, so darf kein weiterer Schritt geschehen, bevor der Executiv-ausschuss darüber entschieden hat. Ein Zweig der selbständig zur Arbeitseinstellung übergeht wird strenge getadelt und erhält nichts aus der Gesellschaftskasse.

Die monatlichen Berichte der Zweigvereine setzen den General-Executivausschuss in den

Stand, über angemessene Vertheilung der Arbeiter, Ausgleichung der Löhne in den verschiedenen Orten zu wachen. Sehr richtig macht hier der Verfasser darauf aufmerksam, dass die von der Nationalökonomie aufgestellte Tendenz zur Ausgleichung des Lohnes sich nicht von selber vollzieht, dass oft sehr lange Unterschiede bestehen, und dass hier ein »Eingreifen« sehr nothwendig ist, wie es die Gewerkvereine bewirken, indem sie erstens die Kenntniss des Unterschiedes erwerben, zweitens die Mittel gewähren, um die Arbeiter von Ort zu Ort zu befördern.

Die Summe, welche vom 1. Januar 1851 bis zum 1. December 1868 auf die Unterstützung Arbeitsloser verwendet wurde, beträgt 425844 Pf. St. oder 1 Pf. 2 sh. 3 $\frac{1}{8}$ d. per Mitglied; abgesehen von jenen 40,000 Pf. St. des Jahres 1852 sind jährlich nur 10 Procent davon zur Unterstützung an Mitglieder bei Streitigkeiten ausgegeben worden. An Krankenunterstützungen hat sie in denselben 18 Jahren 161,388 Pf. St. gewährt; an Unterstützung für Arbeitsunfähigkeit (Erblindung, Verstümmelung) 16000 Pf. St. (à 100 Pf. St.); an Altersunterstützung 45,272 Pf. St.; an Begräbnissunterstützung 50,250 Pf. St. Ausserdem noch Extraunterstützungen, so in der Baumwollennoth 1862—1864 allein 3000 Pf. St., im Ganzen 1854—1868 12,526 Pf. St.; dann Unterstützung zur Durchführung von Processen, die bekanntlich in England sehr kostbar sind. Endlich auch Unterstützungen an Nichtmitglieder, so an die Londoner Bauarbeiter während der Arbeitseinstellung 1859—1860 3100 Pf. St., an die ausgesperrten Arbeiter in Preston 1854 1120 Pf. St., an die Feilenschmiede in Sheffield 1866 1000 Pf. St. — im Ganzen während 15

Jahren 10375 Pf. St. — Ueberhaupt hat die Gesellschaft 1851—1868 an Unterstützungen 721,655 Pf. St. gewährt. Die Quellen derselben sind die regelmässigen und ausserordentlichen Beiträge der Mitglieder; aus den jährlichen Ueberschüssen hat sich die Gesellschaft ein ansehnliches Vermögen gebildet, das Ende 1866 138,113 Pf. St. betrug, danach in Folge grossen Arbeitsmangels zeitweilig sich verminderte (1868 98,699 Pf. St.).

Wiederholt ist die Frage angeregt worden, ob nicht mit dem Vermögen oder einem Theile desselben eine Productivgenossenschaft errichtet werden soll. Bisher ist es nicht dazu gekommen, und in der That scheinen die Schwierigkeiten bedeutend. Verfasser erörtert dieselben sehr verständig; es will doch aber scheinen, dass, wenn überhaupt die Productivgenossenschaften eine Zukunft haben, solche Arbeiterelite am ersten den Stoff dazu hergeben muss. Und die Bemerkung »es ist eben zu schwierig, eine Kriegsorganisation in eine friedliche zu verwandeln« (S. 226) steht doch etwas im Widerspruch mit dem zuvor über die Entwicklung der Gewerkvereine (namentlich S. 199) Gesagten.

In den letzten Jahren sind mehrere gesetzgeberische Akte von Wichtigkeit durch das Englische Parlament gegangen, welche bestimmt sind, den Gewerkvereinen allmählig die verdiente Anerkennung zu gewähren, die ihnen auch heute noch nicht vollständig eingeräumt ist. Es scheint fast, dass wir mit dem schlichten Paragraphen der Norddeutschen Gewerbeordnung von 1869 (§. 152) dem freien England den Vorsprung abgewonnen haben; ein zu gleicher Zeit in continental einfacher verständlicher Form und bestimmtem Sinne abgefasster Antrag fiel im Eng-

lischen Parlament durch und statt dessen wurde ein formell ebenso schwülstiges als dem Sinne nach engherziges Reformgesetz angenommen, und erst am selben Tage (9. August 1869) wurde die schreiende Ungerechtigkeit beseitigt, wodurch das Vermögen der Gewerkvereine bisher rechtlich schutzlos erklärt worden war.

Zur Durchsetzung solcher Reformen hat namentlich die Vereinigte Gesellschaft der Maschinenbauer in hohem Grade mitgewirkt. Sie fühlt sich als die Elite der Arbeiter und sie handelt dem entsprechend. Und dem entspricht auch die Achtung, die sie bei diesen und im Publikum mehr und mehr genießt. — Es ist eben die Elite des gelernten Arbeiterstandes! Wer darnach den Stand der Englischen Arbeiterfrage beurtheilen wollte, der sähe die Dinge wohl zu rosig. Es ist die Auswahl der gelernten Arbeiter, und diese wiederum sind die Auswahl der Arbeiter überhaupt. Auch bei uns sind die Maschinenbauer die Elite, sie sind die conservative Phalanx der Arbeiterbildungsvereine, des Genossenschaftswesens u. s. w. Von einem Strike der Maschinenbauer haben wir in Deutschland wenig gehört, um so mehr zeigen sich solche in anderen Gewerben und Fabrikzweigen. Könnten wir unsre Arbeiter auf die Höhe unserer Maschinenbauer erheben, dann wäre die Frage gelöst, auf die es wesentlich ankommt. Erhebung der arbeitenden Mehrzahl von dem Niveau des Maschinenlohns zu dem Niveau des Maschinenbauers! Darauf wird man immer wieder zurückgeworfen, und gerade dann, wenn man ein so erfreuliches Bild ansieht wie das uns im Vorliegenden aus England Gebotene. Das Lichtbild zeigt den Schatten um so dunkler, es muss aber auch, wenn es einen Nutzen haben

soll, zugleich den Muth geben, vorwärts zu streben, sei es auch in eine ferne, sehr ferne bessere Zeit.

So viel über den vorliegenden ersten Band. Der folgende wird uns die Resultate bringen, die der Verfasser aus jenem zieht. Wir hoffen dabei namentlich auch grössere Berücksichtigung der immerhin bedeutenden Erörterungen Thornton's zu finden: die entscheidenden Gesichtspunkte hat dieser doch aufgestellt, welche für die Würdigung der Gewerkvereine massgebend sind.

Die Objektivität, welche der Verfasser in der Vorrede verspricht, könnte vielleicht noch etwas strenger gehandhabt werden: die mancherlei Pointen gegen die Arbeitgeber sind in einem arbeiterfreundlichen Review mit ausgesprochener Parteistellung ganz am Platze; in einem Buche, das rein wissenschaftlich sein will, ist dergleichen bedenklicher. Solche Schlagworte ermuntern leicht eine gefährliche Bundesgenossenschaft, die sich bei uns heutzutage in bunter Mischung gegen die »liberale Bourgeoisie« wendet — rothe Republikaner, Jesuiten, Kreuzzeitungsmänner. Bereits sind unserer Wissenschaft dadurch die seltsamsten und unerbaulichsten Berührungen erwachsen.

Zum Schlusse ein kleiner formeller Wunsch, den wol viele wissenschaftliche Leser theilen. Die gute alte Sitte, die Anmerkungen an den Fuss jeder Seite zu setzen, könnte vielleicht im zweiten Bande wieder hergestellt werden. Das Anführen der Noten am Schlusse des Bandes bereitet eine unverhältnissmässige Mühe, die nur durch einen kaum erheblichen ästhetischen Vorzug für den grösseren Kreis der Leser ein Gegengewicht erhält. —

Riga.

G. Cohn.

Voltaire. Sechs Vorträge von David Friedrich Strauss. Zweite Auflage. Leipzig bei S. Hirzel. 1870. in 8. 454 Seiten.

Wer den Verf. aus seinen bisherigen Werken, und namentlich aus den hier am nächsten liegenden biographischen (Märklin, Frischlin, Hutten, Reimarus), kennen gelernt hat, wird im Voraus Vorträge über Voltaire aus dieser Feder mit begründeter Erwartung zur Hand nehmen. Das Publikum hat sie denn auch alsbald getheilt und übertroffen gefunden, daher schon eine zweite Auflage des Buches anzudeuten ist.

Das für die Periode von 1700—1770 ausgeprägte Franzosenthum, wie schon der Uebersetzer von Diderot's Neffen Rameau's in der Schluss-Anmerkung treffend ausspricht, repräsentirt Voltaire in Schriften und Leben. In dem Sinne seiner ungemeinen Nachsicht gegen Dichter und Redner meint der bezeichnete Uebersetzer dem vielgerühmten und vielgetadelten Voltaire sei »vielleicht nur die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung streitig« zu machen, alle übrigen Fähigkeiten und Fertigkeiten besitze er. Ohne auf die Verschiedenheit der französischen Aesthetik von der deutschen genauer einzugehn, müssen wir doch zu jener Tiefe nicht bloss die der philosophischen Speculation, sondern auch die der reinen und echten Seelen-Empfindung, und zu jener Vollendung in der Ausführung nicht nur die der Form, vielmehr auch die der Harmonie von Wahrheit und Schönheit rechnen, so dass, wenn dem Meister Arouet Tiefe und Vollendung absprechen zu müssen glaubt, ihm wahrlich das »Gemüth« im richtigern Sinne des Wortes auch schon abspricht. Daher stimmen wir denn der

Urtheile des grossen Königs Friedrich vollkommen bei, der alle Widersprüche in seinem lange überschätzten Voltaire dadurch erklärt, dass er ihm in hervorragendem Masse Talent beilegt, aber Charakter beizulegen sich nicht im Stande sieht. Es fehlte dem gefeierten Dichter an ehrlicher Sittlichkeit, an moralischer Grösse, an dem Adel der Seele. »Er ist«, sagt der Verf. am Schlusse sehr wahr und schön, »wie wir alle, nur so weit glücklich gewesen, als er gut gewesen ist. Er lebte selten im Vollgefühl seiner Kraft, seines Werthes; die meiste Zeit seines Lebens war er in der Pein um untergeordnete, oft ganz unwürdige Zwecke befangen.«

Sehr geschickt ist das der englischen Prinzessin Alice, vermählten Prinzessin von Hessen, gewidmete Buch in sechs Abschnitte getheilt, deren Inhalt in allem Masse den Beweis dieser Schlussbemerkung führt.

Der erste Abschnitt redet von Voltaire's Jugend-Bildung (unter anderm auch auf dem Jesuiten-College), den ersten Dichter-Versuchen, Bekanntschaften, frühem und späterm Bastille-Gefängnisse; seiner Bekanntschaft mit Lord Bolingbroke zu La Source in der Touraine, den Anfängen der gleich in der Anlage didaktischen und unpoetischen Henriade, dem Gesellschafts-Talente des jungen Mannes und von seiner Gunst bei den Frauen. Sein Oedipe gefällt auf der Bühne. Ludwig 14. stirbt, Herzog v. Orleans Regent, Ludwig 15. Das niedliche Gedicht »les Vous et les Tu« finden wir hier ganz artig in's Deutsche übertragen. — Der Fleiss ist schon in dieser Periode ein hervorragender Zug Voltaire's, er bleibt ihm lebenslang trotz aller Zerstreuungen, Annehmlichkeiten und Missgeschicke

treu; und man möchte in dem beharrlichen Fleisse das Genie dieses Schriftstellers zu finden geneigt sein.

Der zweite Vortrag führt besonders zu der Geschichte Karls 12., den Schauspielen Zaire, Tancred, Mahomet u. a. m., der voltaire'schen Auffassung Shakespeare's, zu V.'s Verhältnissen mit der Marquise du Châtelet, dem Leben in Cirey, dem Gedichte la Pucelle, V.'s Anstellung als Historiographen und Kammerjunker am Hofe Ludwigs 15., der Bekanntschaft mit Königin Stanislaus zu Luneville. — Hier zieht besonders V.'s Aufenthalt in England und der Erfolg davon auf V.'s weitere philosophische Bildung des Leser an. Bei aller französischen Eitelkeit hatte ihn ein Grad Anglomanie ergriffen, die bei ihm zur Basis politischer Systeme wurde und auch seinem Deismus zur Stütze diente. In der Epistel an Urania sprach er sein Glaubensbekenntnis aus, falls man ihm die Ehre anthun will, darin lebendigen Glauben zu finden. Ueber V.'s Dramen, sowohl ihre Form, ihren Stil, als ihren Inhalt, urtheilt der Verf. sehr treffend, vielleicht jedoch mit zu viel Nachsicht. Die Fesseln des französischen Drama's verstand Voltaire nicht zu sprengen, er konnte höchstens etwas Unterhaltendes für den normalen Pariser Geschmack des bunten Publikums und als Hofbelustigung schaffen. »Was glänzt, ist für den Augenblick geboren«, aber das Echte, weiches der »Nachwelt unverloren bleibt«, das Ideale — lag für Voltaire's Horizont zu fern.

Dritter Abschnitt. — König Friedrich I. hatte schon als Kronprinz in Rheinsberg mit V., dessen Stil, Witz und Vorurtheilslosigkeit bewundernd, eine Verbindung angeknüpft. Während diese immer mehr in Verehrung, Vertraue

königliche Wohlthaten und Ehrenbezeugungen für den geistreichen Gesellschafter und Literatur-Beherrscher sich verwandelte, dann aber in Misstrauen und selbst Widerwillen gegen den auf Geld und Ehre speculirenden Ungetreuen und Boshaften, ja in Verfolgung, bis zum Process und zur Haftnahme in Frankfurt a. M. umschlug, endlich aber doch zu einer Art Versöhnung sich anliess, ist vom Verf. sehr anziehend erzählt und actenmässig dargestellt. — Madame Denis, Zänkerin, aber von V. verhätschelt. — Das siècle de Louis XIV., beste historische Arbeit desselben, weil sie reich an Thatsachen ist, so dass man von ihm nicht sagen kann, der Autor habe in diesem Buche »*fait l'histoire*.« V. begiebt sich nach Genf.

Der vierte Vortrag steht dem dritten an Interesse nicht nach, da der Verf. nun zur Einrichtung V.'s am Jura und zu seinem Erwerb von Ferney, besonders aber zu V.'s Romanen, poetischen Erzählungen, Versuchen über die Sitten der Nationen, zu der Vergleichung seines Autors mit Bossuet, Herder, Hegel gekommen ist, und vor allen Dingen zu dessen Thätigkeit in der Sache der Familie des Jean Calas, desgleichen der Sirven'schen. Man wird nicht irren, wenn man meint, für V. konnte kaum eine Begebenheit geeigneter auftreten, als der Calas'sche Process. Sie war eine Gelegenheit, seinem Hass gegen die kirchliche Hierarchie, seinem Tadel gegen schlechte Rechtspflege und Staatsregierung, seinem wohlverdienten, wie seinem eiteln Ruhme Triumphe zu bereiten und den Mann, welcher so thätig und beharrlich für unparteiisches Recht, für Glaubensfreiheit oder doch Duldung stritt, als einen Vorkämpfer für den Fortschritt der Menschheit darzustellen. —

Seine Rhetorik tritt hierbei auch in ihrem vollen Glanz auf und der Verf. verfehlt nicht, bei diesem Anlasse Sprache und Stil V.'s zu beurtheilen. Dieser gelobten Sprachkunst gebührt für die damalige Zeit allerdings der entschiedene Beifall, den man ihr spendete, wiewohl das öftere Schwanken und Ausgleiten einen Mangel an tieferm Kern auch schon stilistisch verräth.

Im fünften Abschnitt beabsichtigt der Verf. uns seinen Helden als Philosophen, Encyclopädisten und Theologen vorzuführen, dessen dürftigen Dualismus und sein Verhältniss zu den ehrlichen Reformatoren zu zeigen. Da der Verf. hierbei, wie wir erachten, selbst öfters mit seinen bekannten Auffassungen hervortritt, so wollen wir über diesen Vortrag nichts weiter hinzufügen.

Das häusliche Leben V.'s in Ferney, seine Pflege-Vaterschaft zu Marie Corneille, seine Verhältnisse mit Elisabeth und der zweiten Katharine von Russland, selbst wieder mit Friedrich II.; sein Temperament, sein erstaunlicher Fleiss, seine Vermögens-Umstände, seine ungeduldige Sehnsucht nach einer bessern Zeit, nach einer Allverbreitung der Aufklärung, seine Bourbonen-Anhänglichkeit, seine letzte Reise nach Paris, — machen den Inhalt des sechsten Vortrags aus, den wir ganz vorzüglich ausgestattet finden. Von den dem Buche angehängten Beilagen ist »das Mittagmahl des Grafen v. Boulainvilliers« und »der Pfarrer Meslier« nicht ohne Bedeutung. Die dritte Beilage, welche Marie Corneille und den Patriarchen von Ferney als Pflegevater und Ehepartner betrifft, hätte der Leser wohl entbehren können.

Göttingen.

M.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 33.

16. August 1871.

A Life of the great Lord Fairfax Commander-in-chief of the Army of the Parliament of England by Clemens R. Markham, F. S. A. Author of the History of the Abyssinian Expedition. With portrait, maps, plans and illustrations. London. Macmillan and Co. 1870. (XII. 480.)

Die Publication der Fairfax Papers 1848 in 4 Bänden hatte die bisher geltende Auffassung über den im Bürgerkriege die Truppen des Parlaments befehligen General kaum modificirt. Erst das neuerdings erschienene Werk lässt mit Hinzuziehung weiteren ungedruckten Materials, meist Familienpapiere, aus dem Britischen Museum, dem Privatbesitz zu Leeds Castle, besonders aber aus der Tanner Collection der Bodleyschen Bibliothek, so wie auf Grund sehr ernster umfassender Studien die Persönlichkeit des Mannes und seiner Bethheiligung an dem Geschick der Heimath in einem wesentlich anderen Lichte erscheinen. Auch das Ausland wird die neue Belehrung nicht übersehen dür-

fen, welche, obwohl nur eine Einzelheit aus der Geschichte der Revolution betreffend, abermals die Sache des Parlaments als die gerechte vertritt, wie denn seit geraumer Zeit in England wenigstens die Geschichtschreibung im Sinne der Stuart Politik so gut wie verstummt ist.

Der Verfasser, auch wenn er es nicht angibt, ist unstreitig Soldat und hat als solcher die Expedition nach Abessinien mitgemacht. Er hat ein vorzügliches Auge für die militärischen Dinge und verbreitet sich mit der sichersten topographischen Kenntniss über die in Betracht kommenden Terrainverhältnisse. Auch der Beweisführung, dass sein Held und nicht Cromwell der Sieger von Long Marston Moor und Naseby so wie der Begründer der Armee »nach dem neuen Modell« gewesen, während dem letzteren wegen seines späterhin Alles überragenden Genies von Freund und Feind auch für die ersten Feldzüge das Meiste, und zwar viel zu früh gut geschrieben worden ist, wird man im Allgemeinen beipflichten müssen. Vor dem Mythos, wie vor der echten Biographie jenes Gewaltigen trat die Erinnerung an Fairfax, dessen Grossvater einst in die schottische Pairie erhoben wurde und dessen viel verzweigtes Geschlecht auf Grund sehr bedeutenden Eigenthums grossen Einfluss in dem weiten Yorkshire besass, über die Gebühr zurück. Wer dachte noch daran, dass der General vier Jahre fleissig in Cambridge studirt und mit tüchtiger Bildung den Grund zu jener unabhängigen Gesinnung über Kirche und Staat gelegt hatte, die dem einseitigen Anglicanismus wie dem Presbyterianismus gleich fern das bezeichnende Merkmal gerade der edelsten Geister jener sturmerfüllten Tage war. Es ist halb vergessen, dass der junge Edelmann

ehedem zugleich mit dem jungen Turenne den Krieg praktisch zuerst unter den Augen Friedrich Heinrichs von Oranien im Jahre 1630 vor Herzogenbusch erlernte. Völlig neu ist p. 64 der Nachweis einiger Werke über militärische Instruction, deren sich die Engländer damals bedienten. Die Führer beider Theile, als sie im Bürgerkriege den innigsten Banden des Bluts zum Trotz gegen einander zum Schwerte griffen, sind aus zwei Schulen des Kriegs, der des Sir Horace Vere, welcher noch für Jakob I. englische Truppen nach der Pfalz führte, und der Gustav Adolfs hervorgegangen.

Herr Markham theilt nun nicht nur die ausgeprägten politischen Meinungen des von ihm mit Recht in seine vollen Verdienste wieder eingesetzten Feldherrn, er ist nicht nur ein strenger Tadler der eidbrüchigen Gewaltherrschaft Karl's I. und der grenzenlosen Frivolität seiner Cavaliere, ein Feind der Intriguen und verwegenen Griffe Cromwell's, er erblickt in Fairfax vor Allem auch seinen engeren Landsmann. Aus dieser localen Vorliebe entspringen dann aber auch gewisse Schwächen seiner im Uebrigen so anerkennenswerthen Arbeit, die jedenfalls den Eindruck macht, als ob der Verfasser bei Anwendung jenes oben betonten Hauptsatzes hier und da des Guten zu viel gethan habe. Soll nach der Vorrede das Beiwort the great Lord Fairfax ihn auch nur vor anderen Trägern des Namens hervorheben, so wird es doch im Text gar zu oft und ohne Beziehung auf Vorfahren oder Nachfolger wiederholt. Man wird aber Lord Fairfax bei allen seinen lebenswürdigen und hoch achtbaren Eigenschaften vielleicht einen grossen Feldherrn, aber niemals einen grossen Mann nennen können wie etwa

Cromwell, den Markham doch selber mit Ma-caulay's Ausdruck als den grössten Monarchen bezeichnet, den England in neuerer Zeit gehabt habe*). Er übersieht auch, wie uns scheinen will, dass das »neue Modell« dennoch Cromwell zum Anstifter hatte, ohne den als Abgeordneten es sicherlich niemals im Parlament durchgebracht worden wäre. Fairfax als Oberfeldherr und sein Generalquartiermeister Skippon organisirten dann allerdings die neue Armee, und ersterer sogar bewog Cromwell trotz der Selbst-entäusserungsakte zum Eintritt — gewiss doch nur, weil man ohne ihn nicht gut fertig werden konnte. Ferner ist der Verfasser in der Genealogie der Gentry von York, in Geschichte und Topographie der Ortschaften wie des offenen Landes bewandert, dass es eine Freude ist ihm zu folgen. Allein seine Partialität streift doch bis ans Lächerliche, wenn es p. 135 anlässlich eines Capitän Hodgson, den Carlyle einen pudding-headed (dickköpfigen) Yorkshire Puritan nennt, heisst: He was honest-hearted, but certainly not pudding-headed. No Yorkshireman ever was. Und sind nicht auch die ganz meisterhaften Karten und Croquis, die dem Text beigegeben sind, für die Campagne in Yorkshire gerade noch einmal so gross angelegt, als die für Naseby, Bristol oder Colchester? Glücklicher Weise wird die Gründlichkeit und objective Haltung der Forschung und Darstellung hierdurch nirgends beeinträchtigt. Vielmehr ist jedem Hauptabschnitte — ich hebe Marston

*) Um so auffallender ist p. 374 das Versehen des in Carlyle's urkundlichstem Buche: Oliver Cromwell's Letters and Speeches überaus belesenen Autors, wenn er irrig Cromwell in Hampton Court statt in Whitehall sterben lässt.

Moor, Naseby, die Belagerungen von Bristol und Colchester*) ganz besonders hervor — eine treffliche Kritik der Quellen, der unmittelbaren Relationen und Zeitungen beider Seiten so wie der abgeleiteten Erzählungen beigegeben. Auch erhält die grosse Documentensammlung von Rushworth in 7 Folio Bänden erst ihren vollen urkundlichen Werth, wenn man mit dem Verfasser im Auge behält, dass Rushworth als Secretär des Lord Fairfax fungirte, so lange dieser den Oberbefehl hatte.

Fairfax beharrte bekanntlich in seiner Stellung, auch nachdem Cromwell und sein Anhang ihm politisch über den Kopf zu steigen begann. Hinter seinem Rücken geschah die Wegführung des Königs durch Cornet Joyce, die Austreibung des Parlaments durch Oberst Pride, die Agitation in den Regimentern, die bald jede Disciplin zu sprengen drohte. Er am Wenigsten aber vermochte das Leben des Königs, wie er es wohl wünschte, zu retten, wagte doch seine Gemahlin, Lady Fairfax, mit heller Stimme von der Gallerie der Westminster Halle herab das Bluturtheil anzufechten. Und er betheiligte sich trotzdem am Staatsrath der Republik ohne dieselbe anzuerkennen, trieb noch die meuterischen Levellers zu Paaren und legte das oberste Commando schliesslich erst am 25. Juni 1650 zu Gunsten Cromwell's nieder, weil der den Schotten erklärte Krieg gegen sein Gewissen lief. Diese Handlungsweise wird sowohl mit der grossen Autorität entschuldigt, die der Feldherr genoss, als auch mit der unantastbaren Selbstlosigkeit seines Charakters. Ruhmvoll aber

*) Bei diesem Anlass im Jahre 1648 ist Milton's bekanntes Sonnet auf Fairfax gedichtet.

war es schwerlich, vielmehr eine harte Prüfung für ihn selber, von demjenigen, der den Umständen allein gewachsen war, wenn auch sanft, doch eben so rücksichtslos wie alle anderen bei Seite geschoben zu werden. Ritterlicher gegen seine Feinde, wie es die tapfere Gräfin von Derby ausdrücklich anerkannte, von gerechterer Strenge, als er nach der Einnahme von Colchester zwei wortbrüchige Cavaliere erschossen liess, ehrlicher in der einmal gefassten Ueberzeugung war kaum ein anderer Zeitgenosse jener Kämpfe, aber er handelte nichtsdestoweniger schwach schon vor der Hinrichtung Karl's, indem er in einer Stellung beharrte, mit der sich sein Gewissen unmöglich vertragen konnte.

Fairfax ist, nachdem er sein einziges Kind dem geistvollen, aber dissipirten Herzoge von Buckingham zur Gemahlin gegeben, dieser aber trotz inständiger Verwendung beim Protector im Jahre 1658 von dem Tower nicht verschont blieb, bald darauf am Wendepunkte der Geschichte wieder in das politische Leben zurückgetreten. Er sass nicht nur in dem Parlament Richard Cromwell's, sondern ihm wird weit mehr, als es zu geschehen pflegt, das Verdienst zugesprochen werden müssen, die Restauration des Königthums eingeleitet zu haben. Die Entscheidung wurde nicht lediglich durch die Truppen oder die Politiker in der Hauptstadt herbeigeführt, sondern vorzüglich durch Auflösung des Heers des Generals Lambert, welcher dem völlig gewissenlosen, gemein ehrgeizigen Renegaten Monk im Norden den Einmarsch aus Schottland zu versperren suchte. Das gelang einzig und allein durch die geheimen Anstalten des Lord Fairfax und die Sendung seines Nefen Brian Fairfax an Monk, welcher diesem die

Nachricht von den Beschlüssen in Westminster und der Bereitschaft der Gentry von York überbrachte. Die Aufzeichnungen hierüber, vgl. p. 378 und 478, scheinen auch Ranke, Engl. Gesch. IV, 261 zweite Aufl. entgangen zu sein. Nur Guizot, Monk p. 87 Brüssel 1851 hat eine Ahnung von dem wahren Antheil dessen gehabt, der sich mit Fug und Recht an der Spitze der Commission befand, welche Karl II. im Haag zur Rückkehr einlud, wobei denn freilich wunderbarlich genug für Lord Fairfax ein Generalpardon unter dem grossen Staatssiegel ausgefertigt werden musste.

Es ist bezeichnend für den edlen und fein gebildeten Sinn des Mannes, dass bei der Einnahme von York die mächtige Kathedrale unberührt geblieben ist wie keine andere im Lande, und dass er, als er in Oxford einrückte, speciell die Bodleysche Bibliothek zu schirmen befahl. Er hat ihr in der Folge von seinen Aufzeichnungen Vieles vermacht, denn in den Jahren der Ruhe und des Alters fand er ausser für Garten und Wald in seinem Lieblingssitze Nunappleton auch Musse für verschiedene Arbeiten, metrische Versionen, insonderheit der Psalmen, für eigene Gedichte, von denen Markham Allerlei mittheilt, und für zwei Short Memorials, die gegen Ende seines Lebens aufgesetzt wurden, um die wahren Gründe seiner Betheiligung an den grossen Hergängen darzulegen. Brian Fairfax, der am 12. November 1671 an seinem Sterbelager stand, hat sie in den Druck gegeben, p. 393. 395. Sein treuer Landsmann Rushworth war ihm nicht minder in der stets mit Vorliebe betriebenen Beschäftigung mit der Specialgeschichte von Yorkshire zur Hand gegangen.

R. Pauli.

Materie und Form und die Definition der Seele bei Aristoteles. Ein kritischer Beitrag zur Geschichte der Philosophie von Georg Freiherrn v. Hertling, Privatdocenten der Philosophie an der Universität zu Bonn. — Bonn, Ed. Weber. 1871. 178 S. 8.

Jene Zauberformel, die ehemals nur die Gelehrten wussten und als Antwort auf gar manche schwere Frage, als Rettung aus tausend Verwickelungen schätzten, heute ist sie in Jedermanns Munde, aber sie hat die alte Kraft nicht mehr. Es ist der metaphysischen Distinction von Materie und Form ergangen wie vielen anderen Gestaltungen unseres Begriffsorganismus, von denen sich nach einer langen Reihe von Wandlungen oft nur ein kleiner Rest, oft auch statt des Begriffes nicht viel mehr als das Wort, die theure Haut, in die Gegenwart herüberrettete. Und es ist besser so, denn die Fülle war nicht gesund. Gleichwohl hat man jetzt erst recht ein Interesse, solche Formen zurückzuverfolgen, und zwar nicht bloss dahin, wo sie am meisten ausgebildet erscheinen, sondern bis in ihre ersten Anfänge, und diese auf den Rechtstitel zu prüfen, unter welchem sie in die wissenschaftlichen Betrachtungen eingeführt worden sind. Denn das ist die einfachste Probe für die Berechtigung ihrer Elimination, und zugleich der beste Weg zum Verständniss der Rudimente, die sich etwa davon erhalten, oder der Analogien, die ihre Stelle eingenommen haben. Finden sich Einzeluntersuchungen mit dieser Absicht verhältnissmässig selten, so wird der Grund davon in den Schwierigkeiten liegen, die bei Vielen das Interesse noch überwiegen mögen, zumal in Sachen so abstracter metaphy-

sischer Begriffe, wie der obigen. Um so mehr Anerkennung verdient der Fleiss und die Einsicht, womit der Verfasser vorliegender Schrift sich dieser Aufgabe unterzog. Nur ein grober Umriss der Untersuchung möge hier gezeichnet werden, um das über den Charakter der Aufgabe wie der Lösung Gesagte zu bestätigen.

Angesichts der manichfachen Formen, in welche jene Begriffe gebracht, und der manichfachen Materien, auf welche sie angewandt worden sind, lässt sich erwarten, dass bereits ihre ursprüngliche Fassung keine durch und durch bestimmte und einheitliche gewesen, und dies wiederum setzt voraus, dass sie aus verschiedenen Ueberlegungen entsprangen, deren Resultat aber unter einer gemeinsamen Formel zusammengefasst wurde. In der That wird hier gezeigt, wie eine erste Reihe von Betrachtungen, betreffend das Entstehen und Vergehen der körperlichen Dinge, Aristoteles veranlasste, in ihnen etwas, das schon vorhanden war und bleibt, d. i. ihre Möglichkeit (Materie) zu scheiden von der Wirklichkeit, die hinzukommt oder hinwegfällt (Form); wie ferner schon diese ursprüngliche Fassung es nahe legte, Werthbestimmungen daran zu knüpfen (die Form erscheint als das Wichtigere); wie dann eine zweite Ueberlegung, anschliessend an die sokratische Begriffs- und die platonische Ideenlehre, dazu führte, ein sich gleichbleibendes Wesen zu scheiden von den zufälligen Einzelbestimmungen, und wie der Grund des ersteren nur in der Form, der der letzteren nur in der Materie gesucht werden konnte.

Im Vorbeigehen macht hier der Verf. einen bemerkenswerthen Versuch zur Lösung einer vielbesprochenen Schwierigkeit. Aristoteles, sagt

man, lehrt mit Plato, je mehr etwas an Realität besitze, um so mehr sei es auch erkennbar, und umgekehrt. Er lehrt ferner mit Plato, nur das Allgemeine sei wahrhaft erkennbar. Er lehrt aber anders als jener, nur das Einzelne sei wahrhaft seiend; und das widerstreitet dem Obersatz. — Man kann, lautet die Antwort, im Sinne des Aristoteles nicht schlechtweg sagen, das Allgemeine als solches (wegen seiner Allgemeinheit) sei Object des Wissens. Bedingung des strengen Wissens ist vielmehr, dass die Materie, der Grund des Zufälligen, ausgeschlossen sei. Darum sind die immateriellen Individuen trotz ihrer Individualität Gegenstand des Wissens. Und darum ist das sinnlich Einzelne nicht als Einzelnes unwissbar, sondern vielmehr deswegen, weil der Begriff hier durch die Materie, den Grund des Zufälligen, verdunkelt ist. Weil aber dies Zufällige sich in einer Menge einzelner Dinge findet, nimmt der Begriff diesen gegenüber hier auch den Charakter der Allgemeinheit an. Das Einzelne ist demnach zwar überall das wahrhaft Seiende, aber nicht überall das wahrhaft Erkennbare; sondern erkennbar ist der Begriff, der aber ist nur bei einem Theil des Seienden allgemein, beim anderen Theil fällt er mit dem Individuum zusammen. — Dass Aristoteles, der die obige Schwierigkeit selbst bemerkt und nicht leicht nimmt (Met. I, 4 und sonst), sie einfach habe stehen lassen, ohne irgend wider den Stachel auszuschlagen, ist nicht glaublich, so wenig als dies von Plato gegenüber den Instanzen im 1. Theil des Parmenides anzunehmen wäre. Ein Widerspruch kann unbeachtet bleiben; ist er aber bemerkt, dann kann er nicht bleiben, sondern muss offen oder heimlich aus der Welt geschafft werden. Und dass

man dies in der vom Verf. angegebenen Weise sich zu denken habe, ist wenigstens sehr wahrscheinlich; die Begriffe, wie sie Aristoteles vorlagen, weisen unmittelbar auf diesen Weg. Etwa was anderes ist jedoch; ob zwischen den Begriffen ein Widerspruch besteht, und etwas anderes, ob sie selbst innerlich widerspruchslös, völlig klar und bestimmt sind. Dass dies letztere vielmehr nicht der Fall ist, zeigt die eigene weitere Untersuchung des Verf.

Indem nämlich der Grund des allgemeinen Wesens in der Form, der der zufälligen Einzelbestimmungen in der Materie gefunden wird, ist damit schon eine Combination gegeben, welche der Integrität dieser Begriffe verhängnisvoll wird. Vor allem treten *εἶδος* die Form und *οὐσία* das Wesen in so enge Verbindung, dass sie, obwohl ursprünglich verschieden gedacht, doch nicht immer auseinandergehalten werden; ein Verhältniss, welches der Verf. eingehend untersucht. Zuerst wird die Verschiedenheit constatirt, welche sich nach dem zu dem einen und zu dem anderen führenden Gedankengange ergibt (die Form ist etwas Individuelles, der Wesensbegriff etwas Allgemeines, die Form ist der Materie entgegengesetzt, der Wesensbegriff muss diese, da er das Wesen des ganzen Dinges ausdrücken soll, wenigstens bei den körperlichen Dingen im Allgemeinen in sich enthalten etc.). Dieser Verschiedenheit des zu Grunde liegenden Gedankens steht nun aber eine durchgängige Identität der sprachlichen Bezeichnungen gegenüber (beide heissen *εἶδος*, *οὐσία*, *τὸ τί ἦν εἶναι*, selbst *λόγος* etc.), die es zweifelhaft machen könnte, ob Aristoteles die beiden Vorstellungen auch nur irgendeinmal deutlich von einander geschieden habe. Der

Verf. bezeichnet jedoch mit Recht viele Stellen, wo offenbar nur an die eine, und Stellen, wo offenbar nur an die andere gedacht ist; sowie andere, wo von Aristoteles selbst der Unterschied von Form und Wesensbegriff klar ausgesprochen und anerkannt ist. Dagegen fehlt es nun aber auch nicht an Stellen, wo entweder mit gleicher Wahrscheinlichkeit auf beides zu rathen ist oder wo offenbar eine wirkliche Vermengung stattfindet. Zu den Gründen und Anlässen dieser Vermengung, welche der Verf. nachher aufzählt, liesse sich auch reihen, was sich aus der Verwechselung beider als *αἴσα* (cf. S. 59) ergibt; denn dieser liegt nothwendig eine vorausgegangene oder gleichzeitige Vermengung von *αἴον* im logischen und im realen Sinne zu Grunde, die denn auch in Stellen wie Met. A, 3. p. 983, a, 24 unverkennbar ist.

In demselben Maasse, in welchem sich die Form dem abstracten allgemeinen Begriffe nähert, muss ihr Correlat, die Materie, die Bedeutung des concreten individuellen Dinges oder Zustandes annehmen. Dazu kommt, dass ihr ursprünglicher Begriff, noch abgesehen von seiner inneren Denkbarkeit, das was er leisten soll nicht leistet, wenn er nicht concreter gefasst (und dadurch freilich wesentlich alterirt) wird. Würde der vergehende Körper oder Zustand nur eine allgemeine Möglichkeit als Beitrag zum entstehenden liefern, so könnte er nicht von bestimmendem Einfluss auf die specifische Beschaffenheit des letzteren sein; und doch wird factisch nicht alles aus allem, sondern jedes aus einem ihm entsprechenden Möglichen. Auch dass die Materie Grund der Naturnothwendigkeit wie des Zufalls (besonders der Missbildungen) sein soll, ist eine Bestimmung, die

sich mit der völlig bestimmungslosen reinen Möglichkeit nicht wohl verträgt. Aristoteles selbst hat diese verschiedene Bedeutung der Materie anerkannt; indem (wie er einmal in Bezug auf frühere Denker sagt) die eigene Natur der Sache den Weg gebahnt und zu ihrer Untersuchung gezwungen hat. Nicht zwar möchte (mit dem Verf. S. 79) hieher zu rechnen sein de gener. et corr. I, 4. 320, a, 2, wo nur von dem Unterschied der substanziellen und accidentellen Möglichkeit die Rede ist, d. h. der dem Wechsel der Substanzen und der dem Wechsel der Zustände zu Grunde liegenden, die aber beide in der ersten ursprünglichen Bedeutung gefasst sind. Schon besser hätte sich ib. I, 3. 319, a, 29 anführen lassen. Ausdrücklich aber wird allerdings an einigen Stellen der Metaphysik eine entferntere und eine nähere oder eigenthümliche (*οὐκ ἐστὶν*) Materie unterschieden und unter der letzteren nichts anderes verstanden als die vorausgegangene wirkliche Disposition (S. 83). Aus solch' nächsten Ursachen aber soll man, lehrt Aristoteles, die Erklärungen geben. »Wo irgend also wir die Materialursache zur Erklärung mit herbeiziehen, ist sie nicht mehr jenes an sich Unbestimmte und Unwirkliche, das nur leidensfähige Substrat, die blosse Möglichkeit. Nirgends handelt es sich um den leeren Nachweis, dass das, was durch den realen Vorgang erzeugt wurde, sei es ein neues Ding, sei es ein neuer Zustand, möglich war, ehe es wirklich wurde, sondern darum, dass etwas vorhanden war, was die Anlage hatte, irgendwie das Neue aus sich hervorgehen zu lassen. Diese Anlage aber ist nicht die gleichmässige Möglichkeit zu dem späteren wie dem früheren Dinge oder Zustand, welche der wirk-

lichen Natur des letzteren als schwer begreifbares Substrat zu Grunde läge, sondern offenbar diese wirkliche Natur selbst, aus der und dem Einflusse des sogenannten wirkenden Princip das Neue als ihr gemeinsames Product hervorgeht. (S. 86).

Denn nicht nur der Gegensatz zur Form (Wirklichkeit), sondern auch der zum wirkenden Princip geräth durch diese Betrachtung in's Schwanken; weshalb auch Arist., *πάλιν αὐτῆς τῆς ἀληθείας, ὥσπερ εἶπομεν, ἀναγκαζόμενος*, der Materie öfters eine Art Widerstandskraft zuschreibt. Und so lassen sich ungefähr drei Stufen angeben, auf denen dieser Begriff bei ihm erscheint: als qualitätsloses Substrat, als mit bestimmten Eigenschaften behafteter Stoff, endlich als mitwirkende Ursache. Ein anderer Schritt in dieser Richtung, auf der sich die aristotelische Theorie des Werdens der Natur nähert, findet der Verf. in der Annahme eines activen Strebens, einer Spannkraft, die nur auf den Wegfall oder Zutritt gewisser Bedingungen wartet, um sofort und mit Nothwendigkeit zu wirken. Allein (so wäre diese Bemerkung zu ergänzen) Aristoteles knüpft die Bewegung an das Streben, das er auch nicht genauer definiert, nicht an die Materie, sondern an die Form. Der Materie wird bei scharfer Erklärung immer die Fähigkeit des Wirkens abgesprochen (z. B. *gen. et corr. II, 9. 335, b, 29: τῆς μὲν γὰρ ἐν τῷ πάσχειν ἔστι καὶ τὸ κινεῖσθαι, τὸ δὲ κινεῖν ποιεῖν ἐτέρας δυνάμεως*). Ganz ähnlich verfährt Leibnitz, indem er die zuerst verworfenen *ἐν λήχειαι πρώται* nachher in *forces primitives* umdeutete und jenes Streben zur Action zum wesentlichen Merkmal der Substanz erhob, die Materie als gänzlich passives Substrat bei

halten. Wenn er, über die Materie befragt, erklärt (opp. phil. ed. Erdmann p. 466): *Respondeo primo, principium activum non tribui a me materiae nudae sive primae, quae mere passiva est, et in sola antitypia et extensione consistit; sed corpori seu materiae vestitae sive secundae, quae praeterea Entelechiam primitivam seu principium activum continet. Respondeo secundo, resistantiam materiae nudae non esse actionem, sed meram passionem* — so stimmt dies ziemlich genau mit der aristotelischen Fassung; auch die Unterscheidung der *materia prima* und *secunda* entspricht den verschiedenen Bedeutungen, die vorhin erwähnt wurden. Andere freilich haben die unthätige Materie vollends abgeschafft.

Die Selbstkritik, wie sie in den geschilderten Begriffsmetamorphosen zu Tage tritt, pflegen Viele gerade bei Aristoteles im Gegensatz zu seinem Vorgänger zu vermissen. Sie ist auch weniger als dort in zeitlich gesonderte Stadien zu zerlegen. Und doch bildet sie einen wesentlichen Gesichtspunkt bei der Beurtheilung des Denkers, der jetzt wieder wie vor Zeiten einmal theils gepriesen und theils verdammt wird. Wer glaubt, seine charakteristische Lehre sei darin beschlossen, dass etwas, bevor es wirklich wird, möglich war, und dass es das nicht werden kann, was es schon ist, hat Recht, sie naiv und lächerlich zu finden; aber Unrecht, solches zu glauben. Ein Blick auf die Ueberlegungen, die durch die Termini *Materie* und *Form* nur ihren starren Ausdruck fanden, wie auf ihre manichfachen Weiterbildungen zeigt auch hierin den umsichtigen und energischen Forscher, der überall den Boden umwühlt und nach Schätzen

der Erkenntniss gräbt, und, wo er keine findet, eben doch geackert hat.

Es versteht sich, dass die logischen Gründe zu den einzelnen Positionen nicht von Anfang zwingende Kraft besaßen, wäre ja sonst alles in Ordnung. Der Verf. untersucht daher noch die psychologischen Motive, welche ihre Annahme begünstigten und eben darum auch ihrer schliesslichen Verwerfung trotz aller Ansätze dazu sich entgegenstellten. Er findet, dass zwei Betrachtungsweisen, zu denen unser Denken neigt, auch vom Stagiriten ihren Tribut gefordert haben. Erstlich Uebertragung von Anschauungen, die nur in Bezug auf menschliche Thätigkeit Bedeutung haben, auf die der Natur, woraus insbesondere jene Gegenüberstellung der *causa materialis* und *efficiens* entsprungen sei. Factisch entnimmt Aristoteles gern seine Beispiele den Werken der Kunst. Zweitens und vorzugsweise die (damit einigermaßen verwandte) Neigung, Vorstellungsinhalten, die wir zu Zwecken der Erkenntniss uns bilden und die oft auch nur unsere eigenen Denkhätigkeiten bezeichnen, eine Realität ausserhalb des Denkens und unabhängig von ihm zu vindiciren. Dies zeige sich sowohl an der Form, sofern sie das Wesentliche bezeichnet, das wir an dem Ding unterscheiden, als an der Objectivirung der rein logischen Möglichkeit zu einem realen bleibenden Substrat, der Materie. Hierin liegt in der That der innere Widerspruch dieses Begriffs, der ihm von Anfang anhaftete, und auch der Grundfehler der ganzen Theorie, der alles übrige nach sich zog.

Um die genaue Angabe der *idola tribus* im einzelnen Fall wird es zwar immer misslich stehen — denn wer wollte mit Zuverlässigkeit all' die

psychologischen Quellen eines Irrthums finden, dessen Entstehung man nicht direct beobachten konnte? — indessen hätte sich im Hinblick auf die Bedeutung der Form als Ursache vielleicht noch als ein drittes, wenn auch nicht gleich massgebliches Motiv anführen lassen, die Neigung mehr zu erklären als nöthig oder möglich ist, was dann stets durch Wiederholung der Thatsache geschieht. Woher hat dies Ding seine Grösse? Wenn wir, sagt Plato, von den materiellen Ursachen, die ja leider nothwendige Vorbedingungen sind, absehen, offenbar von der Idee der Grösse; und er fügt hinzu, dass es nebstdem auch durch eine ihm innewohnende Grösse gross sei (Phaedo 102d f.). Das letzte ist ganz die aristotelische Form. Was demnach Aristoteles den Platonikern vorwirft, sie hätten, indem sie die Ursachen der Dinge zu erfassen glaubten, noch mehr dazu in die Welt gesetzt, wie wenn einer, um etwas besser zählen zu können, es vorher multiplicirte — desselben hat sich im Grund auch Aristoteles schuldig gemacht.

Es ist die Manier, die A. Comte gar als den Typus der metaphysischen Forschung überhaupt bezeichnet. Doch rechnen wir es dem Verf. nicht als wesentliches Uebersehen, wenn er sie nicht unter jenen psychologischen Motiven auführt. Denn was — um von der *πρώτη φιλοσοφία* überhaupt hier zu schweigen — was Aristoteles ursprünglich wollte, war in der That eine wichtige und auch eine ausführbare Untersuchung. Es war, wie der Verf. ausführlich darlegt, die Erklärung des Werdens, jener allgemeinen Thatsache, die schon den alten Ioniern wundersam erschien. Diese Thatsache war in dem Sinne zu erklären, als es galt, sie auf

ihren einfachsten und genauesten Ausdruck zurückzuführen, der dann zugleich die logischen Voraussetzungen enthalten musste, durch welche allein wir sie widerspruchslos zu denken vermögen. Die Formel wurde aber falsch. Und nun nachdem das Ding einmal aus Möglichkeit und Wirklichkeit zusammengesetzt worden, da war es beinahe selbstverständlich, diese Wirklichkeit, die doch nur das Ding wieder selber ist, als eine reale Bedingung, eine Art von Ursache desselben zu fassen. Damit erst hatte man sich der oben getadelten Erklärungsweise gefangen gegeben. Also wenigstens zu den primären Motiven gehört jene Neigung nicht, wenn sie auch an zweiter Stelle mitgewirkt haben mag.

Die Definition der Seele, die der zweite Theil unserer Schrift behandelt und zunächst im engen Anschluss an *de anima* I und II (umständlicher vielleicht, als nöthig war) begründet, hängt bekanntlich bei Aristoteles wie in den meisten Systemen enge mit den ontologischen Principien zusammen. Ja die Seele kann nach Aristoteles nichts anderes sein als die Form des Lebendigen, ebenso wie sie nach Herbart nichts anderes sein kann als eines der einfachen Wesen und ihre Zustände nichts anderes als Selbsterhaltungen. Gleich einfach stellt sich die Kritik. Die Definition der Seele ist, die Tadellosigkeit der dabei gebrauchten Begriffe vorausgesetzt, eine wirkliche Erklärung im Sinne der Subsumtion unter allgemeine Begriffe oder (wie Manche sich ausdrücken) der Coordination von Thatsachen, nämlich von psychischen Thatsachen mit physischen. Da aber die angewandten Begriffe sich uns nicht fehlerfrei erwiesen, so hat

die Definition wissenschaftlichen Werth nur für Aristoteles, für uns keinen. Dabin lautet auch das Endurtheil des Verf., indem er darin nur den von den lebenden Wesen abgezogenen, dann aber objectivirten und den wirklichen Dingen vorangestellten Gedanken der Baseeltheit erblickt und die als Beleg angeführten psychophysischen Thatsachen, deren Beobachtung und erstmalige theoretische Beachtung immerhin ein wirkliches Verdienst war, doch schliesslich in derselben Weise erklärt findet, in welcher die Form überhaupt Erklärungsgrund sein kann d. h. tautologisch.

Nebst der blossen Anwendung findet er nun in der Psychologie auch eine eigenthümliche Weiterbildung der ontologischen Begriffe. Indem nämlich die Seele eine Form ist, die noch mehr leisten soll als die übrigen, erfährt die Auffassung des Formbegriffs überhaupt in diesem Falle besondere Modificationen. Die Seele wird auch als Zweck des Leibes gefasst und zwar nicht nur sofern sie bei seiner Entstehung als vollendende Wirklichkeit hinzutritt (wie jede Form Zweck ist) sondern auch sofern er nachher ihren Operationen dient. Sie ist ferner wirkend des Princip und zwar nicht bloss, nachdem sie selbst von anderem bewegt worden (wie die übrigen Wirklichkeiten) sondern auch erstes und unbewegtes; und nicht blind wirkend wie die Naturkräfte, die im Körper arbeiten, sondern als Lenkerin und Herrscherin. Wird nun die Form auf solche Weise der Materie gegenübergestellt, so muss diese gleichfalls viel concreter gedacht werden, und die Einheit des Ganzen scheint bedenklich. Noch kühner wird dies alles durch die Hinzufügung eines gänzlich immateriellen Bestandtheils der Seele, des *νοῦς*,

womit der allgemeine Begriff der Seele beim Menschen specificirt wird. Es ist beim Menschen nicht bloss die Form mit der Materie sondern mit dieser Form der Materie noch eine reine Form zur Einheit verbunden.

Dass und aus welchen Gründen eine solche immaterielle Form von Arist. statuirt wurde, dass und in welchem Sinne er sie als Theil des Ganzen fassen konnte, wurde von Franz Brentano in seiner Schrift über »die Psychologie des Aristoteles, insbesondere seine Lehre vom *νοῦς ποιητικός*« (1867) ausführlich erläutert. In dem Plane dieser Schrift lag es zu zeigen, wie sich auf dem Fundament der ursprünglichen ontologischen Begriffe das ganze Gebäude der Psychologie mit strenger Consequenz entwickelt, nicht aber, dieses Fundament (und insofern auch das Ganze) einer Kritik zu unterwerfen. Indessen nun der Verf. vorliegender Schrift gerade hier auf sein Augenmerk richtet, findet er doch die innere Consequenz des Ganzen nur bestätigt. Er schliesst sich in den letzterwähnten Punkten theils kürzend theils erweiternd mit geringen Ausnahmen jener Erörterung an. Und dasselbe gilt von der noch folgenden Ausführung über den Ursprung der Seele und über den *νοῦς ποιητικός*. Nur möchte es nicht im Sinne der traditionellen Auffassung sein, wenn (S. 176) diese letztere mit der Frage »nach der Quelle der Nothwendigkeit und Allgemeinheit in unserm Erkenntniss« in Verbindung gebracht wird, da er vielmehr nur den Ursprung der Begriffe erklären soll, ohne welche zwar ein allgemeines und nothwendiges Urtheil nicht möglich, sondern es aber auch noch nicht gegeben ist. Was sich über jene Frage bei Aristoteles findet, sind, wie der Verf. selbst sagt »nur unsichere

Spuren und vereinzelte Andeutungen«. Dagegen für die nach dem Ursprung der Begriffe war die Alternative schon von Plato bestimmt gestellt worden. Aristoteles entscheidet sich bekanntlich für die Herleitung aus den sinnlichen Einzelvorstellungen der Erfahrung. Der νοῦς ποιητικός soll nun nach der Auffassung, wie sie der Verf. im übrigen vertritt und wie sie auch dem Ref. am besten den directen Aussprüchen und den Anforderungen des Systems zu entsprechen scheint, nichts anderes sein als eine unserer Seele immanente Kraft, welche aus den sinnlichen Einzelvorstellungen die Begriffe erzeugt. Es geht daraus hervor — und darin liegt der Zusammenhang mit der vorausgegangenen Untersuchung des Verf., — dass Aristoteles, so viel er auch in die Einheit der beseelten Substanz hineinnimmt, doch nicht den totalen Widerspruch begeht, auch eine wirkliche fremde Substanz darin miteinzuschliessen, die dann noch dazu bei allen Menschen Eine und dieselbe wäre, nämlich den von aller Welt unberührten, getrennten νοῦς, als welchen er die Gottheit definirt.

Der Index Aristotelicus ist dem Buche schon vielfach zu Statten gekommen.

C. Stumpf.

Ammiani Marcellini rerum gestarum libri qui supersunt Franciscus Eyssenhardt recensuit. Berolini MDCCCLXXI. F. Vahlen. XIII und 599.

Ueberall sehen wir in den letzten Jahrzehnten, die deutsche Philologie mit erneutem Eifer

zurückkehren zum Studium der Handschriften, um mit deren Hülfe unseren Text der classischen Autoren einer gründlichen Revision zu unterwerfen; und diesem Eifer verdanken wir eine Reihe der trefflichsten Ausgaben. Nur Einen unter den grösseren und wichtigeren Historikern vermisste man, selbst nachdem bereits Ausgaben von viel unwichtigeren Autoren erschienen waren: den Ammianus Marcellinus. Allerdings wurden mehrmals Ansätze gemacht zu einer Ausgabe desselben; nachdem einmal der Werth des cod. Vat. 1873 erkannt worden war sind vollständige und von einander unabhängige Collationen der ganzen Handschrift angefertigt von den HH. Hübner, Kiessling, Köhler-Eyssenhardt und endlich dem Unterzeichneten. Dass dennoch keine Ausgabe erschien, hatte wohl hauptsächlich seinen Grund in der Schwierigkeit der gestellten Aufgabe. Man fühlte wohl, dass eine wirklich abschliessende Leistung auf diesem Gebiete sehr viel Zeit und Arbeit in Anspruch nehmen würde; und dass der Constatuirung des Textes sehr umfangreiche Untersuchungen über den Sprachgebrauch und Wortschatz des Ammian vorangehen müsse. — Vor den Andern hat nun H. Eyssenhardt seine Vorbereitungen abschliessen zu können geglaubt und den Ammianus Marcellinus in Anfang dieses Jahres bei F. Vahlen in Berlin erscheinen lassen. Das Bedürfniss nach einer neuen Ausgabe war allerdings dringend und lange gefühlt; denn einerseits war der Text so verwahrlost und stellenweise geradezu sinnlos, dass kaum Jemand den Am. M. lesen mochte, andererseits aber konnte sich Niemand daran machen ihn zu entziffern, ohne die Handschriften und namentlich den Vaticanus 1873 zu kennen. Es

ist das Verdienst von E. durch Veröffentlichung seiner Collation eine Menge neuen Materials in Umlauf gesetzt zu haben, wodurch auch weiteren Kreisen das Studium dieses Schriftstellers ermöglicht wird. Hoffen wir, das die deutsche Philologie dasselbe möglichst bald und vollständig verwerthe; denn auch nach der Ausgabe von E. bleibt noch sehr Vieles zu thun übrig; und H. E. selbst wird nicht behaupten wollen, dass er seine Collation in erschöpfender Weise ausgebeutet habe. Ferner kann man ihn nicht freisprechen von dem Vorwurf sich zu einseitig auf den Vaticanus 1873 und den durch die frobensche Ausgabe (Basel 1533) repräsentirten Hersfeldensis beschränkt zu haben. Während die frühern Herausgeber bis auf Wagner herab kritiklos ihre Lesarten den verschiedensten Handschriften entlehnten, citirt E. nur 2 derselben. Wenn er darin noch so sehr in seinem Rechte wäre, so war er uns doch schuldig, seine Gründe anzugeben, weshalb er die Auctorität der anderen Handschriften zurückweist bei der Reconstruction des Textes. Ehe sie verurtheilt werden, müssen wir doch erfahren, dass es andere Handschriften giebt; und dies gilt hauptsächlich von den codd., die sicher nicht Copien des Vaticanus sind. Doch H. E. scheint sich keine derselben näher angesehen zu haben. Von den noch vorhandenen in Italien und Frankreich zerstreuten Handschriften des Am. M., die ich theils durch eigene Anschauung, theils durch Citate kenne, und deren Zahl ich ungefähr auf 20 veranschlage, existiren für H. E. nur der Vaticanus 1873 und der Urbinas 416. Warum er sich gerade diesen letzteren ausgewählt, ist mir vollkommen unerklärlich. Er ist wie fast alle Urbinaten auf ausgezeich-

netem Pergament und vortrefflich geschrieben, aber auch, wie die meisten derselben sehr jung. — Warum ist gerade dieser Codex bevorzugt vor den nahe verwandten Vat. 3348 und Vetus 388? und warum erhalten wir nicht vielmehr eine Collation sämtlicher Handschriften, wenigstens so weit sie in Rom vorhanden sind für die kurze Partie, wo E. bloss die des Urbinas veröffentlicht; d. h. also für 31, 8, 5—31, 10, 18, die im Vaticanus 1873 fehlt? Woher stammt aber dieses Stück im Urbinas und den mit ihm verwandten codd.? Sind dieselben unabhängig vom Vaticanus 1873? dann musste die ganze Handschrift und nicht bloss eine kurze Stelle verglichen werden. Ist er aber eine Abschrift desselben, wie erklärt es sich dann, dass er mehr bietet als sein Original? Das sind alles Fragen, die H. E. weder aufwirft noch beantwortet. —

Neben den Handschriften hat die Ausgabe des Gelenius (bei Froben, Basel 1533) für uns eine besondere Bedeutung, was Haupt bereits im berliner index lectt. für das Sommersemester 1868 nachgewiesen hat. Ueber diese Ausgabe sagt E. p. VI: *Et de Gelenio deque eis quae ex codice Hersfeldensi in Ammiano siue suppleuit siue emendauit, perquam difficile est et lubricum iudicium. nam Gelenius ne semel quidem de codice illo data opera quidquam testatus est, sed tacito quae corrupta uiderentur emendauit.*

Wenn man auch im Grossen und Ganzen die Richtigkeit dieser Behauptung sofort einräumen wird, so fehlt es der Kritik doch nicht an jeder Handhabe zur Kontrolle des Gelenius, wie es nach des Worten E.s fast scheinen möchte. Diese Möglichkeit verdanken wir einem glücklichen Zusammentreffen von Umständen.

Bis zum Jahre 1538 waren nämlich vom Ammianus Marcellinus nur die Bücher 14—26 bekannt; da erschienen fast gleichzeitig 2 neue volltändigere Ausgaben: die des Accursius (Augsburg in Mai 1533) und die des Gelenius in Juli desselben Jahres bei Froben in Basel. Erstere geht zurück auf eine Abschrift des Vaticanus 1873; die zweite auf die jetzt verlorne Hersfelder Handschrift, die im Verein mit den unvollständigen Ausgaben seiner Vorgänger Gelen's einziges Hülfsmittel bildete. Wenn nun also in den Büchern 14—26 Gelen mit seinen Vorgängern gegen den Vaticanus 1873 übereinstimmt, so entbehrt seine Lesart natürlich der Autorität des Hersfeldensis, und hat nur den Werth einer Conjectur. Andererseits sind wir für die Bücher 26—30 (denn das letzte Buch fehlte im Hersfeldensis) in der günstigen Lage, wirklich einen möglichst treuen Abdruck jener Handschrift zu besitzen; da Gelenius die vaticanische Recension nicht kennen konnte, weil, wie gesagt, jene beiden Ausgaben fast gleichzeitig erschienen. Die ältesten Ausgaben, wie z. B. die ed. romana (1474) und bononiensis (1515) haben also noch immer ihren Werth ebenso gut wie codd., der unvollständigen Klasse, wie z. B. Regin 1994, die jenen Ausgaben zu Grunde liegen; und obwohl bereits Haupt*) auf die Wichtigkeit dieser Ausgaben hingewiesen, hat H. E. sich doch stillschweigend dieser Mühe überheben zu können geglaubt.

Soweit über die Hülfsmittel, die H. E. benutzt, respective nicht benutzt hat. Es fragt

*) Indem lect. berol. 1868 p. 6: neutro (sc. exemplari Romano et Castelliano) carere poterit qui novarum Ammiani exemplaria parare voluerit, qualia edum desiderantur.

sich nun, wie er dieselben benutzt hat, d. h. also in diesem Falle hauptsächlich den Vaticanus 1873. — Schon als ich vor einigen Monaten in Deutschland seine Collation mit der meinen verglich, fielen mir einige Differenzen auf; ich habe deshalb hier in Rom einige Stücke der eyssenhardtschen Collation mit dem Original, dem Vaticanus 1873 verglichen, und gebe hier zur Probe die Nachträge und Berichtigungen eines Kapitels:

Am. M. 23, 6, 1 (ed. E.) sed. — *et* V.

§. 6 uice. — uicem V.

§. 7 fatisque V¹ — fatisque V. ui — suis V.

§. 8 tutum — totum V.

§. 13 meridiali — meridali V.

§. 14 satrapiae — satrapiae (i subscr. m. rec.) V.

quidquid

^c

§. 18 quicquid v. — quidquid quod — quot V.

§. 19 asmabei — asbamei V. stagno — stagnum V.

§. 23 priscis temp. — temp. priscis V.

§. 24 exiluit — exiliuit V.

§. 26 praestant Oates — praestantior oates V. hareno[os]as — harenosas V.

§. 27 Acropatene — Agropatene V.

§. 29 montis — montes V. pingui — pingua V.

§. 34 u. 35 apud. *d* corr. ex *t*.

§. 38 periti — peritia durant — duri V.

§. 40 maximi — maxime V. abolito — obolito V.

§. 41 batradites — batradites *et* V.

§. 42 *hardea* — *ardea* V.

§. 44 14 *sunt* || V. — 15 *habitatores sunt* V.

§. 46 *portus* — *potus* V. *temperia* — *temperca* V.

§. 47 *taphra* — *tafra* V.

§. 48 *fructuariis* — *fructuarius* V.

§. 53 *Iup[ras 1. lit.] piter* V.

§. 58 *perstringunt* — *praestringunt* V.

ri

§. 64 *ubeitate* V¹ — *ubeitate* V *meridiem*
— *meridis* V. *gangen* — *ganger* V.

r

§. 67 *arborum* — *arborem* V. *tenerimam* —
tenerimam V.

§. 70 *portis* — *portum* V.

§. 71 *prosthasia* — *prosthasia* V.

§. 80 *callidi* — *callidis* V.

§. 82 *uetustas* — *uetustais* V.

§. 86 *quod* — *quot* V.

cu

§. 87 *receptacula* — *receptacula* V.

Auch die köblersche Collation (14. 1. 1 — 17, 2, 3) habe ich an zwei Stellen nachverglichen; jedoch nur Kleinigkeiten gefunden, wie sich wohl bei jeder auch der sorgfältigsten Collation werden nachtragen lassen.

Die Collation des Vaticanus bildet also die eigentliche Basis des Textes sowohl was den Wortlaut als auch was die Orthographie betrifft; und es ist anerkennenswerth, mit welcher Consequenz H. E. dieses allerdings schon früher als richtig anerkannte Prinzip in seiner Ausgabe durchgeführt hat. — Natürlich hat er die Conjecturen der Aelteren, wie z. B. Valesius gebührend berücksichtigt; und auch von den in einigen kleinen Monographien zerstreuten Con-

jecturen Neuerer hat er die in den Text gesetzt, die ihm richtig schienen; eigene Conjecturen hat er sehr wenige mitgetheilt und auch diese kann man nicht unanfechtbar nennen; jedoch der beschränkte Raum verbietet mir näher auf dieselben einzugehen. Wirklich durchgreifende Erfolge auf dem Gebiete der allerdings sehr schwierigen Textkritik hätte H. E. nur haben können, wenn er sich entschlossen hätte, den Sprachgebrauch des Amm. festzustellen und so zu sagen ein Speziallexicon anzulegen. — Schwierig nenne ich diese Aufgabe, denn es trifft ungefähr Alles zusammen, was uns die Kritik eines Schriftstellers erschweren kann. Erstens ist die Ueberlieferung schlecht und lückenhaft; sodann drückt Ammian oft sehr gezielte Gedanken in einer fast noch gezielter Sprache aus, die um so schwerer zu verstehen ist, als das Latein nicht einmal seine Muttersprache ist; und endlich giebt es nur sehr wenig Schriftsteller, die man zur Controlle heranziehen könnte.

Sicher durften wir, wenn auch kein Speziallexicon des ammianeischen Sprachgebrauchs, so doch einen neuen index nominum in der neuen Ausgabe erwarten; denn nicht nur, wer sich eingehender mit diesem Schriftsteller beschäftigte, sondern fast Jeder, der nur hin und wieder einmal einzelne Stellen nachzuschlagen hatte, war längst überzeugt, dass die wagnerschen indd. ungemein nachlässig gearbeitet, und gänzlich ungenügend sind. Unbegreiflicher Weise scheint H. E. zu dieser Ansicht nicht gekommen zu sein; denn er druckt den ersten Index ohne Weiteres wieder ab mit der lakonischen Bemerkung: *Indices ex Wagneri editione paucis mutatis repetiti sunt.* — Er ist ein nur allzu treuer Abdruck mit allen Flüchtigkeiten und Unge-

naugkeiten Wagners. So wird z. B. die Geographie um eine Völkerschaft bereichert, nämlich die Coroni, *populus Mediae* 23, 6, 29 (p. 567 ed. E.), während Ammian ausdrücklich sagt: *Coroni montis etc.* — Cambyzes ist ein König von Aegypten 17, 4, 4 (rc 3); und 14, 1, 9 feiert statt des Gallus, Gallien seine nächtlichen Orgien in Antiochia etc. — Um zu zeigen, wie mangelhaft der wagner-eyssenhardtsche Index gearbeitet ist, lasse ich zur Probe einige Nachträge folgen zu einem einzigen Buchstaben, die auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch machen, sondern sich gelegentlich bei der Lectüre ergeben haben. Ich greife den Buchstaben C heraus.

Caesar, Jul. 28, 4, 18.

Caieta 28, 4, 18.

Calonstoma 22, 8, 45.

Cappadocia 25, 10, 6.

Capua 25, 9, 10.

Cares 28, 4, 9.

Carmani 23, 6, 74.

(Carmania) 23, 6, 14.

Carmaniae sinus 23, 6, 12.

Carthago 14, 11, 32; 24, 2, 16.

Caspium mare 23, 6, 26.

Caspium montes 23, 6, 74.

Caspiae portae 23, 6, 13 und 70.

Catiline 25, 3, 13.

(Cato Censorinus) 26, 10, 10; 28, 1, 39; 30, 4, 21; [28, 4, 9 cf. adn.].

(Cato Uticensis) 28, 4, 21.

Caucasus 22, 8, 27; 23, 6, 70.

Caudinae F. 25, 9, 11.

Chalcis 24, 1, 9.

Cherronesus 26, 10, 8.

Cilicia 26, 7, 2.

- Cicimbricus 28, 4, 28.
 Cimbri 31, 5, 12.
 Cinessores 28, 4, 28.
 Claudius 14, 11, 32; Cl. Imp. 29, 6, 17.
 Cleopatra 22, 16, 24; 28, 4, 9.
 Clibanarii 16, 10, 8.
 Cluentius 30, 4, 19.
 (Coche) 24, 6, 3.
 (Colchi) 16, 7, 10.
 Constans 27, 8, 4.
 Constantinopolis 20, 8, 1; 25, 3, 23; 26,
 und 5.
 (Constantinus) 14, 1, 1 und 2.
 Corbulo 15, 2, 5; 29, 5, 4.
 (Corduene) 24, 8, 4; 25, 7, 8.
 Corinthus 14, 11, 30.
 Corn. Nepos 26, 1, 2.
 Cornucopia 25, 2, 3.
 Corsi 14, 11, 32.
 Corvinus 24, 4, 5.
 Crassus 26, 9, 11; 30, 4, 6.
 Cresphontes 28, 4, 27.
 Cretensis 28, 4, 5.
 (Croesus) 23, 6, 84.
 (Ctesiphon 24, 2, 7; 4, 8; 13, 31; 30, 4, 1
 (Cyzicus) 23, 6, 56.

In dieser Weise sind die andern Buchstaben
 arbeitet; ich zweifle nicht, dass ein systemat
 angelegter Index um $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{2}$ stärker
 würde.

Nach dem Gesagten wird natürlich Niem
 mehr in der eyssenhardtschen Ausgabe
 schlüsse suchen über das Leben Ammians, s
 Glaubwürdigkeit, Stil etc. etc. Alles d
 wird mit keinem Worte erwähnt.

Rom.

V. Gardthausen

Urkunden zur Deutschen Verfassungsgeschichte im 11ten und 12ten Jahrhundert. Mit einem Anhang: Ueber Freien- und Schöffengut. Von G. Waitz. Kiel 1871. Verlag von E. Homann. VII und 53 Seiten in Octav.

Den Anlass zur Veröffentlichung dieser kleinen Schrift hat der Wunsch gegeben, mit einem Zeichen dankbarer Erinnerung mich an dem Jubelfeste des Mannes zu betheiligen dem dieselbe gewidmet ist; ich glaubte dies am besten auch in Homeyers Sinn zu thun, wenn ich einen oder den andern Beitrag zu den schönen Untersuchungen lieferte, die er in seiner Schrift »Ueber die Heimath nach altdeutschem Recht« nach so vielen Seiten hin aufklärend und Belehrung verbreitend gegeben hat. Dazu gab die erste hier abgedruckte Urkunde Gelegenheit, in welcher der von Homeyer nur einmal nachgewiesene interessante Ausdruck »predium libertatis« ein Jahrhundert früher in einem ganz andern Theile des Deutschen Reichs sich fand; und einige Nachweisungen über verwandte oder für verwandt gehaltene Bezeichnungen gewissen Grundbesitzes, auch über schon in früher Zeit vorkommende Verbindung zwischen Land und Schöffenamts schlossen sich wohl nicht unangemessen daran. Dass aber jene Urkunde einem so gelehrten und umsichtigen Forscher entgehen konnte, auch sonst bisher, meines Wissens, in Deutschland nicht beachtet war, schien mir ein neuer Beweis, wie schwer, ja fast unmöglich es ist, den zerstreuten Vorrath an für die Rechts- und Verfassungsgeschichte wichtigen Urkunden zu übersehen. Beschäftigt mit den Vorarbeiten für die Sächsisch-Fränkische Periode der Deutschen Verfassungsgeschichte hatte ich mir eine

Anzahl Urkunden angemerkt, die aus ein oder dem andern Grunde ein grösseres Interesse darbieten, aber in Werken gedruckt sind, kaum einzelne bequem zur Hand haben, selbst manche öffentliche Bibliotheken entbehren würden. Ich sah voraus, dass ich in die Lage kommen würde, mehrere davon ganz oder theilweise später abdrucken zu lassen, und glaube dies passend bei dieser Gelegenheit thun zu können. Es war nicht Absicht, aber die ob angeführte Rücksicht ergab, dass es fast lauter Stücke aus dem Elsass oder Lothringen sind, die meisten aus dem Theil des alten Lothringens, der weder jetzt dem Deutschen Reich verbunden ist, noch voraussichtlich je zu demselben zurückkehren wird, auf dessen Zugehörigkeit zu unserer Geschichte wir aber nicht verzichten können. Fünf von den vierzehn Nummern betreffen Lüttich und Maastricht, zwei Utrecht, zwei benachbarten Niederlande, eine Toul, zwei das Kloster St. Dié, eine den Elsass und nur eine das rechtsrheinische Deutschland.

Das letzte Stück war auch am wenigsten unzugänglich, in dem Archiv der Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde abgedruckt, aber, wie ich glaube, chronologisch nicht richtig bestimmt, ein kurzer, aber interessanter Landfriede, der wohl noch einmal wiederholt werden mochte. Dasselbe Interesse floss der Elsass-Landfriede ein, den ich auch schon deshalb wiederholte, weil er mit Unrecht von einigen als unecht betrachtet, dann allgemein nach meiner Ansicht in eine zu frühe Zeit gesetzt war: er ist übrigens, wie ich nachtrage, auch bei Strobel, Vaterländische Geschichte des Elsasses I, S. 270 N., gedruckt, hier ebenfalls dem J. 1051 zugeschrieben, während ich

dem Ende des 11ten, Anfang des 12ten Jahrhunderts vindiciere, mit einigen Abweichungen, die keine Verbesserungen sind (so wird gelesen S. 16 (4) Z. 1: »conditionis« statt »conditionis«, was ich an dieser Stelle nicht für richtig halte; S. 17 (9) Z. 2: »vina« statt »vine«).

Einzelnes hätte ich wohl noch aufgenommen, wenn nicht besondere Gründe mich abgehalten, wie die Urkunde Bischof Theoduin von Lüttich für Huy: der Text bei Chapeville und Miraeus ist unvollständig, während Wauters eine neue, meines Wissens noch nicht erschienene Ausgabe in Aussicht gestellt hat. — Ganz fern gehalten habe ich was sich auf Vogteien, auf Ministerialen und Censualen bezieht, da hierfür vielleicht einmal besondere Zusammenstellungen sich empfehlen mögen. Noch weniger wollte ich wiederholen, was die neueren Deutschen Urkundenbücher oder gar Sammlungen wie die Monumenta Germaniae historica, Böhmers Fontes, Jaffés Bibliotheca bieten. Eine andere Frage ist, ob nicht später eine Sammlung von besonders wichtigen Actenstücken des öffentlichen Rechts überhaupt für diese Periode sich empfehlen könnte.

Die mitgetheilten Urkunden bin ich nur einzeln in der Lage gewesen aus Originalen oder Handschriften zu verbessern; für Nr. 5 hat Hr. Oberbibliothekar Prof. Halm die Güte gehabt, noch einmal den Text der Münchener Handschrift nachzusehen; Nr. 11 ist aus einer Abschrift des Originals gegeben, die weil. Prof. W. Junghans bei seinen Forschungen für die Hansarecesse in Utrecht gemacht. Mehrere Stücke bedurften aber allerdings einer Verbesserung durch Conjectur, keins mehr als Nr. 9, Bestätigung der Rechte von Staveren durch Heinrich V,

wo der im Druck vorliegende Text stellenweise ganz unverständlich ist, wie ich hoffe hier wenigstens im ganzen lesbar, wenn auch schwerlich überall im einzelnen richtig gemacht ist.

Einige der wichtigsten Urkunden habe ich durch Eintheilung in kleinere Abschnitte, zw. durch Nebeneinanderdruck ihrer nahe verwandten Bestimmungen zu verdeutlichen gesucht. Auch sachliche Erläuterungen musste verzichtet werden. Dagegen ist ein Wortregister beigegefügt, welches zeigt, welche Mannigfaltigkeit von Verhältnissen in diesen 14 Urkunden berührt, welche Fülle von rechtlich oder sprachlich interessanten Ausdrücken auf diesen wenigen Seiten vereinigt ist.

G. Waitz.

Meyr, Melchior: Die Religion und ihre gegebene Fortbildung. Vierzig Briefe. Leipzig F. A. Brockhaus, 1871. 171 Seiten.

Der Verf., leider während der Drucklegung dieser Briefe schon im besten Mannesalter gestorben, hat sich ausser durch dramatische und novellistische Versuche auch durch einige Arbeiten philosophischer Tendenz bekannt gemacht und zwar durch solche, deren ausgesprochene Bemühen es war, den materialistischen, Gott leugnenden Richtungen unsrer Zeit gegenüber zu treten und eine Weltanschauung zu gewinnen, welche, wenn auch in anderer Form doch den Kerngehalt des alten Glaubens getreu in sich trage. Und diesem Zwecke dient denn auch die vorliegende Arbeit. Sie schliesst sich an, wie einestheils an das schon vor e-

gen Jahren in demselben Verlage erschienen Heft über »die Fortdauer nach dem Tode«, so anderntheils und namentlich an die im vorigen Winter unter dem Titel »Religion des Geistes« herausgegebenen »religiösen und philosophischen Gedichte«, und enthält nicht mehr und nicht weniger, als den philosophischen Nachweis, dass die Grundlagen der Religion unantastbar sind, nur dass die Religion der Zukunft darin zu bestehen hat, dass man diese Grundlagen nicht mehr in der Form des »Glaubens« hat, sondern dass man sie gewinnt durch eigenes Forschen und Nachdenken. Der Verf. kommt, indem er zunächst die Lehre, als ob nur die Materie wahres Sein habe, in ihrer Verkehrtheit darthut und nachweist, dass auch dem Geiste ein wahres Sein zukomme, von dieser Grundlage dahin, nicht bloss den Monotheismus als die allein haltbare Weltanschauung zu verkündigen, sondern auch in dem Polytheismus eine gewisse Wahrheit zu erkennen, sofern es »unter dem Einen Absoluten höhere Wesen und Mächte« gebe, die den irdischen Menschen als Götter erscheinen konnten, ja mussten, weil der irdische Mensch mit ihr Product, der Gegenstand ihrer Hülfe und Sorge oder ihrer prüfenden Feindschaft ist«, ja, eine ganze Reihe von Anschauungen, welche wir sonst auf dem Boden der hergebrachten Religion finden und über die unser heutiges Bewusstsein hinaus zu sein gemeint hat, werden von dem Verf., wenn auch »unter anderer Form«, wieder acceptirt. So auch der Glaube an Engel und Dämonen, von denen er sagt, »wir bestätigen diesen Glauben, indem wir an die Stelle der Bilder einer materialisirenden Phantasie die Geister setzen, die minder intensiv als Gott und die göttlichen

Personen, dagegen intensiver als die Menschengeister sind und die in der organisch zusammenhängenden Reihe von Wesen gar nicht fehlen dürfen, worauf aus wissenschaftlichen Gründen schon der Denker Leibnitz hingewiesen hat« und — so sucht der Verf. denn auch eine Art von Trinität im göttlichen Wesen nachzuweisen, nur dass dieselbe denn allerdings, wie er mit Recht sagt, von der kirchlichen Lehre sehr verschieden ist und, wir bekennen, auch wunderlich genug aussieht. Weiter sind es dann auch »die christlichen Lehren von der Schöpfung, Erlösung und Heiligung«, die der Verf. als durchaus begründet nachzuweisen sucht, »die Lehren von der Nothwendigkeit einer Erlösung nach dem«, auch von ihm festgehaltenen »Falle der Geschaffenen, welcher eine Neuschöpfung, eine Selbstaufopferung der göttlichen Personen und ihrer Organe im Kampfe mit dem Feinde Gottes und der Menschen, eine geistige Erleuchtung, eine sittliche und religiöse Erziehung und Durchbildung der Menschenseelen erhelscht«. Und ebenso »mit dem erwiesenen allseitigen Siege des Guten« lehrt der Verf. eine »Wiederbringung aller Dinge, welche von den grossen, philosophisch begabten Theologen in den ersten Jahrhunderten des Christenthums aufgestellt worden ist«, ja, eine »Auferstehung des Fleisches in einer naturgemässen Verklärung alles Materiellen, welches in dieser Verklärung die vollkommene Hülle der vollkommen gewordenen Seelen bilden wird«. Endlich dann auch »die Lehre vom ewigen Leben im Leben des wiederhergestellten göttlichen Organismus, welcher aus lebendigen, in sich vollendeten Wesen besteht: der höchste Gedanke, den wir denken

können«. Nur dass der Verf. immer darauf hinweist, wie er dies Alles »in einer anderen Fassung« lehre, welche »eine Zurückweisung der bisher giltigen einschliesse«, nur dass er meint, die Gläubigen, welche »immer mehr an der Form, als am Wesen, hängen und den Buchstaben unvergleichlich mehr gelten lassen, als den Geist«, die würden an seiner Darstellung Anstoss nehmen und sie »als eine eigenmächtige Umwandlung der heiligen Ueberlieferungen verwerfen«. Man sieht, das Bestreben, den religionsfeindlichen Materialismus zu überwinden und zugleich von den hergebrachten religiösen Anschauungen das »Wesentliche« mit in das eigene System hinüber zu nehmen, tritt bei dem Verf. mit grosser Bestimmtheit und Energie auf, und ganz ohne Zweifel haben wir es hier nicht bloss mit einer geistreichen Durchführung eines philosophischen Gedankenprocesses zu thun, der schon an und für sich unser Interesse in Anspruch nehmen muss, sondern es darf auch gesagt werden, dass es eine ganze Reihe von richtigen und unantastbaren Beweisführungen ist, was uns da geboten wird. Richtig dürfte vor allen Dingen die Darstellung sein, in welcher der Verf. von der Unterschiedenheit von Geist und Materie auf der einen und von der Zusammengehörigkeit beider auf der andern Seite handelt, und eben so nicht bloss der Weg, auf welchem er zu dem »absoluten Geiste« als zu einem persönlichen zu gelangen sucht, sondern überhaupt alles Dasjenige, was gegen die materialistische Weltanschauung vorgebracht wird. Man darf sagen, dass uns hier denn doch so ziemlich gesicherte Resultate geboten werden, solche, von denen zu erwarten ist, dass sie, je mehr die Unzulänglichkeit des

Materialismus erkannt werden wird, auch um so mehr sich als das allein Haltbare und wirklich Vernünftige herausstellen werden. Dagegen aber ist dann auch wieder nicht zu leugnen, dass in der Darstellung des Verf. auch manche Elemente sich finden, welche weniger dem philosophischen Forschen, als — der dichterischen Phantasie angehören, wenigstens nicht mit der Genauigkeit aus den Beweisführungen des Verf. hervorgehen, dass wir sie mit gleichem Rechte als unantastbare Resultate der Wissenschaft anerkennen könnten, und — was wir noch besonders in Anspruch nehmen möchten, das ist die Stellung, welche der Verf. sich zu dem Christenthume giebt, diese Meinung, als ob er nun über dasselbe hinaus sei, als ob nun seine »in andrer Fassung« vorgetragenen Anschauungen dazu bestimmt sein, die christlichen zu ersetzen und die Religion der Zukunft zu werden.

Zunächst begegnet dem Verf. hier eine Verwechslung, die allerdings für Manche in unsrer Zeit schon verhängnissvoll geworden ist, nämlich die zwischen wahrhaftem Wesen des Christenthums, wie es im Geiste seines Stifters gelebt hat und da durchaus nichts Anderes als »Geist und Leben« hat sein wollen, und zwischen der oft so sehr depotenzirten und degenerirten Gestalt, in welcher es von Seiten der Kirche so oft dargeboten und verkündigt worden ist. Wie z. B. Feuerbach im »Wesen des Christenthums« von der verkehrten und allen Thatsachen widersprechenden Meinung ausgeht, als ob das mittelalterliche Kirchenthum die »klassische Gestalt« des Christenthums sei, so trifft man auf diese und ähnliche Verwechselungen in unsren Tagen oft genug, und so ist auch der Verf. von einer solchen ausgegangen. Wie er in der oben

angeführten Stelle den »Gläubigen« ein stupides »Hängen an der Form« und einen engherzigen Cultus des »Buchstaben« zuschreibt, so finden wir diese Ansicht vom Christenthum in dem ganzen Buche immer wiederkehren, aber — wer wüsste nicht, dass eben das lediglich ein Vorurtheil und ein Misskennen ist? Es ist wahr, auch das Christenthum ist vielfach zu einem Formalismus herabgesunken und eine grosse Anzahl von seinen Bekennern kennen es in keiner andern Gestalt, aber ist es nicht eben so wahr, dass das lediglich eine Missgestalt des Christenthums ist und dass das evangelische, das apostolische Christenthum gerade über Buchstaben- und Formendienst weit hinaus ist? Dass der Verf. das nicht weiss, hängt vielleicht damit zusammen, dass er das Christenthum hauptsächlich in der Gestalt der römischen Kirche kennen gelernt hat: hätte er es aber recht gekannt, so würde er eingesehen haben, dass die »Religion des Geistes« nicht erst an seine Stelle gesetzt werden müsse, sondern dass es selbst diese Religion des Geistes ist, und — vom Standpunkte des evangelischen Christenthums aus muss man sich gegen das Bild verwahren, das der Verf. vom Christenthum überhaupt entwirft. Dann aber begegnet dem Verf. auch noch ein anderes, bedeutsames Missverständniss, in welchem er sich freilich auch mit vielen unsrer Zeitgenossen befindet: er sieht eben nicht ein, dass alles das, was er in seinem Buche vorträgt, seinen Grundgedanken nach und soweit es wirklich Wahrheit enthält, ihm durch das Christenthum zugeflossen ist. Es ist, wie wir gesehen haben, eine ganze Reihe von christlichen Lehren und Anschauungen, welche der Verf. meint »bestätigen« zu müssen, und zwar meint er, dass er diese Leh-

ren und Anschauungen selbständig, bloss auf dem Wege eigenen philosophischen Denkens gefunden hätte. Sieht man aber näher hin, so erkennt man leicht, dass es sich doch anders verhält, und hätte der Verf. ein deutliches Bewusstsein von der Herkunft und Genesis seiner eigenen Anschauungen gehabt, er würde ohne Zweifel gefunden haben, dass das Christenthum der mütterliche Schooss gewesen, aus welchem sie auch ihm zugeflossen, und dass er im Grunde nichts Anderes gethan habe, als Gedanken mit eigenem Geiste erfassen und verarbeiten, welche in der Religion ihren Ursprung haben, auf die er meint herabsehen zu dürfen, und welche auch ihm lediglich von daher gekommen sind. Diese Bemerkung müssen wir überhaupt oft in unsrer Zeit machen: die Menschen rühmen sich, um ihrer »besseren Erkenntnisse« willen über das Christenthum hinaus zu sein, und doch verdanken sie das Beste, was in ihren Erkenntnissen ist, lediglich dem Christenthum, nur dass sie über die degenerirte Gestalt, welche dasselbe hier oder da angenommen hat, hinaus sind. Natürlich ist diese Erscheinung aber, wie sie auch hier vorliegt, weiter Nichts, als eine Bestätigung der christlichen Wahrheit selbst, und sie lehrt uns, dass wir nicht etwa über das Christenthum hinaus kommen müssen, sondern vielmehr, dass es die Aufgabe noch immer ist, in das Christenthum seinem wahhaften Geistesgehalte nach nur immer mehr hinein zu kommen.

F. Brandes.

1321

Öttingische erte Anzeigen

unter der Aufsicht
Gesellschaft der Wissenschaften.

23. August 1871.

juris Romani antiqui edidit
gins Bruns. Editio altera aucta
ubingae MDCCCLXXI. XII. und
tav.

Ausgabe dieser höchst dankens-
wurdigen war vorzugsweise für den
studirenden Jugend bestimmt, wie
L. de testam. ord. 2, 10 entlehnte
gab: ut nihil antiquitatis peritus
e. Handlichkeit des Werkehens hat
ben auch in den Kreisen der Ge-
verbreitete Benutzung verschafft.
nach wenig mehr als zehn Jahren
gabe erforderlich geworden, die,
wort ausspricht, zwar die wesent-
lichen der ersten festhält, zugleich
Vermehrung und Vervollkommenung
eigensmassen ein Handbuch der
alten Rechtes bis zum dritten Jahr-
hundert giebt. Zeigt schon die Zahl der
hundert vermehrten Seiten, dass
Ausgabe etwa zwei Fünftel ihres

Inhalts neu aufgenommen hat, so wird es immerhin nicht ohne Interesse sein, eine Vergleichung beider Auflagen im einzelnen vorzunehmen.

Die Eintheilung der Sammlung in drei Theile: *Leges*, *Negotia*, *Scriptores* — ist beibehalten worden; jeder dieser Theile aber hat erhebliche Vervollständigung erfahren.

Pars prima, *Leges*, früher S. 1—84, jetzt S. 1—128, hat ausser den Ueberlieferungen aus den *leges regiae* und den 12 Tafeln gegenwärtig alle eigentlichen Gesetze sowie alle *Senatus consulta* rechtlichen Inhaltes aufgenommen, deren Wortlaut ganz oder theilweis inschriftlich oder durch Schriftsteller des Alterthums auf uns gekommen ist. Die Zusammenstellung dagegen blosser Inhaltsangaben ist, abgesehen von den Königsgesetzen und den 12 Tafeln, auch jetzt ausgeschlossen geblieben. Von den übrigen *Senatusconsulten*, sowie von den Edicten, Bündnissen und Privilegien, die ihrem Wortlaute nach überliefert worden sind, ist auch jetzt nur eine Auswahl gegeben, bei welcher insbesondere die Beziehungen der aufzunehmenden Stücke zum Rechte bestimmend gewesen sind. Ganz übergangen ist das prätorische Edict, dessen *Restitutio* in Rudorffs Meisterarbeit ja zugänglich genug vorliegt.

Die Eintheilung der *pars prima* war in der ersten Ausgabe unter A—E geordnet in: *leges si quae sunt regiae*; *leges XII. tabularum*; *leges inferioris aetatis*; *senatus consulta*; *edicta imperatorum*. Nunmehr ist die Eintheilung in VI. capita gemacht, deren vier erste den früheren Nr. A—D entsprechen, während cap. V Edicta überhaupt giebt; cap. VI *Foedera et privilegia* neu hinzugekommen ist, jedoch als Nr. V das

Plebiscitum de Termenibus enthält, das früher unter B. IV. als *lex Fundania de Thermensibus* aufgeführt war; und unter Nr. VIII. *Diplomata civitatis et connubii* Soldatenprivilegien bringt von der Art, von welcher ein andres Beispiel bisher als IX. *missio militaris in pars secunda* unter den *negotia* erschien.

Cap. I. *Leges regiae* — hat eine wesentlich veränderte Gestalt angenommen. Die erste Ausgabe gab einen Abdruck der von Dirksen gemachten Zusammenstellung derjenigen Rechtsätze, welche das Alterthum den einzelnen Königen zuschrieb. Bei dieser Zusammenstellung hat Dirksen zwar eine strenge Kritik gegen die modernen Schriftsteller geübt, welche seit dem sechszehnten Jahrhundert sich an jener sagenhaften Legislation versucht hatten, eine gleiche Kritik gegenüber den Alten indessen unterlassen. So konnte das Ergebniss seiner Arbeit leicht den falschen Schein hervorrufen, als stelle dasselbe wirklich echte Königsgesetze dar, während es doch einem Zweifel kaum unterliegen darf, dass fast sämmtliche Ueberlieferungen des Alterthums von solchen Gesetzen ins Gebiet der Dichtung gehören. Bruns hat sich daher darauf beschränkt, unter bestimmter Hervorhebung dieser Sachlage — S. 1. Note 1. — alle Spuren derjenigen Rechtsätze, welche die Römer den Königen beilegen, zu sammeln, es dem Leser überlassend, diese Rechtsätze auf die Gesetzgebung der Könige oder auf eine andre Quelle zurückzuleiten. Seiner Sammlung schickt er fünfzehn Bruchstücke alter Schriftsteller voraus, von denen neun über die Gesetzgebung der Könige im allgemeinen handeln, sechs über das *jus Papirianum*. — Den aus griechischen Quellen entnommenen Stellen ist hier

wie bei den Gesetzen der einzelnen Könige lateinische Uebersetzung, welche sonst in Parenthese angehängt war, und zwar vielfach verbessert, in den Noten beigegeben.

Das s. g. Gesetze der beiden ersten Könige sind zweckmässig nach Materien geordnet. Unter Romulus finden wir die Rubriken: a. publicum (Nr. 1—6) und b. Familia (Nr. 7—10). Davon ist Nr. 2 = 1 mit einer erheblichen Einschaltung; 7 = 3; 8 = 4; 9 = 5; 10 = 6; 11 = 7; 12 = 8 der frühern Zählung. Nr. 7 aus Dionys. 2, 25 ist statt der Lesart *καὶ νόμους ἑτοίμας* jetzt die überzeugende Correctur von Sintenis aufgenommen: *καὶ νόμους ἑτοίμους* i. e. confarreatione; und ebenso die Uebersetzung von Nr. 9 aus Plutarch. Rom. 1 nach Schlesinger geändert in: Qui venenum inferis immolari, i. e. sacrum = statt Qui repudiasset u., deos inferos perire. Von den sechs hinzugekommenen Nummern handelt 1. die Ständeeintheilung (Dionys. 2, 1); 2. die politischen Befugnisse des Königs, Senates und der Stände (Dionys. 2, 12); 3. die Verwaltung der sacra und die sacerdotia (Dionys. 2, 21. 22); 4. das romulische Recht (Macrob. sat. 1; 12, 38 und 3); 5. die Locustation (Macrob. sat. 1; 13, 20); 6. das patricium (Plut. Rom. 22); und die Eintheilung in Nr. 2 die gegenseitigen Pflichten Patronus und des Klienten (Dionys. 2, 10). Unter Numa Pompilius sind zuerst Stellen über dessen gesetzgeberische Thätigkeit im allgemeinen mitgetheilt. In der letzten Rubrik selbst aus Cic. de rep. 5, 3 ist nach Hertz statt des handschriftlichen *legum etiam sortibus* gegeben *fuit*. Dann folgen die Rubriken: a. Jus sacrum (Nr. 1—9); b. Familia (Nr.

ne publicum (Nr. 12—19). Nr. 1 = 8;
3 = 6; 4 = 4; 5 = 1; 6 = 2;
10 = 10; 11 = 9; 12 und 13 = 12;
15 = 13; 16 = 11 der frühern
ng. Die Lesung von Nr. 4 aus Fest.

t nach Hertzberg ergänzt und be-
Von den fünf neuen Nummern betrifft
zeichnung des Sacralrechtes (Dionys.
f.); 9. die Privilegien der Vestalinnen
uma. 10); 17. die Zünfte (das. 17); 18.
ischen Kalender (Macrobian. sat. 1; 13,
d 19. die Eintheilung der Tage in fasti
ti (Liv. 1, 19). — Von den fünf unter
Hostilius aufgeführten Stellen sind

Davon bespricht Nr. 1 das Fetialen-
Cic. rep. 2, 17); 2 die duumviri per-
(Liv. 1, 26); 4. die judicia proditionis
nys. 3, 30; und 5. die Sühnopfer
ann. 12, 8). — Die unter Ancus Mar-

gegebenen Nrn. behandeln: 1. die Auf-
des Sacralrechtes (Dionys. 8, 36
1, 32); und 2. das Fecialrecht (Liv.
— Neu sind auch die beiden unter Tar-

Priscus aufgeführten Stellen. Von
trifft die eine die Verdoppelung der
Cic. de rep. 2, 20); die andre die
en Ehrenzeichen (Dionys. 3, 61. 62).

den sechs unter Servius Tullius
ten Nrn. entspricht 4. der alten Nr. 2
der alten Nr. 1. Die neuen Nrn. be-
h: 1. auf die Centurieneintheilung (Liv.
. auf die Strafe der incensi (Dionys.
3. auf die Civität der Freigelassenen
. 4, 22) und 5. auf die Einführung von
privati (Dionys. 4, 25).

II — *Leges XII. tabularum* — beginnt
mit einer geschichtlichen Einleitung,

welche aus Liv. 3, 9—57 excerptirt ist. Für den Wortlaut der Gesetzesbruchstücke selbst ist jetzt begreiflicher Weise Schölls Arbeit von erheblichem Einflusse gewesen. Wo uns nur der Inhalt einer Vorschrift überliefert worden ist, giebt die Zusammenstellung jetzt nicht bloss den Inhalt an, sondern wortgetreu den Quellen ausspruch, der ihn überliefert; wie auch die wichtigeren Parallelstellen nicht bloss allegirt, sondern wörtlich mitgetheilt werden. Im Folgenden verzeichnen wir die Abweichungen von Schölls Restitutionsversuche.

Auf Taf. V ist gegen Schöll die früher Trennung des Satzes 7b: *Ast ei custos ne escit* — von dem Satze 7a über die Agnaten cura des furiosus beibehalten, indem bemerkt wird, ein custos, unter dem man keineswegs mit Marcilius den Vater verstehen dürfe, mache die Cura durchaus nicht überflüssig. Es sei jener Satz vielleicht auf die Haftpflicht für Rechtswidrigkeiten des furiosus zu beziehen. Ebenso ist als 7c die Vorschrift über die cura prodigi geblieben, welche Schöll übergeht. Auf Taf. VI ist als 1a die Bestätigung der *iure cessio* nach Vat. fragm. 50 beibehalten worden, die Schöll auslässt, obwohl er jene Stelle allegirt. Zu Taf. VII, 8 (§. 41. I. 2, 1) ist sehr passend bemerkt, der Uebergang des Eigenthums der Waare bei Sicherstellung des Kaufpreises sei erst lange nach den 12 Tafeln eingeführt. Auf Taf. VIII ist Nr. 5. nach A. Pernice gegen Schöll aufrecht erhalten. Den obschon die Lesung *rupitias* zu verwerfen sei möge, sei doch kein Grund, anzunehmen, dass die 12 Tafeln haben nur das *membrum ruptum* nicht auch Sachbeschädigungen, welche als *rupturae* gelten können, verpönt; zu jenem und d

darauf gesetzten Talion passe auch die Erläuterung des rumpere bei Festus als damnum dare schlecht. Nicht minder wird 8b vertheidigt: sei auch die Ueberlieferung des Scholiasten Servius durch den Conjunctiv der zweiten Person statt des Imperativs der dritten verdächtig, so sei doch fruges excantare und segetem pollicere nicht das Nämliche. Während Schöll noch zwei getrennte Vorschriften über das carmen famosum und über das malum carmen statuirt (VIII, 1 und 26a), giebt Bruno jetzt nur Eine Vorschrift über das malum carmen (VIII, 1), mit der Bemerkung, dass malum carmen, ursprünglich soviel als carmen magicum, späterhin eben als carmen famosum aufgefasst worden sei. Die von Schöll in Taf. VIII als Nr. 25 aufgenommenen Bestimmungen über das Verbot der Hinrichtung ohne Urtheil und über die quaestores parricidii sind jene als Nr. 6 in die Taf. IX gestellt, diese aber als Nr. 4 beibehalten worden. In Tafel X ist Nr. 8., (Verbot von plura funera und plures lecti), welche Schöll zu Nr. 5 (Verbot des ossa legere) bezieht, als selbständige Vorschrift beibehalten. Ebenso hat Nr. 1. der Tafel XI, über das Verbot des connubium zwischen Patriciern und Plebejern, ihren Platz behauptet, während Schöll diese Bestimmung als Nr. 1. der Tafel XII giebt. Umgekehrt ist der Kalender nicht in den Context des Gesetzes gestellt worden. Die frühere Nr. 3. der Tafel XI ist jetzt als Nr. 8. 1f. den incertae sedis fragmenta beigeordnet. Von diesen stimmen die ersten sechs Nummern mit denjenigen Schölls; Nr. 7. de octo generibus poenarum aus Augustinus de civ. Dei 21, 11 ist übergangen, — offenbar weil das Citat der Quelle dieser Bestimmung »in legibus« nicht füg-

lich auf die 12 Tafeln bezogen werden kann Nr. 8. stellt die Erklärung von plebs und von detestatum (letztere bei Schöll Nr. 11, während erstere zu XII, 1 = Br. XI, 1 über die gemischten Ehen gezogen wird) aus Gaj. l. VI ad. XII in Dig. 50, 16, 238 zusammen. Nr. 9 endlich = 12, und 11 = 9 bei Schöll. — Als tabula fastorum folgt anhangsweise der Kalender und zwar, da wir den Decemviral-Kalender nicht kennen, statt dessen der julianische auf Grundlage der Mommsen'schen Recension mit den nothwendigsten Erläuterungen sowie mit Bezeichnung der von Cäsar hinzugefügten Tage.

Cap. III. — *Leges post XII. tabulas latae* — gliedert sich in vier Abschnitte. I. *Leges saeculi III—VI* ist ganz neu. Er bringt: 1. Lex Plaetoria de jurisdictione; (Censor. de die nat. 24) 2. L. Aquilia de damno c. I und III 3. L. Silia de ponderibus publicis (Fest. s. v. publ. pond.); 4. L. Papiria de sacramentis (Fest. s. v. sacramentum); 5. L. Cincia de donationibus; 6. L. Atinia de usucapione; 7. Leges de aquaeductibus (Frontin. de aquaed. 94. 97. — Fest. s. v. sifus). — II. *Leges saeculi VII* enthält zunächst eine verbesserte Wiederholung bereits in der ersten Ausgabe mitgetheilte Uebersetzungen. Es sind dies: 1. Leges tabulae Bantinae, und zwar a. Lex Osca nunmehr vollständig, Text und lateinische Interlinearübersetzung nach Lange, mit Angabe späterer Emendationen in den Noten; — b. lex Romana ebenso wie soweit möglich die übrigen inschriftlich überlieferten Stücke, welche das Inhaltsverzeichniss als solche mit (inscr.) i. e. inscriptione nobis tradita heraushebt, nach dem Corpus inscript. Latin., und im Gegensatze zur ersten

Ausgabe mit strenger Beobachtung der alten Sprach- und Schreibweise und vollständiger Linienabtheilung; — 2. *Leges XI fragmentorum olim Bembinorum*, wobei eine lithographirte Tafel, deren beide Seiten sich genau decken, die Stellung der elf Bruchstücke zu einander veranschaulicht, — also a. *Lex (Acilia) (erste Ausgabe: vulgo Servilia) repetundarum*, die Ergänzungen zum Theil nach Rudorff, übrigens mit Beschränkung auf solche, welche entweder genügend sicher, oder zum Verständniß des überlieferten Textes nothwendig erscheinen; die Capitel ohne Zählung, aber durch Absätze und gesperrten Druck der Rubriken bezeichnet; — b. *Lex agraria a 643 (erste Ausgabe: vulgo Thoria)*, die Capitel gleichfalls ungezählt und durch Absätze markirt; die Rudorffsche Eintheilung in die III Partes Italia, Africa, Corinthus, welche früher in den Text aufgenommen war, ist jetzt nur p. 54 Note 2 angeführt; — 3. *Leges Corneliae*. a. *Lex Cornelia de XX. quaestoribus* (in der ersten Ausgabe: *de scribis viatoribus et praeconibus quaestorum*). — Hinzugekommen sind: b. *Lex Cornelia de sicariis et veneficis*. c. I und V; — 4. *Minora legum incertarum fragmenta*, nämlich a. *Fragmentum Florentinum opistographum* (C. J. L. I, 126. n. 207. 208) und b. *Fragmentum Clusinum* (das. 127. n. 209). — III. *Leges saeculi VIII.* wiederholt als 1 und 2. die *Lex Rubria de Gallia Cisalpina* und die *Lex Julia municipalis*. Jene wird nicht mehr, wie früher, zwischen a. 705—711, sondern ganz bestimmt ins Jahr 705 oder 706 gesetzt. Die *lex Julia* ist durch einen, nicht berichtigten, Druckfehler statt von 709 von 705 datirt; die von den Herausgebern hinzugefügten Capitelzahlen sind als solche durch

Einklammerung wie durch eine Bemerkung 76 Note 2 kenntlich gemacht; die Linienzählung, welche in der ersten Ausgabe für das *aes metropolitanum* neu begann, geht jetzt durch, der Beginn dieses Bruchstückes ist übrigens nicht markirt. Als neu folgen dann unter 3—5 *Falcidia*; *Julia de vi publica et privata* c. LXXV und LXXXVIII; *Julia de adulteriis* c. I, II, VII und Bruchstücke zweier Capitel unbekannter Zahl. Nr. 6 ist die *lex Quinctia de aqueductibus* (früher C. Nr. IX aus *Frontin. aquis urb. Rom.* c. 129, jetzt nach Büchel). Hinzugekommen sind wiederum 7 und 8, die *lex Julia et Papia Poppaea*, und zwar die Capitel 1, 6, 13 und 34 der *Heineccius'schen* Restitution, deren Zahlen in Klammern beigefügt sind; und die *lex Junia Velleia* c. I und II. Unter 9: *Leges colonicae* — ist zuvörderst a. die *Lex Mamilia Roscia Peducea Allionia Fufensia* (früher C. VIII. *Röm. Feldmesser*, ed. *Lachmann* 1, 263.) c. LIII—LV (früher als c. III—V bezeichnet) wiederholt, die jetzt mit *Rudorff'scher* stimmt dem *Caligula* beigelegt wird. Unter 10 folgen die *fragmenta Tudertinum, Mediolanense, Florentinum* und die *lex vicana Furfensis teretianensis* *dedicando dicta* (C. J. L. I, n. 1409; *Lachmann* 1409, 603). Das letztgenannte Stück, aus dem Jahr 696, streng genommen sowohl wegen seines Alters als wegen seines Inhaltes nicht hierher gehörend, ist gewiss ganz zweckmässig in diesen immerhin natürlichen Zusammenhang gestellt worden. — III. *Leges saeculi VIII.* g. lediglich schon früher Gebrachtes, nämlich die *Lex de imperio Vespasiani* und 2. *Leges municipales Hispanicae*: a. *Lex Salpensana* und *lex Malacitana*. Als Fundjahr der letzteren

setze ist durch einen unberichtigten Druckfehler S. 94 Note 2 statt 1851—1857 angegeben.

Cap. III. — *Senatus consulta* — ist ebenfalls nach der Zeit in zwei Abschnitte zerlegt. I. SCC. *saeculi VI—VIII. a. u. c.* wiederholt unter 1. das SC. de Bacchanalibus a. 568 und unter 4. das zweite der früher unter D. II mitgetheilten Scc. de aquaeductibus a. 743, (Frontin. de aq. urb. Rom. c. 127 jetzt nach Bücheler), deren erstes (das. c. 106) jetzt ausgelassen wird. Als Nr. 2, 3, 5 und 6 erscheinen Scc. de philosophis et rhetoribus a. 593; (aus Sueton. de clar. rhet. 1 und Gell. 15, 11, 1); de ludis saecularibus a. 737 (das inschriftlich erhaltene vordere Stück nach einer Vergleichung Mommsen's und Henzen's); de mense Augusto a. 746 (aus Macrob. Sat. 1, 12, 35) und de collegiis aus der Urkunde über das collegium funeraticium Lanuvinum. — II. Scc. *saeculi I—II p. C. n.* enthält unter 3 die scc. Hosidianum und Volusianum de aedificiis non diruendis; in den übrigen der neun Nri. neu die Scc. Vellejanum, Osterianum, Trebellianum, Macedonianum, Rubrianum, Iuventianum, Orfitianum und Juncianum.

Cap. V. — *Edicta* — wiederholt als Nr. II. das edictum imperatoris Augusti de aquaeductu Venafrano, giebt neu unter I. ein edictum censorium a. 662 (de rhetoribus aus Sueton. de clar. rhet. 1 und Gell. 15, 11, 2) und unter III etwa ein Sechstel, den privatrechtlichen Theil, des griechischen edictum Tiberii Alexandri, praefecti Aegypti, a. 68. p. C. (C. J. Gr. III, 445. n. 4957), eine lateinische Uebersetzung am Fusse. Das in der ersten Ausgabe mitgetheilte edictum Honorii et Theodosii de conciliis a pro-

vincialibus Arelati habendis dagegen ist je ausgefallen.

Cap. VI. — *Foedera et privilegia* — umfa neben der, wie bereits erwähnt, von ander Stelle der ersten Ausgabe aufgenommen V. Plebicitum de Termessibus, welches jetzt Note 1, S. 124 richtig ins Jahr 683 d. St. setzt ist, in der Rubrik mit einem unberichte ten Druckfehler dagegen ins Jahr 682, folgen neue Stücke: I. Zwei kleine Bruchstücke a dem foedus Latinum a. u. 261 (aus Fest s. v. nancitor); II. Foedus Carthaginiense p mum nach Polybius 3, 22. Es dürfte die griechische Bericht deshalb hier aufgenommen werden, weil er selbst sich für eine mögliche wortgetreue Uebersetzung des Originalen a giebt. Eine lateinische Uebersetzung steht Fusse. Datirt wird übrigens dieser Vertrag n mit Polybius v. J. 245, sondern nach Mommsen v. 406, und demgemäss der Polybius 3, 24 überlieferte statt von 406 v 448. Die vom Herausgeber durch eingekla merte Zahlen bezeichnete Capiteleintheilu weicht von derjenigen M. Voigt's ab. Decretum Aemilii Pauli de Lascutanis a. 50 III. Sc. de Asclepiade Clazomenio sociisque 676, die lateinische Uebersetzung bzw. die teinische Fassung zwischen die Zeilen des griechischen Textes gestellt; VI. Edictum in Claudii de civitate Anaunorum a. 46. p. (Mommsen, Hermes 4, 99); VII. Epist imp. Commodi ad Tyranos a. 180—92 (Or. 642 VIII. Diplomata civitatis vel connubii militi ab imperatoribus data, und zwar a. Diplo militis peregrini a. 71, p. C.; b. Diploma m tis civis Romani (76, p. C. Kenner Mitth. österr. Comm. f. Baudenkmäler 14, 125. 19

, auf einem im 16. Jahrh. zu Salona
nen Bronze-Diptychon erhalten, das jetzt
Königl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrt
t nach eigner Abschrift daneben auf einer
argestellt, welche, sehr zweckmässig zum
enlegen eingerichtet, die Diptychen-Form
haulich. In den Noten zu beiden Diplo-
rden die wichtigsten Abweichungen and-
gerbriefe aufgeführt.

secunda, *Negotia*, früher S. 85—104,
131—175, hat, wie erwähnt, die letzte
üheren neun Rubriken, *missio militaris*,
he nach an Pars I. abgegeben. Hinzun-
ind dafür die fünf Rubriken: *Locationes*,
servitutes, *jura sepulcrorum* und *jus*
et clientelae, — so dass dieser zweite
etzt dreizehn Rubriken zählt. — Nr. I,
II. und *Donationes* betitelt, heisst jetzt
tionones. Sie bringt unter I neu die *Man-*
fiduciae causa (C. J. L. II, 700. n. 5042);
a—e *Mancipationes donationis causa*,
nen d., *Donatio Juliae Monimes* (Or.
und e, sechs kleinere Urkunden (Or.
571, 2984, Fabretti 283, Or. 4544 und
für gesch. Rechtsw. 15, 369) hinzuge-
sind. — Nr. II *Mutuum* = Nr. I der
Ausgabe. — Nr. III. *Emtiones* ist ver-
um 2. *Emtio pueri servi* (142. p. C.) aus
benbürgischen Wachstafeln (Dettelsen,
ber. der Wiener Acad. d. W. 23, 603);
Emtio domus (159. p. C.) ebendaher
fsen a. a. O. 636). — Nr. IIII. *Locatio-*
t 1. unter *Locatio rerum* zwei Annoncen
ethlocale in Pompeji (Or. 4323 u. 4324);
unter *Locatio operis* a. *Lex parieti fa-*
Puteolana (649. a. u.) und b. drei Pro-
es *populares pro opere faciendo*, eine

aus Pompeji (C. J. L. I, 249. n. 1254), andre aus Petron. sat. 97; die dritte von einer ägyptischen Papyrusurkunde in griechischer Sprache (Brunel de Presle, *notices de manuscrits de la bibl. imp.* 18, 178). — Nr. V. *Scietas* enthält einen Vertrag v. J. 167 n. Chr. aus den Siebenbürgischen Wachstafeln (Mommesen, *Monatsber. der Berl. Acad. d. W.* 1853 p. 521). — Unter Nr. VI. *Servitutes* sind zwei kleine Urkunden mitgetheilt (C. J. L. I, 248. 1252; Or. 4391; 4378; 5069; 4338; 4339; N. 2052; Or. 199; eine noch ungedruckte von Sabioneta bei Mantua nach Mittheilung Mommesen's, und Spangenberg 399). — Nr. V (früher V.) *Superficies* bringt neu unter 1. Aedificium Puteolanum (Saec. II. p. C.) einen Curiatbeschluss von Puteoli (Degenkolb, *Ztschr. R. G.* 4, 474); und wiederholt unter 2. Aedificium post columnam D. Marci (193. p. C.) (erste Ausgabe: *Litterae de aedificio post columnam D. Marci exstruendo*) die auf dieses Gebäude bezüglichen Inschriften (Or. 39 und Henzen Or. 3, 1 ad. n. 39). — Nr. VIII. *Obligatio praediorum* (früher: IV. *Pignus*) wiederholt unter Ex institutione alimentaria Traiani a. Tabula Vellias (103. p. C.) als I. Auszüge aus der Stiftung v. J. 103 (erste Ausgabe: 1. Tabula alimentaria Trajani prima, (Velejatensis), vermehrt um Nr. 10, 13, 16, 17, dagegen in Nr. 43 mit einigen Auslassungen; und unter (II) das Excerpt aus der obligatio per Cornelium Gallicanum facta, das in der ersten Ausgabe als 2. Tabula alim. Trajani secunda, (Gallicanensis) aufgeführt war; sodann b. Tabula Baebianorum c. Auszüge aus dieser Tafel mit einer Auslassung und einem Zusatze. Die Gesamtzahl der Schuldner ist diesmal nicht angegeben. Hinz

sind 2 Ex institutione alimentaria Plin. (97—100 p. C.) aus Plin. Epp. 7, 18. Alia obligatio praediorum eine solche in der Inschrift von Ariminum (Gruter 1100, No. VIII (früher VI). *Testamenta* wieder-
I. das Testamentum Dasumii (109 p. C.) nach Mommsen's Vergleichung der Inschrift corrigirt; und als 3. (früher 2) die Inschrift aperiundo testamento (474 p. C.); und neu 2. das Testamentum Galli cujusdam Romani (Saec. I. p. C.) von einem Pergament der Baseler Bibliothek (E. Huebner, Dell' inst. di corrisp. archeol. 36, 200).
4. Laudationes funebres, nämlich a. Turiae (746—752 a. u. Mommsen, Abh. der Berl. Akad. 1863 p. 455), dieselbe rechtswissenschaftliches Interesse (I, 1—29; 37—52); und b. Laudatio (Saec. I p. C. Rudorff, das. 1868 ebenso (II, 1—13). — Nr. X. *Jura se-
rum* zerfällt in sechs Abtheilungen: 1. *actiones alienandi*, acht kleine Stücke (Or. 4386; 4403; 4387; C. J. L. II; 583; n. Or. 4417; 7331; Gruter 638, 4); 2. *actiones alienationum prohibitarum*, vierzehn (durchgezählt 9—21 a; — Or. 4430; 4425; 4427; Grut. 765, 5; Or. 4428; Museum Veron. p. 320; Or. 7337; Grut. 83; 861, 13; 827, 2; 835, 8; Fabretti, Mus. Veron. 49 n. 281); 3. *De sepulcro violato et in sepulchro inferendo*, dreizehn Stücke (durchgezählt 22 a—33; — Or. 4423; 7339; 4424; 810, 10; Or. 4429; 4393; 4384; 7332; 2691; 5048; 4422; C. J. L. I. 265. n. 4. *De aditu ad sepulchrum*, acht Stücke (Or. 4085; 4379; 4373; 4374; 4392; 4382; 1175); 5. *Magistratus sepulcrorum*, 11 Stücke (42—47; — Or. 4515; 4406; J.

N. 1537; Or. 4355; 794 (emend. 3, 78); G. 662, 8). Als Nr. 6 folgt *Sententia de sepul* (Saec. II—III p. C. J. N. 2646 et in Cor. p. XXIII i. f.), welche in der ersten Ausgabe als *Sententia de loco religioso* Nr. 2 der *Causae forenses* bildete. — Nr. XI. *Jus hospitii* br. 1. einen Clientelvertrag zwischen der ganzen Gemeinde in Afrika als Clienten und Domitius Ahenobarbus als Patronus v. J. d. St. (Or. 3693), und 2. einen Gastfreundschaftsvertrag zwischen zwei Geschlechtern Stammes der Zoelen im nördlichen Spanien v. 27 p. C. und dessen Erstreckung auf drei einzelne Mitglieder zweier andern Geschlechter desselben Stammes i. J. 152 p. C. (C. J. L. 366. n. 2633). — In Nr. XII. (früher VII) *Legia* sind wiederholt 1. *Collegium symphoricorum*, 2. *Collegium funeraticium Lanuvini* 4 (früher 3) *Collegium funeraticium Alburni* und 5 (früher 4) *Collegium aquae*; — neu gegen 3. *Collegium Aesculapii et Hygiae* (2417) und 6. *Collegium militum* (203 p. C. (Renier, *inscr. rom. de l'Algérie* 1858. p. n. 70). — Von den fünf Stücken der Nr. (früher VIII) *Causae forenses* endlich sind die drei ersten: *sententia Minuciorum*; *Protiatio Agrippae proconsulis* a. 68. p. C. (C. J. L. 2, 102) und *Pronuntiatio Domitiani* a. 82. p. C. (Or. 3118); wiederholt dagegen *Sententia arbitri ex compromisso* (erste Ausgabe: *de finibus agrorum*) und *Lis fullonum pensione solvenda*, letztere nach Bremer.

Pars tertia, Scriptores, früher S. 105—jetzt S. 176—249, enthält statt der früheren sechs jetzt sieben Nri. Während nämlich der Auszug aus *Valerius Probus de notis* IV) fortgefallen ist, sind hinzugekommen

aus *Cato de re rustica* (Nr. III) und aus *grimenses* (Nr. VII). — Im einzelnen etwa Folgendes herauszuheben.

Nr. I. *S. Pompeius Festus* sind jetzt die, vorher streng alphabetisch geordneten, Excerpts aus *Paulus Diaconus* mit P. und die Excerpts aus *Festus* selbst, und zwar letztere, indem sie dem *codex Farnesianus* oder den Excerpts des *Pomponius Loretus* angehören, mit P. unterschieden; überall aber die Seitenzahlen der Müller'schen Ausgabe angemerkt, wie bei den *Festusexcerpten* aus *Quaternio* mit Mo. auch diejenigen der *Mommsen'schen* Publication desselben. Als Grundlage des Textes ist die Müller'sche Ausgabe beibehalten, späteren Berichtigungen jedoch nun gebührende Berücksichtigung geschenkt. Die Zahl der Excerpts ist von nicht ganz 300 auf etwa 400, also um mehr als ein Drittel gegen früher; ausgefallen sind von den früher aufgenommenen nur *curitum* Muc. 49 und *Sabini* 343; alle haben infolge der genaueren Wiederherstellung des Textes gewechselt *bene sponsis*, das vorher *spondere*, und *majora auspicia*, das vorher *minora* steht.

Nr. II. enthält wie früher Auszüge aus *M. Terentius Varro*. Für die unter 1. *excerpti de lingua latina* ist soviel als möglich die Art des *codex Florentinus* aufgenommen. Hier ist eine Anzahl neuer Excerpts hinzugefügt, ebenso wie den unter 2. mitgetheilten Excerpts aus den *libri de re rustica*. [Das Citat *R. I, 10, 1* muss heißen *I, 10, 2*.]

Nr. III ist aus *Cato de re rustica* mitgetheilt ein Stück der *praefatio*, c. 144 und Auscerpts c. 145, 146, 148 und 149; c. 144 — nach J. Bekker, *Ztschr. f. RG.* Bd. 3.

Nr. IV. *Nonius Marcellus* ist nahezu verdoppelt. Es sind die Seitenzahlen der Ausgabe von Gerlach und Roth in Excerpten beigelegt.

Erheblich umgestaltet erscheint Nr. V. *Scholastae*. Den Beginn machen jetzt als 1. *Asconius et Pseudo-Asconius in Ciceronis orationes* (früher 2 und 3). Von erstem ist hinzugekommen A. in *Pisonianam* und B. in *Milonianam*; C. in *Cornelianam* vermehrt. Ebenso sind die Stücke aus letztem vermehrt, sowie diejenigen aus *Boëthius* unter 2 (früher 4). Wie früher sind bei 1. und 2. die Seitenzahlen der Orelli'schen Ausgabe angegeben. 3 (früher 6) *Donatus in Terentium* hat zwei Stücke verloren, eines an Note 3 der S. 233 abgegeben, eines neu erhalten. 4. *Porphyrio et Pseudo-Acron in Horatium* (früher 7 und 1) bietet einige Stücke weniger; eines davon ist aber S. 230 N. 4 aufgeführt. 5 *Servius in Virgilium* (früher 9) ist etwas vermehrt; eingeschoben ist zu Aen. 10, 24 ein Stück aus den Schol. Veron. (früher Nr. 8). *Sabidius in Saliorum carmina*, jetzt nach Keil). Vielleicht hätten noch Aufnahme verdient *Servius in Aen. 8, 654* über die curia Calabra und 10, 79 über die sponsio. — Ganz fortgelassen ist die frühere Nr. 5. *Cornutus in Persium*, von der sich jedoch ein Stück S. 230. N. 4 findet.

Ungefähr verdoppelt ist Nr. VI. *Isidorus Hispalensis e libris originum*, zu der insbesondere Auszüge aus lib. I. hinzugefügt sind, während V, 27, 4 und 5 und VI, 18, 1 weggefallen sind. Neben der Otto'schen Ausgabe in *Lindemann corp. grammat. latin.* ist diejenige von *Arevalus, opp. Isid. Tom. III et IV. Rom 1797* berücksichtigt.

Nr. VII. giebt sehr willkommene Auszüge aus den *Agrimensores*, die gewiss recht zweck-

unter Angabe der Seitenzahl nach der Mann'schen Ausgabe, materienweis geordnet, nämlich: I. De agrorum qualitate rationibus; II. De controversiis agrorum und limitibus.

Brauchbarkeit des Ganzen wird bedeu-
hört durch einen Index locorum, qui ex-
bus ad Ictos non pertinentibus aut in-
t in textu allati sunt (S. 250—253). Es
daraus, dass, ausser den in Pars III ex-
excerptirten und den in den beiden er-
schnitten anderswo als Quellenüberliefe-
benutzten Schriftstellern, theils in den
für die leges regiae und die 12 Tafeln,
den Noten nicht weniger als dreiund-
g Auctoren benutzt worden sind, unter
Cicero mit mehr als 50, Gellius mit
30, Dionysius mit 20; Plinius d.
divius, Macrobius mit je zwischen 10
Censorinus, Plutarchus, Sueto-
mit je zwischen 5—10 Stellen.

erwähnen bleibt schliesslich, dass in den
nmenen Stücken Lücken oder unlesbare
sowie Auslassungen des Grundtextes, so-
verbesserungen, Buchstabenaufösungen und
e oder grössere Auslassungen im Ab-
je mit besonderen Zeichen oder durch
eck kenntlich gemacht worden sind; so-
ss die in den Noten enthaltenen litera-
und exegetischen Angaben, von denen
ch die ersteren früher theils zu dürftig
en, theils ganz fehlten, jetzt, bei aller
en Zweck der Sammlung gebotenen Be-
ung, eben diesem Zwecke vollständig ge-
Kurzum: diese zweite Ausgabe ist eine
Hinsicht verbesserte.

de denn unser Büchlein mehr und mehr

der vertraute Begleiter der akademischen leg cupida juvenus, sie aus der unseligen Dürftigkeit des Einlernens von Compendien und C legienheften zu belebendem Selbststud leitend!

Marburg.

August Ubbelohde.

The »Ever victorious army«. A his of the Chinese campaign under Lt. Col. C. Gordon, C. B. R. E. and of the suppression the Taiping-Rebellion. By Andrew Wils author of »Englands policy in China« and merly editor of the »China Mail«. With maps. William Blackwood and Sons. E burgh and London 1868. XXXII und Seiten. Octav.

Die letzte grosse politische Bewegung, we in China stattgefunden, ist die Erhebung Taiping. Gerinfügig in ihren Anfängen entf sie sich zu einer, wie es eine Zeitlang sch übermächtigen Revolution, der die Mands Dynastie in Peking zu erliegen drohte. Al seitdem die kühnen Männer aus dem Süden alte Süd-Capitale des Reichs Nanking in B genommen hatten, begann ihr Stern unte gehen, und einem Mandschuheer unter Füh des Oberst Gordon war es vorbehalten, die ten nennenswerthen Regungen dieses Aufstar zu ersticken. Wie dies geschehen, darüber g das vorliegende Werk Bericht und zwar e so umständlichen und gründlichen, wie ihn nur ein mit den Verhältnissen in China d langjährigen Aufenthalt daselbst vertraut ge

nn, der Verf. dieses Buchs, dem die Hilfsmittel u. a. das Privat-Journal und Correspondenz Gordons zu Gebote standen, entzante. Derselbe hat daher auch jeden Schmuck für seine Arbeit verschmäh't; seine Bilder, das beliebte Anziehungs-erarerischer Producte der Gegenwart, die z selten dazu dienen müssen den seicht- t zu verdecken, dem Buche beigegeben. s Karten, von denen fünf den Gang der hen Operationen darstellen, die sechste eine Karte von China ist, finden sich betreffenden Stellen des Textes einge- Das Ganze macht einen durchaus soli- druck und bezeugt die gründliche Um- ie der Verf. bei Sammlung seines Ma- halten (er verzeichnet Pref. p. XVIII sq. hmsten Quellen), sowie seinen gereiften n Blick, den verborgenen Zusammen- Begebenheiten mit ihren Ursachen und lgen aufzudecken. In letzterer Be- verdient hervorgehoben zu werden, was son gleich Ch. I. p. 8 sqq. von der e (first principle) sagt, über die der chinesischen Volks niemals hinaus ge- und auf welcher seine gesammte Bil- stem of ideas), seine sociale und politi- anisation beruht. Er bezeichnet diese e als »the assertion of the Divine Har- the universe, which affects all existing nd to which the souls of men are na- ttuned« (ibid.). Dies belegt er mit Ci- s chinesischen Classikern, welche aller- rthun, dass »the idea of harmony under- he thought and institutions of the Chi- (9). Daraus aber erklärt sich die sehr dige Thatsache, dass der auf solcher

Grundlage erbaute chinesische Staat, anst unterzugehen, nachdem er so grosse Erschütterungen erfahren hat, dennoch fortbesteht, ja gegenwärtig besteht »without losing its own ancient ideas and characteristics«. (p. 11). In ses Trachten nach Aufrechthaltung eines harmonischen Zusammenwirkens aller Personen in Verhältnisse — was auch die höchste Aufgabe des Staatsmanns ist — giebt sich auf allen Lebensgebieten des chines. Volkes kund: in äusseren und inneren Politik (p. 12 sqq.), in Gesetzgebung, in der Pflege der Wissenschaft in der Erziehung, der Rangordnung (S. u. s. w. »The whole arrangements of the nation public as well as private, are based on a system of mutual responsibility, which of course involves a system of mutual surveillance« (p. 21). Verf. führt dies alles an zur Erklärung der der Geschichte China's sich häufig wiederholenden grossen Umwälzungen, die das Volk Grossen und Ganzen, seine Anschauungen, Geweise und Sitte nicht im mindesten verändert oder nur vorwärts gebracht haben. Damit führt er den Leser dem Gegenstande seiner Arbeit der Darstellung der Taiping-Rebellion, ein Ereigniss neuester Zeit, näher. Ein Vergleich mit andern Nationen zeigt: »the Chinaman dwells in a peculiar ideal world of his own, but not one much less fanciful, much more definite, much more credible and much more historical« (than that of the Hindu) (p. 25), findet er nun, dass die wirkliche Welt seinen Ideen, die er in Kindheit an in sich aufgenommen hat, entspricht und hat er wirklich Grund zu klagen, so kommt er naturgemäss zu dem Schluss, dass die Regierung, nicht das Volk trage die Schuld: »responsibility of national disaster rests chiefly on the government«.

Government« (p. 27). Eine Revolution daher dem Chinesen als »the constituents of getting rid of bad governments associated in his mind with deeds of daring, of noble self-sacrifice and with the brightest periods of the national (ibid.). Der Grundsatz gilt noch heute, er aussprach, als er die Hea-Dynastie : »I dread the Supreme Ruler, so I dare se to destroy the wicked sovereign«.

Als Hung Sew-tsuen, das Haupt der sich erhob, waren alle Umstände dieser g günstig. Die geheimen politischen Ver-erstützten die Angelegenheit, der sog. ieg hatte auch zur Desorganisation des beigetragen. Chapt. III, womit die Ein- »the origin of the rebellion« Part. I. , schildert in kurzem Lebensabriss den en Führer der Aufständischen (vornehm-er Zugrundelegung von Mr Hamberg's: ns of Hung Sew-tchuen. Hong-Kong 1854) ne Mitfeldherren, bis zum Jahre 1860. schon war zwischen ihnen Zwiespalt aus-en. Tien Wang, himmlischer Prinz, wie 1851 Hung Sew-tsuen nannte, hatte in-och das Heft in der Hand behalten, chtigster Gegner, der König des Ostens, ordet worden (S. 43 sq.). Allein die hen Truppen hatten Nanking, die Resi-s Tien Wang eng eingeschlossen: »the g force looked upon the fall of the city re matter of weeks« (p. 45). Die glor-Jahre lagen hinter ihnen, ihr Stern be-ereits zu erbleichen. Die glücklichen e während der Jahre 1851 bis 55 sind r an dieser Stelle zu Anfang von Part II. hs eingehefteten Karte verzeichnet, auf

der auch der Einfall der Rebellen in die Prov. Kiangsu im Jahr 1860 und der Zug nach Ningbo sowie ihre Rückzugslinie im Jahr 1864 vermerkt sind. Diese Karte illustriert daher auch einen Theil dessen, was der Verf. in Part II. »Collision with the rebels« erzählt. Die neuen Verwickelungen, in welche durch eine die Fremden hassende Politik der Regierung in Peking China mit den Engländern gerieth, kamen den Taiping zu Statten. Bekanntlich wurden die Engländer am Peiho geschlagen (S. 52); die chinesische Regierung zog dahin alle ihre Streitkräfte zusammen, die Taiping versuchten das verlorene Terrain wiederzugewinnen (p. 53 sq.) und ihre Herrschaft auszubreiten. Sie drangen 1860 im Mai bis Hangchow vor »and in the province of Kiangsoo everything looked promising in the prospects of the Heavenly Empire and the Great Peace« (S. 56). Aber sie hatten bisher auch nur mit den kaiserlichen Truppen gekämpft, es war ein reiner Bürgerkrieg gewesen (S. 57). Nun traten die Fremden ins Mittel. Zu derselben Zeit, als die Engländer und Franzosen die Expedition nach Peking vorbereitet hatten, wurden sie von dem kaiserlichen Gouverneur von Kiangsu und dem Statthalter von Shanghai um Hülfe gegen die Taipings ersucht. Vorläufig entschied man sich dahin, dies Ersuchen abzulehnen, dagegen Shanghai aufs Aeusserste zu vertheidigen. Ein Amerikaner Frederick Ward übernahm den Oberbefehl. War derselbe auch unglücklich im Kampfe, Shanghai blieb doch unversehrt, nachdem die Nachbarschaft arg verwüstet worden (S. 65 sqq.). Das folgende Kapitel berichtet weiter über die Pläne und Unternehmungen der Rebellen, sowie über die Anstrengungen, die Ward und Burgevine, ein amerikanischer

Abenteurer, machten, ein neues Heer aus
alten Soldaten gegen sie zu sammeln.
Unternehmungen der erstgenannten führten
zu dem Resultat im Jahr 1861; der Kaiser
starb und das folgende Jahr verstrich
in heissen Kämpfen zwischen den Truppen
der Mächte und den Rebellen, in welchen
nicht immer siegreich waren (Chapt VI.
94). Chapt VII berichtet über die Ope-
rationen gegen die Taiping bei Ningpo, welche
Roderick Dew von der Kön. Marine
führte. Die von den Rebellen arg misshandelte
Stadt ward kühnlich erobert (S. 100 sqq.), dann
die Umgebungen an die Reihe, der grösste
Theil der Provinz Chekiang ward für die kaiser-
lichen Regierung zurückerobert (S. 120), aber
mit schweren Verlusten. So hatte sich nach
dem Krieg ein aus Chinesen bestehendes, aber
europäischem Muster organisirtes Heer ge-
bildet, welches von europäischen oder amerika-
nischen Offizieren geführt wurde und zu Gunsten
der kaiserlichen Regierung (in Peking) kämpfte.
In dasselbe unter Capitain Hollands Be-
fehl zog im Jahr 1863 vor der Stadt Taitsan eine
Belagerung, welche erlitten hatte, übertrug der brittische
General in China, Sir Frederick Bruce, dem
Colonel Gordon vom Geniecorps den Oberbefehl.
Kapitel von Part III. »Colonel Gordon's
Mission« schildern in gebührender Ausführlich-
keit den anfangs glänzende Laufbahn dieses Man-
nes, welcher zuletzt doch manches misslang. Es
war auch ein buntes Heer, welches er zu
führen hatte: die höheren Offiziere Fremde,
Engländer, Amerikaner, Deutsche, Franzosen
und Japaner, tapfere Männer aber unruhige, un-
abhängbare Köpfe. Die anderen Offiziere wa-
ren Chinesen, die Mannschaften stark rekrutirt

aus gefangenen Rebellen, die an anstrengenden Dienst und Entbehrung des Soldes gewöhnt, in dieser neuen Stellung sehr wohl fühlten bereitwillig schon am nächsten Tage gegen früheren Kameraden in den Kampf zogen. Gesamtstärke betrug zwischen 3000 und 5000 Mann. Der Verf. erzählt von jetzt an sehr detaillirt; wie erwähnt stand ihm Oberst Gordon's Tagebuch zur Verfügung. Wir müssen uns füglich mit unserm Referat einschränken, wollen nur noch bemerken, dass auch ein kaiserliches Heer, in Verbindung mit diesem anglochinesischen, im Felde stand (p. 135). Dieses kaiserliche Heer zeigte sich sehr geschickt in der Führung von Erdwerken und die Sappeurs arbeiteten rasch, und an gefährvollen Stellen mit kühnem Blut (p. 136 sq.). Oberst Gordon selbst war in seiner Stellung ganz am Platz, denn er sah es als seine Aufgabe, zu deren Lösung das britische Gouvernement ihn berufen hatte, »to strengthen China and create a national army« (p. 141). Am 24. März 1863 übernahm er das Ober-Commando über die, bei den Chinesen »die stets siegreiche« genannte Armee. Das Kriegstheater war die Halbinsel, welche zwischen Yangtze-Fluss und die Bai von Hangchow lag, eine Niederung von 50,000 Quadratmeilen (p. 149). Hr. Wilson erzählt von den einzelnen Siegen, von der Eroberung von Fushan (p. 149), Taitsan (p. 153), Quinsan (p. 163) und von dem, was sich dazwischen ereignete. Ueberall giebt sich der sorgsam forschende und mit vorsichtigem Urtheil aus den vorhandenen Quellen schöpfende Historiker kund. So z. B. werden die von der Grausamkeit der Kaiserlichen gerichteten Geschichten einer eingehenden Untersuchung unterzogen (p. 153 sqq.), deren Erg

niss ist, dass die Berichte übertrieben sind, aber auch die Chinesen leibliche Schmerzen viel weniger empfinden, als wir: »what might be exquisite torture to the nervous vascular European is something much less to the obtuse-nerved Turanian« (p. 155). Leider zeigten sich schon jetzt einzelne Ausbrüche von Meuterei unter den Truppen, welche rücksichtslose Bestrafung — die Erschiessung eines mürrischen chinesischen Corporals — erheischten: er war »one of the most prominent of the groaners«. Die Folge war, dass der Haupträdelsführer endlich genannt wurde (p. 164 sq.). Ähnliches erzählt auch der Anfang von dem folgenden Kap. X. (p. 167), welches vornehmlich von dem Benehmen des schon erwähnten Burgewine handelt, der sich durch Gordon's Beförderung übergangen glaubte. Der Verf. giebt uns in kurzen kräftigen Zügen ein Bild dieses Mannes, Amerikaners von Geburt und gleich Ward ein Abenteurer, aber »superior to Ward both in manners and education though inferior in coolness and in the choice of means to an end« (p. 170). Die Hoffnung, einmal der Gründer eines grossen Reiches im Orient zu werden, war der Traum seines Lebens und wenn nicht, so träumte er doch dergleichen in China, wo es die Ursache seines Unlücks wurde (p. 171). Zuerst neben Ward der zweite im Oberbefehl, dann sein Nachfolger, wurde er später seines Dienstes entlassen, suchte in Peking Revanche, ward aber nicht wieder angestellt. Darüber erbittert und »now in the habit of taking stimulants to an extent which at times disordered his brain he entered into communication with Moh Wang, now Tai-ching chief at Sogchow and engaged about 150 foreign rowdies at Shanghai to enter with him

into the service of the Great Peace« (So trat er nun Gordon feindselig gegenüber brachte diesen, dessen Officiere zum Theil Burgevine, ihrem früheren Führer, gegen, in eine gefährliche Lage. Indessen sich doch seine Feindschaft weniger gegen als seine Freundschaft, die ihn bewog, Gordon aufzufordern sich von den kais. Truppen loszusagen und mit ihm einen Zug nach Peking zu unternehmen. Nach mancherlei Leiden kam er als Flüchtling in Gordon's Hände und ward nach Shanghai gebracht. Hier ward er im Zorn auf seinen besten Freund Jones, ward genöthigt China zu verlassen und nach Japan, kehrte aber zurück und wurde Anhänger der Rebellen den Kaiserlichen in die Hände. Er ertrank bei einer Ueberfah- rung eines Flusses bei Lanchi hien, oder wurde wenigstens ertränkt (p. 181 sq.). Auf diese Episode folgt die Beschreibung des Festes der wichtigen Stadt Soochow Chapt XI. Zwölf Seiten, die eine p. 123 eingehaftet und den Ort als Schauplatz der kriegerischen Operationen in den Jahren 1862, 63 und 64 darstellend, die p. S. 142 die Route von Taitsan über Soochow nach Soochow abbildend, orientiren den merksamen Leser über den Gang der Ereignisse. Oberst Gordon griff nach einer erfolgreichen Offensive, Soochow ward aufs Engste eingenommen; die militärischen Massnahmen, welche der Verf. ausführlich beschreibt, bekunden die Taktik des anglochinesischen Feldherrn. Der Widerstand leistete tüchtigen Widerstand. Besonders merkwürdig ein nächtlicher Ueberfall unglücklich für die Rebellen: »the Chinese soldiers showed a remarkable indisposition for fighting at night« Als bei Gelegenheit eines Kriegsaths d

feldherr Moh Wang von einem seiner Unterfeldherren in Soochow ermordet worden war (p. 194), wurde die Stadt übergeben, wobei Oberst Gordon in grosse Lebensgefahr gerieth (S. 199), aus der er jedoch gerettet wurde. Die Hinrichtung von vier Unterfeldherren und vier anderen Befehlshabern durch den chinesischen General Li, eine an und für sich furchtbare That, rechtfertigt Hr. Wilson, nach gründlicher Abwägung der Umstände, als durch die Nothwendigkeit geboten, obwol es, wie er hinzusetzt, Li mehr Ehre gemacht haben würde, hätte er sie nur gefangen genommen (p. 202 sqq.). Seit diesem Ereigniss gestalteten sich übrigens die kriegesischen Operationen weniger erfolgreich für die Kaiserlichen. Oberst Gordon entschloss sich, nach einiger Zeit Ruhe wieder die Offensive zu ergreifen. Liyang wurde leicht gewonnen, dagegen ein wiederholter Angriff auf Kintang abgeschlagen (p. 219 sqq.). Hier wurde auch Gordon selbst ernstlich verwundet, doch fuhr er fort die Operationen zu leiten, die mit der Einnahme zuerst von Waisoo (p. 233), darnach von Chanchu zum Abschluss gelangten (p. 239 sq.). Nur Nanking befand sich noch in Besitz der Rebellen, weshalb der chinesische General es für gerathen hielt, die unter Gordon's Befehl stehende kostspielige Armee zu entlassen (Ch. XIII. p. 242). Gleichzeitig zog die brittische Regierung die ihren Offizieren ertheilte Erlaubniss, dem kaiserlichen Gouvernement zu dienen, zurück, was nicht zu verwundern, hatte doch der brittische Gesandte Sir Frederick W. A. Bruce schon früher (March. 4. 1864) an Gordon geschrieben: »we have supported this government from motives of interest, not from sentiment« (p. 216). Der Verf. billigt diese letzte Massregel der brittischen Regierung

nicht, fügt aber, gewiss in richtiger Würdigung des Geschehenen, hinzu: »but as it eventually turned out, his (Gordon's) work had been accomplished at the moment when he was called upon to retire from the field of his labours« (p. 243). Ein Urtheil, was Hr. W. nicht minder ehrt, als den Helden seiner Stellung, den Oberst Gordon! Dieser mag auch das Lob verdient haben, das Hr. W. ihm ertheilt. Die chinesische Regierung hat ihn schon früher 1863 belobt, ihm Auszeichnungen und Geld zuerkannt, welches beides er höflich ablehnte (p. 205 und 206). Auch gedachte sie seiner in ehrenvollster Weise (p. 207). Die in Shanghai ansässigen Fremden schrieben ihm ein seine Verdienste anerkennendes Dankschreiben (p. 252 sqq.). Mit grosser Umbrüche erbrachte er das sehr schwierige Werk der Lösung seines Heeres zu Stande; während er seine Offiziere und Mannschaften eine sprechende Belohnung forderte, auch erlaßte, lehnte er für sich selbst jede Entschädigung ab (p. 244 und 245). Die Presse rühmte ebenfalls seine Tüchtigkeit (p. 256 und 57) und Hr. W. gedenkt noch schliesslich des ganz entgesetzten Benehmens des Hr. H. N. Lay, eine Zeitlang Zollinspektor in Shanghai war (p. 260 sqq.), wodurch die Uneigennützigkeit Gordon's noch mehr hervorleuchtet. Ch. XIV. handelt ausschliesslich von den sanitarischen Anordnungen und Einrichtungen bei dem anglo-chinesischen Heer. Dieselben waren, nach den genauen Mittheilungen, die er dem Obersten Mr. A. Moffit verdankt (p. 268), durchaus zu entsprechen. — Der letzte Abschnitt des Bandes Part IV. enthält eine Darstellung des Uebergangs der Taiping (Ch. XV. und XVI.), der

in Ch. XVII. eine Charakteristik der Nien fei und der muhamedanischen Rebellen, sowie in Ch. XVIII. der gegenwärtigen Zustände in China, verbunden mit einem Blick in die Zukunft, anschliesst. Das interessanteste Kap. des ganzen Werkes ist Ch. XV. »a visit to Tseng Kwo-Fan and sketches of native and English officials in China«. In dieser Schilderung der hervorragendsten chinesischen Generäle und Staatsmänner und der höchsten britischen Beamten in China, seit den vierziger Jahren bekundet der Verf. seine umfassenden historischen Studien, die ihn in den Stand setzen, über den inneren Zusammenhang der Begebenheiten unter einander und mit den die Angelegenheiten leitenden Persönlichkeiten ein Urtheil abzugeben. Er nennt selbst dieses Kap. »a somewhat personal chapter« (p. 300) und das ist es auch; es bietet aber in vieler Beziehung den Schlüssel zum Verständniss der in dem Buch geschilderten Begebenheiten, namentlich der wiederholten Conflicte zwischen China und Grossbritannien. So behauptet er z. B. von hohen Autoritäten erfahren zu haben, dass Sir Bowring vom Auswärtigen Amte in London Privat-Instructionen empfangen, unter keiner Bedingung eine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, um einen Streit mit dem chinesischen Gouvernement anzufangen (p. 301). Ausserdem zeigt sich in den Urtheilen des Verf. über die bedeutendsten Persönlichkeiten sein Scharfblick, aber auch seine Milde: was ihm in ihren Handlungen als Fehler erscheint, weiss er doch auch zum Theil wenigstens zu entschuldigen. Ebenso beurtheilt er auch den Tien Wang, der unbekümmert um das Schicksal des Volkes und seiner Armee in Nanking sass »burying himself in the depths of his palace and en-

grossed with religious exercises and the society of his women« (p. 318). Einem seiner Feinde, dem sog. Faithful King, der ihn auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen wagte, erwiderte er: »I have received the commands of Shangte (God) and of Jesus to come down upon the earth and rule the empire. I am the sole Lord of ten thousand nations and what should I fear? I hold the empire, hills and streams with an iron grasp and if you do not support me there are those who will My troops are more numerous than the streams« etc. Was Wunder, wenn es mit einem solchen eingebildeten Narren zu Ende gehen musste! »He had been inwardly conscious of an impending crisis and the insecurity of the capital; but being of an elevated mind, he did not care to review the past or speculate on the future« (p. 320). Der Verf. stellt ihn neben Rousseau: »Men like Rousseau and Hung Sen-tsun are not to be held personally accountable for their destructive effect on the society in which they grow up«; so entschuldigt er ihn: »there is no surer indication of such rottenness in any civilisation than its inability or its unwillingness to find a fitting place for men of remarkable powers« (p. 324). »It really requires some such terrible affliction as the Taiping Rebellion to save China from the state of corruption and imbecility into which it was sinking; and when that rebellion had served its purpose, it too came to an end and fell like a tree prepared to fall« (p. 325). Ein solches Uebel theil verdient beherzigt zu werden! Der Fall erfolgte bald. Zuerst fiel Nanking, darnach die Männer die an der Spitze des Aufbruchs gestanden — über alles dies berichtet weitläufig

son, The Ever victorious army. 1353

p. 325 sqq. Tien Wang nahm Gift; 1864 den 30. Juni. Kleine Reste seiner Anhänger wurden nach und nach unter dem 16jährigen Sohn des Tien Wang verfolgt. Nach mehreren Wochen in die Wildnis wurde hingerichtet (p. 331). Damit sind noch nicht alle Aufständischen in China beseitigt. Verweist der Verf. auch die Rubrik gemeiner Räuber: »almost in the way of plunder they can carry off what is acceptable to them« (p. 345 in the text), so bleiben doch noch die Muhamedaner im Nordwesten von China, von denen er sagt: »they really aim at something like population« (p. 350). Ausser diesen sind die Hiaou-tsz zu nennen, die angeblichen Eindringlinge des Landes, welche sich vor der chinesischen Civilisation in die Berge der südlichen Provinzen zurückgezogen haben (p. 354 sq.). Das Kapitel XVIII enthält des Verf. Bemerkungen über die Gegenwart und die Zukunft Chinas. Die hier ausgesprochenen Ansichten sind das Ergebniss langjähriger Forschungen und sorgfältigen Studiums der Geschichte und Literatur China's. Wir heben aus dem Schluss Einiges daraus hervor: »The Chinese people stand unsurpassed and indeed unequalled in regard to the possession of order and selfgovernment« (p. 358). »In all my travels among the Chinese I never came across any indication of a single case of infanticide« (p. 359). »There is no doubt that China has never reached a very favourable position« (p. 361). Die Aufstände sind unterdrückt und »there is no prospect of any serious disturbance from the Foreign relationships of the empire« (ibid.). Bezüglich der Handels-

interessen China's und Grossbritanniens, dies ausführlich bespricht (p. 366 sqq.), schreibt »What it seems to me we have to dread is, China hanging back but going too quickly to our own interests and comfort« (p. 381). Zukunft China's, meint er, hängt wesentlich von Grossbritanniens Position im Osten Asiens ab »and there must be a return to some tolerable connection between its (Great Britain's) high intelligence and the wielding of its power; otherwise, Britannia will soon share the fate of Carthage and Venice, of Spain and Holland« (382). Ob die brittischen Staatsmänner diese Anschauung theilen? Ausserhalb Englands scheint man sie wol meistentheils für richtig zu halten. — Dem Buch sind mehrere Beilagen beigegeben. Unmittelbar nach der Vorrede stehen: ein Verzeichniss von 26 Oberfeldherren des Tien Wang, dessen Name als der erste das Verzeichniss eröffnet; eine chronologische Tafel der Geschichte China's vom Jahr 221 vor Chr. bis zum J. 1868 nach Chr.; ein Verzeichniss sämmtlicher Gefechte zwischen Taiping mit den disciplinirten kaiserlichen Truppen während der Jahre 1862—64 in den Provinzen Chekiang und Kiangsu; es sind der Name, das Jahr, der Ort und das Armeecorps beigegeben. Am Schluss des Buchs sind sieben Beilagen hinzugefügt: ein Verzeichniss chinesischer Civil- und Militär-Titulaturen; die Namen der in den Feldzügen 1863 und 1864 unter Lord Gordon getödteten und verwundeten Officiere sowie die Namen derjenigen, die sich besonders ausgezeichnet haben; die Vereinbarung des chinesischen und fremden Oberfeldherrn wegen des combinirten Oberbefehls über die kaiserlichen Truppen; eine kurze Kritik eines von

er, D. Personennam. i. A. Dürers Brief. 1355

sen verfassten Buchs, welches eine Episode
esem Kriege behandelt, aber sehr nach-
abgefasst ist; ein Verhör eines Gefange-
l. d. August 5. 1865, übersandt an das
che Consulat in Canton; zuletzt ein Na-
erzeichniss von den Schanghai benachbar-
tschaften. — Sämmtliche Beilagen be-
en unser oben ausgesprochenes Urtheil
den historischen Sinn des Verf., weshalb
Verk über diese in der neueren Geschichte
s merkwürdige Kriegsperiode einen mehr
rübergehenden Werth besitzt.

tona. Dr. Biernatzki.

ie Personen-Namen in Albrecht Dürer's
n aus Venedig. Von Georg Wolfgang
Lochner. Nürnberg, Verlag der Friedr.
schen Buchhandlung. 1870. 52 S. in 8.

er durch mehrere historische Schriften be-
e und besonders für die Geschichte der
Nürnberg verdiente Verf. liefert einen
nswerthen Beitrag zur Biographie des
n Künstlers, indem er die in den bekann-
riefen an Pirkheimer vorkommenden Per-
Namen mit Hülfe des von dem Nürn-
r Archive dargebotenen Materials erläu-
Ein Theil der zahlreichen Notizen über
liche Beziehungen ist freilich auch hier
aufgeklärt und wird auch wohl immer
ständig bleiben. Was aber diesen Brie-
ein besonderes Interesse giebt, das ist
eits der Ton, in welchem Dürer mit Pirk-
r spricht, und der schliessen lässt, auf
em Fuss er mit diesem stand, und andrer-
eine Anzahl von Aeusserungen, welche man

mit oder ohne Grund auf Dürers Frau, Agnes Frey, bezogen hat. Ueber die letztere und ihre Familie giebt der Verfasser ausführliche Aufklärungen, die jedoch hier nicht alle zum ersten Male ans Licht treten. Schon in dem Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit von 1866, Sp. 57, hatte er nachgewiesen, was hier S. 13 wiederholt wird, dass Agnes Frey nicht, wie man bisher gemeint hatte, eines Handwerkers Tochter war, sondern aus einem vornehmeren Geschlechte stammte. Ihr Vater, Sebald Frey, erscheint »als Genannter und als Kaufmann bei vielen Händeln als Zeuge und Vermittler betheiligt«, und Dürer's Schwager Hans Frey heirathete eine Tochter »aus einem der vornehmsten zu Rath gehenden Geschlechter«. Ferner tritt der Verf. mit vollem Recht der Ansicht bei, welche Thausing in der Zeitschrift für bildende Kunst, Bd. IV. S. 33 folg. ausgeführt hat, dass alle die Stellen der Venetianischen Briefe, welche man bisher auf das unglückliche Verhältniss zwischen den beiden Ehegatten gedeutet hat, sich entweder gar nicht auf Frau Agnes beziehen, oder gar nicht auf ein Missverhältniss zwischen ihr und Dürer schliessen lassen. So weit es Dürer's Briefe betrifft, ist dieser Beweis vollständig gelungen. Nur mit der Erklärung der Stelle im Brief VI ist Ref. nicht einverstanden, obgleich auch er darin keine Beziehung auf Dürer's Frau erkennen kann. Es heisst dort: »und dankt mich eurer Stuben, dass mich grüsst hat, spricht sie sei ein Unflath. Ich hab ihr ölbaumen Holz lassen führen von Venedig gen Augsburg, dass lass ichs liegen, wol 10 Centner schwer, und spricht sie hat sein nit wollen erwarten, perciò il spuzzo«. Es bedarf keiner so künstlichen

ng, wie Thausing sie versucht, und wobei noch die Hauptsache dunkel und räthselbleibt. Der einfache Wortverstand giebt guten Sinn, wenn man annimmt, dass den Auftrag hatte, Oelbaumholz für Pirkheimer zu besorgen, der damit eine Stube schmücken wollte, und dass Pirkheimer die tete Ankunft der Hölzer nicht erwartet.

Die Stube wird personificirt, eben so einige Zeilen später ein Bild von Dürer's, indem es da heisst: »Item wisst, dass Tafel sagt, sie wollt ein Ducaten darum, dass Ihrs seht, sie sei gut und schön farben«. An eine Beziehung auf irgend Frauenzimmer ist dabei also nicht zu denken und die Fratze, die Dürer von dem »Unzeichnet, ist sicherlich nur allegorisch zu n.

dem Bestreben, die Ehre der Frau zu retten, ist jedoch Thausing zu weit gegangen, da er Pirkheimers ausdrückliches Wille gegen dieselbe zu beseitigen bemüht. Bekanntlich stützt sich die gewöhnliche Vorstellung von dem Verhältniss zwischen Dürer und seiner Frau auf einen undatirten Brief Pirkheimers an den Baumeister Tscherte zu

Dort heisst es wörtlich: »Ich hab waran Albrechten der pesten Freunt eynen, auf erdtreych gehabt hab, verloren, vndt mich nichts hoher, dann das er so eynes eligen Dodes verstorben ist, welchen ich der verhengnus Gottes niemand dann seiner Haußfrauen zusachen kan, die im sein eyngenagen, und der maßen gepeyniget das er sich dess schneller von hinen geht hat« u. s. w. Der Verf. weist nun nach, dieser Brief erst mehrere Jahre nach Dürer's

rers Tode und kurz vor Pirkheimers Ende ge-
 schrieben sei, erinnert an die Kränklichkeit der
 Letztern, die zum guten Theil ihren Grund in
 üppigem Wohlleben haben mochte, hebt ferner
 hervor, dass in dem Briefe sich die tiefe Ver-
 stimmung des Schreibers über den Verlauf der
 reformatorischen Bewegung aussprach, dass ein
 früheres Missverhältniss zwischen Dürer und
 Frau Agnes aus dem Tagebuche der nieder-
 ländischen Reise durchaus nicht hervorgehe, und
 dass Pirkheimer selbst in der Elegie auf Dürer's
 Tod so wenig als in einem andern gleich-
 zeitigen Berichte die geringste Andeutung von
 einem Verschulden der Frau Agnes mache. Er
 meint nun, der ganze Brief habe nur den
 Zweck, durch Tscherte schöne Hirschgeweihe
 (Hirschengehurn) zu bekommen, und die boshaften
 Aeusserungen über Frau Agnes erkläre
 sich aus folgender Stelle des Briefs: »Albrecht
 hat auch etliche gehurn gehabt, vnd unter den
 selben gar eyn schones, welches ich gern ge-
 habt hat, aber sy hat sy heymlich vnd vmb ey-
 spott sambt andern vil schonen Dingen hin-
 geben«. Aus solcher hypochonderen Laune und
 Verdriesslichkeit über unbedeutende Dinge sei
 nun jene Verläumdung entsprungen. Es mag
 immerhin sein, dass in frühern Jahren das eheliche
 Verhältniss Dürers nicht schlecht gewesen
 ist, aber unmöglich kann man es für gänzlich
 aus der Luft gegriffen halten, wenn Pirkheimer
 so ohne besondere Veranlassung und ohne we-
 tern Zweck der »nagend argwöhnigen und ke-
 fend frommen Frau«, obwohl sie und ihre
 Schwester »nit pubin, sonder — der eren from-
 und ganz gotsfurchtig frauen« seien, den Vorwurf
 macht, dass sie ihren Mann »zu der arbey-
 hertiglich gedrunge, alleyn darumb, das e

net und ihr das liess, so er starb.
dies auf Dürers letzte Lebensjahre be-
a es ihm in der That nicht sehr gut
r beseitigen lässt sich Pirkheimers
auf solche Weise nicht, so lange
tivere Gründe demselben entgegen

slich möge noch auf einen wohl zu
tigenden Wunsch hingewiesen werden,
erf. S. 5 ausspricht. Es würde, sagt
keine undankbare Mühe sein, eine in
es Deutsch übertragene Ausgabe, eine
ung, wie Göz von Berlichingens Selbst-
im Jahre 1843 zweimal erschien,
halten, wobei die Elgenthümlichkeit
he allerdings möglichst müsste beibe-
rden. Wir würden diesen Wunsch
die übrigen Briefe Dürers und das
ebuch ausdehnen.

er Beilage giebt der Verf. noch eine
e Nachricht über die Schicksale des
Dürer Hauses. F. W. Unger.

brew Prophets, translated afresh from
al, with regard to the Anglican Ver-
with illustrations for English readers.
Rowland Williams, D. D. Vol. II.
Williams and Norgate, 1871. — X und
8.

sten Band dieses Werkes führten wir
sern in den Gel. Anz. 1867 S. 156—
es lässt sich erwarten dass sie nun
e Nachricht über diesen zweiten gerne
Wir müssen aber leider an dieser
leich bemerken dass das ganze Werk
lese dort S. 157 Z. 17 Lowth, und mache
t einen Absatz.

welches wenigstens vier solcher Bände enthalten sollte, mit diesem zweiten seinen unerwarteten frühen Abschluss gefunden hat. Der Verf. starb vor einem Jahre noch im mittleren Lebensalter; und was man in seinem Nachlasse zu seinem Werke gehöriges vorfand, hat jetzt seine Witwe mit einer kurzen Vorrede herausgegeben. So enthält dieser Band bloss eine Bearbeitung der Bücher Habakkuk's Ssefanja's und Jeremia's; was sich am Ende noch von Hezequiel B. Jesaja 52, 13 bis c. 53 findet, ist kaum der erste rohe Anfang. Das grosse Buch Jeremia's ist indess so selten vollständig bearbeitet, dass man es in diesem unvollendet gebliebenen Werke nicht ohne Nutzen und Vergnügen sogar mit dem kleinen B. der Klagelieder zusammen ganz bearbeitet sehen wird.

Ueber die wissenschaftliche Art dieser Erklärung der Hebräischen Propheten wollen wir uns hier nicht weiter äussern, da wir das Wichtigste darüber schon in der vorigen Anzeige bemerkt haben. Wohl aber sei es bei dieser Veranlassung gestattet auf die übrigen Verdienste des Verf. und vorzüglich auf sein grösseres Werk *A Dialog of the knowledge of the Supreme Lord, in which are compared the claims of Christianity and Hinduism* hinzuweisen, welches nun das Hauptwerk seines Lebens geblieben ist. Der Selige hatte die Seelengruben trotz der schweren öffentlichen Anklage deswegen wissenschaftlicher Meinungen in der evangelischen Kirche zu leiden hatte, dennoch bis zu seinem Tode in guter Thätigkeit und Ehre als Geistlicher in ihr zu bleiben. Das Werk darüber ist in den Gel. Anz. 1862 S. 1705 berührt.

H.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 35.

30. August 1871.

Hegel als deutscher Nationalphilosoph von
Dr. K. Rosenkranz. Leipzig, Verlag von
Duncker und Humblot. 1870. 347 S. Gross-
octav.

Das Buch des bekannten Verfassers soll auf
Anlassung des 100jährigen Geburtstags He-
gels diesen hauptsächlich von seiner schriftstelle-
rischen Seite darstellen, ihn als deutschen Clas-
siker erweisen. Zu dem früheren Leben Hegels
hat derselbe Verf. hat dasselbe das Verhält-
nis einer Ergänzung; es nimmt daher von dem
graphischen Element nur das auf, was zur
Klärung des literarischen nothwendig ist. Die
Schrift ist dem Ruhme Hegels gewidmet, dem
gegenüber der Verf. sein ganzes Leben hindurch
in der Aussage nach nur der liebevolle Schüler
gewesen ist, der nicht mit serviler Reproduction,
sondern mit productivem Streben seine Arbeit
aufzuheben und weiterzuführen getrachtet habe.
Da er daher auch gegen ihn in dieser Schrift
keine Misere, so soll es immer aus den Principien
aus der Methode der Hegel'schen Philoso-

phie heraus geschehen. — Den Inhalt d
 ches selbst bildet eine freie Darstellung
 Hegel'schen Philosophie nach den einzel
 ken mit besonderer Berücksichtigung der
 stellerischen Eigenthümlichkeiten, wie
 Ganzen und im Einzelnen hervortreten
 Schrift hat die Vorzüge, welche die Dar
 des Verf. überhaupt auszeichnen, eine
 Klarheit und Leichtigkeit des Stils und d
 dankenbildung, aber sie ist mit Vorsicht
 brauchen; es ist nämlich durchweg Hegel
 geben, wie ihn der Verf. auffasst oder v
 auslegt. Er weiss wohl, dass andere Heg
 z. B. Michelet Hegel anders auslegen; da
 seine Auslegung die richtige sei, bew
 nicht aus Hegel, sondern durch Reflexion
 sich aus über Hegel. So ist ihm die V
 nach Hegel das Absolute, wie es das s
 hin sich selbst denkende ist. »Daher
 es, dass Hegel die Logik der Vernunft,
 auch Metaphysik nennt, mit dem Begr
 Subjectivität und diesen wieder mit dem
 der absoluten Subjectivität, die sich sel
 soluter Inhalt in absoluter Form ist, so
 Daher kommt es, dass er dies absolute
 durch sein Anschauen die Natur in Rau
 Zeit hervorbringen lässt. Daher kom
 dass er in seiner späteren Logik am
 von der absoluten Idee behauptet, sie e
 ihrer selbst gewiss, die Natur aus sich. I
 persönliche, abstracte Vernunft kann nic
 sich entlassen, kann ihrer nicht selbst
 sein. Eine solche Thätigkeit kommt nur
 Subjecte zu. Hegel ist weder Pantheis
 Atheist noch Materialist, aber sein Go
 auch nicht ein Willkürgott, sondern ein d
 der, ein vernünftiger Gott« S. 47. Die

, das Denken kann nicht ohne ein
n Denkendes, einen Geist gefasst
ht sich durch das ganze Buch hin-
charakterisirt die Auffassung Hegels
kranz. Allein wem fällt dabei nicht
ichte das Ich einen Act, ein Han-
andelndes sein liess, dass Schelling
Productivität ohne Product und ohne
rselben annahm und dass diese Ver-
ng der Abstracta überhaupt der ab-
osophie eigen blieb? Der Verf. müsste
n Denken appelliren, sondern an eine
e Erklärung Hegels von demselben
d warum sollte dieser einfache und
geläufige Gedanke, wenn Hegel ihn
t auch sogar in denselben Worten
gesprochen sein? — wenn er uns
Auffassung Hegels entreissen will
en will anzunehmen, dass bei Hegel
ine noch die andere Auslegung, die
chule erfahren hat, ganz bestimmt
Ausdrücke, an welche Rosenkranz
ert, sind theils Reminiscenzen aus
ilosophen, theils bildliche Bezeich-
ils heissen sie, wie der Ausdruck,
z ist Subject, dies, dass das Ab-
lebendige Entwicklung ist, nicht
matische Ruhe, wie bei Spinoza.
iche Bezeichnungen kommt Rosen-
t bei Erläuterung des letzten Ge-
ht hinaus. S. 112 schreibt er: die
sse als Subject gefasst werden. »Mit
ten, die für seine Philosophie so
oll geworden sind, wollte er bezeich-
der Begriff für sich selbständig sei;
wohl wir ihn denken, doch von uns
r unabhängig sich selbst bestimme,

und dass sein Verhältniss zu anderen Begriffen wahrhafterweise nur von ihm, nicht von ihnen ausgehen könne. Wenn wir z. B. den Begriff der Identität denken, so sind nicht wir, sondern er selbst der Grund, dass der nächste Begriff der der Differenz ist. Nicht wir bestimmen die Identität zur Differenz, sondern die Identität bestimmt sich selbst zur Differenz, denn die Differenz hat einen Sinn nur als Differenz der Identität. Der Begriff der Identität bewegt sich also durch sich selbst zu dem entgegengesetzten Begriff, zu dem der Begriff fort und lässt insofern dem Philosophen nichts Zusehen bei diesem Process übrig. — Die Sache in der That der ursprüngliche Sinn des Wortes, dass die Substanz an sich Subject sei. Diese Stelle kann als Probe dienen von der Hegelschen Manier zu argumentiren, wie sie sich durch das ganze Buch hindurchzieht. Es wird etwas genommen und ein Mangel an ihm gefunden, und diesem gegenüber das Hegelsche, weil es diesen Mangel vermeide, als das schlechthin Richtige hingestellt. Nun ist es gewiss wahr, dass wir die logischen Begriffe nicht willkürlich machen oder erfinden, wir haben sie in unserer Sprache und sind durch die Art, wie wir sie allein gebrauchen können, gebunden bei dem Versuch sie zu bestimmen. Aber was haben wir mit dieser einfachen Wahrheit die Beschreibungen zu thun? Der Begriff der Identität ist der Grund, der nächste Begriff der der Differenz ist, und dem Sinne, der da gleich folgt, dass nämlich die Identität sich selbst bestimme zur Differenz, dass der Begriff der Identität sich selbst zu dem ihm entgegengesetzten Begriff fortbewegt. Man weiss, diese Lehre von der Selbstbewegung des Begriffs ist der

Wegpunkt Hegelschen Philosophirens, man
er gerade an der Darstellung von Rosen-
kranz klarer sie ist, desto deutlicher, dass
die Ausdrücke nichts sind als willkürliche
Fiktionen, poetische Personificationen der
Wesen in der Weise des
deutschen Realismus. Weil wir nicht will-
kürlich die logischen Begriffe machen, darum
sich sie von selbst; als ob die einzige
Möglichkeit wäre: entweder machen wir die Be-
griffe oder die Begriffe machen sich selbst in
der Natur. »machen« beide Male im Sinne des
Erbringens. Wie krass Rosenkranz das
bedeutet, davon kann man sich S. 136 über-
zeugen. »Hegel hatte den Begriff sich selbst
zu erzeugen und sich eben dadurch zu einem neuen
Begriff fortbilden lassen. Ein Begriff als solcher
ist nicht identisch, aber er bringt durch
Differenzirung neue Begriffe hervor und
erzeugt sich insofern. Man muss dies richtig
verstehen. Der Begriff des Punktes z. B. ist
derselbe; insofern der Punkt aber sich
erzeugt er ein Anderes und zwar das
Gerade aus seiner selbst, worin er sich aufhebt, die
Linie erzeugt wieder, indem sie sich
in anderer Weise bewegt, den Unterschied
zwischen der geraden und der krummen. Der Punkt
ist analytisch zur Linie, aber er bleibt
in ihr enthalten; die Linie macht
den Punkt analytisch zur geraden oder krummen, aber
nicht identisch ist sie in der einen wie in der ande-
ren synthetisch mitgesetzt. — Hegels Ge-
strebte die absolute Unabhängigkeit des
Begriffs von dem Philosophirenden an. Er
gleichsam nur das Zuschauen zu seiner
Entstehung haben. In dem eben gedachten Bei-
spiele sieht man es nicht, der den Punkt zur Linie

macht, sondern er selbst, indem er sich wegt, bringt sich als Linie hervor. — Ich s dieser Selbstgestaltung zu«. Der wahre Sa verhält ist sehr verschieden von diesen Phas sien. Der Punkt, den wir denken, thut nichts, macht sich zu nichts. Denken wir ruhend, so bleibt er ewig, was er ist; den wir ihn als bewegt, so erzeugt er nicht Linie, sondern wir lassen ihn in Gedanken ein Weg machen d. h. auf einer bereits voraus setzten Linie hinlaufen; denn sobald wir eine Richtung nehmen lassen, ist im Begriff Richtung die Linie bereits gedacht. Allerdings wir bringen das alles nicht willkürlich und nach unserer Laune am Punkt hervor, sondern wir bringen bloß die Möglichkeiten, die wir glauben an ihm wahrzunehmen, zur Wirklichkeit des Gedankens. Aber der Punkt als solcher thut und macht dabei gar nichts, gleichwohl soll nach Hegel und Rosenkranz so sein, weil wir nur die Alternative kennen: entweder macht wir es oder er macht sich, in Wahrheit aber machen wir, aber nach der Art, wie wir den Punkt allein in uns denken. Woher wir die Art haben, woher sie selber stammt, das sind Fragen, die dann erst entstehen, wenn man den Thatbestand des Denkens rein und unverfälscht aufgefasst hat. Rosenkranz liebt zu seinem Unglück die mathematischen Beispiele, welche die Aufdeckung der willkürlichen Auslegungen sehr leicht machen. S. 113 war es der Kreis, welchem der Hegelsche Gedanke illustriert wurde »Urtheile ich, der Kreis ist eine in sich abgeschlossene Curve, so ist dies Urtheil ein schlechthin nothwendiges, absolutes, denn ohne die Bestimmtheit würde der Kreis nicht Kreis sein. Der Begriff des Kreises selbst also ist es, e

er immanenterweise zu seinem Prädicat
 nt. Nicht ich bin es, der diesen Begriff
 bringt, sondern der Begriff ist es, der
 mir hervorbringt. Das Prädicat des
 es Kreis, wodurch er eben Kreis ist,
 nicht von mir ab. Ich erkenne es, ich
 es aus, ich mache es mir zum Gegen-
 allein ich bringe es nicht hervor, son-
 er Kreis, weil er Kreis ist, bringt sich
 hervor«. Allein die Sache ist auch hier
 die: ich kann den Begriff des Kreises
 ; denke ich ihn, so denke ich ihn mit
 einen Merkmalen, die ich, sobald ich ihn
 an ihm finde; von meiner Willkür kann
 ängen, dass ich ihn denke; wie ich ihn
 hängt, sobald ich ihn denke, nicht mehr
 einer Willkür ab, sondern ich denke ihn
 er so oder denke ihn gar nicht; woher
 r kommt, von wannen er in mich gewan-
 t etc., davon liegt in alle dem gar nichts.
 ranz beliebt es aber zu thun, als gäbe
 die Wahl, entweder bringen wir die Be-
 hervor oder die Begriffe sich in uns. Man
 fast an den intellectus agens oder in-
 mancher arabischer Philosophen sich zu
 n versucht sein, um sich bei der Rosen-
 schen Auslegung Hegels nur etwas zu den-
 was sich zugleich mit seiner theistischen
 g der Vernunft oder des Denkens unge-
 ertrüge. — Von dem ganzen logischen
 ehmen Hegel's heisst es S. 120: »Die
 keit dieser Aufgabe, die Bestimmungen
 inen Denkens als dialektische zu fassen,
 rchaus zuzugestehen. Es ist ein Wider-
 der Logik mit sich selbst, dass sie, die
 en Gesetzen des Denkens handeln will,
 ese Gesetze in einer formlosen Gestalt,

als einen unorganischen Haufen, als ein Durch einander von fixen Begriffen präsentiren will. Das Denken, der letzte Grund aller Bewegung alles Lebens, kann nicht selber in sich unbeweglich und leblos sein«. Da ist wieder die selbe Schlussweise: entweder die Formlosigkeit der früheren Logik oder die Selbstbewegung des Denkens, wie bei Hegel, als ob die mögliche Disjunction so einfach auf diese zwei Glieder beschränkt wäre. Nichts desto weniger sind die Kategorien der Logik auch nach Rosenkranz selbst nichts als Abstractionen; oder, was so es anders heissen, wenn er S. 122 sagt: »Mithin den Bestimmungen des Denkens als solchen verhält es sich so, dass sie in sich selbständig sind und nicht nur für das Denken, sondern auch für alles Sein gelten. Sie sind nicht nur für unsere ideelle Subjectivität, sondern nicht minder für alle reelle Objectivität das Gesetz. Hierin liegt es, dass sie als die neutrale Indifferenz von Natur und Geist in der Autonomie und Autarkie der logischen Ideen erscheinen können, wobei man aber nicht vergessen muss, dass das Princip der Vernunft, der Grund ihrer Existenz zuletzt der absolute Geist ist«. Klingt das nicht, als würden die Kategorien aus der Natur und dem Geiste, wo sie sich gleichsam finden, abstrahirt und dann durch einen Schluss dem Grunde von Natur und Geist einverleibt? Aehnlich scheint es Rosenkranz zu denken, abgesehen von den Schwierigkeiten, welche sich da gegen die oben geschilderte Denkweise, wo die Kategorien sich selbst in uns hervorbringen sollten, und wie eine höhere lebendige Macht in unserem Denken walten? Die Manier Abstractionen des Denkens mit concreten Gedanken gleichzusetzen tritt kaum irgendwo sichtbarer zu Tage.

als S. 124: »Es ist unmöglich, dass nicht diejenigen Bestimmungen, von deren Wahrheit alle andere Wahrheit im Denken abhängt, nothwendige sein sollten. Nicht meine Willkür darf decretiren, was unter Sein, Wesen, Erscheinung, Inhalt, Form u. s. w. zu verstehen ist. Nicht meine Willkür kann entscheiden, welcher Begriff in diesem logischen Kosmos früher, welcher später sich zu entwickeln habe. Man versuche es doch mit einem einzigen Begriff, um sich von dem Gesagten zu überzeugen. Man versuche es zu sagen, was Wirkung sei, so wird man von ihr zur Ursache zurückgehen müssen. Kann man bei der Ursache stehen bleiben? Nein; die Ursache führt zum Begriff einer Substanz, welche thätig ist und von welcher die Veränderung des Seins, die wir als Wirkung bezeichnen, ausgeht. Was aber ist Substanz? Substanz ist eine durch sich bestehende Wirklichkeit im Gegensatz zu einer nur accidentellen Existenz, welche lediglich an einem anderen Dasein und durch ein anderes Dasein da ist. So kann man analytisch immer weiter zurückgehen, bis man beim Begriff des Seins überhaupt, des reinen, prädicatlosen Seins anlangt, über welches hinaus nach unten nichts mehr zu denken ist. Das klingt, als ob das Sein überhaupt ein Begriff von gleichem Range sei, wie der von Substanz und Accidens, während es nichts ist als eine durch Vergleichung gewonnene Abstraction, gewonnen von dem Seienden, dem, was Substanz mit Accidentien und als Ursache der Wirkungen da ist. So werden concrete Gedanken und bloß abstracte Vorstellungen miteinander vermischt, die letzteren auch mit der reinen Realität versehen, wie sie die ersteren sind, und dadurch soll der Anfang der Hegel-

schen Logik gerechtfertigt werden, als Begriff des reinen Seins nicht gerade blosser Vergleichungsbegriff wäre, wie der der Materie. — Die Auslegung Hegels der Verf. thatsächlich giebt statt einer und strengen Reproduction des Philosophen führt ihn nicht selten dazu, dass bei wichtigen Wendungen der Hegelschen Geschichte so gut wie ganz verschwinden. So misst in dem Kapitel über Geschichtsphilosophie nur fast mehr von Rosenkranz' Änderungen sich ein als von Hegels eigenen Ideen. Der Hauptgedanke Hegels ist auch angedeutet, der Gedanke, dass die Philosophie der Volksgeister in einer nothwendigen Folge selbst nur Momente des Einen allgemeinen Geistes sind, der durch sie in der Geschichte sich zu einer sich erfassenden Totalität hebt und abschliesst; die Worte bei Rosenkranz, der Geist ist als erscheinender ins Unendliche hin perfectibel, können doch nicht als jene prägnanten, charakteristischen Vorurtheile gelten wollen. Auch in dem Abschnitt über Hegels Geschichte der Philosophie ist der Begriff der Entwicklung in Rosenkranz's Darstellung sehr abgeblasst; dass ein einziger Geist der, welcher in der Geschichte der Philosophie successiv seine Momente auseinander legt, es so gut wie gar nicht. Ziemliche Schwermacht dem Verfasser bei seinem Bestreben, allen Hauptpunkten Hegel's Recht nachzusprechen, die Naturphilosophie seines Meisters. Indem da viele Mängel bereitwillig zu, aber der reinen Naturwissenschaft, wenn sie behauptet, dass die Natur sich nur atomistisch behaupten lasse, hält er entgegen, das Atom sei nur eine Hypothese, denn die Erfahrung könne

zum Gegenstand der Beobachtung machen; statt empirisch sei sie also metaphysisch, statt inductiv deductiv. Es liegt diese Auffassung der Sache ganz im Wege des Denkens, wie wir es bei Rosenkranz wiederholt aufgezeigt haben; weil die Atome nicht sinnlich gezeigt, sondern bloß erschlossen werden können als unumgängliche Voraussetzung, so wird das ganze Raisonement der Naturwissenschaften zu einem metaphysischen gemacht, als ob es im Denken nur die Alternative gäbe, entweder directe Beobachtung oder Metaphysik. Hegel wird dann gegenüber der exacten Naturwissenschaft nachgerühmt, — er wolle an die Stelle des künstlichen Zwanges, der den Naturphänomenen durch eine voreilige Veräusserlichung an die Zahl angethan werde, den Realismus der spontanen Selbstgestaltung setzen. Diese Formel soll vermuthlich dasselbe sagen, was gleich darauf so ausgedrückt wird: »Hegel will für die wissenschaftliche Behandlung der Natur die Dialektik geltend machen. Es ist dies von ihm selbst in einer noch unvollkommenen Weise geschehen, aber es ist kein Zweifel, dass man darauf zurückkommen müssen. Er unterscheidet: 1) Mechanik, 2) Physik, 3) Organik. Setzen wir dafür den Inhalt dieser Sonderwissenschaften, so erhalten wir 1) Stoff, 2) Kraft, 3) Leben, übersetzen wir diese Begriffe in abstracte Kategorien, so ergeben sich: 1) Substantialität, 2) Causalität, 3) Teleologie. — Das Leben als der absolute Zweck der Natur setzt sich die beiden anderen Sphären als Bedingung voraus«. Ueber diese ganz allgemeinen Gedanken geht Rosenkranz hier nicht hinaus, während bei Hegel alles damals in den Naturwissenschaften Bekannte dialektisch entwickelt

wird; es fällt in die Augen, wie sehr bloß abstract gehalten die Rosenkranz'schen Bessungen an Hegel hier sind. Eine immanente teleologische Betrachtung der Natur ist älter als Hegel; mit diesem Gedanken fällt die dialektische Behandlung der Natur durch Hegel aber nur zum Theil zusammen. Der Grundgedanke Hegels, dass die Natur das Andere des Geistes und der Geist hinwiederum die Wahrheit der Natur sei, ist in seiner dialektischen Ableitung noch heute so unhaltbar, wie er es von Anfang an war. Statt solche Capitalpunkte der Natur zur Sprache zu bringen, berührt Rosenkranz Anderes, bei dem er sich überdies noch herumwindet und dreht. »Empirisch, meint er, können wir freilich nicht wissen, ob nicht auf anderen Gestirnen z. B. Venus und Mars, organische Wesen existiren; aber als strenger Systematiker habe Hegel nicht anders gekonnt, als der Erde die Superiorität zu vindiciren, dass auf ihr allein Leben existire. Bessel und Whewell seien zu demselben Resultat gelangt. Die weitere Folgerung, dass im ganzen Universum auch nur auf der Erde eine Geschichte sich abrolle, sei unvermeidlich«. Ref. möchte wissen, was es heisse: empirisch kann man nicht wissen, aber als strenger Systematiker konnte Hegel keine andere Annahme machen. Soll es heissen: es lag in der Consequenz seines Denkens, so zeige man die Nothwendigkeit dieser Aussage: gerade weil man es empirisch nicht wissen kann, darum ist es um so besser, dass man durch die bloße Folgerichtigkeit des Hegelschen Denkens in diesem Punkte hinter die Wahrheit gekommen ist. Aber man zeige auch, dass man an sich richtiges und überdies folgerichtiges Denken zu jener Lehre führt; was soll jetzt

schuldigende Wendung, die weder ja noch
gt?

ndem Rosenkranz so in freier Weise und
iner Auslegung und unter Einfügung von
erungen Hegels Hauptwerke durchgegan-
ird Hegel noch ausdrücklich verglichen
nen philosophischen Zeitgenossen, mit
g, Baader, Krause, Herbart, Schopen-
nd daraus, dass gegen deren Philosophie
einzuwenden ist, der Schluss gezogen,
System sei die Wahrheit oder enthalte
ht zu vervollkommnende Wahrheit. Diese
kommnungsfähigkeit wird ganz besonders
Abschnitt: die Zukunft des Hegelschen
behandelt. Gerade in der relativen
ndung, in welcher der Stifter das Sy-
interlassen, liege der unwiderstehliche
diese Fortgestaltung zu versuchen. Es
also auch eine productive Fortbildung
wie dies im Alterthum mit Plato und
les in ihren Commentatoren auch der
wesen sei. Dieser Ausspruch scheint dem
rum bemerkenswerth, weil er das Gefühl
welches Rosenkranz von seiner Stellung
el hat; er verhält sich in der That zu
ie ein Scholastiker zu Aristoteles, d. h.
ihn nach sich aus. Nach Rosenkranz'
aturtheil stehen ferner alle Hauptbe-
gen des Hegelschen Philosophirens noch
er Begriff des speculativen Denkens, der
der Philosophie mit dem reinen Sein =
nen Denken etc., alle diese Bestimmun-
che jahrelang durch die vielfachste und
e Polemik ventilirt worden sind, haben
stand gehalten, sie sind unwiderstehlich,
e sind das Werk der ganzen Geschichte
ilosophie«. Bei solcher kühnen Sätzen

ist es Zeit, weil die Anhänger Hegels viel neuerdings thun, als wäre so etwas gar nicht der Welt, laut zu erinnern an Trendelenburgs logische Untersuchungen, bei denen die Kräfte Hegels und der Hegelianer völlig unabhängig ist von Trendelenburgs eigener Ansicht über Bewegung als Sein und Denken vermittelnd; Hegelianer haben Trendelenburgs Einwendungen gegen die dialektische Methode nicht widerlegt werden sie auch nie widerlegen. Es ist neuerdings bei manchen von ihnen die Manier aufkommen, Trendelenburg's Einwendungen dadurch zu widerlegen, dass sie seine eigene Lehre greifen, aber aus der Unrichtigkeit dieser folgt die Ungültigkeit jener in keiner Weise. Bei anderen Anhängern Hegels ist es Mode geworden, und es ist ein Vorzug von Rosenkranz, dass er dieser Mode nicht durchweg gefolgt ist, mehr den Inhalt der Hegelschen Gedanken herauszuheben und diesen durch Vergleiche mit Anderen vortheilhaft herauszustellen; von Hegel selber schlechterdings abweisen würden Andere von der Schule pflegen so zu argumentiren: Hegel sei bis jetzt die allseitigste Lösung der philosophischen Aufgabe, und ehe eine vollkommenere Philosophie komme, müsse er als vollkommenste gelten, was ein ziemlicher sam mortale ist. Von Gefühlsargumentationen oder wenn sie das nicht sein sollen, von Maximsprüchen ist Rosenkranz nicht frei. S. 336 »Der Geist hebt Vernunft und Natur in sich auf. Ein vernunftloser oder naturloser Geist ist nicht wirklicher Geist. Die Natur gehört nicht weniger als die Vernunft zum Begriff des Absoluten«. S. 336 »Ein Gott, dessen Wissen nicht wieder gewusst würde, wäre ein einsamer, insofern geistloser Gott sein

Anders Hegel; er lehrt schlechtweg (s. Rosenkranz S. 185—6), die Natur existirt, weil es die Natur des Begriffs ist, sich von sich als Realität zu unterscheiden; seine ganze Philosophie gipfelt in dem Gedanken, es sei das Wesen des Begriffs sich von sich zu unterscheiden und den Unterschied wieder in die Einheit zurückzunehmen, d. h. er stellt eine logische Behauptung auf, der man nicht eine ethische oder gefühlsmässige substituiren darf, wenn man bei ihm, wie er ist, bleiben will. — Rosenkranz scheint gegen den Schluss wirklich die Alternative so zu stellen: entweder ist die Hegelsche Philosophie nichts oder sie ist alles; er argumentirt S. 346: »So lange ist Hegel todt, so lange und so oft ist seine Philosophie todt gesagt, wie kommt es denn, dass man mit diesem Todten und seinen todt sein sollenden Werken sich unaufhörlich von neuem beschäftigt, und der Kampf um sie noch immer lebendig ist?« Wer das Unglück hat aus Ueberzeugung nicht Anhänger Hegels sein zu können weder des Micheletschen noch des Rosenkranzischen, wird darum nicht anstehen, Hegel für einen grossen Philosophen zu halten; sind nicht auch die Irrthümer grosser Männer lehrreich, wenn sie aus grossem Streben und mit grosser Begabung sind begangen worden. In diesem Sinne bekennt der Ref. Hegels Grösse bewundernd anzuerkennen, wenn er auch die Folgerungen ablehnen muss, die Rosenkranz aus dem fortwährenden Interesse für Hegels Philosophie zu ziehen für erlaubt hält. Er gesteht auch, dass ihm die Lectüre des Rosenkranzischen Buches sehr anregend war, eben weil es eine eigenhümliche Auslegung durchzuführen versucht, und von dieser Seite wird es auch gewiss An-

deren willkommen sein. Was das grösste Publikum betrifft, welches etwa der Verf. bei der Abfassung im Auge gehabt hat, so wird sich täuschen, wenn es in dem Hegel des ganz genau den Hegel der Werke zu glauben sollte, aber vielleicht durch die Stellung des Verf.'s selbst darauf geführt wird, dass es eine mit Bewusstsein, aber frei von dem Bewusstsein der Richtigkeit, selbst und von Anderen abweichende Auslegung von dem dankbaren Schüler so verehrt mit liebevollster Pietät geschilderten Meister vor sich hat. Das Urtheil über Hegel Schriftsteller, welches Rosenkranz durch das ganze Buch zu berichtigen sucht, wird wohl nicht mit davon beeinflusst werden, ob man die Gedankenbildungen Hegels für richtig hält, sie richtig und musste er sich wegen der Heiligkeit derselben auch eine eigene Ausdruckssprache schaffen, und war keine geeigneter als die, welche er sich erfand, so ist der Stil klar und so fremdartig er zunächst erscheinen mag. Das ist die Frage, auf die es vorwiegend ankommt; gegen diese tritt ganz zurück die einzelne Stellen der Werke für jedermann ergreifender Wirkung sind und dass die Schriften eine andere Darstellung haben als etwa die Logik und die Encyclopädie. Man wünscht endlich hätte Ref. aus dem Buch gelegentlich hervorbrechenden vornehmem der absoluten Philosophie; in diesem vornehmlichen Ton heisst es z. B. S. 84 »Die Schulphilosophie, die akademischen Wiederkäufer der formalen Logik und empirischen Psychologie, haben keinen Sinn für solche Tiefen und solche Klarheiten, die nur dem freien selbständigen Zugänglich sind«; und S. 132: »Man spricht

h so, als ob der Hegelsche Begriff
z aparter wäre, den er sich in seiner
zurechtgemacht habe, während er die ob-
en Gedanken enthält, die mit der zufäl-
dividualität des Denkenden absolut nichts
haben. Der Hegelsche Begriff, Ihr Gu-
wirklich der Begriff des Begriffs, keine
tive Idiosynkrasie«.

Baumann.

er den Ursprung der mehrlautigen That-
der Géezsprache. Inauguraldissertation
a Bernhard Stade. Leipzig, Druck
Kreysing, 1871. 72 S. in 8.

Hebräischen Synonyma der Zeit und
it genetisch und sprachvergleichend dar-
von Conrad von Orelli Dr. phil.
, A. Lorentz, H. Fritzsche's Buchhand-
871. 112 S. in 8.

e die erste dieser kleinen Schriften, scheint
die zweite eine sogenannte Inaugural-
ation zu sein; und wenn die philosophi-
acultät der hiesigen Universität schon
immer streng darauf gehalten hat dass
niemand ohne ein solches öffentliches
ss seiner wissenschaftlichen Fähigkeit zum
befördert werde, so scheint dieser
atz jetzt auch sonst immer mehr herr-
zu werden. Es kommt dann aber nur
an dass ein der Veröffentlichung nicht
liger Gegenstand mit einigem wirklichen
Nutzen für die Wissenschaft für ein sol-
chriftchen gewählt werde; was sehr gut

möglich ist. Auch können wir hier melden dass die erstere der obigen Schriften wirklich sowohl ihrem Inhalte nach gut ausgewählt als ihrer Ausarbeitung nach lobenswerth ist. Es ist schon sehr zu wünschen dass das Ge'ez d. die Aethiopische Sprache bei uns noch immer weit mehr als dies bisher geschehen ist zum Gegenstande sprachwissenschaftlicher Werke gemacht werde, weil sie unter den alten Semitischen Schriftsprachen sovieles Eigenthümliche und aller Beachtung werthe hat. Das Aethiopische hat theils vieles sonst verlorene oder geschwächte Alterthümliche treu erhalten, theils zeigt es eine höchst freie und fruchtbare weitere Ausbildung von Sprachtrieben welche sehr gut Semitisch sind aber in den übrigen Semitischen Sprachen früher zu einem allmählichen Stillstande kamen. Beides erklärt sich wenn diese Sprache sehr früh in Afrika von ihrem Stamme ganz losgerissen wurde, aber das Volk welches sie trug in diesem neuen Vaterlande noch lange Zeiten hindurch sich in einer selbständigen und kräftigen Bildung erhielt: ganz so wie uns dies die alten Sagen von den fernen Aethiopen verkünden. Beide eben erwähnte Eigenthümlichkeiten offenbaren sich auch in der Ausbildung und in der Fülle der mehrlautigen Thatwörter dieser Sprache auf eine sehr deutliche Weise: und so hat diese Abhandlung welche dieselben zum ersten Male nach den bis jetzt zugänglichen Quellen alle genau zusammenzustellen und zu erklären versucht ihre gute Stelle.

Dass der Verf. den Gegenstand im Sinne und dazu auch (was uns in vieler Hinsicht wichtig scheint) nach der Kunstsprache der neueren Wissenschaft auszuführen sucht, bewährt sich

der Bezeichnung »mehr lautige That-
 Alle diese ihrem Ursprunge d. i. ihrer
 chen Bildung und Bedeutung nach
 erkennen, ist nicht so leicht als es
 ersten Anblick scheint: der Verf. gibt
 zu viele nützliche Beiträge, und wir
 nur er hätte die wissenschaftlichen
 sse über die Grundtriebe und die
 ngen aller dieser Erscheinungen welche
 getheilt sind noch etwas folgerichtiger
 hmässiger durchgeführt. Der Raum
 uns hier nicht in das Einzelne einzu-
 ur eins welches sogleich vorne liegt,
 r etwas näher hervor. Der Verf.
 eder von zweilautigen Wurzeln im Se-
 dies ist, sofern darunter (wie hier
 geschieht) die Wurzeln von Thatwör-
 int sind, nicht richtig, weil das Se-
 erst dadurch wahrhaft was es ist wird
 ur Bildung von solchen Wurzeln wenig-
 feste Laute fordert. Wir brauchen
 olche Stämme in welchen sich zwei
 e wiederholen, wie לָחַץ, פָּרַץ nicht
 zu halten als die dreilautigen, da es
 upt eine unrichtige Vorstellung wäre
 ner Zeit als das Semitische sich als
 ndere Sprachart festsetzte um alsdann
 iger weitverzweigter Sprachstamm zu
 nur erst einfache als die kürzesten
 nksten Begriffe sich in der Gestalt von
 en Wurzeln ausbilden konnten; wir
 ch aus anderen Gründen hinreichend
 ss das Semitische keineswegs der äl-
 r Sprachstämme ist, vielmehr schon
 aussetzt. Allein wenn wir unter einer
 it Recht den einfachsten aber lebens-
 Keim aller weiteren Bildung verstehen,

so beruhet alles Semitische wesentlich auf Grundsätze dass sie sofern aus ihr der einfachste Stamm mit der einfachsten und der allgemeinsten Bedeutung hervorgeht, nicht mehr und nicht weniger als drei feste Laute enthalten muss. Es kommt daher hier wesentlich auf zwei Dinge an: zuerst dass man den Unterschied von Wurzel und Stämmen genau halte: diesen Unterschied giebt der Verf. durch den Gebrauch der richtigen Kunstausdrücke zu. Zweitens, dass man wohl begreife wie das Semitische keineswegs die älteste menschliche Sprachart oder auch nur einer der ältesten Sprachstämme sei, vielmehr schon andere voraussetze: nur dieses unterscheidet den Verf. nicht so wie zu wünschen ist. Man könnte schliesslich höchstens einwenden, man brauche ja dann den Namen von Wurzeln gar nicht, man dafür immer »einfacher Stamm« sagen könne: allein der Begriff des Einfachen setzt schon sein Gegentheil voraus, während Wurzel und Begriff der Wurzel ein sowohl im Geiste jeder lebenden Sprache als in der Sprachwissenschaft unentbehrlicher ist. Und so kann man innerhalb des Semitischen als wirklicher Sprache nie von zweilautigen und nur in einem entfernteren Sinne von mehr als dreilautigen Wurzeln reden können. Wie bedeutsam alles aber sonst im Semitischen sei, ist nicht nöthig auseinanderzusetzen.

Dagegen können wir von der zweiten oder dritten Schrift nicht sagen dass sie aus einer reichen und umfassenden Erkenntniss unserer heutigen Sprachwissenschaft geflossen sei. Sie verliert zu vieles was in dieser heutigen Wissenschaft schon als feststehend betrachtet werden kann und geht dagegen zu stark von unbewiesenen

ichtigen Voraussetzungen aus. Schon und selbst auf welchem sich die Schrift und nach welchem sie in zwei Haupt-
 fällt ist, die Entgegensetzung der be-
 riffe von Zeit und Ewigkeit, ist sprach-
 ommen unsicher und wankend. Man
 ses schon daran erkennen dass es gar
 rache giebt in welcher diese beiden Be-
 von vorne an und in sich selbst reine
 tze enthaltend völlig auseinanderfielen;
 ine Sprache wird solche Begriffe wie
 und gross, weit und eng mit einan-
 nischen oder in einander fliessen lassen;
 aber keine Sprache welche die Begriffe
 und Ewigkeit von vorne an als reine
 tze betrachtete und in zwei völlig mit
 vereinbaren Wörtern ausdrückte. Der
 nnte dieses zwar dadurch zu beweisen
 ass er bewiese wie es im Hebräischen zwei
 ne an ihrer Bedeutung nach durch und
 tgegengesetzte Wörter für diese Begriffe
 nd wenn er seine eigne Voraussetzung
 r für das Hebräische anfrecht erhalten
 so musste er einen solchen Beweis zu
 ersuchen. Allein sofern er einen solchen
 wirklich für nöthig hielt und ihn aus-
 h geben wollte (was aus seiner Schrift
 hellet), ist er nicht gelungen. Er leitet
 das Wort עולם welches man im He-
 n an so vielen Stellen durch unser
 eit wiedergeben kann, von der W. עלם
 Bedeutung bedecken ab, als ob der
 des Bedeckten oder Dunkeln und
 issvollen zu dem der Ewigkeit hinführen
 Allein diese Begriffe sind völlig ver-
 e, da der Begriff der Ewigkeit nur mit
 Dauer und daher des Alters, nicht aber

mit dem des Dunkeln irgendeine Verwandtschaft hat. Sollte aber der Beweis welehen der hier geben müsste, rein auf geschichtliche Wege d. i. durch die Erfahrung uns dargewiesen werden, so müsste er beweisen dass auch andere Sprachen als das Hebräische den Begriff der Ewigkeit von dem der Dunkelheit ableiten. Denn dass das Hebräische etwa als Sprache des Alten Testaments allein für sich das Da sein einer solchen nur scheinbar tiefsinnigen Incongruität aber verkehrten Begriffsverwandtschaft beweisen solle, wird kein Sachkenner mehr schon weil das Hebräische in solchen sprachlichen Grunddingen und Grundmöglichkeiten nichts für sich allein hat, wie viel weniger es so Auffallendes und in sich selbst Unmögliches. Aber das Wort ist gar nicht ursprünglich hebräisch; es war zwar schon im Hebräischen ein uraltes Wort unklar gewordener Ableitung und hat sich vielleicht auch im Aramäischen noch aus der Semitischen Urzeit erhalten, aber ins Arabische offenbar erst aus dem Aethiopischen hineingebracht, findet sich jedoch auch unabhängig vom Hebräischen im Phönizischen welches ebenso alt oder noch älter ist als das Hebräische. Allein dass noch irgendeine andere Sprache ausser dem Semitischen ein Wort für Ewigkeit von der Dunkelheit benenne, hat der Verf. nicht gezeigt; ja er denkt nicht einmal an die sprachwissenschaftliche Nothwendigkeit dies zu zeigen zu müssen, wenn der Beweis sich vollenden soll. Uebrigens ist heute längst gezeigt was die Urbedeutung des Semitischen עוֹלָם und nur vom Verf. nicht gehörig beachtet.

Wie indessen alle menschliche Sprache überhaupt nicht so willkürlich oder gar unverstänlich und widersinnig ist als man noch im

meint, so zeigt sich das auch darin dass (oben schon gesagt) die Begriffe von Ewigkeit ursprünglich gar nicht als Gegensätze betrachtet. Warum Raum und Zeit begrenzt sein sollen, begreift die menschliche Sprache ebenso wie der menschliche Verstand sich nicht: es müssen erst viele andere Vorstellungen hinzukommen um einzusehen ob sie begrenzt oder unbegrenzt seien; Vorstellungen welche übrigens keineswegs erst griechischen oder die neueren Philosophen angehören, sondern die schon in der ältesten Religion ihren Grund und ihre bleibende Stelle gefunden haben. Die Zeit konnte in der alten Sprache ebensowohl als etwas Unbegrenztes wie als etwas begrenztes erscheinen: und es ist ihrer Beziehung auf bestimmtere Begriffe und Sätze folgt ob der Begriff der Zeit unbegrenzt und begrenzt oder eine weitere Ausdehnung für den besondern Fall gar nicht zu denkende Ausdehnung tragen soll. Es ist die Möglichkeit gegeben dass Wörter an sich nur den Begriff von Dauer und Unveränderlichkeit geben, schliesslich in der Ausbildung einer bestimmten Sprache die Ewigkeit bedeuten können wie dieses alle Sprachwissenschaft lehrt. Man muss deshalb hatte jede Sprache von Anfang an auch noch ganz andere Wörter die den allgemeinen ebenfalls den Begriff einer Unbegrenztheit, aber sogleich den ganz bestimmten Begriff einer festbegrenzten (oder einer Frist), Anfangenden oder einer reifen zu Ende gehenden oder auch einer nach der Erfahrung unbestimmten Zeit. Nur nach diesem Unterschieden hätte der Verfasser die Wörter für Zeit anreihen sollen: es gibt in der Sprache einige wenige Wörter welche

Dauer und Alter ausdrücken und daher leidet den Begriff der Ewigkeit geben, und eine ungemessene Zahl anderer unter sich wieder sehr verschiedener welche von vorne an oder doch im wirklichen Sprachgebrauche eine begrenzte Zeit bedeuten; wiefern aber Wörter der letzteren Art auch wol zufällig d. i. rein geschichtlich in die erste übergehen können, vgl. z. B. das Lat. *diu*, obgleich es ansich nur Tags bedeutet doch den Begriff stets oder dauernd annehmen konnte, ist immer eine Frage für sich, welche in jenen grossen Unterschied der beiden Hauptarten von Zeitbegriffen erst einspielt ohne ihn aufzuheben.

Aber auch sonst enthält diese Schrift einzelnen sehr vieles was man heute längst irrthümlich erkennen kann. Wir haben keinen Raum über das alles zu reden, beschränken uns vielmehr auf folgende zwei Bemerkungen. Man kann bei dem uralten Semitischen Worte *זמן* für Zeit nur zweifeln, ob seine Wurzel ursprünglich *זן* oder weicher aber in derselben Bedeutung *זר* lautete: in jedem Falle es aus *זחן* oder aus *זרת* zusammengefallen doch ist letzteres wahrscheinlicher, weil ihm das

عَدَّة und *عَدَان* sowie *זמן* vollkommen entsprechen und von dem *זמן* sogar noch die richtige Mehrheit *עֲדִים* in der eigenthümlichen Redeweise B. Jes. 64, 5 sich erhalten hat. Das Wort bedeutet dann von vorne an gerade die bestimmte Zeit, ganz ebenso wie das von einer andern Seite her im Semitischen weitverbreitete gewordene aber doch dem ächten Hebräisch fremde Wort *זמן*; denn der ächte Sinn von diesem ist in den Gel. Anz. 1859 S. 897 richtig bestimmt, worüber der Verf. S. 22. 55 je

Gel. Anz. vielfach unrichtig anführend (s. nicht warum) irrt. Obgleich nun über עַל in der Hebr. SL. §. 174 d. gesagt ist, bringt der Verf. S. 17 ff. über nur unhaltbares; da auch die von der entfernter verwandten W. diesem uralten Worte den geschichtsnissen zufolge nicht zutrifft. — Das Zeitwörtchen עַל noch will er S. 30 ff. Wurzel ableiten welche zurückbedeuten soll, als wäre es mit dem

Aramäischen ܥܠ im Sinne einerlei. Der und beständiger Sinn sagt aber das Gegentheil von diesem aus, da es dieses einen neuen Anfang setzt sondern eine Fortdauer bedeutet; so dass es vielmehr dem Wörtchen עַל angrenzt, wenigstens in dichterischer Sprache im mit dem obigen עַל selbst die Ewigkeit. Um indessen bei dieser Veranlassung was ganz einzelnes nicht zu übergehen (Verf. S. 31) wenigstens halb richtig uns scheint, werde hier erwähnt dass die einziges Mal Ijob 27, 3 vorkommende עַל-כֵּן in jenem Zusammenhange als *all* dass noch ... d. i. alle noch ... oder solange irgend zu fassen ist. Das עַל wird dann

bunden wie in עַל-כֵּן *all* was ... d. i. *so oft* dass ... oder so oft als ...; Möglichkeit einer blossen Zeitbedeutung liegt darin dass es mit seinem engverbunden ebenfalls eine Zeit andeutenden Nachsatz עַל oder עַל an der Spitze eines Satzes steht und auf einen entsprechen-

den Nachsatz hinweist. Das **ב** Ijob 27, tet dann näher den Inhalt des Schwures ein; und dieser Inhalt selbst folgt später dem noch ein anderer Schwur zu näherer Sicherung seiner Wahrheit v. 4 eingeschalt in dem Nachsatze v. 5. Die gesammte erste Rede Ijob's v. 2—7 gewinnt dadurch einen neuen Zusammenhang und eine noch einfachere aber auch stärkere Farbe. H.

Croyances et Remèdes populaires au p Liège par Auguste Hock. (Mémoire co par la Société liégeoise de littérature wa Liège. Imprimerie de H. Vaillant-Carm Cie. 1871. 178 Seiten Grossoctav.

Das Studium und Sammeln dessen, w Engländer unter Folk-lore verstehen, h her nur in dem vlämischen Theile Belgi einigermassen befriedigende Pflege g und mehrfache zum Theil sehr schätzba blicationen von Volksliedern, Sagen, M Volksglauben, Volksbräuchen u. s. w. zur gehabt, die meist auch in Deutschland b geworden sind. Die wallonischen Provinze gegen sind in genannter Beziehung fas zurückgeblieben, und die dahin gehörigen ten gleichen den zum »geflügelter Wort wordenen »Engelsbesuchen« wenigstens dass sie sich als »few and far between« sen. Eine Sammlung von Volksliedern, gend wissenschaftlichen Ansprüchen genü ebenso wenig vorhanden wie von Märche gen und Gebräuche finden sich nur we

Bovy's *Promenades* etc. (woraus sie in J. W. Wolf's Niederländische Sagen übergegangen sind), das aber was er gegeben, zeigt zur Genüge, dass eine reichere Mittheilung derselben nicht gewöhnlichen Werth und Wichtigkeit haben würde, wie ich zu Dunlop S. X f. an einem Beispiel nachgewiesen, und gleichermassen liegen die übrigen Theile der »Volkskunde« in Bezug auf Durchforschung und Sammlung fast ganz brach, indem nur hin und wieder ein Interesse daran in die Oeffentlichkeit tritt. So erschien 1863 ein *Dictionnaire des Spots ou Proverbes Wallons*, worüber ich in den Heidelb. Jahrb. 1862 S. 849 ff. Bericht erstattete, und so erhalten wir auch in der vorliegenden Arbeit wiederum einen schätzenswerthen Beitrag zu dem in Rede stehenden Gegenstande, obwohl die Art und Weise der Behandlung des Stoffes, ich will sagen der Rahmen, in den dieser gegossen ist, eben zeigt, dass derselbe für nothwendig erachtet wurde, um der Füllung einen wohlwollenden Empfang zu bereiten. Ein Werk, wie z. B. das von Wuttke über den »deutschen Volksglauben der Gegenwart« (s. meine Anzeige in den Heidelb. Jahrb. 1869 S. 801 ff.) würde eher zu Lande in seiner streng wissenschaftlichen Form und Darstellungsweise rein ungeschmackbar dünken, und deshalb hat der Verfasser dieser rubricirten Publication es für nöthig erachtet das Ergebniss seiner Sammlungen in Gestalt von Ausflügen in das Lütticher Land, von Gerächen mit Personen aus dem Volke u. s. w. dem Leser darzubringen, welcher letztere aller Wahrscheinlichkeit nach darin nur einen Gegenstand der Unterhaltung, nicht aber wissenschaftlicher Forschung suchen wird. Wie dem auch sei und obwohl dabei natürlich manches

Entbehrliche unterläuft, bietet sich da
 andererseits ein anschauliches, lebend
 nicht selten anziehendes Bild des Le
 Treibens, der Denkweise und Bildungs
 untern, zuweilen auch der mittlern Vol
 der genannten Provinz, wodurch das
 mentlich für den Fremden einen dest
 Werth gewinnt. Was aber den eig
 Hauptstoff betrifft, nämlich Glauben
 und Heilmittel jener Klassen, so hat
 eine grosse Zahl derselben zusammen
 von denen nicht wenige Anlass zu Ve
 mit ähnlichen bei andern Völkern gewä
 sonst als bemerkenswerth erscheinen;
 findet sich p. 35 ein Gebet gegen d
 grind (teigne), welches so lautet: „Pau
 assis sur la pierre de marbre, Notre
 passant par là, lui dit: »Paul, que fai
 — »Je suis ici pour le mal de mon
 »Paul, lève-toi, et va trouver Ste-Anne
 te donne telle huile quelconque; tu t'en
 légèrement, à jeûn, une fois le jour e
 un an et un jour; celui qui le fera m
 mais ni rogne, ni gale, ni teigne, ni
 Il faut repeter cette oraison pendant
 un jour etc.“. Man sieht, dass auch
 Gebete die oft vorkommende Form ein
 nung des Heilandes mit dem Kran
 wiederholt. Hier ist es der Apostel P
 einem sicilianischen Gebete gegen schli
 gen die heil. Lucia, die gleich jenem
 Marmorsteine sitzt; vgl. meine Anz
 Pitre, *Canti popol. sicil.* in den GGA
 657. — Auf der nämlichen Seite findet
 Hock ein Gebet gegen schlimme Aug
 den Inhalts: „Bienheureux saint Jean
 par ici, trois vierges dans son chemi

dit: »que faites-vous ici?« — »Nous guérissons de la maille«. — »Guérissez, Vierge (Vierges?), guérissez l'oeil ou les yeux de N.« — Faisant le signe de la croix et soufflant dans l'oeil on dit: »Maille, feu, grief, ou que ce soit ongle, graine, araignée Dieu te commande de n'avoir plus de puissance sur cet oeil que les Juifs le jour de Pâques sur le corps de N. S. Jésus-Christ.«. Puis on fait encore un signe de croix en soufflant dans les yeux de la personne, disant: »Dieu t'a guéri.«. Hier ist also statt des Heilands St. Johannes eingetreten, so wie die drei Jungfrauen auch nicht die Patientinnen selbst sind, sondern vielmehr drei »Heilrätinnen« (vgl. Simrock Mythol. 331 ff. dritte Aufl.). Dass dem St. Johannes gleichfalls eine besondere Heilkraft zugeschrieben wird, erhellt aus dem Johannissegen, Johannisthau, Johannisbad u. s. w. Wir sehen ferner, dass nach dem gesprochenen Segen die Krankheit direct angeredet und beschworen wird, wie dies auch sonst oft der Fall ist, so hier p. 87 in der Beschwörung einer Brandwunde. Vgl. über diese ursprünglich heidnische (nicht christliche) Personification der Krankheiten Grimm DM. 1106. — Ein Gebet gegen den Zahnschmerz (p. 34) lautet so: »Apolline, que fais-tu là?« — »Je suis ici pour mon chef, pour mon sang et pour mon mal de dents«. — »Apolline, retourne-toi; si c'est une goutte de sang, elle tombera; et si c'est un ver, il mourra«. — Dites cinq pater n. Wer Apolline sei und wer ihn anrede theilt nicht, muthmasslich aber ist letzteres der Heiland. Als Ursache des Zahnschmerzes wird entweder ein Blutstropfen oder ein Wurm angenommen; in Betreff des ersteren vgl. Diez, etymol. Wörterb. der roman. Spr. Bd. I

S. 219 (dritte Ausg.) s. v. Gotta; ü
 »Wurm« vgl. meine Bemerkung in B
 German. XVI, 42, woraus erhellt, dass
 auch in Deutschland weitverbreitete Ab
 sich ebenso unter den Quiches fand.
 Namen der Haut, welche Kinder oft
 Welt bringen, die sogenannte »Glück
 (vgl. Grimm DM. 828 und meine Bemerk
 Heidelb. Jahrb. 1863 S. 684) lautet b
 (p. 37) *hamelette*, wie es scheint ein D
 vum von *hame* altn. *hamr* (Haut). Grand
 in seinem *Dictionn. etymol.* denkt bei
 an *Amulett*; doch wol, wie wir sehen,
 recht. Von *hamr* stammt auch das a
mîngja (Glück, Schutzgeist); s. Grimm I
 831. — In Bezug auf die Heilung sch
 Augen heisst es (p. 38): »Il y a aussi
 sonnes qui touchent les yeux. Elles
 „*Dragon!* que viens tu faire dans l'oeil
 femme (ou de cet homme)? «. Höchst
 kenswerth ist hier der »Drache im Aug
 man möchte fast muthmassen, dass der
 Glaube, wonach der helle Blick der
 durch eine »Schlange im Auge« (ormr
 erklärt wurde, (s. Grimm Gesch. d. de
 Spr. 126 f.) statt der preisenden heid
 eine schmähende, christliche Deutung
 habe, wie dergleichen so oft vorkommt.
 einer andern Stelle (p. 47) erzählt Jema
 Verf., wie einst seine Bonne sich an ihr
 treuen Geliebten rächen wollte und desh
 einer alten Frau Beistand suchte. „Une
 grande comme ma canne se trouvait
 commode, elle était entourée de cha
 allumées. On priait, puis la vieille, e
 d'un chat, d'un corbeau, d'un pie et
 poule, marmottait des mots, que je ne

re. Elle enfonceait des épingles dans la chandelle bénite pour procurer des à l'infidèle: par ce procédé, ma bonne ne son galant et sa nouvelle maîtresse torturés». Also noch ganz der altklassiglauben der sich aber auch sonst noch Völkern wiederfindet; s. Heidelb. Jahrb. 329 f. Ein anderes Mittel sich an dem Geliebten zu rächen oder auch ihn bringen ist folgendes (p. 148): »La jeune ssée prend une noix muscade; elle y e la pointe d'un canif, les noms de son constant et infidèle, et ses propres lement. Ensuite, les cheveux du trom-tournés sur la muscade gravée; celle-ci, la sorte, est enterrée sous les racines n. Plus la sève de l'arbre résineux er la noix muscade, plus le jeune homme amoureux de la délaissée. Mais si la siste à le dédaigner, si elle devient me qu'elle avait été tendre, le jeune paie son ingratitude de sa vie et la e est vengée». — Besonders hervorzu- auch folgender Aberglauben (p. 64): us les villages longeant nos rivières, ins croient que le cadavre d'un noyé nez à l'approche d'un parent. Si le tellement dévisagé qu'on puisse à peine aître, le saignement sert d'indice». also sonst bei dem sogenannten »Bahr- . Grimm Rechtsalterth. 930. Osen- Studien zur deutschen und schweizer. chichte 1868 S. 327 ff. Birlinger im des german. Museums 1868 Sp. 11 ff.) n der Leiche die Nähe des Mörders zu geben sollte, lässt es hier den Ver- erkennen. — Die Gelbsucht heilt ein

alter Mann (nach p. 89) auf folgende Weise:
 »Pour la jaunisse, je fais uriner sur une olette faite *avou del sotte farenne* (aus Klebmehl), ou bien sur une miche. On fait manger l'omelette ou la miche par un chien; le chien meurt et la personne est guérie«. Die Uebertragung der Krankheiten von Menschen zu Thiere und andere Gegenstände ist eine alte ganz gewöhnliche Heilart des Volkes in verschiedenen Ländern, s. Grimm. DM. 1120 ff. Ausser dem Volksglauben des Lütticher Landes führt der Verf. auch aus den angränzenden Provinzen gelegentlich dergleichen an; so z. B. p. 27: »Dans le Limbourg les trois villages de Brusthem, Ryckel et Zepperen possèdent les trois soeurs, trois vierges: Bertilie, Eutropie et sa neviève. Pour la violente fièvre de Brusthem on invoque Ste-Bertilie: on doit parcourir trois fois, en priant dévotement, un petit trajet de l'église à une source due à la sainte soeur. Les offrandes aux trois saintes se composent d'un écheveau de lin, d'un oeuf et de trois linges d'épingles«. Zu bemerken sind hier ausser den drei jungfräulichen Schwestern, denen wir schon oben begegnet sind und bald wieder begegnen werden, auch noch die Nadeln, die sich in verschiedenen Ländern als Quellopfer wieder finden; s. zu Gervas. von Tilbury S. 101; f. h. hinzu *Choice-Notes from Notes and Guerries* London 1859 p. 202, wo solche *Pin-Wells* auch in Northumberland und Westmoreland nachgewiesen werden. Ferner führt Hock (p. 86) folgenden flämischen Segen zur Stillung des Blutflusses an: »Daer quâmen drij maeren uijt Cannan Gallien — De eerste seij het is gedaen — De tweede seij het zal wel gaen — De derde seij het zal wel helpen — Belieft het God en Ma

wel helfen«. Auffällig erscheinen in
liegen die drei *maeren*; Hock übersetzt
monnes nouvelles«, versteht also *maere*
n dem Sinne des deutschen »Märe«,
chtig scheint, wenn gleich das Volk es
auffassen mag; vielmehr sind unter den
rsprünglich gewiss die drei schon mehr-
annten Jungfrauen oder Schwestern zu
a, obwol freilich seltsam ist, dass sie
maeren d. i. Mahren, Mahrten auftreten,
hem Ausdruck gewöhnlich, wenn auch
mer weibliche Unholde bezeichnet wer-
eber *marentakken*, die niederl. Benennung
tel, s. J. W. Wolf Beiträge zur deut-
ythol. 2, 271 f.). Der angeführte Blut-
art bei Hock die Ueberschrift »Om het
doen *stelpen*«, und dieser Ausdruck
uns jene *Blutstülpe*, welche bei Grimm
6 gleichfalls in einem Blutsegen vor-
»Es steigen drei Jungfern vom Himmel
en, die erste heisst *Blutgölpe*, die andere
e, die dritte *Blutstehestill*«. Hier er-
die drei *Maeren* also deutlich in ihrem
nen ursprünglichen Charakter als drei
ige göttliche Wesen.

wenigen Beispiele aus der vorliegenden
ag werden genügen um darzuthun, dass
derselben sie mit vieler Sorgfalt aus-
nat so wie jede Seite Zeugniß von sei-
be zu dem Gegenstand selbst ablegt,
es im höchsten Grade erwünscht wäre,
sich auch denjenigen Theilen der wal-
»Volkskunde« zuwendete, deren Ver-
gung wir oben berührt. Er würde sich
ein neues und nicht gering anzuschla-
Verdienst erwerben.

ch. **Felix Liebrecht.**

Der Gothenkrieg unter Valens und Theodosius dem Grossen (376—382) nach den Quellen bearbeitet. Ein Beitrag zur Geschichte der Völkerwanderung von Dr. Richard Nitsch. Altenburg. Schnuphase. (Programm) 1871.

Die Untersuchung der Geschichte dieser Zeit bietet eigenthümliche Schwierigkeiten, die Aufgaben der Chroniken sind äusserst dürftig, zusammenhängende Darstellung fehlt nach Aufhören des Ammian (Anfang 379) ganz die Geschichte des Zosimus verknüpft zwar die Anzahl von theilweis anecdotenhaft ausgeführten Einzelheiten zu einem scheinbar zusammenhängenden Ganzen, aber mehr nur durch Uebergangsphrasen und Reflexionen. Es kümmert wenig, uns über die Folgen wichtiger Ereignisse die Fortsetzung begonnener Entwicklungen Unklaren zu lassen. —

Andererseits besitzen wir die Gesetze des Kaisers, Briefe hervorragender Männer, Staatsschriften der Parteien, Reden von Geistlichen und Weltlichen und andere Schriften der Zeitgenossen, welche alle uns in die Stimmung der Bedürfnisse, die Wünsche jener Tage lebendig hineinführen und uns beständig reizen, den Gang der wildbewegten Ereignisse genauer verfolgen, als es die Chroniken etc. gestatten.

Die letzten Bearbeitungen — wie v. Wietershausen im 4ten Bande der Geschichte der Völkerwanderung (1864) und Richter das weströmische Reich — wichen sowohl untereinander nicht unbedeutend ab, sondern keine war gestützt auf eine überzeugende kritische Begründung. Richter, dessen Werk unstreitig die tüchtigste Bearbeitung des Jahrhunderts bietet, beschränkte sich dem Plane des Werkes auf einzelne Nach-

in den Noten, Wietersheim bot zwar etwas ausführlichere Noten — doch nicht für alle streitigen Punkte und nicht in abschliessender Weise. Auch Tallmann Gesch. d. Völkerw. I und Dahn (B. V der Könige der Germanen) helfen diesem Mangel nicht ab, es bedurfte einer monographischen Bearbeitung. Diese will Nitsche geben. Sorgfältig sucht er namentlich den Sinn einiger Stellen der Redner Themistius und Pacatus festzustellen.

Die lange Note 7 S. 11 f. bekämpft auf Grund solcher Prüfung Richters Meinung, dass Theodosius vor seiner Ernennung zum Kaiser Ende 378 Anfang 79 zum magister militum ernannt sei und als solcher die Sarmaten geschlagen habe. Nitsche hat Recht, dass die Stellen des Themistius die Ansicht Richters nicht erweisen; Themistius kann auch auf den Sieg von 374 angespielt haben statt auf einen neuen Sieg 378/79. Richter folgt hier dem Theodoret, der in anecdotenhafter Ausführung erzählt, Theodosius sei 378 von Gratian aus Spanien herbeigerufen und zum magister militum ernannt. Als solcher habe er über Barbaren an der Donau gesiegt und voll Staunen über den Sieg habe ihn Gratian zum Kaiser ernannt.

Nitsche hält die Nachricht für unglaubwürdig und es lässt sich manches dafür sagen, allein wozu wirft er Richter vor: dass er den von Theodoret erwähnten Sieg über Barbaren willkürlich zu einem Sarmatensiege gestempelt habe? Der Grund, der Richter hierzu bestimmte, ist ja offenkundig, er hielt dafür, dass der Sarmatensieg, den Themistius rühmt, der Sieg sei, den Theodoret erwähnt.

Die Stelle des Pacatus ist meiner Ansicht

nach ein Beweis für Theodoret, wie ich an anderer Stelle zu erweisen hoffe.

Allein neben dieser eifrigen Prüfung der einzelnen Stellen legt Nitsche allgemeinen Erwägungen ein Gewicht bei, das nothwendiger Weise verderblich wirken muss, da es sich um eine Zeit handelt, die von den heftigsten Stürmen, den unerwartetsten, schrecklichsten Ereignissen bewegt wurde, von denen uns für jedes Jahr nur eins oder zwei in oft schwer zu deutender Form mitgetheilt wird.

So gilt ihm z. B. wie Wietersheim der Satz, es ist nicht möglich, dass die Gothen des Fritigern, seit sie einmal 376 die Donau überschritten hatten aus irgend einem Grunde zeitweilig über die Donau zurückgingen, als ein wirklicher Beweis gegen jede solche Angabe — und doch wissen wir aus Jordanis bestimmt, dass die Ostgothen, welche unter Alatheus und Saphrabald nach Fritigern die Donau überschritten, 382 einen Streifzug nach Pannonien machten.

Warum könnte es Fritigern nicht auch guthaben haben?

Nitsche folgt darin Wietersheims Vorbild, dessen Kritik er bedeutend überschätzt, und deshalb ist auch die schliessliche Erzählung des Verlaufs des Kriegs eine künstliche und meine Ansicht nach unhaltbare Combination einzelner Angaben der Quellen und eigener Gedanken. Nitsche sieht es als ein Hauptresultat seiner Arbeit an, die Glaubwürdigkeit und die richtige chronologische Reihenfolge der Angaben des Zosimus in den Kapiteln 24—33 nachgewiesen zu haben. Allein man braucht nur den wesentlichen Inhalt dieser Kapitel mit kurzen Worten untereinander zu schreiben, um zu erkennen, dass Zosimus weder sachlich noch chronologisch

g erzählt, sondern gute Nachrichten ohne
 ändniss verwirrt hat. Thatsächlich hat
 auch noch jeder Bearbeiter die Angaben
 osimus so benutzt, wie es ihm nach Mass-
 einer mehr oder weniger subjectiven Kritik
 schien. Auch Nitsche verfäbrt nicht an-
 Zosimus erzählt z. B., nachdem der Ge-
 Modares die Gothen aus Thracien gedrängt
 habe Theodosius durch Ueppigkeit und
 lässigkeit das Heer in Verfall gerathen las-
 und um es wieder zu verstärken, zahlreiche
 en in dasselbe aufgenommen. Diese Mass-
 sowie den elenden Zustand des Heeres legt
 he Anfang 379, vor den Sieg des Modares,
 trachtete ihn als eine Folge der Niederlage
 Adrianopel. Theodosius ordnet das Heer
 er und sein General Modares drängt die
 en aus Thracien. Ohne Zweifel ist diese
 ellung berechtigt, Zosimus Darstellung rich-
 ich selbst — aber in einem ganz ähnlichen
 will er nicht zugeben, dass Zosimus die
 sachen in falscher Reihenfolge giebt. Nach
 us wurde Theodosius an der Grenze Ma-
 niens aufs Haupt geschlagen und sandte
 alb Boten an Gratian mit der Bitte um
 e, — aber noch ehe diese Hülfe, ein Heer
 der Führung zweier Franken Bauto und
 gast, ankam, zog er wie im Triumph in
 antinopel ein.
 ichter, Wietersheim u. a. sehen in diesem
 die Hülfe, welche dem Theodosius gestat-
 nach Constantinopel einzuziehen und den
 narch daselbst zu empfangen, dessen Be-
 ung in römische Dienste aufzunehmen. Da
 Theodosius im November 380 in Constanti-
 l einzog, so müssen Bauto und Arbogast
 st 380 gekommen sein.

Nitsche S. 26 will die Reihenfolge des Zosimus bewahren und lässt deshalb das Heer des Bauto und Arbogast 381 kommen. Er glaubt dies zu beweisen durch eine Stelle des Themistius, welcher für das Frühjahr 381 einen gemeinsamen Angriff der beiden Kaiser gegen die Gothen erwartet. Daraus lässt sich allerdings schliessen, dass Gratian im Winter 380/81 rüstete — aber keineswegs, dass damals das Heer der beiden Franken ausgerüstet wurde. 380 war dringende Hülfe nöthig, ehe sie kam, konnte Theodosius schwerlich nach Constantinopel ziehen — allein wenn Nitsche die Reihenfolge des Zosimus festhält, so sehe ich nicht ein, wie er den Schmähungen entgegen, die Zosimus gerade darauf gründet, dass Theodosius nach einer Niederlage in Constantinopel einzog, ehe die Feinde besiegt waren.

Da ist doch mehr Methode in der Annahme, dass Zosimus die Ereignisse umstellte, dass Theodosius in Constantinopel erst einzog, nachdem das von Gratian gesandte Heer unter Bauto und Arbogast die Gothen aus Thessalien und Macedonien nach Thracien gedrängt hatte. Nitsche nimmt übrigens des Zosimus Angaben ebenso wenig unverändert hin, wie seine Vorgänger gethan — aber leider begnügt er sich, wie diese mit der Untersuchung der einzelnen Stelle, die er gerade braucht. Er vergleicht sie mit anderen Stellen des Zosimus, mit Jordanis etc. — aber zu einer zusammenhängenden Kritik kommt er nicht. Daher bleibt auch die glückliche Beobachtung, dass Zosimus im c. 34 eine andere Quelle benutze als in den vorhergehenden Capiteln unfruchtbar. Diese Beobachtung kann den Schlüssel bieten zur Lösung der sonst heillosen Confusion des Zosimus: Zosimus benutzte c. 34 eine andere Quelle, in welcher die Gothen Germanen von jenseits des Rheins

D. Gothenkrieg unter Valens etc. 1399

werden und erzählte deshalb einen An-
Gothen, den er schon einer andern
welche die Gothen Scythen nannte, nach-
hatte, zum zweiten Male.
verfehlt halte ich den Versuch, den
nfall des c. 31 des Zosimus zu einem
Athandarich zu machen, und noch un-
er ist der Gedanke, dass Ammian 27, 5
ch sei proximorum factione vertrieben,
c. 34: Athandarich sei von den Gothen
n — auf zwei verschiedene Ereignisse
hen sei. Nitsche kommt dadurch zu fol-
Erzählung S. 32. Athandarich konnte sich
Gebirgslande von Siebenbürgen, welches
r dem Caucalande zu verstehen haben,
e ihn von mehreren Seiten umgebenden
nur mit Aufbietung aller seiner Kräfte
so lange die Seinen treu bei ihm aus-
behauptete er seine Stellung. Jedoch
es seinen Feinden in seinem eigenen
r Partei zu gewinnen und hiermit war
re Behauptung des Caucalandes unmög-
orden. So wurde er von einer Par-
ner Anhänger aus seinen vaterlän-
Wohnsitzen vertrieben. Auf römischem
ngelangt, trat er zuerst als Feind des
auf und brachte diesem sogar in Mace-
eine empfindliche Niederlage bei. Als
esem Siege Macedonien und Thessalien
Hand gekommen waren, musste er bald
iese Provinzen wieder verlassen, weil er
hrung gebracht hatte, dass die Ost-
welche in Pannonien und Noricum ein-
waren, mit Gratian Verträge abgeschlos-
en. Hierdurch war ihm in diesen ein
r Feind im Rücken erstanden. Er fand
olge dessen gerathen, sich nach Norden
ziehen. Hier scheint es nun zwischen

ihm und den in Pannonien und Mö sien sit den Gothen zum Kampf gekommen zu sein Athanarich floh nach Constantinopel.

Diese Pragmatik ist ganz unhaltbar. Grunde ist Nitsche dazu gekommen, weil er nicht denken konnte, dass die Gothen 380 die Donau zurückgegangen sein und Athana aus Siebenbürgen vertrieben haben so. Anderenfalls würde er sich nicht so sehr stüben, die *proximi* des Ammian in den Gothen Zosimus wieder zu finden. Bezeichnend für Neigung, sich möglichst an Zosimus anschliessen, selbst da, wo er ihn verlässt, die Stelle, in welcher Athanarich nach No zieht, weil er hört, dass die ihm feindlichen then in seinem Rücken stehen. Zosimus erz nämlich umgekehrt, dass diese Gothen den A narich vertrieben, um ihn nicht in ihrem Rü zu haben.

Ist also auch die Darstellung, welche Nitsche dem Gothenkrieg giebt, unhaltbar, so hat die A doch das Verdienst, durch die ausführliche Behand die schwierigen Fragen dieser Periode deutlicher he treten zu lassen und den Beweis zu liefern, dass nichts zu erreichen ist, ehe nicht die bezüglich schnitte des Zosimus, Eonapius und Jordanis eine sammenhängenden Kritik unterworfen sind. Ref hofft diese demnächst geben zu können. Von glückli Einzelresultaten bemerke ich noch die Erklärung c. 28. *defuncto — foederati*. Nitsche erklärt diese V Note 53 richtig, so: Die Begleitung des Athanarich 381 in unmittelbarem Dienst der Römer, als aber das ganze Gothenvolk seinen Frieden mit Rom m und in das Foederatverhältniss trat, *et ipsi*, die Begi des Athanarich, *dicti sunt foederati*. Note 50 beric Richters Auffassung der Sendung des Saturnin und 63 eine Stelle Pallmans. Irrig sagt Nitsche S. 24: sper lege die Ankunft des Athanarich in Constanti 383 und Cassiodor 382. Beide haben 382, wie Cassiodor hier nichts als ein Auszug des Prosper ist auffallenden Aenderungen zum Ruhme der Gothen.

Georg Kaufmann.

Göttingische lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. 6. September 1871.

Νεοελληνικά Ἀνάλεκτα περιοδικῶς
ἐκδιδόμενα ὑπὸ τοῦ Φιλολογικοῦ Συλλόγου Ἐπι-
τροπὴς πενταμελοῦς ἐπιτροπῆς. Τόμος
Ἰούλιος 1870. Φυλλάδιον Α' — Ἰούλιος
Φυλλάδιον Β.] Ἐν Ἀθήναις, ἐν τῷ γρα-
φείῳ τοῦ Συλλόγου. [38, Ὀδὸς Ῥόμβης, 38.]
8°. 128 Seiten.

philologische Gesellschaft Parnassos in
Januar 1870 eine Commission für
Sammeln und Veröffentlichung neugriechischer
Sagen und Bräuche, Märchen, Sprichwörter,
Lieder und mundartlicher Glossare u.
s. w. wählte. Als erste Frucht der eifrigen
Arbeit dieser Commission, welche aus den
Hrn. P. I. Phiermos, N. G. Politis, S. P.
K. I. Abras und K. Sakkellaropulos be-
steht, haben wir die Zeitschrift 'Νεοελληνικά
Ἀνάλεκτα' zu begrüßen.

Das erste Heft enthält elf Volksmärchen.
(ἑξήκοντα παραμύθια). Bevor ich aber auf diese
einginge, halte ich es nicht für überflüssig,
dieser Gelegenheit erst einmal alle bisher

veröffentlichten neugriechischen Volksmärchen, die mir bekannt geworden sind, zu verzeichnen. Es sind:

1) zwei in der Zeitschrift 'Das Ausland' Jahrgang 1832, No. 58, S. 230, und No. 59, S. 242, von Dr. Zuccarini in deutscher Sprache auszugsweise mitgetheilte Märchen, nämlich eins von *Σταχτοπούτα* d. i. Aschenbrödel (Variante zu Hahn No. 2 und Saké No. 2) und eins von einem armen Hohen und einer dankbaren Schlange, der Tochter der Schlangenkönigin. Mit letzterem vgl. meine Suaheli-Märchen 'Blessing or Property' in No. 10 re's von mir im vorigen Jahrgang dieses Anzeigers zeigen (Stück 42) besprochener Sammlung der vertriebenen Königin ganz ebenso von der dankbaren Schlange gelohnt wird (S. 403). In letzterem Märchen rath die Schlange der Wohlthäterin, sich von dem Vater der Schwester beim Abschied dessen Ring, der ein Wunder ring ist, auszubitten; im griechischen Märchen verlangt die Schlange selbst von ihrer Wohlthäterin einen Wunschring als Belohnung für ihre Thaten.

2) Das von Ludwig Ross in den 'Mittheilungen für literarische Unterhaltung' 1835, No. 1, S. 1, von einem Einwohner der Insel Psara nachgezeichnete Märchen 'Georg und die Störche', wiedergegeben in den von O. Jahn herausgegebenen 'Mittheilungen und Mittheilungen aus Griechenland' L. Ross', Berlin 1863, S. 281—298. Das Märchen, in welchem auch vorkommt, dass der Held sich aus dem Schloss eines blinden Königs in derselben Weise wie Odysseus aus der Höhle des Polyphem rettet, beruht auf dem weitverbreiteten Glauben, dass die Störche ihre ferne Heimath haben, wo sie als Menschen

ervasius von Tilbury (Otia imperialia vgl. dazu Liebrecht's Anmerkung S. 10) sagt von dem Volke der Equinocephali: *ex certis temporibus in ciconias trans- r et apud nos quotannis foetum faciunt.* *Evangiles des Quenouilles, nouvelle éd., 1855, S. 93, heisst es: Je vous dy pour que le cygoignes, qui en l'esté se ti- n ce pays et en yver s'en retournent en s, qui est entour le mont de Synay, r delà creatures comme nous. Die sagen, man dürfe einem Storch nichts e thun, denn er sei anderwärts ein (v. Tettau und Temme Die Volkssagen sens, Litthauens und Westpreussens*

Aus dem griechischen Alterthum ist *Helian De natura animalium III, 23* fol- berliefert: *Ἀλέξανδρος ὁ Μύνδιός φη- πελαργῶν τοὺς ἅμα βιώσαντας, ὅταν εἰς ῥίκωνται, περιελθόντας αὐτοὺς ὡς τὰς ἄσας νήσουσ ἀμείβειν τὰ εἶδη εἰς ἀνθρῶ- ῶν, καὶ εὐσεβείας γε τῆς εἰς τοὺς γεινα- ῶλον τοῦτο ἴσχειν.*

as von K. Ew lampios in seinem Buche *Ἰστορία τοῦ ἔθνους ἡμῶν καὶ τῆς ἀναγεννηθείσης* (St. Petersburg 1843), S. 76—134 isch und russisch mitgetheilte Märchen *ὁ νερό* (Das Unsterblichkeitswasser). os hat das Märchen im J. 1823 auf ehrt von Psara nach Andros aus dem ines Mannes, den seine Reisegefährten *ἀράραντε* nannten, aufgezeichnet. Dieses erzählt, wie ein Königssohn auszieht, seinen kranken Vater das Unsterblich- ser zu holen, welches sich am Ende der nter zwei hohen Bergen befindet, die t der Symplegaden immer auseinander-

gehen und wieder zusammenstossen*). wegs trifft der Königssohn ein schönes Mädchen, welchem die Mören (*ἡ Μοῖρα*) in der Nacht nach seiner Geburt die Eigenschaften Rosen zu lachen und Perlen zu weinen einen unglückabwendenden Ring verliehen. Der Königssohn und das Mädchen lieben sich in einander und mit Hilfe des Rings gelingt es ihm, das Wasser zu holen.

4) Drei Märchen, welche J. A. Buchholz in seinem Buch 'La Grèce continentale et la Grèce insulaire. Voyage, séjour et études historiques en 1839-1841', Paris 1843, in französischer Sprache theilt. Er verdankt sie der Prinzessin Rodia Sutzo. Das erste Märchen (Rodia No. 263—267) gehört zu den von mir in der Anmerk. zu Gonzenbach No. 2 zusammengestellten Märchen, und ich hätte es in dieser Anmerk. mit aufgeführt, wenn es mir damals schon bekannt gewesen wäre. Man füge noch De-Gubernatis Le Novelline di S. S. No. 12 hinzu. Der in mehreren der Märchen vorkommende antwortende Spiegel ist in ungarischen griechischen Märchen, in einem der ungarischen griechischen Märchen, welche Herr Bernhard Schmidt (in Jena) gesammelt hat, veröffentlicht wird, und im albanesischen (Hahn No. 103) durch die Sonne ersetzt. In dem letzten Theil des Märchens von der Rodia (Rodia durch eine Zaubernacht in einen Vogel verwandelt, eine ihrer Schwägerinnen

*) In mehreren griechischen Märchen bei v. Westslaw (s. das Sachregister u. Wasser) befindet sich das Märchen des Lebens in einem sich rasch öffnenden und schließenden Berg, ebenso bei Sakellarios No. 8. Vgl. auch v. Westslaw. Märchenschatz S. 148.

ihre Stelle als Königin ein, u. s. w.)
 rere der von mir zu Gonzenbach No.
 amgestellten Märchen, nämlich das
 sche selbst, das rumänische, das pie-
 sche, das wälschtiroler, das deutsche
 ol, das catalanische und — am meisten
 end — das des Pentamerone. Mit dem
 Märchen 'Le Dracophage' (S. 267—
 l. Hahn No. 25 und die andern von mir
 enbach No. 29 zusammengestellten Mär-
 Das dritte Märchen 'Le petit rouget
 (S. 274—280) ist eine Version des Mär-
 on dem zerschnittenen Fisch und den
 sbrüdern, über welches man meine
 se zu Gonzenbach No. 39 und 40 nach-
 u denen noch De-Gubernatis No. 17 und
 ügen sind. Bemerkt sei noch, dass in
 sten Märchen Nykteris, die Göttin der
 vorkömmt, und in dem zweiten ein weib-
 Wesen, 'qui gouverne le jour et la nuit,
 nt dans ses mains deux pelotons, l'un
 t l'autre noir qu'elle dévide successive-
 mesure qu'elle veut produire l'obscurité
 mière'. Vgl. Hahn No. 52.

Das vom Grafen Lontsi aus Zakynthos
 Zeitschrift für deutsche Mythologie und
 nde, Bd. 4, Heft 3 (Göttingen 1859),
 -324, in deutscher Sprache mitgetheilte
 aus Zakynthos 'Die Citronenjungfrau'.
 ine Anmerkung zu Gonzenbach No. 13.
 Die bekannte reiche Sammlung J. G.
 n's. Leider ist dem am 23. Septem-
 9 zu Jena viel zu früh verstorbenen
 nicht mehr vergönnt gewesen, auch die
 chen Texte der Märchen, wie er beab-
 , selbst herauszugeben, es steht aber,

wie ich aus bester Quelle weiss, deren Hergabe durch eine berufene Hand in Aussicht

7) Die vier Märchen, welche K. Simrock als 'Anhang' zu seinen 'Deutschen Märchen' (Stuttgart 1864), S. 358—373, unter der Überschrift 'Neugriechische Märchen von Kalliopi' deutscher Sprache mitgetheilt hat. Kalliopi, wie mir Simrock auf meine Anfrage freundlich geschrieben, der Name der Erzählerin, aber ein Ortsname, wie ich in meiner Anmerkung zu Gonzenbach No. 13 leichtsinnig angenommen. Kalliopi war aus Argos gebürtig, im J. 1846 in einer englischen Familie in Bonn als Kinderpel Kinderwärterin. Superintendent Woltmann in Bonn, damals Hauslehrer in jener Familie, hat die Märchen aus Kalliopi's Munde aufgezeichnet. Es sind folgende Märchen: 1) Das Töpler-Mädchen. Vgl. Hahn No. 34, Vernaleken No. 17, F. Mann's Mittheilungen 1856, S. 467 (Akropolis-Märchen), Dietrich No. 8, Meier No. 22, Ziemer No. 9 und die zu Gonzenbach No. 52 von mir zusammengestellten Märchen, wozu noch zu vergleichen: T. Gradi Saggio di letture varie per i giovani, Torino 1865, p. 181, und De-Gubernatis, op. cit. 21. 2) Der närrische Knecht. Vgl. Hahn No. 34, besonders die Variante aus Kukuli, Schott No. 22. 3) Die drei goldenen Äpfel. S. meine Anm. zu Gonzenbach No. 13. 4) Die heilige Paraskeue. Man s. auch Liebmann's Anmerkungen zu diesen vier Märchen im C. und Occident III, 378 f.

8) Acht Märchen aus Kypros, mitgetheilt von Athanasios Sakellarios in seinen Werken 'Τὰ Κυπριακά. Τόμος τρίτος. Ἡ πρώτη γλῶσσα', Athen 1868, S. 136—173. Vgl. F. Liebrecht im Jahrbuch für romanische

he Literatur XI, S. 345—385 ins Deutsche übersetzt und mit kurzen vergleichenden Bemerkungen versehen. Das dritte der Märchen (Der Vater und die drei Töchter) hat D. Pretti italienisch übersetzt und erläutert in Ancona's Ausgabe von 'La Leggenda di Giuda e la Leggenda di Giuda', Bologna S. 116 ff.

Fünf Märchen, in Original und in italienischer Uebersetzung, in Giuseppe Morosi's *sui dialetti greci della Terra d'Otranto*, 1870, S. 73—76. No. 1 ist eine Variante der bekannten Anekdote von der Frau, die den Tyrannen Dionysius betet. S. meine Reise in diesen Blättern 1869, S. 766. No.

Märchen von Ameise und Maus. No. 3: von Trianniscia. Vgl. die von mir im *Occident* II, 486 ff., III, 350 ff. und Gonzenbach No. 70, 71 zusammengestellten Märchen, denen noch De-Gubernatis No. 30 und 31 Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens I, 302 und III, 332 zufügen. No. 4: Variante des bekannten Märchens von dem Manne und der Schlange, die von dem Undank der Welt. S. meine Reise zu Gonzenbach No. 69. No. 5: unbekanntes kurzes Märchen von Ziege, Fuchs, und Igel.

Es sind die mir bekannt gewordenen, vor dem Erscheinen der *Νεοελληνικά Ἀνάλεκτα* veröffentlichten neugriechischen Märchen.

Enden wir uns nun zu den Märchen der *Νεοελληνικά Ἀνάλεκτα*. Sechs derselben sind von A. M. Tassios aufgezeichnet, und zwar fünf von der Insel Melos, eins ohne Ortsangabe; drei aus Peloponnes von N. G. Politis, die drei von G. Ch. B., L. A. Belissarios und

Sp. P. Lampros ohne Ortsangabe. Den ein-
 nen Märchen sind unter dem Texte hie und
 Worterklärungen und am Ende der einzel-
 einige vergleichende Bemerkungen beige-
 jedoch fast nur in Hinweisen auf Buchon, I
 und Sakellarios bestehen. Es sind folge-
 Märchen: No. 1. *Τῆς κάρω γῆς ὁ ἀφέντι*
 Der erste Theil dieses Märchens ist eine
 riante zu Hahn No. 73 (s. dazu meine Anm.
 Gonzenbach No. 23); mit dem zweiten T
 (die Heldin in Männertracht im Dienst e
 Königs, dessen Gemahlin sich in sie verl
 und abgewiesen sie verklagt u. s. w.) vgl. I
 tamerone IV, 6, Gonzenbach No. 9 und
 Märchen 'Belle-belle ou le chevalier fortuné'
 Gräfin d' Aulnoy, über welches Benfey im A
 land 1858, S. 1039 ff. nachzusehen ist. No.
Οἱ δώδεκα μῆνες. Vgl. Pentamer. V, 2.
 3. *Ὁ ἀφέντης ὁ Τριπορρωγας*. (Herr D
 weinbeere). Eine Variante des Märchens
 dem gestiefelten Kater, dessen verschied
 Fassungen ich zu Gonzenbach No. 65 zus
 mengestellt habe, wozu seitdem auch noch
 in Steere's Swahili-Tales S. 13 (Sultan Da
 gekommen ist. In der griechischen, wie in
 dern spielt ein Fuchs, nicht eine Katze,
 Hauptrolle. Herr Dreiweinbeere heisst
 Schützling des Fuchses, weil er nichts als e
 Weinstock besass, der alle Jahre nur
 Traube mit drei Beeren trug. So nennt im
 cilianischen Märchen der Fuchs seinen Sch
 ling von dem Birnbaum, den er besitzt, 'C
 Piro.' No. 4. *Ἡ Τζιτζίνανα*. Vgl. die
 mir zu Gonzenbach No. 5 zusammengestel
 Märchen, denen auch noch De-Gubernatis
 16 hinzuzufügen ist. No. 5. *Τὰ κρυφὰ*
στειλά. (Die Geheimsprache). Vgl. Sakella

No. 4 und Gonzenbach No. 1. Zu letzterem vgl. jetzt auch noch das Räthsel bei Pitré, Canti popolari siciliani II, No. 847, welches Liebrecht vor kurzem in diesen Blättern (S. 659) mitgetheilt hat. No. 6. Ἡ βασίλισσα καὶ ὁ ἀράπης. (Die Königin und der Mohr). In diesem Märchen kehren zwei Bestandtheile von No. 5 — die Zertheilung des Huhns durch die kluge Bauerntochter und die Sendung des Königs an sie — fast ganz wieder, sind aber noch mit einem andern Räthselmärchen verknüpft. Wie hier die Königin die Augen ihres von ihrem Gemahl getödteten Buhlen in Ringe fassen, seine Zähne in Schuhe einsetzen und aus seinem Schädel ein Trinkgefäß machen lässt und dann dem König ein auf diese Umstände gegründetes Räthsel aufgibt, so lässt in einem italienischen Märchen (Temistocle Gradi, La Vigilia di Pasqua di Ceppo, Torino 1870, S. 11) eine Königin aus dem Schädel ihres von ihrem Stiefsohn erschlagenen Geliebten ein Trinkgefäß und aus den andern Knochen einen Sessel und einen Spiegelrahmen machen und gibt dann dem Stiefsohn zu errathen auf, woraus diese Gegenstände gemacht seien. No. 7. Ἡ βασιλοπούλα καὶ ὁ τσοπάνης. (Die Königstochter und der Hirt). Ein Hirt erwirbt die Hand einer Königstochter dadurch, dass er ihr ein oder eigentlich zwei Räthsel aufgibt, die sie nicht lösen kann. Vgl. die von mir im Jahrb. für roman. u. engl. Lit. VII, 272 f. mit dem venezianischen Märchen No. 15 zusammengestellten Märchen und De-Gubernatis No. 24. No. 8. Τὰ αἰνίγματα. Ein Räthselmärchen, dem die bekannte, von Plinius H. N. III, 36, Valerius Maximus IV, 4, rom. 7, ext. Hyginus Fab. 254 und Nonnus Diopys. XXVI,

101—142 erzählte Geschichte von der die ihren Vater oder ihre Mutter im Ge säugt und so vor dem Hungertod bew Grunde liegt. Ein ebenfalls auf die schichte beruhendes Räthsel in dem Volksbuch 'Neuvermehrtes Rath-Büchlein 'Durch Seulen gesogen, ist Herren b dess Tochter ich war, dess Mutter bin i den, ich hab meiner Mutter einen schön erzogen. Antwort: Es war ein Gefang Hungers sterben sollte, den säugte sein ter durch ein Loch einer Seulen, und ihn'. Auch im griechischen Märchen re Tochter dem Vater durch ein Loch der nisswand die Brust. Noch bemerke ich, dem Märchen S. 42, Z. 6 v. u. τὸν τῆς μάνας μου zu lesen ist, nicht τὸ τῆς μάνας μου. No. 9. Ἡ πόρταις τ γάλων. Unbedeutendes lehrhaftes Märchen. No. 10. Τὸ παραμύθι τοῦ σ (Das Märchen vom Bartlosen). Vari Hahn No. 37, über welches M. man me merkungen in Pfeiffer's Germania XI, nachsehe. No. 11. Ὁ γυνὸς τῆς Variante zu Hahn No. 15 und 54. Vg Gonzenbach No. 6 und meine Anmerk Das sicilianische Märchen steht unserem gen Punkten näher als die bei Hahn.

Wir wenden uns nun zu dem 2te welches Volkslieder enthält. Vorausg ist von N. G. Politis ein Verzeichniss v her erschienenen besonderen Sammlunge griechischer Volkslieder und von Büche Zeitschriften, in denen einzelne veröff worden sind. Der Verf. selbst betracht Verzeichniss nur als ein vorläufiges un für eine spätere Gelegenheit ein vollstän

und genaueres in Aussicht. Die Lieder sind, theils 'ὅλως ἀνέκδοτα', theils 'διαφέροντα ἀπὸ τῶν ἤδη δεδημοσιευμένων ἐν διαφόροις συλλογαῖς'. Es sind 81 an der Zahl, und zwar "Ἄσματα κλεφτικά No. 1—7, ἱστορικά No. 8—10, διηγηματικά No. 11—32, ἐρωτικά καὶ τοῦ χοροῦ No. 33—62, ἀστεία No. 63—68, μυρολόγια No. 69—81. Den Liedern sind gelegentlich einzelne Worterklärungen und Bemerkungen, besonders Verweise auf bereits veröffentlichte Varianten der Lieder, beigefügt. Zu No. 38 wäre auf Passow No. 588 und ebenso zu No. 66 auf Passow No. 623 a zu verweisen, und so mag vielleicht noch hie und da ein derartiger Nachweis nachzutragen sein. Es findet sich viel Schönes und Interessantes in den hier veröffentlichten Liedern. Ich beschränke mich aber darauf, nur eins der interessantesten hervorzuheben. Es ist No. 16 (von der Insel Melos), in welchem erzählt wird, wie Mawjanos (Μαυσιανός) vor dem König seine Schwester ihrer Schönheit und ihrer Sittenstrenge wegen rühmt. Der König wettet, er werde sie doch verführen, und er setzt seine Krone gegen Mawjanos' Kopf ein. Mawjanos' Schwester gewährt dem König scheinbar eine Nacht, aber eine treue Dienerin nimmt dabei ihre Stelle ein. Nachdem die Magd dem König zu Willen gewesen ist, schneidet er den Finger mit dem Ring und eine Haarlocke ab, und bringt diese dem Mawjanos als Fahrzeichen, dass er seine Schwester verführt habe. Aber die Schwester erweist durch ihre versehrten Hände und Haarflechten, dass der König die Wette verloren hat. — Dieselbe Geschichte ist noch in zwei andern neugriechischen Liedern behandelt, nämlich in einem von J. L. Bartholdy in seinen Bruchstücken zur nähern

Kenntniss des heutigen Griechenlands, 1805, I, 434—440, leider nicht im Original sondern nur in metrischer Uebersetzung theilten Liede, welches er von einem Fischermeister am Nordgestade des Meer von Arta hatte singen hören, und in eine erst von Zampelios und dann aus dessen Sammlung von Passow No. 474 und von Th. K seiner Anthologie neugr. Volkslieder S. 50 veröffentlichten. In ersterem heisst der Mawrogeni (Schwarzbart), in letzterem Mavros (*Μαυρίανός*). Die drei Lieder verhalten der Art zu einander, dass die Lieder Bartholdy's und Zampelios' in einigen Versen, mehr, bald weniger wörtlich, übereinstimmen, das Lied Bartholdy's aber auch mehrfach unserm melischen übereinstimmt. — Bartholdy's Lied liess Jacob Grimm in den Altdeutschen Wäldern II, 181 ff. wieder abdrucken als Parallele zu dem von ihm zuerst herausgegebenen altdeutschen Gedichte Ruprechts von Wülfrungen 'Von zwein Kaufmannen' (Altd. Wälder I, 181 ff.) und zu einer von ihm mit diesem Gedichte verglichenen altwallisischen Erzählung. Letztere Erzählung, die Grimm aus Edw. Jones's 'The Welsh Bards', II, 19. 20, im Auszuge theilte, liegt jetzt in vollständiger Uebersetzung aus den Mabinogion der Lady Charlotte Williams vor im Anhang der von San-Marte herausgegebenen Uebersetzung von Thomas Steinhilber's Geschichte der wälschen Literatur vom X. zum XIV. Jahrhundert, Halle 1864, S. 481 ff. Von der Hagen (Gesammtabenteuer, Bd. XCIV f.) vergleicht noch Jacob Ayer's 'Conrad von zweien fürstlichen Räthen, die alle um eines Gewetts willen um ein Weib

er an derselben Statt mit zweien unter-
schen Mägden betrogen worden'. — Aber
ne einzelne Stelle unseres melischen Lie-
Anlass zu einer vergleichenden Bemerkung.
Es heisst von der Schwester des Mawja-
sie hört, dass der König die Wette ge-
zu haben sich rühmt:

παίνει κι' ἐστολίζονταν τρεῖς μέρας καὶ
τρεῖς νύχταις,

τὸν ἥλιο πρόσωπο καὶ τὸ φεγγάρι στήθη,
ἢ κοράκου τὸ πτερό βάνει καμαροφρύδι.

holdy hat vielleicht ganz dieselben Verse
gehabt und nur in seiner freien Ueber-
die drei Tage und Nächte weggelassen:
wechselt eilig das Gewand, schmückt

bräutlich ihren Leib,
ntlitz glänzt wie Sonnenpracht, ihr Bu-
sen wie der Mond,
abenfedern wölben sich ums Aug die
hohen Braun.

drei Verse finden sich nun ebenso in
ndern Liede unserer Sammlung (S. 106,
4, ebenfalls aus Melos):

κι' ἐστολίζονταν τρεῖς μέρας καὶ τρεῖς
νύχταις,

τὸν ἥλιο πρόσωπο καὶ τὸ φεγγάρι στήθη,
ἢ κοράκου τὸ πτερό βάνει καμαροφρύδι.

die zwei letzten Verse finden sich
och in andern Liedern. In Liedern

mit welchen die Knaben am S. Basi-
er Neujahrstag und am ersten Mai, in
abarhäusern Geschenke heischend, herum-
wird die Hausherrin unter anderem
o angesungen (Passow No. 295, V. 14—
310, V. 23—25, vgl. auch No. 294,

27):

Κυρὰ μ' ὄντας ἐκίνησες, νὰ πᾶς στήν ἐκκλ.
 βάνεις τὸν ἥλιο πρόσωπο καὶ τὸ φέγγαρι στὴν
 καὶ τοῦ κοράκου τὸ φτερό βάνεις καμαροφ.
 (auch: γαῖτανοφρὺδ)

Und in einem erzählenden Liede (Pa
 No. 438, V. 24. 25) will eine Freundin
 andre auffordern, sich recht schön zu ma
 und thut dies mit den Worten:

Βάλε τὸν ἥλιον πρόσωπον καὶ τὸ φεγγάρι στὴν
 καὶ τοῦ κοράκου τὸ φτερόν βάλε γαῖτανοφ

Die drei Verse unseres Liedes von Ma
 nos gehören also zu jenen typischen Versen,
 ursprünglich natürlich für ein bestimmtes
 gedichtet, in verschiedenen Liedern, nicht in
 passend, angewendet werden. So passt in
 ser Lied der Vers

‘καὶ ῥυπαίνει καὶ ἐστολίζονταν τρεῖς ἡμ.
 καὶ τρεῖς νύχταις’

eigentlich durchaus nicht, da die Schw
 keine Zeit zu verlieren hat, um ihren Br
 zu retten, wie denn auch in dem von Zamp
 veröffentlichten Liede nichts von dieser Z
 rung vorkömmt. — Was endlich noch den
 ‘Βάνει τὸν ἥλιο πρόσωπο καὶ τὸ φεγγάρι στὴν
 insbesondere betrifft, so vergleiche man
 Worte eines römischen Ritornells, welche
 Liebender an seine Geliebte richtet (Römi
 Ritornelle. Gesammelt und herausgegeben
 C. Blessig, Leipzig 1860, S. 8):

Porti la luna in petto, il sole in fronte —
 und folgende, eine schöne Jungfrau schilder
 Verse der finnischen Kalewala (Rune X, V. 8
 der Uebersetzung von A. Schiefner):

Von den Schläfen strahlet Mondlicht,
 von den Brüsten Licht der Sonne,
 von den Schultern Licht des Bären,
 von dem Rücken sieben Sterne.

Hiermit scheiden wir mit vielem Danke
den besten Wünschen für ihren Weiter-
gang von den *Νεοελληνικά Ἀνάλεκτα*.
Einige fernere Hefte bereits erschienen,
noch nicht zu Gesicht gekommen.
ar. Reinhold Köhler.

t, Erich: Die alttestamentlichen Citate
der Evangelien. Colberg, Verlag von
Ecke, 1871. 343 Seiten gr. 8.

weck, den der bereits durch eine Aus-
les 1. Johannesbriefes bekannt gewor-
f. bei dieser Arbeit im Auge gehabt
ein apotogelischer. Es soll die so oft
e Anwendung, welche in den vier Evan-
n den Citaten aus dem A. T. gemacht
rechtfertigt werden. Der Verf. sagt
in der Einleitung selbst: »die Art, in
liche Schriftworte im N. T. angewen-
en, ist in einem solchen Maasse be-
, dass alle Versuche, die angestellt
die Citationsweise der Apostel zu
gen, nicht vermögen den Eindruck
u räumen, dass dieselbe mit einer un-
n Exegese des A. T. nicht zu verein-
ja, er fährt fort: »Totale Unfähigkeit,
den historischen Sinn des A. T. hinein
, Stehenbleiben bei dem äusserlichen
en desselben, Benutzung zufälliger
ichkeiten, um zwischen A.- und N. T.-
schichte das directeste Verhältniss von
ng und Erfüllung herzustellen, kurz,
Willkür in Auswahl und Ausdeutung

des A. T., das sind die Anklagen, die nur von unkirchlicher Seite erhoben werden, sondern welche auch durch das unmittelbare Gefühl jedes Einzelnen eine »rechtfertigende Zustimmung empfangen«, und »was hilft es«, er dann weiter, »wenn dagegen von der andern Seite behauptet wird, gerade in den unentschiedenen Citaten besäßen wir das rechtmässige Verständniss des A. T., sie böten die wahre Geisteshöhe der Auslegung dar, so ist die Frage, das eine auf dogmatischen Prämissen beruhende Behauptung ist? was hilft es sogar, in einzelnen oder weniger einzelnen Fällen den Tiefsinn der apostolischen Allegationen aufzuweisen? die entscheidende Grundfrage ist nicht, ob wir vermögen, den einzelnen Citaten einen Sinn abzugewinnen, sondern ob in der scheinbaren Willkür derselben eine Methode und ein Princip aufzufinden ist, wonach die Apostel ihre Erfüllung der A. T.lichen Stellen abgemessen haben, und welches es sei«. So stellt der Verfasser den Sachverhalt, wie er bisher der unparteiischen wissenschaftlichen Betrachtung erschienen ist, denn auf das Deutlichste und Unverkennbarste in's Licht, und dass unter solchen Umständen die Apologik einen schweren Stand habe, verhehlt er sich nicht. Gleichwohl wagt er ein solches Unternehmen und wagt es, die Methode und das Gesetz, von dem er eben gesprochen hat, aufzusuchen sich bemühen. Wenn sich die sämmtlichen N. T.lichen Stellen unter das Licht einer und derselben Methode stellen lassen«, meint er, »kann etwa ein Zweifel auftreten und nachweisen, dass diese Methode die richtige und ihre Anwendung in einzelnen Fälle eine gerechtfertigte sei«, und meint auch, trotz der scheinbaren Willkür

den ersten Blick sich zeige, müsse auch solche Methode sich auffinden lassen, es nützlich sein, »dasjenige, was den Apostel unmittelbares Gefühl sagte, in klare Fäden zusammen zu fassen und so zu erkennen, ob nicht ihre Citationen zurückschliessen auf eine bestimmte Auffassung des Verhältnisses zwischen A. und N. T., die ihnen vielleicht gar nicht klar bewusst geworden und ob die einzelnen Citate ihr Maass und die Art nicht von dieser Basis in ähnlicher Weise empfangen haben, wie etwa der Volksgeist einzelnen in seinem Thun beeinflusst.« Den qu. Citaten zu Grunde liegende »bestimmte Auffassung des Verhältnisses zwischen A. und dem N. T.« soll es nach dem Verf. sein, was den Gebrauch derselben rechtfertigt, auch wenn die Form, in welcher die Citate citiren, preisgegeben werden muss, auch man nicht umhin kann, zuzugestehen, dass die Apostel diesen »tieferen Schriftsinn« nicht erkannten, aber keineswegs klar erkannt, sich nicht bewusst gewesen sind, von dieser bestimmten Auffassung beherrscht zu sein. Der Schluss der ganzen Darstellung sagt der Verf. »Blicken wir nun auf den ganzen durchgeführten Weg zurück, so hat sich uns ergeben, dass die sämtlichen Citate der Evangelien den Schatz der Weisheit und Erkenntniss in sich schliessen und an ihrer Hand man in das äussere und innere Verhältniss von Weissagung und Erfüllung hineinschauen kann. Aber von andrer Seite haben wir uns überzeugen können, dass zwischen den Citaten im Munde der Apostel eine grosse Verschiedenheit besteht hinsichtlich der Art, wie sie den alttestamentlichen Stoff verwerthen, mit einem

Worte: eine Differenz der Methode, und — mit zugleich eine Differenz der Resultate! Bei den Aposteln haben wir zwar überall solche Punkte hervorgehoben gesehen, an denen wirklich die Weissagung ihre Erfüllung findet, auch erkannt, dass sie sich schwerlich beworben sind, auf welchen Gesetzen dies Verhältniss beruht: ihre Citate haben höhere Wahrheit, als sie selbst sich bewusst geworden sind und eben dies letztere soll denn, wie auch sonst aus der ganzen Darstellung hervorgeht, eine Rechtfertigung dieser Citate sein und den Anstoss beseitigen, den man so oft an ihnen genommen hat, soll darthun, dass »Gott über diesen in vollster menschlicher Freiheit geschriebenen Worten gewaltet hat, dass Mehreres und Höheres uns geben, als was der Verfasser sich zu geben bewusst waren«, uns auf der einen Seite die »Zuversicht zu dem unbedingt göttlichen Inhalte der Schrift ins Kleinste hinein« verleihen und auf andrer Seite uns »Muth machen zu einer freibetrachtung derselben als eines menschlichen, wirklich und voll menschlichen Buches«.

Nun, wir müssen dem Verf. zugestehen, dass nicht bloss der Zweck seiner Arbeit loblicher ist, sondern dass er sich auch redliche Mühe gegeben hat, denselben zu erreichen. Er ist ein höchst gelehrtes, die Dinge, um die es sich handelt, bis in das Einzelste verfolgendes Werk, das er uns geliefert, und zugleich ein Buch, das gut geschrieben ist, das überall eine sorgfältige Durcharbeitung des massenhaften Stoffes zeigt. Auch ist viel Vortreffliches dem Buche, wo es sich um Auslegung einzelner A. oder N. T.licher Abschnitte handelt oder

zu thun ist, den Zusammenhang, der dem A. und N. T. besteht, in ein anschauliches Licht zu setzen. Dass die einschlagende Literatur nicht nur, sondern auch beherrscht und dass nicht allein im A. und im N. T. auf das Gesetz zu Hause ist, merkt man auf jeder Seite. Es ist durchaus kein Mangel zu entdecken, da kann man nur anerkennen, und man kann so den Scharfsinn bewundern, mit dem der Verf. überall zu Werke geht, den Zusammenhang sowohl im Widerlegen unzureichender Auffassungen, als auch in dem Behaupten der eigenen. Sollten wir in allen die- jenigen einzelnen Partieen des Buches verfehlen, so würden wir in der That in der That sein, doch dürften am Gelungen- sten diejenigen genannt werden, die es mit dem Jesu selbst zu thun haben. Ganz besonders z. B. wird hier das Verhältniss zwischen dem Gesetz des A. T. dargelegt und, abgesehen von dem letzten Zwecke des Buches, der Abschnitt, der sich mit der Bergrede in derselben enthaltenen Auslassungen in Beziehung auf das Gesetz beschäftigt, der vorzüglichsten Leistungen aus der Literatur gerechnet werden, wenn man auch in Diesem und Jenem mit dem Verf. nicht ganz einverstanden sein möchte. Das über die Anwendung der A. T.-Prophezie im Munde Jesu Gesagte wohl nicht richtig, und selbst gegen die Einwände der von demselben in dieser Hinsicht angeführten Citate möchte Nichts einzuwenden sein. Der Verf. unterscheidet 1) solche, in der Erfüllung A. T.licher Weissagung enthaltene, dann 2) solche, die eine Ausdeutung

A. T.licher Präformationen geben und 3) so welche auf A. T.liche Keime hinweisen, die in Jesus entwickelt haben, und wirklich man anerkennen, dass diese Unterscheid eine sachliche und von dem Verf. nicht künstlich hineingetragene ist, wie er denn wohl ganz Recht hat, wenn er einen Unterschied zwischen den Citaten, die wir in Munde Jesu finden, und zwischen denen, welche die Evangelisten aus eigenen M. herbei ziehen. Es ist so, wie der Verf. dass »die A. T.lichen Worte in Jesu M. wenigstens fast alle von jeder Willkür frei in bemessener Weise verwandt sind«, wäh von denen der Evangelisten dies ganz und nicht gesagt werden kann, und dass J. wenn er auch »eben so wenig begrifflich prägte Grundsätze über A. T.liche Herm. tik gehabt hat, wie seine Jünger«, doch »seines absolut richtigen Verhältnisses zu se Gott auch ein richtiges Verständniss fü A. T.liche Gottesoffenbarung hatte« dass eben deshalb seine Citate auch im G. unanfechtbar sind und keineswegs, wie be Evangelisten, sich an solche Aeusserlichk wie an den blossen Gleichklang der W. u. dgl. halten. Aber — wenn wir in allen Dingen auch gerne bereit sind, dem unsern Beifall zu zollen und ihm für m. Anregung zu danken, die er uns in s. Buche gegeben hat, so können wir doch anders, als namentlich gegen die Art Weise uns aussprechen, wie er gemeint nun auch die Citate der Evangelisten s. bei allem Preisgeben ihrer Form, in rieller Beziehung rechtfertigen zu wollen. Unterscheidung zwischen einem tieferen,

Verfassern selbst unbewussten Schriftsinne und Zusammenhange von dem, was sie wirklich sagen, ist denn doch selbst etwas zu Willkürliches und von dem Verf. Hineingetragenes, als dass wir ihm da folgen und beistimmen könnten. Eine Willkür in der Ausdeutung eines A.T.lichen Schriftwortes seitens eines Evangelisten wird gewiss dadurch nicht gut gemacht, dass der Ausleger dieses Schriftstellers nun mit einer andern Willkürlichkeit kommt und uns sagt: Ihr müsst nur den Verfasser nicht beim Wort nehmen, ihr müsst nur den Zusammenhang ins Auge fassen, der hier wirklich besteht und den nur der Verfasser nicht gekannt hat, dann werdet ihr schon einsehen, dass der Verfasser ein Recht gehabt hat, an diess Citat zu erinnern. . . . wir meinen, dadurch könnte wohl in's Licht gestellt werden, dass hier tiefere Bezüge zwischen dem A. und dem N. T. bestehen, aber — die Stelle des Evangelisten, um die es sich handelte, erschiene dadurch doch keineswegs in einem besseren Lichte, sondern es würde nur noch klarer, dass dieselbe, wie sie da steht, nicht gerechtfertigt werden könne und dass der Mangel nicht bloss in der Form, sondern auch in der Materie bestände, in dem, was da wirklich von dem Evangelisten gesagt und gemeint worden wäre. Bei aller Anerkennung der typischen Bedeutung des A. T. in Beziehung auf das N. könnten wir doch kein anderes Urtheil über ein Verfahren aussprechen, wie der Verf. es angewendet hat, und was uns gerade durch seine Darstellung klar geworden ist, das ist diess, dass auf dem von ihm eingeschlagenen Wege die Anstösse nicht beseitigt worden sind, welche eine nüchterne Betrachtung an den A.T.lichen Citaten bei den Evangelisten so häufig genommen hat.

Nehmen wir, um das Gesagte klar zu machen, nur gleich ein Beispiel aus vielen und dasjenige, welches der Verf. selbst zur Erläuterung in seiner Einleitung anzieht: Matth. 23, 39. Ganz augenscheinlich ist es willkürlich, hier den Evangelisten eine Anspielung auf die nichtige Geburt des Herrn, auf »die kleinen und unscheinbaren Anfänge« nehmen zu lassen, denen auch hier das Reich Gottes ausgegangen sei. Der Evangelist sagt ganz und gar nichts davon. Mag er bei seinem Citate immerhin an Jes. 11, 1 gedacht haben und durch das gelesene Wort נָצַר zu seiner Ausdeutung des Namens gekommen sein — was doch noch immer zweifelhaft bleibt — so ist doch auch augenscheinlich, dass er den Namen נָצַר nicht mit den »niedrigen Anfängen« Jesu deutet, sondern dass er ihn von der Stadt Nazareth herleitet und nichts Anderes sagen will als: Jesus wird in Nazareth oder vielmehr Ναζωραῖος genannt, weil er in Nazareth gewohnt hat, und dass er eben durch diese also seine Herkunft aus Nazareth in den Propheten geweihsagt findet. Sagt der Verf. aber bei Jesaias ist von dem »Reis« die Rede, das aus diesem Erdreich aufwächst, so ist das wohl richtig, aber fährt er dann weiter, so also hat Matthäus hier an die niedere Herkunft des Herrn gedacht, so kann es nichts Ungerechtes geben. Der Verf. trägt es einfach in die Evangelisten hinein, weil er allerdings jetzt den Sinn von Jes. 11, 1 recht wohl versteht, und der Evangelist thut ganz und gar nichts anderes, als den Namen »Nazaräer« von Nazareth herleiten und diess Verhältniss als eine prophetische Weissagung hinzustellen, in der die Zukunft Jesu aus Nazareth diese Weissagung erfüllt zu sehen (ὅπως πληρωθῇ κτλ), wo im

er dieselbe auch lesen mochte. Und an diesen Umständen wird auch dadurch Nichts geändert, dass Matthäus wie der Verf. hervorhebt, schreibt *ὁ ἑρμὴν διὰ τῶν προφητῶν* Freilich ist es auffallend, hier den Pluralis zu lesen, aber dass der Verf. dabei an mehre Propheten und an Sätze aus deren Schriften wirklich deutlich gedacht habe, folgt keineswegs, vielmehr könnte der Pluralis auch sehr gut ein Zeichen davon sein, dass er selbst nicht recht wusste, bei welchem Propheten diese Weissagung zu suchen wäre. Sonst nennt er meistens den Namen des Propheten oder gebraucht doch den Singular, hier setzt er den Plural, weil er den Namen nicht setzen kann = die Propheten im Allgemeinen, irgend wo in den Propheten. Namentlich aber kann er nicht an das von dem Verf. angeführte *נָזַר* gedacht haben, da es sich um die Herleitung des Namens Nazaräus handelte und dieser doch unmöglich von jenem Worte herkommen kann, und — wie dem auch sonst sei, Matthäus findet die Herkunft Jesu von Nazareth in den Propheten irgend wo und irgend wie geweissagt und diese Weissagung nun erfüllt, alles Andre, was man sonst noch in den Gedanken des Matthäus durch Reflexion auf die möglicher Weise gemeinte Stelle bei Jesaias finden möchte, ist in sie hineingelegt, ist eine Ausdeutung von einem anderen Standpunkte aus, der sehr Unrecht hat, wenn er seine Ausdeutung für die höhere, eigentlich göttliche ausgiebt und dann doch meint, auch »bis in's Kleinste hinein« biete der Evangelist »göttlichen Inhalt« dar. Es ist das eine Willkür, die sich immer rühmen mag, unter dem Maasse einer tieferen Erkenntniss zu stehen, von der man aber doch nicht weiss, wo sie ankommen würde, wenn man

ihr Raum geben wollte: zuletzt doch bei ein völligen Auflösen der Schrift in rein selbst machte Theorien und Spekulationen.

Und so denn auch in den meisten andern Fällen, die der Verf. anführt: immer ist es Duplicität des Sinnes, die er da meint herstellen zu müssen, einmal die Meinung der Evangelisten, willkürlich, dem eigentlichen Sinne A.T.lichen Citates ganz und gar nicht gerecht werdend, bloss am Aeusserlichen, am Gleichkl von Worten u. s. w. haftend, und das einmal ein Sinn, der über diesen der Evangelisten weit hinaus geht, der die A.T.lichen Worte u. Geschichten als Typen und Präformationen N. T. u. s. w. erkennt und der, obwohl Evangelisten ganz und gar nicht bewusst, der der eigentliche von Gott als dem auctor prius gewollte Sinn ist, das Licht, in welchem wir nun diese Dinge betrachten müssen, und welchem es auch klar werden muss, dass Apostel recht gethan, diese Citate anzuführen auch wenn sie selbst gar nicht gewusst haben wie überaus tiefsinnig das war, was sie da setzten. Ja, was lässt sich bei solchem Verfahren nicht Alles in das N. T. hinein lesen, besonders wenn man wirklich ein so geistreicher Mann wie der Verf., aber — gut gemacht wird durch natürlich Nichts, und für den Verstand tritt der Schaden, den man verdecken wollte nur um so deutlicher hervor. Zuletzt bedauert man doch den Scharfsinn, der da aufgewendet worden ist, ohne doch zu einer wirklichen Lösung der aufgeworfenen Frage beigetragen zu haben.

Wir meinen, es sei allerdings ganz richtig was der Verf. am Schlusse seiner Abhandlung sagt: »ein unbedingt göttlicher Inhalt in

und doch ein menschliches, wirklich und menschliches Buch!« aber die Synthesis beider Elemente in denselben lasse sich vollziehen, dass man menschliches Miss- oder nicht völliges Verstehen auf der einen Seite statuiren und dann von der andern Seite einem »tieferen Sinne« komme, der den Menschen nicht bewusst gewesen sei, aber die Feder geführt habe und hinter ihnen stehe. Das hiesse nach unsrer Meinung nicht in einer so argen Weise zerreißen, als es je geschehen könnte, und was dabei geschehen würde, sehen wir doch auch nicht, ob Un- und Missverstand auf Seiten der Menschen doch so wie so bleiben würde. Die menschliche Beseitigen von Anstössen, die auf der menschlichen Seite der heil. Schrift zu finden könnten, ist um deswillen bedenklich, wenn man denn doch schliesslich zu sehr die Aufmerksamkeit merkt und verstimmt und voreingenommen auch gegenüber dem, was wirklich der ewig göttliche Inhalt der Schrift jedem menschlichen Gemüthe sich darstellen muss.

F. Brandes.

Årsläsa Läkareföreningens Förhandlingar. Redigerad af R. F. Fristedt. Fjerde Bandet (Första till attonde häftet). Arbetsåret 1869. Upsala, W. Schultz Boktryckeri. 100 Seiten in Octav. Femte Bandet (Första till attonde häftet). Arbetsåret. 1869—1870. Upsala 1870. Akademiska Boktryckeriet. 100 Seiten in Octav.

Besprechung der ersten drei Bände der

von R. F. Fristedt redigirten Verhan-
des ärztlichen Vereins zu Upsala in einer
ren Jahrgänge d. Bl. fühlen wir uns ge-
eine solche der beiden seither ersch-
Jahrgänge (Bd. 4 und 5), neben der
schon die ersten Hefte des sechsten Ban-
liegen, anzuschliessen, theils weil die S-
sche medicinische Literatur bei uns im-
meinen viel weniger bekannt wird, als
verdient, theils weil die vorliegenden
nicht allein hiefür den besten Beweis
sondern ganz vorzugsweise die hohe Be-
des Vereins, von welchem sie ausgeh-
eines Sammelpunktes der wissenschaftlic-
strebungen in einer als Universität in
Ländern bekannten und allgemein ge-
nordischen Stadt erkennen lassen. Da
Upsala Läkareförenings Förhandlingar
jenen Ländern, wo das Schwedische n-
pflegt wird als bei uns, gelesen und ge-
werden, beweist am besten der Umstan-
nach einer auf dem Umschlage des fünft-
tes des sechsten Bandes erschienenen
richtung der Redaction der erste Ba-
Zeitschrift vollständig vergriffen ist.

Ich habe in den letztverflossenen Jahr-
legenheit gehabt, einerseits in dem Neu-
buche für Pharmacie, andererseits in der
schen Klinik theils ausführlichere, theils
Mittheilungen über die Mehrzahl derjeniger
ten zu machen, welche mit der Pharmako-
ihrem weitesten Umfange in unmittelbar
sammenhange stehen. Es sind dieselbe
aus zahlreich und gerade dieses Mal th-
von hervorragender Wichtigkeit, und insb-
hat das Laboratorium von Prof. Alm
Werkstätte vorzüglicher Untersuchungen

gegeben, die theilweise von dem Dirigenten desselben, theilweise von seinen Schülern herrühren. Es fallen gerade in die vorliegenden Bände die ersten Veröffentlichungen über jene neue Arzneiform für stark wirkende Medicamente, welche wir Almén verdanken, die von ihm sog. *Gelatinae medicatae in lamellis*, über deren Bedeutung ich mich an verschiedenen Orten ausgelassen habe, so dass ich hier mich mit einer kurzen Erwähnung begnügen zu dürfen glaube. Almén hat ausserdem selbst Mittheilungen über das Verhalten des Urins nach dem äusseren Gebrauche von Carbolsäure in Form des sog. Lister'schen Verbandes gemacht, welche zum ersten Male darthun, dass wenigstens ein Theil der Carbolsäure als solcher im Urin ausgeschieden wird, und welche sich an Bemerkungen über denselben Gegenstand von Waldenström (Bd. V. p. 107) anschliessen. Die übrigen Arbeiten Alméns betreffen die Empfindlichkeit der Reactionen auf Eiweiss, wobei der Anwendung der Gerbsäure der Vorzug gegeben wird, die Bereitung der alkalischen Wismuthlösung und das constante Vorkommen von Zucker im Urin nach dem Gebrauche von Terpentintin, wobei übrigens nach Ansicht des Referenten die Möglichkeit, dass die im Terpentin im Handels so oft vorkommende Ameisensäure nach Uebergang in den Urin die Wismuthlösung trübt, nicht ausgeschlossen ist, über den neuen Respirationsapparat, über die auf gleichen Luftdruck sich gründenden Filtrirapparate, über die Anwendbarkeit von Photokochapparaten zur Bereitung von Infusen und Decocten, und verschiedene auf das Schwedische Apothekergewesen, Taxe u. s. w. bezügliche Gegenstände. Auch ein polemischer Aufsatz

Almén's über das Fleischextract ist d
achtung wohl werth; ebenso das Refer
mén's über Chloral, welches wohl das
darstellte, das über diese Substanz in Sc
in chemischer Hinsicht publicirt wurde
dem Almén'schen Laboratorium weiter
gegangene chemische Arbeiten, die ich ü
sämmlich im N. Jahrbuche für Pharmaci
rirt habe und welche auch in dem W
schen Jahresberichte (N. F. IV und V) s
den, betreffen neue Reactionen auf Chlo
und Blausäure (von H. Eckman), Santon
santonsaures Natron (von demselben), d
fung von Brechweinstein auf Arsenik (vo
Brandberg), die Reactionen auf Opium
Morphin in den gewöhnlichen Arznei
(von demselben), die Prüfung von Benzi
gleichen), Hydras ferrico-magneticus als
des Arsens (von Oskar Medin und L.
man), die Bereitung von Stibium sulph
depuratum (von Hadar Lidén) endl
Uebergang des Coffeins in den Harn (v
Hammarsten), in welchem letzteren A
dargethan wird, dass das Dragendorffsch
fahren des Nachweises von Alkaloiden i
in Vergiftungsfällen auch dann anwendb
wenn Kaffee oder Thee in grossen Men
nossen wird, ein Factum, das auch in
gendorff'schen Laboratorium durch Ca
Johannsen constatirt wurde.

Dem ebengenannten Forscher, O. Ham
sten, verdanken die Förhandlingar in d
den vorliegenden Bänden ganz vorzüglich
träge, unter welchen der auf das Ch
hydrat und seine Verwandlung im C
mus bezügliche als wahrhaft Epoche m
bezeichnet werden darf, indem dersel

von dem Alpe einer Theorie befreit, die offenbar die Pharmakodynamik auf Abwege zu bringen geeignet war. Unsere ausführliche Mittheilung in der »Deutschen Klinik« enthebt uns der Aufgabe, hier näher darauf einzugehen, wie wir auch auf die Arbeit Hammarstens über Peptone und Galle, die der Verfasser selbst im Pflüger'schen Archive mittheilte, nur hinzuweisen uns begnügen müssen. In Zusammenhange mit der letzteren steht auch ein kleiner Artikel über die sog. Xanthoproteinreaction, welche Hammarstén auch an der Galle und an den Gallensäuren constatirte. Bezüglich des Chloralhydrats muss noch erwähnt werden, dass über dessen Wirksamkeit am Krankenbette Björnström die ersten Erfahrungen in Upsala sammelte und dass Djurberg über das Verhalten des Chloralhydrats zu den rothen Blutkörperchen mikroskopische Studien anstellte, aus welchen er schliesst, dass Chloralhydrat nicht nach Art des Chloroforms das Stroma der Blutkörperchen auflöst, was dann gleichfalls gegen die Liebreich'sche Theorie spricht.

Für den Pharmakologen von Interesse sind endlich noch die sehr verdienstvollen Arbeiten von Fristedt, dessen pharmakognostische Karte wir in diesen Blättern besprachen und welcher über Glykoside in vegetabilischen Arzneistoffen, über veränderte Ansichten bezüglich des Ursprungs gewisser Drogen (*Secale cornutum*, *Balsamum peruvianum nigrum*, *Spongia*) etc., über die medicinische Bedeutung des Hanfes und über Novitäten des Upsala pharmakologischen Museums handelt.

Nicht minder reichlich fällt übrigens auch die Ausbeute in den übrigen medicinischen Disciplinen aus. Als anatomischen Beitrag

gibt Edw. Clason die Beschreibung der Anatomie zu Upsala im Jahre 1868/69 beobachteten Muskelanomalien, eine Mittheilung über eine doppelseitige Abnormität des Ellenbogengelenks und eine Fortsetzung seiner früheren Arbeit über histiologische Technik. pathologische Anatomie und Teratologie beziehen sich eine Reihe von Aufzeichnungen verschiedener Autoren, so besonders von P. J. H. Denker über Missbildungen der Gebärmutter, angeknüpft an einen Fall von Uterus bicornis, den der Verf. richtiger als rudimentären Uterus bicornis ansehen will, über neue Präparate aus dem pathologischen Instituts (Aneurysma aortae, Aneurysma valvulae mitralis, Cyclopienbildung), über einen Fall von Invaginatio coli (wobei übrigens auch die pathologischen Verhältnisse des Darmes wie in der sich an den Vortrag knüpfenden Discussion auch die Therapie der Invagination berücksichtigt worden), über ein Darmcarcinom, über congenitale Encephalitis und Meningitis (vgl. Virchows Arch. XXXVIII p. 129) fünf Fälle von Geschwülsten im Cerebrum, ein Fall von Apparaten mit Krankengeschichten und mikroskopischer Untersuchung, sowie (in Verbindung mit C. J. E. Haglund) über einen Fall von Hydrocephalus internus, Schistopsopus, Ectrodactylus und überzählige Finger und (mit S. J. Lander) über einen Fall von Thrombosis abdominalis. Hieher gehören auch die Mittheilungen von Amnéus über einen Fall von Atresia vaginae, in welchem die beständige Haematometra durch Operation beseitigt wurde, von J. A. Waldenström über einen freilebenden Körper, der 13 Monate bei einem 3jährigen Mädchen in der Orbita verweilt hatte (Krankengeschichte) und von Kempe

Enchondroma pelvis parietale (ebenfalls mit Krankengeschichte), welcher Letztere auch einen Fall von Halswirbelfraktur referirt, endlich von Sundewall über einen Fall von Abschnürung der Speiseröhre, welche in ihrem unteren Theile mit der Luftröhre communicirte.

Die Physiologie ist, von den bereits erwähnten physiologisch-chemischen Arbeiten Hammarstens abgesehen, vor Allem durch Beiträge von Holmgren vertreten, die sich auf die verschiedensten Gegenstände (Magenfistel, Speichelfistel u. a. m.) beziehen. Offenbar das grösste allseitige Interesse bieten die Versuche dar, welche dieser Forscher zum experimentellen Nachweis der Richtigkeit der Darwin'schen Theorie angestellt hat, theilweise schon in den früheren Jahrgängen mitgetheilt, theilweise erst jetzt unter dem Titel über fleischfressende Tauben veröffentlicht. Holmgren hatte früher gefunden, dass Tauben durch Fleisch unter Zusatz von Butter am Leben erhalten werden und wenn sie im jungen Zustande diese Nahrung erhalten, dieselbe auch spontan verzehren. Dabei fand sich denn, dass sie eine bösertige Gemüthsart bekamen und Excremente von derselben dünnen Beschaffenheit wie die Raubvögel, und es fanden sich, als die Thiere durch einen Zufall zu Grunde gingen, Veränderungen im Bau des Magens, die gleichsam den Uebergang zwischen dem eines körnerfressenden und dem eines Raubvogels bezeichneten und welche bei dem längere Zeit gefütterten Thiere ausgeprägter erschienen. Die Hoffnung, welche Holmgren auf diese Versuche gestützt aussprach, es dürfe durch die consequente Fortsetzung dieser Versuche gelingen, Körnerfresser in Raubvögel zu verwandeln und omnivore Vö-

gel beliebig in fleischfressende oder körnerfressende zu verwandeln, wenn auch erst im Laufe von vielen Menschenaltern, scheint sich indess nach den späteren Versuchen Holmgrens als unerfüllbar zu erweisen, da die betreffenden Tauben, welche seiner Fütterungsmethode unterzogen wurden, durchaus der Neigung sich fortzupflanzen zu ermangeln scheinen, auf deren Eintreten Holmgren allerdings noch hofft, in der Meinung, dass es sich um individuelle Abstinenz handle. Bei der Mittheilung seiner letzten Versuche hat übrigens Holmgren noch darauf aufmerksam gemacht, dass bei den Tauben auch noch eine andere Aehnlichkeit mit den Raubvögeln resultire, indem die Federbekleidung dünner, die Körperoberfläche feucht und schmutzig werde; Kopf und Hals erscheinen namentlich nackt, was den fleischfressenden Tauben ein sonderbares Ansehen giebt. Eine sehr verdienstliche Arbeit hat auch Petersson über die Bewegungen des Schultergürtels geliefert.

Die Pathologie und Therapie innerer Krankheiten vertreten insbesondre Glas mit weiteren Notizen aus der Praxis, die eine Fortsetzung aus den früheren Bänden bilden, und Björnström mit verschiedenen Mittheilungen. So über die Behandlung der Epilepsie mit Bromkalium, woran Clason und Dövertie Bemerkungen über die Anwendung des Mittels im Keuchhusten schlossen, ferner über Torticollis muscularis rheumatica, von welcher eine primäre und eine häufiger vorkommende secundäre, auf Parese eines oder mehrerer Muskeln der einen Halsseite beruhende Form unterschieden wird, über einen Fall von Hypertrophia cordis mit Insufficiens der Bi- und Tricuspidalis, bei welcher Lebervenenpulsation und Ge-

räusch in der Vena jugularis vorkam, über Enteritis pseudomembranacea, endlich über Thoracocentese, mit Anführung eigener Fälle. Ferner gehören hierher ein von Kempe und Welanders mitgetheilter Fall von progressiver Muskelatrophie, ein solcher von Lencaemia lymphatica und splenica, den W. Bergsten mittheilt, und zwei von F. Belfrage vorgetragene Fälle von Epilepsie in Folge von Druck auf die Medulla oblongata, der in dem einen Falle durch Aneurysma der Arteria vertebralis, in dem zweiten durch eine Exostose hervorgerufen wurde.

Syphilis und Hautkrankheiten sind durch Abhandlungen von Björkén und Waldenström bedacht. Der Erstere bringt sehr ausführliche Mittheilungen über die im Krankenhaus zu Upsala, wo in Folge der Eisenbahnverbindung mit Stockholm die Fälle in den letzten Jahren weit häufiger vorkommen, beobachteten venerischen Affectionen, ferner einen Fall von Orchitis parenchymatosa suppurativa in Folge von Gonorrhoe; der Letztere berichtet über verschiedene parasitische Hautaffectionen, nämlich über Eczema marginatum und Herpes circinnatus einerseits und über Onychomycosis anderseits, von denen die erste und die letztgenannte Affection zum ersten Male in Schweden beobachtet ist (über Onychomycosis favosa hat neuerdings aus Dänemark Bergh Mittheilungen gemacht in Hosp. Tidende XII. p. 89). Uebrigens sind die vorliegenden Bände auch sonst für die Parasitologie nicht ohne Bedeutung, indem die beiden infusoriellen Parasiten des menschlichen Darmcanals, *Cercomonas intestinalis* und *Balanidium coli*, von Tham, Windblade und Belfrage in verschiedenen Individuen angetroffen und untersucht worden sind.

In das Bereich der Chirurgie, Geburtshilfe und Augenheilkunde fallen eine Reihe werthvoller Aufsätze. Einen derselben, von Mortimer Sterton (über Tetanus traumaticus, der bei zwei Verwundeten, die hinter einander demselben Bette gelegen, und einem dritten der in dem nebenanstehenden Bette verpflegt wurde, entwickelte), habe ich in der Deutschen Klinik (Jahrgang 1870. N. 1) mitgetheilt. Joh. Björkén trug über locale Anästhesie, über die Incarnatio unguis und die Krankengeschichte des an einem Carbunkel verstorbenen, durch seine Arbeit über die Zersetzung des Chloform's bekannten Vereinsmitgliedes Wollnator, Sondén über einen Versuch, durch Unterbindung der Arteria brachialis Elephantiasis zu heilen, J. A. Waldenström über das Verrennen, harte Staare zu operiren, sowie über einen äusserst interessanten Fall von Uterusruptur ohne Verletzung des Bauchfells, wo ein Theil des Fötus in einer besonderen Retroperitonealhöhle lag, über ein Sarkom der Eingeweide, welche die Reposition eines Inguinalbruches unmöglich machte, Glas über die Tracheotomie und ein neues Instrument zu deren Ausführung u. s. w.

Psychiatrische Beiträge rühren von K. Kjellberg her. Sie betreffen die allgemeine Paralyse, deren Abhängigkeit von Syphilis, wie von dem Verfasser angenommen wird, nicht bestritten sein möchte, ferner den Idiotismus in statistischer Beziehung in den Scandinavischen Staaten mit Hinweis auf die Errichtung von Idiotenanstalten.

Von allgemein medicinischem Gesichtspunkte geschrieben ist ein weiterer Aufsatz von Kjellberg über die körperliche und geistige Gesundheit der heranwachsenden Jugend, welche

er nicht mit Unrecht durch Ueberanstrengung in der Schule schwer bedroht glaubt, zumal wenn dabei die Ernährung und Luftzufuhr eine ungenügende ist. Die Morbilitätsstatistik der Stadt Upsala im Jahre 1869 behandelt der Secretär des Vereins, F. A. Bergman, in einem Aufsatze, dessen wesentlichen Inhalt ich im Monatsblatte für medicinische Statistik mitgetheilt habe.

Die allgemeine Pathologie und medicinische Philosophie ist in einem Vortrage von Hedenius über den Materialismus der Neuzeit und dessen Beziehungen zum medicinischen Studium vertreten. Ferner haben wir hervorzuheben einen Reisebericht von R. Fries, welcher hauptsächlich einen längeren Aufenthalt an der Universität Wien behandelt und zwei auf die Schwedische Expedition nach Spitzbergen bezügliche Aufsätze von Nyström, deren erster auf die Ausrüstung und Hygieine derselben sich bezieht, während der zweite über Gährungs- und Fäulnissprocesse auf Spitzbergen handelt. Endlich erwähnen wir einen medicinisch-historischen Aufsatz von Amnéus über die Verletzung des Generals von Doebeln, eine Arbeit von A. Jäderholm über fettige Metamorphose weisser Blutkörperchen und einen Vortrag von Björkén über Simulation einseitiger Blindheit.

Die vorstehenden Angaben genügen, um die Reichhaltigkeit, Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit der beiden von uns besprochenen Bände der Upsala Läkareförenings Förhandlingar darzuthun, obschon wir kleinere Mittheilungen vorzuführen uns versagen mussten. Möge der Verein in seiner Thätigkeit unermüdet fortfahren, die auch im Auslande von denen gewürdigt werden muss, denen die Sprache eines auf hoher Culturstufe befindlichen nahe verwandten Stammes

nicht unbekannt ist. Es drängte uns, auf
 sen Leistungen in diesen Blättern hinzuwei
 um so mehr als die Zeitschrift des Upsalaer
 eins es ist, welche die Früchte der Arbeit d
 scher Aerzte im Norden vorzugsweise bel
 zu machen bestrebt ist, wovon eine Reihe
 Referaten und Recensionen auch in den be
 vorliegenden Bänden Zeugniß ablegt.

Theod. Husemann

Untersuchungen aus dem pharmaceutischen
 stitute in Dorpat. Beiträge zur gerichtliche
 Chemie einzelner organischer Gifte. Mitget
 von Dr. G. Dragendorff, ord. Professor
 Pharmacie an der Universität Dorpat. Zw
 tes Heft. S. 85—184. In Octav.

Ueber das erste Heft dieses gediegenen,
 Ergänzung zu der grösseren forensischen Ch
 des Verfassers bildenden Werkes, haben wir
 bereits früher in diesen Blättern ausgespro
 Das zweite Heft enthält zunächst eine An
 über die Alkaloide des Sabadillsame
 in Hinsicht derer F. Weigelin eine Un
 suchung ausgeführt hat, welche zu dem in
 essanten Resultate führte, dass in den Ser
 Sabadillae neben dem Veratrin und Sabadi
 noch ein drittes Alkaloid existire, welches
 Namen Sabatrin erhalten hat, übrigens, wie
 das Sabadillin, weit weniger toxisch als Vera
 wirkt und z. B. bei der physiologischen Reac
 auf Frösche die Veratrinreaction nicht zu st
 vermag. Die von Dragendorff angefü
 Thatsache, dass das im Handel vorkomme
 Veratrin stets mit Sabadillin verunreinigt
 zeigt wie wenig absolut chemische Reinheit auf
 praktische Anwendung diverser Arzneisubstan
 Einfluss hat; denn es gibt kaum einen Stoff,

der sich bei interner und externer Anwendung beim Menschen so äusserst gleichartig verhält wie das Veratrin, trotz seiner constanten Verunreinigung. Wichtiger scheint uns für die Beurtheilung neuerer physiologischer Versuche mit dem Sabadillin dessen constante Verunreinigung mit Veratrin, so weit es im Handel sich befindet, da die Beimengung des stärker wirkenden Alkaloids offenbar die Resultate, welche mit Sabadillin erhalten wurden, dubiös macht.

Ein zweiter Aufsatz ist den Verhältnissen des Cinchonins gewidmet, über dessen Resorption und Elimination Cas. Johansen eine Arbeit unter Dragendorff ausführte, die gewissermassen ein Pendant zu den Untersuchungen von Kerner über das Chinin, soweit die letztere auf dem Boden chemisch festzustellender That-sachen sich bewegt, bildet. Es ist auch für das Cinchonin die Verwandlung oder doch die theilweise Metamorphose in Hydroxylcinchonin wahrscheinlich gemacht. Von Interesse sind die beiläufig erwähnten Versuche über den Uebergang von Coffein in den Harn nach Caffeeegenuss, welche mit dem auch von Hammarsten neuerdings gefundenen Resultate übereinstimmen, dass Coffein nach dem Abscheidungsverfahren von Dragendorff sich nicht im Harn nachweisen lässt, was bekanntlich für forensisch-chemische Zwecke bei dem Versuche des Nachweises verschiedener Alkaloide im Urin Störungen veranlassen könnte.

Ein drittes Kapitel behandelt die wichtigeren Opiumalkaloide, über welche verschiedene Arbeiten aus dem Dorpater pharmaceutischen Laboratorium hervorgegangen sind, zunächst von Kubly und von Dragendorff selbst, dann von Kaufmann über Morphin und Narcotin, neuerdings

dings von Schmemann über Kodein, Theba
 Papaverin und Narcein. Dragendorff
 die Resultate dieser sämmtlichen Arbeiten,
 wie auch einer an einem an Morphinvergiftet
 verstorbenen Manne vorgenommenen Analyse,
 einem Ganzen vereinigt, welches offenbar
 Genaueste über die Analyse bei Vergiftungen
 Opiumalkaloiden darstellt, das sich in einem
 neueren Bücher findet. Es liefert dieser
 schnitt auch den Beweis dafür, dass man
 Nachweis der Alkaloide in den einzelnen Körp
 theilen nicht über einen Kamm scheren d
 dass vielmehr hier die genauesten Einzeln
 schungen, wie solche von Dragendorff vor
 nommen worden, nothwendig sind, um zum
 sultate zu gelangen. Wir verweisen in die
 Beziehung besonders auf die Untersuchungen ü
 Thebaïn, dessen Anwesenheit im Urin (eben
 wie die des bisher von demselben bekannt
 Zersetzungsproductes) nicht nachgewiesen wer
 konnte. Den Schluss des Heftes bildet ein
 schnitt über Curare, auf eine Arbeit von Ko
 sich basirend, welche eine Anzahl von Irrt
 mern, welche über das Curarin sich finden,
 mentlich auch in Hinsicht auf die offenbar üb
 triebenen Pariser Angaben von Cl. Berna
 und Preyer über dessen Wirksamkeit, beric
 tigt und den chemischen Nachweis für
 Uebergang des Curarins in den Urin liefert,
 dessen physiologischer bereits bekanntlich
 Bidder geliefert war. Es wird dabei auch
 Methyl- und Aethylstrychnin eingegangen
 gezeigt, dass diese dem Curarin analog wirk
 den Substanzen bei dem für die Abscheid
 des Curarins von Dragendorff benutzten V
 fahren in forensisch-chemischen Fällen nicht
 Betracht kommen können.

Nach dem Prospecte soll ein drittes Heft, dessen Druck in den nächsten Wochen beginnen wird, das ganze Werk zum Abschluss bringen. In diesem Schlusshefte werden die Gifte der Brechnuss, das Emetin, Physostigmin, Atropin und Hyoscyamin, sowie das Cantharidin besprochen und ein Rückblick auf die bisher unternommenen gerichtlich chemischen Arbeiten des Verfassers gegeben werden. Th. Husemann.

Malta past and present, being a history of Malta from the days of the Phoenicians to the present time. — With a map. — by the Rev. Henry Seddall, Vicar of Dunany, lately chaplain of the military Sanatorium at Malta. — London 1870.

Der Verfasser dieses Buchs hat lange in Malta gewohnt, die verschiedenen Sprachen, die auf der Insel gesprochen werden gelernt, viele intime Bekanntschaften mit Eingesessenen gepflegt, alle Bücher, die er sich verschaffen konnte, über die merkwürdige Insel nachgelesen und excerptirt, und dann das vorliegende Werk abgefasst. »Der Englische Novellist Herr Anthony Trollope«, sagt er in der Vorrede, »hat einmal in »den Bertrams«, einem seiner bekannten Romane, die Absicht zu erkennen gegeben, ein Buch über Malta zu schreiben. Wenn Herr Trollope dies Versprechen ausgeführt hätte, so würde er (unser Verfasser) es sich nie herausgenommen haben, eins zu schreiben«. »Da aber Herr Trollope nichts über Malta publicirt hat, so wird das Publikum sich möglicher Weise herablassen (»the public may possibly condescend«) das zu lesen, was ich über diese interessante Insel und ihre Bewohner zu schreiben gewagt habe (what I have ventured to write)«. Das ist bescheiden genug.

Das Buch, wie man sich denken kann, ist nur eine Zusammenstellung oder Compilation aus früheren Italienischen und Französischen Werken über Malta von Ciantar, Abela, Vertot, Vasallo, Panzavechia und andern, und nicht eine eigentliche historische Forschung, nicht ergiebig an neuen Resultaten und originellen Ansichten. Auch scheint sich mir die Darstellungsweise und der ganze Geist des Buches nicht viel über die Mittelmässigkeit zu erheben. Die alte Geschichte Malta's macht der

Verfasser ziemlich kurz ab, die der Phönizier auf einer Seite, die der Griechen auf einer halben Seite, die der Karthager auf zwei Seiten. Die Geschichte der Malteser Ritter ist eingehender behandelt, am umständlichsten die Geschichte des Englischen Regiments und der Britischen Gouverneure der Insel (auf 120 Seiten), für welche der Verf. die Daten aus verschiedenen auf Malta erscheinenden Zeitungen und aus »Reports of Commissioners« wie aus zahlreichen Englischen und Italienischen Reisebeschreibungen zusammengelesen hat.

Eine sehr anziehende und fesselnde Lectüre ist das Buch jedenfalls wohl nicht. Aber der Mangel, der an ihm ganz besonders aufgefallen ist, scheint mir eine geographische Partie zu sein. Malta's ganze Bedeutung und Geschichte beruht in ganz eminentem Grade auf seiner geographischen Lage und Beschaffenheit, nämlich auf seinem von der Natur so wundervoll vorbereiteten und von der Kunst weiter vervollkommenen Hafen von La Valette, der sich im Centrum des Mittelmeeres darbietet. Hätte die Insel Malta keinen Hafen auf ihrer Ostküste nicht gehabt, wäre ihre Ostküste so hafenlos und schwer zugänglich gewesen wie die Westküste, so würden weder die Phönizier, noch die Griechen, noch die Karthager oder Römer um die Insel gestritten haben. Auch die Malteser Ritter wären ohne diesen Hafen die Insel gar nicht zu einem Bollwerk der Christenheit haben machen können. Auch die Völkerländer würden ohne ihn Malta nicht als eine Perle der Besitzungen im Mittelmeere betrachten. Dieser Ort ist mit einem Worte die Seele und das Herz der Geschichte von Malta oder die hohle Muschel, in der diese »Perle« ausgebildet wurde. Es scheint mir, daß der Verfasser hätte ihn wie ein politisch sehr wichtiges Element wunder beschreiben und alle seine ausgezeichneten Eigenschaften detaillirt hervorheben müssen. Statt dessen erwähnt er ihn kaum und geht auch über die so sehr im Gewicht fallende Frage von der geographischen Lage der Insel in der Mitte so vieler umliegender wichtiger Inseln mit einigen dürftigen Worten hinweg. Freilich es auch bei unseren besten Historikern keine Seltenheit, die geographische Stellung und Bedeutung der Insel und Völker, deren Geschichte sie entwickeln, völlig nachlässigt zu sehen.

Bremen.

J. G. Kohler

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 37.

13. September 1871.

Kant vor und nach dem Jahr 1770. Eine Kritik der gläubigen Vernunft von Dr. Fr. Michelis, Professor der Philosophie am Lyceum Bosianum zu Braunsberg. Braunsberg, Ed. Peter's Verlag 1871, 197 S. Mittel-Oktav.

Die Kritik Kants, welche hier gegeben wird, hängt ganz und gar ab von gewissen eigenen Ueberzeugungen des Verf., welche sich im Verlauf der Schrift ausdrücklich angegeben finden und welche Ref., eben weil von ihnen die Beurtheilung Kants beim Verf. abfließt, vorzieht gleich an die Spitze zu stellen. Eine entscheidende Erkenntniss ist nach dem Verf. S. 4 die von der rein formalen und subjectiven Natur der Cognition. S. 5 »Alle Begriffe sind nur Formen unseres Denkens und also formal; aber während ein Theil von ihnen ausser dem Denktact vorhandene Dinge (Wesenhaftes) bezeichnet, sind andere nur Bezeichnungen für das im Denktact selbst vorgehende. Die ersten sind Realbegriffe, die zweiten Formalbegriffe, weil sie keine andere Existenz haben als allein in der Form unseres

Denkens. Beim Begriff des Nicht und d
 neinung ist dies vollständig klar. — Es ist
 ferner noch leicht zu bemerken, dass
 griff des Nicht, wenn er auch nicht ausg
 ist, latent allem Unterscheiden, also all
 ken zu Grunde liegt«. S. 16 ff. »An der
 scheidung des Formalen und Realen in
 Denken, wie sie bei der reinen Negat
 allem evident ist, hängt offenbar in let
 stanz die bewusste Erkenntniss der W
 Dabei ist zu bedenken, dass 1) unser
 schlechthin an die Vorstellung d. h. an
 sinnlichen Anschauung abstrahirte Form
 bunden ist, und dass 2) das Denken je
 zeln Menschen schlechthin in der Spra
 einer gemeinsamen Denkform gebunden i
 Entwicklung der Sprachstufen ist nach
 der vergleichenden Sprachforschung we
 mitbedingt durch — und gipfelt in der
 Ausbildung und Gegenüberstellung der su
 formalen und der objectiv-realen Seite d
 kens in den beiden Grundsatzformen d
 stantivsatzes und des Aktivsatzes; jener
 Ausdruck der subjectiv-formalen Seite d
 kens, wonach wir eben zwei Begriffe mit
 der verbinden, resp. den einen aus dem
 entwickeln; dieser, in dem zwei substan
 also zwei als Reale gedachte Begriffe
 des in seiner Vollbedeutung auftretende
 bums mit einander verbunden werden,
 Ausdruck der objectiv realen Seite unser
 kens, wonach wir eben zwei Reale von e
 als Subject und Object unterscheiden. V
 Sprache ausprägt durch den Gegensatz d
 stantiv- und Aktivsatzes ist nichts and
 der klare Ausdruck für das, was die L
 reichen will durch die Darlegung des C

der Identität und des Gesetzes vom Grunde. Dass der Prädicatsbegriff im Substantivsätze (welcher der Ausdruck des Urtheils als der subjectiven Denkform ist) nicht ein zweiter wirklicher Substantivbegriff sein kann, sondern nothwendig adjectivisch gedacht werden muss, das ist ganz dasselbe, was wir logisch mit dem Identitätsgesetz ausdrücken. Und andererseits darin, dass ein wirklicher Substantivbegriff mit dem anderen, das eine Reale mit dem anderen nur durch ein aktives kausatives Verbum verknüpft werden kann, ist eben das ausgedrückt, was die Logik im Causalitätsgesetz und seinem nothwendigen Zusammenhang mit dem Begriff des Realen im Gegensatz zu dem formalen Identitätsgesetz hat erreichen wollen. — Wie durch das Unterscheiden als latente Negation erhellt, liegt die Unterscheidung des Formalen und Realen im Wesen meines Denkactes und eben das ist es, was die Logik mit Nothwendigkeit zur Anerkennung des Gesetzes vom Grunde gegenüber dem Gesetz der Identität setzt. Das Gesetz des ausgeschlossenen Dritten drückt nichts anderes aus, als die in unserem Denken als Unterscheiden begründete Alternative, unser Denken entweder rein formal oder in real zu fassen oder vielmehr, da weder das eine, noch das andere möglich ist, weil im Wesen des Denkactes ja schon die Unterscheidung des Formalen und Realen gesetzt ist, eben den Gegensatz des Formalen und Realen als die Natur unseres Denkens und dadurch unser Denken seiner endlichen Natur im Gegensatz zum Unendlichen zu fassen. — Die Verneinung als gleichthm mitgegeben im Denken begründet eben den Gegensatz des Formalen und Realen, auch den des Endlichen und Unendlichen für

unser Denken. Den Gegensatz zweier kann ich nicht denken, ohne einerseits die Unterscheidung des Nicht mitzudenken, andererseits den Begriff eines über dem Gegensatz stehenden Seins zu denken, welches aber nicht bloß als ein formales, sondern nur als ein solches von mir gesetzt werden kann, so wie ich das Nicht als ein rein Formales über dem Realen im Gegensatze erkenne. Denn als Reale können, die im Gegensatze verschiedenen nur festgehalten werden, wenn die beiden Realen als am Sein theilhabend erkannt werden; das Sein aber, durch Theilnahme, welchem die Glieder des realen Gegensatzes seiend sind, kann nicht mit einem der Glieder identisch sein, sondern muß ein ausserhalb des Gegensatzes über demselben stehendes sein. Der Gegensatz ist der von Geist und Stoff, den wir erfassen wir erst die volle Bedeutung des Schlusses; der Gegensatz von Seele und Geist und Stoff als das reale Endliche für uns die unabweichliche Nothwendigkeit des Denkens. Erkenntniß des jenseits und über diesem Gegensatz stehenden Seins, als des realen Endlichen, welches, weil Bewusstsein schon ein Glied des endlichen Gegensatzes bildet, selbst dem Gegensatz stehend, selbst nicht als ein solches wusstes, als Unpersönliches gedacht werden kann und also, wie sich leicht ergibt, die freie denkende Ursache des Endlichen werden muss S. 25c. So die Ansicht der Philosophen nach ihren Grundgedanken nach. Von der Wahrheit dieser Gedanken hat sich Ref. nicht überzeugen vermocht; das Nicht, die Negation, ist nicht so ganz formal und subjectiv, sondern ihr spiegelt sich zwar nicht eine Realität in den Dingen, wohl aber die realen Unter-

der Dinge, sie hat somit ein reales Fundament in den Dingen. Noch weniger haltbar ist die Beziehung, welche der Verf. dem Substantivsatz zur Identität, dem Aktivsatz zum Gesetz des Grundes geben will. Beide Satzformen: der Baumeister ist geschickt und der Baumeister baut das Haus, müssen erstens dem Gesetz der Identität entsprechen, einer so gut wie der andere, und müssen zweitens, um gültige Behauptungen zu sein, einen Grund haben, einer so gut wie der andere. Der Satz des Grundes ist überdies noch verschieden von dem Causalitätsgesetz, Dass der Aktivsatz eher zum Begriff der Ursache hinleitet als der Substantivsatz, berechtigt noch nicht zu der Unterscheidung, welche der Verf. aufrichten will. Der Satz des ausgeschlossenen dritten, etwa: der Baumeister baut entweder das Haus oder er baut es nicht, ein Drittes ist, die Ausdrücke streng und jedesmal in demselben Sinn genommen, nicht denkbar, wird von dem Verf. am meisten verkannt, er verwandelt das entweder — oder, geradezu in: sowohl — als auch, wenn er meint, der Satz erkläre im Grunde unser Denken für sowohl formal als auch real. Wie aber gar der Verf. von dem Unterschiede des Formalen und Realen in unserem Denken zum Unendlichen kommt, ist dem Ref. völlig dunkel geblieben. Er schliesst wohl: die Negation ist bloß im Denken, das Reale ist auch ausser dem Denken, es giebt also den Gegensatz von Sein und Denken. Aber warum es deshalb ein über dem Gegensatz stehendes Sein geben muss, ist nicht abzusehen. Dass zwei Reale am Sein theilhaben, heisst nichts weiter als dass ich beiden das Sein zuschreibe, jedes ist, aber deshalb ist das Sein nicht ausserhalb und über ihnen stehend. Mein

Begriff von ihrem Sein ist ein für beide
 meinsamer, aber dieser Begriff ist nicht
 Ding, eine Sache, an dem sie reell theilnäh
 Der Verf. macht da ganz platonisirend Vo
 lungen zu Sachen. Selbst Stoff und Geis
 endlich gefasst führen noch lange nich
 einem realen Unendlichen; ich mag den Ge
 ken des Endlichen nicht haben können,
 auch zugleich die Vorstellung des Unendl
 zu bilden, damit ist aber die Realität des
 endlichen noch nicht bewiesen. Im Verlauf
 Buches theilt der Verf. noch mehreres vor
 nen Ansichten mit, was alles geeignet ist
 Ref. in seinem oben angedeuteten Urtheil z
 stärken. S. 58 werden Raum und Zeit als
 cificirung des Nicht gefasst in folgendem Rais
 ment: »Der Formalbegriff *κατ' ἐξοχήν* is
 Verneinung, das Nicht, als Ausdruck des U
 scheidens, in letzter Instanz der Untersche
 des Gegensatzes von Stoff und Zeit, Sein
 Bewusstsein, worin das endliche gesch
 Sein realisirt ist. Die Specificirung dieses
 ergiebt eben das, was begrifflich gefass
 Raum und Zeit erscheint. Das Bewusstsein
 Person, der Geist) ist nicht das Stoffsein
 Geist ist nicht der Stoff. Der Geist, da
 wusstsein, findet also am Stoff, als s
 Gegensatz, seine Grenze; das ist das Ve
 niss, welches dem Begriff des Raumes
 steht. Das Bewusstsein ist aber ein an
 vom Stoff unterschiedenes nur dadurch, da
 immanent die Zahl, die Vielheit der Mo
 in sich hat, dass es sich findet in der E
 der Momente seiner Bewegung (zu sich g
 menes Sein, Subject-Objectivität); das ist es
 formal gefasst, Zeit ist etc. Das absolute
 in welchem eben die reale Unterscheidung

Aussereinander des blossen Seins (Stoff) und des Bewusstseins (Geist) nicht ist, sondern wo, wie wir die Person nur real finden in der Substanz, so die Substanz nur real ist in der Person (Trinität), kann also nicht unter Raum und Zeit fallen, sondern wie das endliche Sein nur durch die Schöpfung, so kann Raum und Zeit nur als die dem endlichen immanente, aber ebendeshalb im Unendlichen, in Gott erlöschende Form des Endlichen verstanden werden. Was hier geleistet werden soll, ist nichts Geringeres, als das aus der blossen logischen Unterscheidung von Stoff und Geist, aus dem blossen Gedanken, Sein ist nicht Bewusstsein, der Raum begriffen werden soll. Allein die Formel: der Geist findet am Stoff, indem er nicht der Stoff ist, seine Grenze, Grenze ist aber räumlich, ist eine grobe Erschleichung; eine logische Grenze ist noch keine räumliche, Gedanken grenzen sich gegen einander ab, wenn ihr Unterschied erkannt wird, aber deshalb ziehen sie keine räumlichen Schranken. Der Verf. macht einen bildlichen Ausdruck zu einem wirklichen Ding; nach dieser Methode müsste der endliche Geist, wenn er sich von Gott unterscheidet und erkennt, er sei nicht Gott, an Gott seine Grenze finden und Gott somit räumlich sein, mit demselben Recht wie der Stoff. Was die Ableitung der Zeit betrifft, so ist gar nicht einzusehen, warum das Bewusstsein, der Geist ein vom Stoff unterschiedenes nur dadurch sein soll, dass er immanent die Zahl in sich hat, noch weniger, warum die Zahl sofort gleichbedeutend sein muss mit der Vielheit der Momente, d. h. mit der Aufeinanderfolge von Augenblicken, und endlich dies damit, dass das Bewusstsein sich findet in der

Einheit der Momente seiner Bewegung, dass es ein im Wechsel seiner Vorstellungen identisches Ich bleibt. Der Schluss der Schrift führt uns in die geheime Werkstatt, wo der Verf. seine Gedanken bildet: in Gott ist die Einheit von Sein und Bewusstsein, Stoff und Geist; wie dies freilich gedacht werden soll, ist schwer vorstellbar, wenn es nicht einfach behauptet soll, Gott besteht nicht aus Leib und Seele, sondern aber der Verf. die Trinität hineinsetzt, scheint er etwas mehr sagen zu wollen. Er geht er aber auf ein Gebiet über, auf welchem er nicht verlangen darf, dass man ihm zustimmt, wenn er nicht vorher diese Lehre philosophisch gerechtfertigt hat; denn dass sie an sich philosophisch ist, hat sie in ihrer kirchlichen Gestalt stets selber verkündigt. Selbst der Zusatz des Titels: »Kritik der gläubigen Vernunft« darf sich der Verf. für die Heiligung dieser Lehren nicht bergen; er vertritt darin die Vernunft, also das auf allgemeinen Gründen beruhende Denken zum Hauptwort, welches macht und gläubig zum Adjectiv, durch welches jenes modificirt, aber doch nicht schlechthin fortgeschafft wird. Die nicht bewiesene Realität des Unendlichen und die ohne Weiteres angenommene Trinitätslehre sind von nun an leitende Gedanken des Verf. So schreibt er S. 74: »Satz als der Verbindung von Nomen und Verbum kommt der reale Gegensatz des Endlichen nämlich der Gegensatz von Substanz und Person (Sein und Bewusstsein, Stoff und Geist) zum Ausdruck. Die Verbindung von Nomen und Verbum macht den Satz, den Gedanken, der endliche Gegensatz sich nur in dem ihm stehenden Unendlichen, in welchem Substanz und Person, Sein und Bewusstsein

auseinander (ausser einander?) — wie Stoff und Geist, sondern als absolutes Ineinander — Trinität — sind. Im Satz als der Verbindung von Nomen und Verbum leuchtet der über dem endlichen Gegensatz stehende Urgrund des endlichen Seins in unser Bewusstsein hinein«. S. 186: »Die Schöpfungsthat vollzieht sich darin, dass der in der Weseneinheit dreipersönliche Gott sich gegenüber ein anderes Sein setzt, dessen Realität nicht in dem absoluten Ineinander, sondern in dem relativen Auseinander (Ausser-einander?) von Personsein und Sein besteht«. Allein selbst den allgemeinen Gedanken zugegeben, ist die zum Grunde liegende Argumentation nicht stichhaltig; damit das Endliche vom Unendlichen unterschieden sei, genügt das Bewusstsein von Gott geschaffen zu sein, ein Auseinandertreten des in Gott Geeinten ist keineswegs dazu erforderlich. Nach dem Verf. sind aber einmal die Urverhältnisse der Schöpfung der Gegensatz von Geist und Stoff, S. 146, und war untersteht nach ihm S. 127 allen empirischen Stoffdifferenzen immer der Begriff des einen Stoffs, des einheitlichen Stoffs. In diese Urverhältnisse ist eine Störung eingetreten durch den ursprünglichen Geistersturz; dieser bewirkte, S. 187, die Brechung, Zersetzung der Einheit, Atomisirung des Stoffes und dadurch weiterhin die Beschränkung, dass, sofern auf Grundlage dieses atomisirten Stoffes wieder endliche Einheiten im Stoffe dargestellt werden sollen, dieses nur scheinbare vergängliche Einheiten sein können, insofern die Grundtendenz des Stoffes nach dem gestörten wahren Verhältniss der Zerfall, die Atomisirung, die Verwesung ist. Nach S. 193 soll der Stoff freilich, der als Gegensatz zum reinen Geist das

andere Glied im endlichen geschaffenen Sein bildet, so gut wie die Schöpfung selbst in Ewigkeit sein Recht behalten; die Materie aber, d. h. der aus der Herrschaft des Geistes entlassene Stoff, der die Basis der jetzt erscheinenden Wirklichkeit bildet, im reinen Leben der Schöpfung so absorbirt und in den Lebensprocess wieder aufgenommen werden etc. — Zu alle dem kommt noch hinzu, dass der Verf. sich seine realistische Gegenüberstellung von Geist und Stoff sehr leicht macht; er meint, S. 142, »entweder erkenne ich das Bewusstsein und den organischen Leib, wie ich sie begrifflich unterscheide, auch beide als seiend, als Reale an, und dann habe ich in meinem Denken den realen Gegensatz von Geist und Stoff gesetzt, oder ich opfere die Realität des einen zu Gunsten des anderen, wo dann entweder nur Geistiges oder nur Stoffliches als real erkannt wird. Halten wir zunächst die erstere Annahme fest, wozu wir jedenfalls ebensoviel Recht haben als zu den anderen etc.«. Indess so rasch ist der Idealismus nicht abgethan, er würde mit bekannten Gründen behaupten, dass man nicht ebensoviel Recht habe, wie er, und dass man gar nicht beliebig zu wählen, sondern aus Gründen zu beweisen habe.

Das sind die theils nicht stichhaltig bewiesenen, theils einfach aus den kirchlichen Lehren herübergenommenen Sätze, an welchen der Verf. Kant prüft, wie er vor und nach dem Jahr 1770 gewesen sei. In Kant vor dem Jahr 1770 soll nach ihm ein wesentlicher Grundzug und ein treibendes Agens seiner philosophischen Bewegung gewesen sein der Zusammenhang der reinen Negation mit dem Urtheil und die Tendenz auf Unterscheidung des Formalen und

Realen in unserem Denken; mit allem, was der Verf. daraus gefolgert hat, behauptet er ganz und gar das auszudrücken, was Kant in seiner ersten Entwicklung würde erreicht haben, wenn er die wahre Bedeutung der Negation und des Formalen im Gegensatz zum Realen im Denken klar und vollständig erkannt hätte. Zu mehr als zu der Behauptung, dass Kant in den Schriften von 1762–63 auf die Unterscheidung des Formalen (Logischen) und Realen in unserm Denken im obigen Sinne hinarbeite, dass ihm die Erkenntniss von der rein formalen und subjectiven Natur der Negation vorschwebe, bringt es der Verf. natürlich nicht; Kant ahne diese Ansicht, aber erfasse sie nicht; er habe freilich den Begriff des Formalen in seinem exacten Sinne, wonach er mit dem Subjectiven im Denktact wesentlich verknüpft sei, sich nie klar zum Bewusstsein gebracht; in der Abhandlung über den einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes beruhe der Beweis darauf, dass wir nicht nicht und nicht Nichts denken können; und dies führe bis zur Unterscheidung des Formalen in dem festgestellten strengen Sinne. Die Abhandlung de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis vom Jahr 1770 rechnet der Verf. noch zu der vorbereitenden Periode, indem erst mit der 11 Jahre später erschienenen Kritik der reinen Vernunft selbst, zugleich mit der Verzichtleistung auf die denkende Erkenntniss Gottes und dem inneren Bruch mit der positiven Offenbarung, der Bruch in der logischen Intention erfolge, die bis dahin das Denken Kants beherrscht habe. Dagegen sei Kant in seiner späteren Zeit in den Fehler aller Philosophie seit Aristoteles verfallen, in die Verwechselung

des Substantivsatzes, worin die Sprache subjectiv-formale Seite des Denkens im Causativsatz zur objectiv-realen im Aktivsatz zum Ausdruck bringe, mit dem Satze selbst, als Urtheils als der Form des (empirischen) Denkens mit dem Denken selbst, womit dann die richtige Unterscheidung des Formalen und des Realen, speciell die richtige Erkenntniss der formalen und subjectiven Natur der Natur unmöglich gemacht werde. Kants späterer Intention sei nur darauf gerichtet gewesen, das Causalitätsgesetz in das Identitätsgesetz hineinzuschieben. Auf den Standpunkt des Denkens, den die Sprache im Substantivsatz, dem Ausdruck des Urtheils als der Form des Denkens auspräge, komme also schlechthin die Denkbewegung Kants in der Kritik zurück. Einzelne mag angeführt werden, dass es hätte er sich nicht bei der neuen Wendung des Denkens beruhigt, gar nicht fern gehen habe, die gemeinsame Wurzel von Sinnlichkeit und Verstand in dem einen göttlichen Logos erkennen, der, wie er die Organisation des Stoffes schuf und erhält, so im Aufbau des Organismus der Sprache das leitende und treibende Moment sei. Oder S. 105 »Statt durch die falsche Unterscheidung des Formalen und Realen, wie sie der Organismus der Sprache im Causativsatz des Substantiv- und Causativsatzes ausprägt, den wahren Begriff und das wahre Verhältniss des Endlichen zum Unendlichen, hat somit den ächten Begriff des Transcendenten in unserer Erkenntniss durchzuführen, hat das Denken mit seiner Form verwechselt, die Realität und Objectivität, also die Wahrheit der Erkenntniss abhängig gemacht von der beliebigen Analogie zwischen der nothwendigen

knüpfung der Begriffe im Urtheil und der Erscheinungen in der Wahrnehmung, wodurch dann eine zweideutige Versetzung aller Grundbegriffe und eine Zersetzung der ganzen Logik eingeleitet ist«. S. 109 »Der wahre Sinn des Dinges an sich, das Noumenon, welches wir im Begriff des Phänomenon (also als Seiendes) mitdenken, ist nämlich im Sinn der Kritik auf ihrem rechten Standpunkte nichts anders als das Nicht, die Negation, in der wir den Grundformalbegriff erkannt haben. — Indem ich das Nicht als die Signatur des Endlichen erkenne, bin ich mit nothwendiger Consequenz auf den realen Begriff des Unendlichen (welches in Wahrheit das Positive ist, weil das Ende eben die Negation bedeutet) angewiesen«. In dieser Weise wird die Kritik der reinen Vernunft nach ihren Hauptpartien und die weitere Entwicklung Kants durchgegangen. Ref. bestreitet dem Verf. nicht, dass dabei gute und richtige Bemerkungen mit vorkommen, wohl aber dass das Positive, von dem aus er überwiegend urtheilt, in sich stichhaltig und eine geeignete Norm für die Kritik Kants ist; man soll sich bei der Kritik auf den Boden der allgemeinen Logik stellen, nicht auf den seiner besonderen und noch dazu wenig probehaltigen. In einem weiteren Abschnitt wird der Streit Trendelenburgs und Kuno Fischer's vom Verf. nach seinem Gesichtspunkt behandelt, wobei es trotz dieses Gesichtspunkts an treffenden Bemerkungen nicht fehlt. Den Schluss bildet ein Kapitel, die Restauration der Kritik überschrieben, wonach die Kritik der christlichen Vernunft zufolge der gegebenen Ausführungen nicht eine Verleugnung der Kritik der reinen Vernunft sein soll, insofern diese dieses sei, sondern die Aufrechterhaltung dieser

gegen den Abfall von sich selbst. Von den selbständigen Denkern, die unmittelbar zu Kant in Beziehung stünden, bezeichnet der Verf. als ihm am nächsten liegend Krause durch seine Beziehung auf die Sprache und Baader durch seine Anerkennung der Bedeutung des Geisterfalls. —

Der Verf. hat als Motto seinem Buche vorgesetzt die Worte Kants aus der Vorrede zur Kritik der praktischen Vernunft: »Sie wollen beweisen; wohlan, so mögen sie denn beweisen und die Kritik legt ihnen als Siegern ihre ganze Rüstung zu Füßen«. Wenn Ref. darin eine Aufforderung erkennen darf, die Beweise des Verf. aufs Genaueste zu prüfen, so ist er dieser möglichst nachgekommen, vermag sie aber nicht entfernt für das zu halten, was der Verf. in ihnen zu besitzen glaubt.

Baumann.

The Holy Bible according to the authorised version (A. D. 1611), with an explanatory and critical Commentary and a Revision of the Translation, by Bishops and other clergy of the Anglican Church. Edited by F. C. Cook, M. A., Canon of Exeter. Vol. I. London. John Murray, 1871. In zwei Bänden, VII und 928 S. in gr. 8.

Nicht undenkwürdig sogleich bei der ersten Betrachtung dieses sehr gross angelegten, jedoch nach der heute so beliebten Sitte zugleich für Gelehrte und für alle möglichen Leser bestimmten Bibelwerkes ist es dass es sogar buchhänd-

lerisch auch wohl kurz *The Speakers Commentary of the Bible* genannt wird und damit einen Namen trägt dessen Seltsamkeit selbst sogleich eine Erklärung fordert. Das ziemlich kurze Vorwort erläutert jedoch diesen Namen. Der Vorsitzende des Hauses der Gemeinen in London, Right Hon. J. Evelyn Denison, fasste vor etwa sieben Jahren den Gedanken auf wie nützlich in unsern Tagen ein in den ganzen Sinn der Bibel und aller ihrer Schwierigkeiten näher eingehendes neues Werk für die Englischen »Laien« sein könne, da es bis jetzt an einem solchen in England fehle; er verfolgte diesen Gedanken weiter, äusserte sich über den Entwurf und die Fassung eines solchen Werkes gegen den Erzbischof von York, und berieth sich mit diesem über seine Ausführung. Obgleich beide die Ausführung als sehr schwer fanden, meinten sie dennoch dieselbe sei in geschickten Händen nicht unmöglich; so bildeten sie sich denn eine ausgewählte Gesellschaft von Geistlichen der Englischen Kirche welchen sie das Werk anvertrauen zu können meinten. Eine diesem ersten Bande vorne beigegebene Nachricht zählt 37 solcher Geistlichen auf: sie bilden aber nicht etwa eine Gesellschaft welche gemeinsam die schwierigsten Theile des ganzen Werkes berathen und entscheiden soll, sondern jedem von ihnen ist ein besonderer Theil der Bibel zur Ausarbeitung zugewiesen. Die Ausführung selbst ist so dass jedem einzelnen Theile oder Buche der Bibel eine Art gelehrter Einleitung vorangeschickt und für besonders schwierige oder wichtige Stellen längere Erörterungen beigelegt werden. Die Erklärung schreitet sonst von Capitel zu Capitel und Vers zu Vers fort; und ist das ganze Werk für »Laien« bestimmt, so hat man

sich unter diesen wenigstens auch solche dacht welche in alle Einzelheiten eben in alle die spitzen Fragen der Wissenschaft näher einzugehen Lust haben. Hier stechen auch Wörter mit Orientalischen Wurzeln hervor.

Soviel von der äussern Veranlassung der äussern Einrichtung dieses auf acht grossen Bänden fein und gedrängt aber schön gedruckte berechneten Werkes, von welchem der erste den Pentateuch umfassende Band uns hienur eine Beurtheilung vorliegt. Man wird danach zu urtheilen ermessen dass dieses Werk, mag man auch auf die Entstehung und seinen Zweck oder auf die Ausführung sehen, nicht zu der gewöhnlichen Tagesschriftstellerei gehört, sondern eine sorgfältigere und genauere Berücksichtigung sowohl verdient als auch herausfordert. Es liegt dazu in der Natur der Sache (könnte wol nicht unrichtig sagen) beinahe eine ganz andern Bedeutung des angefangenen grossen Werkes, dass es mehr durch sich selbst als durch viele andere Bücher durch weitläufige Studien und Vorselektionen zu wirken beabsichtigt. Desto mehr ist es aber Sache des freien und unabhängigen Urtheiles den wirklichen Werth eines solchen Werkes deutlich darzulegen.

Nun kann zwar in Deutschland wie es in England ist nichts auffallender scheinen und ist es auch nicht so erfreulich und so erhebend als in England wie dieses Werk seinem reinen Grunde nach und seiner nächsten Veranlassung nach entstanden ist. Der Vorsitzende des einen der Häuser des Reichstags tritt mit einem Mitgliede welcher seinem Amte zufolge ebenfalls eine Stelle in dem andern Hause einnimmt, zu einer öffentlichen Berathung über die Wünschbarkeit und die beste Einrichtung eines neuen grossen

werkes zusammen, und beide halten diese Berathung nicht etwa ohne Erfolg und ohne die Bereitwilligkeit alles zur Ausführung eines, wie sie beide wohl wissen, aus vielen Ursachen so schwierigen Werkes Nothwendige zu thun. Sie treten so nicht etwa von Amts wegen zusammen, weil der Reichstag selbst das gewünscht und beschlossen hätte (vor zwei bis dreihundert Jahren wäre freilich auch das im Englischen Parlamente sehr wohl möglich gewesen), sondern aus freiem Antriebe; und dieser Antrieb geht sogar zunächst von dem Manne unter beiden aus welcher nicht bloss Laie ist sondern auch nach der Grundeinrichtung des dortigen Reichstages als Vorsitzender des Unterhauses die ganze Englische Laienschaft wie in sich darstellt. Das alles mag den meisten unter uns heute in Deutschland höchst auffallend scheinen; und viele werden wol zu allererst sich mit der Frage hervordrängen wer denn die Kosten für dieses neue und für den Anfang wenigstens offenbar sehr kostenreiche Werk trage, wovon doch dieses Werk auch in seiner Vorrede nicht das mindeste bemerkt, sodass die Neugierde darnach sich bei uns vergeblich bemühet. Und doch sollte man gestehen dass das alles gar nicht besser zu wünschen sei; so wie denn weiter gewiss auch nichts besseres zu wünschen ist als dass Laienschaft und Prieserschaft (wie man darüber auch heute in Deutschland denken möge) für ein solches Werk sich von freien Stücken vereinigen und es als ein gemeinsames betrachten.

Wir gehen in diesen vorläufigen Betrachtungen gerne noch einen Schritt weiter. Man sieht, das grosse Werk soll von der Englischen Staatskirche ausgehen: alle seine Arbeiter si-

aus ihr, und der Erzbischof von York so den Professoren der beiden theologischen Fakultäten zu Oxford und Cambridge dem Herausgeber in schwierigen Fragen seinen Rath einholen, ein Rath von welchem jedoch (wie der Herausgeber selbst meldet) in Wirklichkeit wenig Gebrauch gemacht ist. Gegen das alles den wir grundsätzlich so wenig einzuwenden dass wir es ansich gar nicht besser würden könnten. Die Englische Staatskirche (welche bloss missbräuchlich im Deutschen heute gewöhnlich so genannt wird, da sie nichts ist als die Englische Landeskirche) stellt noch immer was auch seit den letzten zweihundert Jahren in und an ihr sich verändert haben mag die geschlossene Macht des christlichen Priesterthumes in England dar; das ist aber eine Macht welche weder durch die aus besondern vorübergehenden Ursachen gestifteten vielen kleinen Sonderkirchen (*dissenters*) noch durch in neueren Zeiten sich verstohlen dort wieder einschleichende Pöpstliche ersetzt werden kann. Die Macht die noch rechtmässig dort besteht muss die sich nur ihrer wahren Bestimmung völlig bewusst werden muss um auch nach dieser Seite hin auf welche es hier ankommt so stark wirken zu können wie es keine andere Kirchen ben ihr vermag. Wir wollen dies hier nicht weiter ausführen, heben es jedoch hervor weil es ganz hieher gehört, theils weil wir vielen jetzt sowohl unter uns als in England herrschenden Vorurtheilen gegenüber immer geurtheilt haben. Wenn die Englische Landeskirche (die sich auch die Englische Volkskirche nennen könnte) ein grosses Werk zur allgemeinen befriedigenden und sicheren Erklärung der Bibel veröffentlichen wollte, so wenigstens

man sie heute unvergleichlich vollkommener sicherer und fruchtbarer als früher erklären kann, so würde sie damit für England und noch weit über dessen Grenzen hinaus sich ein Verdienst erwerben ebenso gross wie sie es 1611 mit der von ihr veröffentlichten, für ihre Zeit sehr vortrefflichen und noch heute unter allen neueren vielfach ausgezeichneten Bibelübersetzung sich erwarb.

Und noch einen guten Schritt wollen wir (da wir hier einmal im besten Zuge dazu sind) in dieser Richtung weiter gehen. Der gute Wille des Speaker ist klar, und sollte von Niemandem geläugnet oder verkleinert werden; wir haben ihn auch sogleich so aufgefasst, als wir in den Zeitungen von dieser damals in England vielbesprochenen Angelegenheit lasen. Die Spannung auf den Erfolg des Unternehmens ist seit diesen sieben Jahren wenigstens in England gross gewesen. Damals war das ähnliche grosse Unternehmen des Bunsen'schen Bibelwerkes an der Tagesordnung: und dass alle die Werke Bunsen's, auch die nicht ins Englische übersetzten, in England zu jener Zeit noch sehr viel Aufsehen machten, ist bekannt. Wiewohl nun das jetzt erscheinende Englische Bibelwerk in seiner halbamtlichen Vorrede nichts davon sagt, ist es doch so unverkennbar als möglich dass es von Anfang an mit diesem Bunsen'schen in einen Wettstreit eintreten und seinen Grundgedanken in solcher Weise auf das grosse Volk zu wirken sich aneignend, auch seine ganze Anlage gutheissend, es dennoch übertreffen und wenigstens für England als unnöthig darstellen wollte. Wir sind nun weit davon entfernt diese Absicht mit dem Bunsen'schen Werke einen Wettlauf zu beginnen tadeln zu wollen. Dieses

Werk von welchem man jetzt da es erst nach Bunsen's Tode von Anderen vollendet kaum sagen kann es sei in allen seinen Theilen ganz in seinem Sinne vollendet, ist kein ein so vollkommenes dass es nicht noch übertroffen werden könnte: wir können hier beiläufig in der Kürze so behaupten haben unser Urtheil bei einzelnen Theilen selbst in den Gell. Anzeigen vielfach begründet. Ebenso ist aus manchen Anzeigen zu entnehmen dass das neue Englische Werk nicht bloss Bunsen's sondern auch die Ansichten und Meinungen sehr vieler anderer Deutscher Gelehrten neuester Zeit enthalten wirken wollte, und wir können auch die allgemeinen nicht tadeln. Denn die Deutsche Wissenschaft hat sich ja in so manchen neueren Schulen und sonstigen Bestrebungen keineswegs so bewährt dass wir alles in Anspruch nehmen und Wirken in Bezug auf die Bibel könnten: und wie vieles wird dazu in Europa unter dem Namen von Deutscher Wissenschaft auf den Markt gebracht was uns eher zu Schande als zu irgendeinem wahren Ruhme gereicht und wovon die besser gesinnten Engländer ohne Ursache einen immer tieferen Widerwillen fassen. Wir würden also nicht entfernt zufrieden sein wenn das neue Englische Werk auf diesen Seiten hin sehr vorsichtig wäre und das gute Verdienst erwürbe so manche bloss grundlose sondern auch höchst schätzbare Behauptung solcher neuester Schriftsteller abzuweisen welche in Deutschland in Frankreich in der Schweiz oder sonst wo unter dem Namen der freien Wissenschaft vielmehr nicht bloss die Wissenschaft sondern auch die Freiheit zerstören.

Dies alles haben wir gerne vorausgeschickt, und brauchen nicht zu sagen wie gerne wir so fortfahren würden alle die übrigen Schritte bis zum Ziele mit dem Lobe des Werkes zurückzulegen. Allein wir bedauern nun desto mehr nachdem wir so weit vorangeschritten sind, den Schritt zurücklenken und sagen zu müssen dass das Werk nicht dem entspricht was es sein sollte. Die Verfasser (welche im einzelnen nennen zu wollen hier nicht nöthig ist) stehen so wie sie sich in diesem ersten Bande zeigen, der Wissenschaft welche zu einem solchen Werke heute gehört, leider zu ferne und können weder die besten Ergebnisse welche sie bereits gewonnen hat allseitig und richtig würdigen noch den Weg weiter verfolgen welchen sie einschlagen muss um alles übrige was sie noch in der Zukunft vollkommen erreichen kann von Stufe zu Stufe erreichen zu helfen. Es gibt heute eine solche Wissenschaft: dies darf Niemand läugnen oder übersehen der hier thätig sein will. Diese Wissenschaft widerstrebt nicht dem was nach den Finsternissen des Mittelalters die Deutsche oder die Englische Reformation in ihren herrlichsten Männern bei der Bibel erstrebt hat, hat aber zu sicher erkannt dass sie sich bei dem was jene Männer damals erreichten nicht begnügen darf, wenn die Bibel überhaupt für uns ein Gegenstand sicherer Erkenntniss und daher auch sicherer und fruchtbarer Anwendung für das Leben sein soll. Und sie würde ihre Pflicht thun müssen auch wenn sie entweder schon jetzt vollkommen eingesehen hätte oder doch überwiegend zu der sichern Voraussicht gekommen wäre, dass die Bibel von der hohen Stelle auf welcher sie für unsre Vorfahren stand nicht stehen bleiben könne, sobald man sie

richtig verstehe und anwende. Da sich bereits vollständig genug bewährt hat das je eifriger und je vielseitiger aber auch je umsichtiger und erschöpfender sie durch strenge Wissenschaft erforscht ist und fortwährend erforscht wird, so wenig von innern Würde und Herrlichkeit ebenso wie von ihrer Unentbehrlichkeit und guten Anwen für alles unser besseres Leben in Haus und Volk und Reich verliert dass sie dadurch immer mehr gewinnt: so ist nicht einmal eine Entschuldigung für die Bedenklichkeit die Trägheit oder für jedes andere Beginnen gegeben welches sich ihrer Arbeit und Pflicht entziehen will.

Der Pentateuch welchen der erste Theil des neuen Werkes behandelt, ist nun gewiss der solch einer Theil der Bibel an dessen Behauptung man am leichtesten erkennen kann ob der Antriebe und die reifste Frucht unserer hebräischen Wissenschaft gut gekannt und verwertet werden oder nicht. Nicht als ob andere Theile der Bibel nicht ebenso grosse Schwierigkeiten ein ganz genaues Verständniss darböten wie der Pentateuch: jeder wirft uns vielmehr immer der andere in den Weg, welche uns zu lösen nicht leicht ist wenn man begreift was zu einer vollständigen Lösung solcher Schwierigkeiten gehört. Aber der Pentateuch ist vermöge seines so ungemein mannichfachen Inhaltes, ebenso ungemein wechselnden Sprache und Rede, seines für uns heute scheinbar so hohen Ursprunges, und der unvergleichlichen Achtung in welcher er am frühesten und am weitesten stand, gleichsam die Bibel im Kleinen sowie er ja auch geschichtlich ihr breiter Grund und ihr wirklicher grosser Anfang ist.

war. An seiner Behandlung kann man also heute am leichtesten die Art von Wissenschaft erkennen mit welcher man überhaupt die ganze Bibel zu behandeln bereit ist. Und dieses gilt wiederum vom Pentateuche sowohl im Ganzen als von den unabsehbar vielen besonderen schwierigen Fragen welche sein Inhalt im Einzelnen uns entgegenwirft und an deren Lösung (man kann mit Recht sagen) sich der Scharfsinn der grössten Geister schon seit länger als 2000 Jahren in vor- und nachchristlicher Zeit versucht hat.

Man findet hier nun eine allgemeine Einleitung in den Pentateuch von S. 1—20, und besonders in die Genesis S. 21—30, dann in das B. Exodus S. 237—249, in den Levitikos S. 493—508, und so weiter. Allein von irgendeiner genaueren Erkenntniss des Umfanges und des Werthes der Erforschungen und der Ergebnisse unsrer heutigen Wissenschaft in diesem schwierigen Gebiete zeigt sich keine Spur; ja, was noch schlimmer ist, schon die Anlage und der Beginn einer Untersuchung über einen so verwickelten Gegenstand sind, wie sie hier erscheinen, von aller wissenschaftlichen Bewegung und Erhebung verlassen. So wälzt sich denn den Verfassern die Frage ob Mose der Verfasser des Pentateuches sei oder nicht, sogleich an die Schwelle aller Untersuchung wie ein Ungeheuer welches die Thore derselben mit seinen wüthenden Geberden überwacht und jeden zu verschlingen drohet der auch nur einen Fuss in Bewegung setzen wolle über die Schwelle hinweg in das Haus selbst einzudringen. Unsere Wissenschaft hat längst erkannt dass nichts in geschichtlicher Hinsicht grundloser aber auch nichts in der Sache selbst für unsere sichere Erkennt-

niss der Dinge schädlicher sei als diese. Nach der Mosaischen Abkunft des Pentateuch bloss só grob und só roh aufzuwerfen und stehen zu lassen, ob Mose den Pentateuch er ist während seines Lebens verfasst hat, dann von der Beantwortung dieser Frage das gesammte Ansehen dieses grossen Buches folgerichtig auch das der Bibel abhängig machen, und so am Ende wol gar die Geltung der ganzen wahren Religion in der Welt auf eine Spielcharte zu setzen. Nur nach einer vollkommen unwissenschaftlichen Weise kann hier die ganze Abhandlung über den Pentateuch auf die drei Hauptstücke zurückgeführt werden dass der Verf. 1) zu zeigen sucht könne den Pentateuch geschrieben haben konnte aber Mose nicht alles thun und kann nicht noch heute jeder thun nach grundlosen Voraussetzungen die man sich ihm macht?); dann 2) äussere und 3) innere Zeugnisse dafür zusammenzustellen unternehmen dass er ihn wirklich verfasst habe, ohne nur daran ernstlich zu denken dass kein einziges dieser gesuchten Zeugnisse wirklich beweise was es beweisen soll. Aber indem fühlt der Verf. selbst auch wie wenig alle Wortmacherei helfe um zu beweisen was sie beweisen soll: so nimmt er denn von vorn die ganz entgegengesetzte Meinung zu Hülfe sei ja möglich dass manches Wort welches jetzt im Pentateuche finde auch erst nach Mose's Tode entweder von Josua oder (tausend Jahre später!) von Ezra hinzugesetzt sei, bei auch dieses wie es denn nun wirklich im Einzelnen zu denken sei nicht näher, und lässt die heutigen Leser doch zuletzt nur in aller quälenden Ungewissheit und blassen Furcht

keit welche jenes erschreckliche Ungeheuer an der Schwelle macht. Nur ein oberflächlicher Leser und schwacher Denker kann durch solche scheinbar fromme Wortmacherei getäuscht werden: welches Recht haben aber die Verfasser zu meinen alle ihre Leser seien so oberflächlich und so schwach, oder sie würden auch wenn einmal glücklich getäuscht sich für alle Zukunft so täuschen lassen? Es hängt aber mit dieser ganzen überschwächlichen und überkränklichen Art von Wissenschaft zusammen, dass die Verfasser alle die Fragen nach den Quellen der Genesis und des gesammten übrigen Pentateuches seiner Zusammensetzung und seinem Zusammenhange mit dem B. Josua lieber ganz umgehen anstatt sich ernstlich auf sie einzulassen. Ist hier nun noch wirklich irgend etwas so man Wissenschaft nennen könnte? oder wollten die Verfasser von Anfang an gar keine des Namens werthe Wissenschaft? Dann aber sind sie nicht einmal Theologen, sondern mögen sich erst beginnen was sie denn wirklich seien und wozu sie heute nützen.

Kommen wir jedoch von diesen Allgemeinheiten noch etwas näher zu den Einzelheiten, so ist nicht zu läugnen dass das grosse Werk in diesem starken Bande manche richtige Bemerkung enthält. Die Verf. kennen die neuesten Deutschen Werke über den Gegenstand ziemlich vollständig, und entlehnen auch aus andern Hülfsmitteln der Erklärung manches ganz Passende und nützlich Unterrichtende, wobei wir besonders auf die Abhandlungen über die Aufklärung des Pentateuches aus der Aegyptischen Geschichte und über die Aegyptischen Wörter im Pentateuche S. 443—492 hinweisen. In meisten sind sie freilich der bessern Wahr-

heit zu folgen nur da sehr bereit wo ihnen das alte Ansehen der Englischen Kirche hülfreich entgegenkommt. So findet man hier S. 335—39 eine recht unbefangene und in vielem sehr treffende Abhandlung über die richtige Eintheilung und die ursprüngliche Fassung des Dekaloges: allein wer weiss was die Verf. hier gethan hätten wenn nicht die Englische Kirche selbst ihnen gerade in dieser allerdings so höchst wichtigen und folgenreichsten Sache mit der richtigen Ansicht von der Eintheilung des Dekaloges den breiten Weg schon von vorne an gebahnt hätte? Wo ihnen aber dieser besondre kirchliche Leitstern an ihrem Himmel nicht entgegenleuchtet, da irren sie sobald der Weg etwas dunkler wird so beständig und so schwer von dem wohl bis jetzt sehr schmalen aber doch richtigen Pfade ab und gerathen in eine so endlose Wüste weiter unfruchtbarer Strecken dass es uns umso weniger Vergnügen macht ihnen dahin zu folgen je sicherer wir wissen dass sie sich aus ihnen selbst auf den besseren Weg zurückfinden können wenn sie nur die rechte Lust haben und den guten Muth dazu fassen wollen.

Wir können es nämlich zum Schlusse nur aufrichtig bedauern dass die heutigen Geistlichen der Englischen Bischöflichen Kirche (die man, da auf den Namen Bischof durchaus nichts ankommt, wie oben gesagt ebenso wohl die Englische Landeskirche nennen könnte) ihrer grossen Mehrheit nach in unseren Tagen noch immer so wenig begreifen wollen was ihre schönere Aufgabe und ihre bessere Pflicht sei. Alles will uns heute ebenso wohl auf dem weiten Europäischen Festlande als in den Englischen Kleinlanden und ebenso wohl ausser als

in Europa mächtig treiben die Bibel endlich durch und durch richtiger zu verstehen sowohl als anzuwenden als dieses einst vor viertelhalb Jahrhunderten unsere Reformatoren thaten. Es gibt in England auch unter den Geistlichen manche einzelne vortreffliche Männer welche dieses sehr wohl einsehen und, wenn ein guter Weg dort dazu gebahnt würde, hilfreich dazu mitwirken würden. Allein so lange dort die grössere Mehrheit der Geistlichen der Volkskirche selbst sich nicht zu einem besseren Geiste erhebt, geht alles in diesen unfruchtbaren dunkeln Wegen fort, ohne dass auch nur eine Sicherheit dagegen gegeben wäre dass nicht etwas früher oder später ein plötzlich ausbrechender alles zerstörender Sturm die geistlichen Leiter ebenso wohl als die von ihnen Geleiteten auf diesen selben wüsten Wegen überrasche und rettungslos ersticke. Der rechte Anfang zum Besseren müsste dort, wie die Verhältnisse heute liegen, mit einer allgemeinen sichern Erkenntniss nicht der Schwächen und Kränklichkeiten (denn die sind jetzt leicht zu erkennen) sondern der gesunden Stärke und Fruchtbarkeit der Deutschen Wissenschaft beginnen; und wir wollen hoffen dass der Wunsch davon so wie er hier ausgesprochen wird nicht ganz vergeblich sei.

H. E.

De fontibus Plutarchi in bello Punico secundo enarrando, scripsit Guilelmus Soltau, Ph. Dr. Bonnae, Eduardus Weber. 1870.

Schon der Titel des Buches, welcher nicht die Quellen einzelner plutarchischer *βίαι*, son-

dern die eines längeren historischen Abschnitts ankündigt, deutet an, dass der Verfasser den ganzen Abschnitt in Ansehung der Elementar-Ueberlieferung unter gewisse gemeinsame Gesichtspunkte bringen zu können glaubt. Er fasst die Lebensbeschreibung des Fabius und des Marcellus zusammen, und indem er (p. 5—68) jene ganz im Einzelnen unter- dann (p. 69—104) diese mehr im Allgemeinen behandelt, kommt er zu dem Resultate, dass im Fabius eine Quelle fast ausschliesslich (p. 69), im Marcellus zum Theil dieselbe, aber mit starker Beimischung anderer (p. 104) benutzt war. Zurückgreifend kommt er alsdann zu weitgehenden Folgerungen über die Quellen der meisten römischen Historiker p. 92 ff. Im Gegensatz zum Verfasser beginnen wir bei der Betrachtung seiner Resultate mit der *vita Fabii*, weil diese zu einer weniger detaillirten Betrachtung sich am Meisten wegen ihres gleichmässigen Grundcharakters empfiehlt.

Der *vita Fabii* liegt ein hauptsächlich benutzter Schriftsteller zu Grunde. Auf ihn beruht im Wesentlichen der Haupttheil der Erzählung, den der Verfasser »livianisch« (p. 65 Anm.) und dem sich die Untersuchung am nächsten zuwendet. Im Gegensatz gegen C. (Programm der Landesschule Pforte 1860 ff., welcher Livius als Hauptquelle angenommen hatte, und in Uebereinstimmung mit Peter (die Quellen Plutarchs in den Biographien der Römer 1860 p. 51—57) findet Soltau, dass Plutarch zu vielerlei Abweichungen vom livianischen Texte bringe, als dass derselbe vorgelegen haben könne; er habe vielmehr eine mit dem Livius gemeinsame Quelle, und diese sei Coelius, p. 90. Indem wir

Livius ganz absehen, fragen wir zunächst, welches sind die erwähnten Abweichungen?

S. behandelt sie unter 5 Nummern: 1) vit. Fab. 4 = Liv. 22, 9, 10 setzt Plut. zu einer altrömischen Gebetsformel etwas von Livius abweichendes hinzu; S. p. 83—84; 2) Plut. Fab. 7 = Liv. 22, 23 wird von Plut. allein Metilius als Verwandter des Minucius genannt; S. p. 84; 3) Plut. Fab. 8, 5 = Liv. 22, 35 ist es bei Livius Terentius, bei Plutarch wieder Metilius, der gegen Fabius auftritt; S. p. 84—85; 4) Fab. 21—22 = Liv. 27, 15—16 hat Plut. verschiedene Abweichungen bei Erzählung der Einnahme von Tarent; S. p. 85—88. 5) v. Fab. 2, 14—4; S. p. 88 ff. werden verschiedene Fragmente des Coelius besprochen. — Was zunächst die Einnahme von Tarent betrifft, so sind hier die Abweichungen viel zu bedeutend, um sie auf eine gemeinsame Quelle zurückführen zu können. Auch giebt Plut. selbst hier verschiedene Quellen an; vit. Fabii, c 21, 24—29. Wenn aber Livius den Terentius, Plutarch den Metilius als heftigen Gegner des Fabius einführt, so beweist dies gerade, dass sie keine gemeinsame Quelle gehabt haben. Bei dem Charakter des Livius ist sicher anzunehmen, dass er allein den Terentius bei seinem Vorbilde erwähnt fand; lässt Plut. den Metilius in einer ganz anderen Weise auftreten, so kann er dies eben nicht in derselben Quelle gefunden haben. — Vor der Hand also können diese Abweichungen C. Peter's Beweisführung nicht stürzen, vielmehr ist immer noch anzunehmen, dass Plut. den Liv. benutzte und aus dem Gedächtniss hin und wieder eine Bemerkung beifügte, die einer anderen, mit Livius nicht immer ganz übereinstimmenden Tradition angehörte. Dass

diese andere sehr wohl Coelius sein kann, soll hier nicht bewiesen werden; doch wollen wir auf eines aufmerksam machen. Wenn Coelius wirklich in seinem ausführlichen Werke den Fabius und Silen einzig mit einander verband, so wird er den Fabius ziemlich vollständig aufgenommen haben. Livius bearbeitete zwar auch den Fabius, konnte aber von seinem höheren Standpunkte aus gewiss Vieles aus dem Werke desselben nicht benutzen, namentlich das, was speciell für das Geschlecht der Fabier von Interesse war. Es lässt sich vermuthen, dass man dies bei Coelius weit eher finden konnte; es war dies aber namentlich für Plut. unschätzbar. So könnte man aus der Benutzung des Coelius neben dem livianischen Texte manches erklären, was Plut. über Eigenthümlichkeiten des Fabius, über Specialitäten aus seiner Ahnengeschichte bringt. So c. 20 die Auseinandersetzungen über die Politik des Fabius; c. 24, 18 ff. die Begebenheit aus der fabianischen Geschichte; c. 17, 28—37 die Schilderung des Fabius; c. 18 seine Ordnungsmassregeln.

Wie dem aber auch sei, hätte Plut. wirklich den Coelius ausschliesslich benutzt, so bleiben jene Abweichungen von Liv. erst recht unerklärlich, denn Liv. folgte ja nach Soltau auch ganz sklavisch dem Coelius und er muss dies in hohem Grade gethan haben, wenn anders nicht die von C. Peter p. 60 ff. so schön hervorgehobene, ganz ausserordentliche Uebereinstimmung zwischen Plut. und Liv. unerklärlich werden soll. Besonders tritt dies bei S. p. 90 hervor. Liv. 22, 8 und 22, 31 erinnert, dass Fabius nur pro dictatore sein Amt geführt habe und spricht sich gegen Coelius aus 22, 31: *Coelius etiam eum primum a populo creatum dictatorem scri-*

bit. Plut. vit. Fabii 4, 1 sagt nun: ὡς οὖν ταῦτ' ἔδοξεν ἀποδειχθεὶς δικτατωρ — dies soll nach Soltau p. 90 auf Coelius deuten. Aber es steht hier nicht, dass Fabius vom Volke gewählt sei, sondern auf Wunsch des Volkes, mit allgemeiner Zustimmung cfr. ib. c 3, sub fin; und gerade ἀποδεικνύναι ist neben καθιστάναι der eigentliche terminus für das römische dicere; wie gleich das Folgende zeigt: vit. Fab. 4, 1. ἀποδειχθεὶς δικτατωρ Φάβιος καὶ ἀποδείξας αὐτὸς ἱππαρχον etc. cfr. Polybius, p. 263, 19 ib. 31; p. 514, 1. p. 508, 21. p. 264, 18. Man könnte daher mit demselben Rechte auch behaupten Pol. 263, 19 Ῥωμαῖοι κατέστησαν Φάβιον δικτάτωρα folge dem Coelius.

Wenn nun aber S. weiter gehend auf p. 103 eine förmliche Stammtafel der römischen Geschichtsquellen aufsetzt, so hat dies durch die erwünschte Klarheit, die dadurch in die schwierige Frage zu kommen scheint, etwas Verlockendes. Aber S. kann dabei nicht umhin, Böttchers Ansichten über das Verhältniss des Liv. und Pol. in ihren weitesten Consequenzen anzunehmen; dass diese aber im Wesentlichen über ihr Ziel hinausschiessen, ist immer anerkannt worden (cfr. A. Schaefer, v. Sybel's histor. Zeitschr. B. 23, p. 456—458. Philologischer Anzeiger 1869. p. 55 ff. 1870. 7. Heft. p. 330 ff.).

Weit eher schliessen wir uns den Ausführungen Soltau's über die vita Marcelli an. C. 1 p. 4—19 behandelt diejenigen Abschnitte des Plut., welche durchaus mit Liv. übereinstimmen, Marc. c. 9—12. 24—29. Einzelne Abweichungen werden schon jetzt (p. 14—15) hervorgehoben und schon jetzt p. 19 darauf hingewiesen, dass vielleicht nicht Liv. selbst, sondern nur eine Uebearbeitung von ihm vorliege. — c. 2, p. 19

—38 führt zunächst aus, dass die Erzählung von Syracus und die Unternehmungen gegen die sicilischen Städte bei Plut. c. 14—19 auf Polybius zurückgehen. Mit Geschicklichkeit gleichzeitig gezeigt, dass Livius bei der Darstellung des Polybius bleibt, dem sich Plutarch in ausgezeichnete Weise nähert, p. 22. — Was das sc. c. 23 betrifft, enthaltend den Process des Marcellus gegen Marcellus, so können wir hier nicht näher eingehen, müssen aber doch anerkennen, dass uns die Beweisführung S.s, der Pol. herleiten will, nicht vollkommen überlassen hat p. 31—32. — c. 3 berührt kurz Poseidonios zurückgehenden Stellen und auf c. 7. — c. 4, p. 33—43 behandelt zusammenhänge die archäologischen Bemerkungen, die in den βίος eingeflochten sind. Sie auf Juba zurückgeführt, worin wir dem S. vollkommen beistimmen. c. 4 p. 33 behandelt die gallischen Kriege. Livius nicht zur Vergleichung vor, sondern nur Polybius, der den Fabius benutzte. Der Velleius glaubt zunächst aus der 3ten Dekade beweisen zu können, dass er auch in der 4ten erhaltenen nicht den Fabius benutzte, sondern den Coelius p. 53. Dass wir über die Meinung anderer Meinungen sind, thut nichts zur Sache; S. hätte aber vor Allem auch bemerken müssen, dass Coelius auch den ersten punischen und die gallischen Kriege geschrieben hat, was bisher noch nicht geschehen ist (cfr. O. de L. Coelio Antipatro, belli punici scriptore. Leipzig, 1867, p. 10. Teuffel, Geschichte der röm. Litteratur p. 10. H. historicorum romanorum reliquiae p. 10). Mit der Annahme von blossen excurs

digressus des Coelius als Quelle für alle spätere Geschichtsschreibung ist entschieden nicht auszukommen. — Wir glauben allerdings nicht, dass Plut. den Fabius einsah, aber er kann jeden Anderen ebensogut benutzt haben, wie den Coelius und für manchen lassen sich mehr Wahrscheinlichkeiten beibringen. — Was das Einzelne betrifft, so haben wir noch zu widersprechen, wenn der Verfasser daraus, dass Polybius zwar die Namen gallischer Häuptlinge, aber nicht den Heldenkampf des Marcellus und seine spolia opima anführe, die sich dagegen bei Plut. finden, zu der Folgerung kommt, dass letzterer eine Uebersetzung der Quelle des Pol. vor sich gehabt p. 48. Aus diesem Grunde wenigstens folgt es nicht, denn die Thaten des Marcellus, seine spolia opima enthalten ein gutes Stück römische Legende und passten als solche nicht in die Pragmatie. Wie oft aber verschwinden aus ähnlichem Grunde die Annalistentraditionen bei Pol.!

C. 5, p. 53—66 behandelt zusammenfassend noch einmal Plut.'s Verhältniss zu Livius und Polybius; der erste, positive beweist (53—56), warum Polyb. selbst Quelle sein muss; der 2te, negative, warum Livius es nicht sein kann. Dass nicht Livius, sondern eine Uebersetzung zu Grunde liege, beweist namentlich das zweimalige Citat bei Plut. Marcel. c. 30. compar. Marc. et Pel. c. 1. Keiner von den citirten Schriftstellern berichtet von dem, weswegen sie citirt sind; wegen ihrer ganz gleichen Zusammenstellung sind sie aber vermuthlich beide Male aus derselben Quelle abgeschrieben und diese ist Juba. Er soll denn auch derjenige sein, welchem Plut. alle seine mit Liv. übereinstimmenden Berichte verdankt.

Dazu muss dreierlei bewiesen werden: einmal, dass Juba eine römische Geschichte geschrieben hat; zweitens, dass sie bis in die Zeit des Marcellus zurückging; drittens, dass sie Livius zur Hauptquelle hatte. Wir wollen Soltau zugeben, dass er die Existenz einer *ἀρχαιολογία* des Juba wahrscheinlich und ihre Ausdehnung bis in die ältesten Zeiten möglich gemacht habe; aber wie sich sein Verhältniss zu Livius und den römischen Annalisten gestalte, darüber wissen wir zu wenig. — Wir können daher Soltau's Ansicht nur als eine mögliche und scharfsinnige Hypothese hinstellen, die aber noch überzeugender Beweise bedarf.

Hannover.

F. Friedersdorff.

Norsk Ordbog af Ivar Aasen. Anden forøgede Udgave af Ordbog over det norske Folkesprog. 1ste Hefte. A — eins. Christiania. P. T. Mallings Forlagsboghandel. 1871. 128 Seiten Grossoctav.

Eine der vorzüglichsten Erscheinungen in der neuesten schönen Literatur des Nordens bilden nach dem einstimmigen Urtheil der dortigen Presse (z. B. im Morgenblad, in der Aftenpost, Carl Andersen in der Illustreret Tidende u. s. w.), die unlängst in dritter Auflage und vervollkommenerer Gestalt erschienenen *Norske Huldre-Eeventyr og Folkesagn* (Christiania 1870) von dem durch seine naturwissenschaftlichen sowohl wie der Dichtung angehörigen Arbeiten hoch angesehenen P. Chr. Asbjørnsen. Indem ich es mir jedoch vorbehalten an anderer Stelle auf das genannte Werk ausführlich einzugehen, möge hier die Be-

merkung genügen, dass wer irgend gehindert ist des so vielfach anziehenden Norwegens »Land und Leute« durch eigene Anschauung kennen zu lernen, diese nebst deren wundersamer Sagenwelt hier in fesselndster Schilderung vorgeführt sieht. So wie hier nun Land und Volk und dessen Anschauungen auf das lebendigste vor Augen treten, so kann, um gewissermassen die Totalkenntniss des jetzigen Zustandes des alten »Norge« zu vervollständigen, in sprachlicher Beziehung die neue Auflage des seit langer Zeit schon vergriffenen rubricirten Wörterbuchs das Ihrige beitragen, über dessen Verfasser einige Angaben, die ich dem vorzüglichen Werke von Paul Botten-Hansen *La Norvège Littéraire* (Christiania 1868) entnehme, nicht unwillkommen sein werden. Ivar Aasen, von bauerlicher Herkunft und ausgezeichneter Linguist, ist 1813 zu Oersten in Söndmøre geboren und lebt jetzt in Christiania. Die königl. Gesellschaft der Wissenschaften bewilligte ihm 1842 eine Unterstützung für den Zweck lexikographischer Sammlungen auf dem Gebiete der Volkssprache Norwegens und seit 1850 geniesst er vom Staate einen jährlichen Gehalt von 400 Species-thalern (600 Thaler), um die Volksdialekte zu studiren. Seine Arbeiten beziehen sich hauptsächlich auf die norwegische Volkssprache und bestehen bisher, abgesehen von kleinern, aus einer *Norske Grammatik* (Christiania 1848 und 1854), der *Norske Ordsprog* (ebend. 1856), den *Prøver af Landsmaalet i Norge* (ebend. 1853) und dem *Ordbog over det norske Folkesprog*, welches auf Veranlassung und Kosten der Gesellschaft der Wissenschaften erschien (ebend. 1858. XV und 639 Seiten) und nun mit etwas verändertem Titel in zweiter vermehrter Auflage

herauskommt. Zwar entgeht mir zur Vergleichung beider Ausgaben die erste, alle vorliegende Heft genügt vollkommen, und bedeutenden Werth des Werkes erkennen lassen, dessen Verfasser von Botten-Hansen besten Sprachforschern Norwegens beizugehört wird, wie auch in der That seine genaue Kenntniss sämmtlicher ältern und neuern germanischen Sprachen so wie der dieselben betreffenden gelehrten Untersuchungen daraus hinreichend vorgeht. Man ersieht, so weit es reichend, die grösste Vollständigkeit des Wortschatzes, die minutiöseste Sorgfalt hinsichtlich der Orthographie der betreffenden Provinzen, der grammatischen Formen und der synonymen Ausdrücke. Auf jeder Seite auch bekundet sich die eingehende Kenntniss der naturgeschichtlichen Verhältnisse Norwegens. In grammatischer Beziehung verweise ich auf Artikel wie *annan*, *av*, *aat* in Betreff der Synonymen z. B. auf Forelle (*salmo fario*) auch *kjöda*, *kraeda*, (vgl. *blika*, *byrting*, *lugg*, *nuve*, *tita*, *stei*) auf *aata* v. n. Schnee durch Schutt zum Schnee bringen, auch *molda*, *mela*, *aura*; die aus Snorre's Edda wohlbekannte *Balderbraa* *pyrethrum inodorum*, wo sich sieben verschiedenen provinziellen Formen des Namens auch noch zehn ganz verschiedene dialektische Benennungen derselben angegeben sind, ebenso wie bei *burkne* *aspidium* d. h. u. s. w. Andererseits ist es sehr lobenswerth, dass Aasen trotz seiner umfassenden Sprachkenntniss gleichwohl in etymologischer Beziehung sehr besonnen zu Werke geht und sich von gelehrten oder geistreichen Einfällen fernhält. Ein Beispiel, das ich in einigen der nachfolgenden Bemerkungen vielleicht wohlgethan

zu befolgen, allein auch hier heisst es »video meliora proboque etc.«. Ich gehe nun zu mehreren der in vorliegender Lieferung enthaltenen Wörter über, soweit sie uns nämlich Veranlassung zur Hervorhebung bieten, nachdem ich vorher einerseits einige aus der grossen Zahl der altnordischen Ausdrücke angeführt, die sich ganz oder fast unverändert in dem heutigen Norwegisch noch erhalten haben, sich aber weder im Dänischen noch im Schwedischen finden, andererseits einige Beispiele von Wörtern gegeben, die dem Norwegischen eigenthümlich sind; zu erstern gehören z. B. *aula* v. n. kriechen, wimmeln (von Würmern, wobei ich, *apage* S., durchaus nicht an *εἶλω*, *εἰλέω*, *εὐλή* denke!), *aabella* adv. übermässig, *bedrum* s. m. Hornisse, *begaving* s. f. fallende Sucht, *beig* s. m. Schaden bes. an der Gesundheit, *bitut* s. m. mürrischer Kauz, *bjaa* v. n. passen, geziemen u. s. w.; zu der andern Klasse gehören z. B. *agnor* s. f. Angelhaken (altn. ebenso), *andvarpa* v. n. seufzen (alt. ebenso), *andveg* s. m. Hochsitz (altn. *andvegi*), *andvig* adj. widerstrebend (altn. *andvigr*), *andyrke* s. n. Geräthschaften (altn. *andvirki*), *andaeres* adv. rückwärts (altn. *andaeris*), *aur* s. m. Bodensatz (altn. *aurr* Schlamm) u. s. w. Von sonstigen Wörtern hebe ich noch folgende hervor und fallen die betreffenden Bemerkungen, wo Aasen nicht namentlich angeführt ist, lediglich mir selbst zur Last: *alda* v. n. adhaereo; vielleicht durch Metathesis entstanden aus dem gleichbedeutenden altn. *loða*? — *ambar* s. m. Eimer. Aasen erwähnt die bekannte Ableitung von »einber« einhenkelig, im Gegensatz zu »zviber« Zuber, zweihenkelig. Ich will hierzu bemerken, dass im Span. der einhenkelige und der zweihenkelige Krug durch die Endung und

das grammat. Genus unterschieden werden, nämlich *jarro* und *jarra* gleichsam Krug und Kanne. Der Grund hiervon leuchtet ein, wenn man bedenkt, dass der Krughenkel eine runde Oese bildet. Dergleichen sinnliche Unterscheidungen finden sich auch sonst noch namentlich in den südlichen Sprachen, wie man z. B. im Italienischen Hähchen und Oesen *maschj* und *femmine* nennt. — *aa* Interj. O! Zuweilen dient dieser Ausruf nach Aasen's Bemerkung als Einleitungsvorschlag eines Verses z. B. »Aa det var minne mund Bondeson« und fällt dann nahe zusammen mit *og*. Dieses »und« (füge ich hinzu) findet sich nämlich ebenso gebraucht nicht selten in den nordischen Volksliedern und wird daher auch in englischen anzuerkennen sein, obwohl es sich an einigen Stellen auch anders erklären lassen, wie z. B. in der alten Ballade *Chery Chace* (der allerersten in Percy's Reliques), wo die beiden Anfangverse lauten: »The owl of Northumberlande — And a vow to make he« und Furnivall für »And a vow to make he« masst »An avow«, was Skeat (Academy no. 17 p. 123) für sicher ansieht mit Verweisung auf einen andern Vers desselben Gedichtes (Tit. 2, 157), der die Form »avow« noch bietet; indess nicht überall wird dieses *avow* sich so leicht beseitigen lassen, vielmehr Albrechts Bemerkung »it is common in ballads and nearly redundant« aufrecht zu erhalten keineswegs auf eine kleine Anzahl verdorbenen Stellen zu beschränken sein; — *barlog* »Das Malzwasser, worin das Getreide beim Bierbrauens eingeweicht wird. Dieses *bar* ist wiss das alte *barr* das in Alvismál 32 und in verschiedenen Benennungen des Getreides vorkommt führt ist. Vgl. goth. *baris* angels. *bere* (C

engl. *barley*«. So Aasen. Sollte dies richtig sein, so böte es allerdings ein neues Beispiel von langer Aufbewahrung uralter Wörter in der Volkssprache, — *basse* s. m. »Ein grosses feistes Thier; ein grosser starker Mann; besonders von unruhigen Menschen. Wohl eigentlich ein Bär (Altn. *bersi*, *bessi*)«. Aasen hätte eher auf altn. *bassi* verweisen sollen, welches nicht nur »Eber«, sondern auch »Bär« bedeutet, ganz so wie das deutsche »Bär« auch den Eber bezeichnet; — *besta* v. a. »Zu Faden schlagen, mit grossen Stichen anheften, engl. *to baste*«. Diese spezielle Bedeutung des Wortes, die es mit einer germanischen Wörterfamilie gemein hat, während es in dieser Beziehung von dem gleichlautenden ahd. *bestan*, mhd. *besten* ziemlich abweicht, ist auffällig genug. Vgl. Diez Etym. WB. Bd. I s. v. *Basto*; — *billing* s. m. »Zwillingsbruder; auch im schwed. Dial. Ursprung ungewiss«. Hierzu bemerke ich, dass die Wurzel dieses Wortes, ob man nun *ing* oder *ling* als Endung betrachtet, ohne Zweifel *bill* ist mit der Bed. *zwei*, *geminus*. Sie findet sich wieder, wie ich glaube, in dem deutschen *bille*, *belle*, *bell* clunis, nd. *bille* dän. *bild* s. Grimm WB. s. vv. *Bille* und *Arschbell*. Die Bezeichnung zweier gleicher, nahe an einander stehender Körpertheile als *Zwillinge* wird nicht auffallen, wenn man das gr. *δίδυμοι* *testiculi* (eig. *gemelli*) oder die lat. Ausdrücke *mammae sororiantes*, *fratrantes* (*fraterculantes*) in Betracht zieht; und so möchte auch *Billung*, der Ahnherr des alten berühmten Geschlechts der *Billungen* ein *Zwilling* oder *Sprössling* eines solchen gewesen sein. Vielleicht gehört hierher auch die Wurzel von *billig*, so dass dieses Wort ursprünglich bedeutete, **was Zweien oder Beiden, dem Einen wie dem**

Andern gerecht ist, namentlich bei Entsch
 eines Streites; — *braeka* v. n. blöken, me
 (schw. *bräka*). Aasen erinnert hierbei an
 deutsche *blöken* (engl. *to bleat*; näher
 liegt *to bray*; — *dande* adj. gut, brav, eh
 wovon Danne kvinna, Dannemann u. s. w.
 leitet sind. Man hat mehrfach über dieses
 in dän. und schwed. Zusammensetzungen
 vorfindende Wort Untersuchungen verans
 ohne zu einem bestimmten Ergebniss zu g
 gen. Die in norwegischen Volksliedern v
 hängig vorkommenden Formen lauten *d*
dannis; die von Aasen vorangestellte
dande hat er mit einem Fragezeichen ver
 Ist sie jedoch wirklich die ursprüngliche, so enth
 vielleicht das Part. Praes. von dem altn. *dá* bew
 (*dásk* sich wundern), nämlich *dáandi*, *dándi* mit p
 Bed., also mirandus. Ueber diesen passiven Gebrau
 Part. Praes. spricht Grimm Gramm. 4, 64 ff., fül
 doch von nordischen Beispielen (abgesehen von d
 dem Deutschen nachgeahmten dänischen) nur ein e
 schwedisches aus Volksliedern an (*forgyllande lu*
inaurata, *forgyllande stol*), von altn. gar keins,
 stünde dann also ebenso allein wie das schwed. u
 von Grimm erwähnte mnl und nnl. Beispiel. — So
 lich erwähne ich noch *deildegast* (von *deild* Grä
 und *gast* Geist, Gespenst, letzteres Wort auch sc
 ein Spuk, der sich an Stellen aufhalten soll, wo
 steine auf betrügerische Weise verrückt worden sin
 bemerke hierbei, dass dergleichen Gespenster von
frevlern in einigen Gegenden Norddeutschlands *sn*
kes heissen, von *snåde*, *snåt*, Schnade d. i. Gren
 A. Kuhn Westph. Sagen 2, 24.

Auf diese wenigen Beispiele und diese kurze A
 überhaupt beschränke ich mich für jetzt, weil sich
 die Fülle des in dem vorliegenden Hefte Gebotene
 Anregenden zur Genüge erkennen lässt, es mir f
 Erscheinen des noch in Rückstand befindlichen
 dieses trefflichen Werkes vorbehaltend auf dasselb
 führlicher zurückzukommen. Es wird ungefähr 64
 Grossoctav in Doppelcolumnen enthalten, der Su
 tionspreis in Christiania ist 3 Speciesthaler (4 Th. 1
 Lüttich. Felix Liebrecht

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht .

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 38.

20. September 1871.

Vorlesungen über Zahlentheorie von P. G. Lejeune Dirichlet. Herausgegeben und mit Zusätzen versehen von R. Dedekind. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Braunschweig, Friedr. Vieweg und Sohn. 1871.

Die erste im Jahre 1863 erschienene Auflage dieses Werkes ist von mir in diesen Blättern (27. Januar 1864) angezeigt, und ich kann hinsichtlich der Entstehung und des Inhaltes im Wesentlichen auf meine damaligen Mittheilungen verweisen. Die neue Auflage unterscheidet sich von der ersten durch eine grosse Anzahl von Vervollständigungen, welche theils in Anmerkungen, theils im Texte selbst hinzugefügt sind. Viele Paragraphen sind auch gänzlich umgearbeitet. Diese Veränderungen, welche indessen den wesentlichen Kern des Dirichlet'schen Vortrages nicht berühren, sind hauptsächlich durch den Entschluss hervorgerufen, in einem neuen Anhang, dem zehnten Supplement, die Lehre von der Composition der binären quadratischen Formen darzustellen, welche aus damals erwähn-

ten Gründen in der ersten Auflage nicht
delt war. Die umfassende Allgemein-
welcher Gauss diese Lehre in der
Section der Disquisitiones Arithmeticae
tragen hat, enthält für den Anfänger be-
Schwierigkeiten des Verständnisses; die-
stand hat Dirichlet Veranlassung gege-
Veröffentlichung der Abhandlung: De fo-
binariarum secundi gradus compositione.
Er sagt in der Einleitung zu dersell-
formarum compositione tunc non egi, c-
gumentum ab illustrissimo Gauss in >-
tionum Arithmeticarum« sectione quinta
quidem generalitate sed per calculos ta-
xos tractatum esse constat, ut perpauci-
sitionis naturam percipere valuerint et
quod summus geometra, ut ipse monui-
tati consulens theorematum difficiliorum
strationes synthetice adornavit, suppre-
lysi per quam erant eruta. Quare c-
posse mihi videor, hujus argumenti ex-
nem novam et plane elementarem artis ar-
cultoribus non fore ingratam. Da in di-
handlung nur der erste Hauptsatz der
stehenden Theorie bewiesen, aber keine
tung über den weiteren Verlauf gegeb-
so habe ich einen etwas abweichenden V-
geschlagen, welcher mit dem von Dirich-
übereinstimmt, dass nur ein specieller
Composition betrachtet wird. Die §§
149 enthalten die allgemeinen Sätze ü-
Composition der Formen und Formen
Dieselben werden in den §§. 150, 151
nutzt, das Verhältniss der Classenzahl
zwei Determinanten zu finden, welche
zwei Quadratzahlen verhalten; es ist d-
selbe Aufgabe, welche nach Dirichlet'sch-

cipien schon in den §§. 97, 99, 100 behandelt ist. In den §§. 152—154 folgt die Composition der Geschlechter und der zweite Beweis von Gauss für den Reciprocitäts-Satz in der Theorie der quadratischen Reste. Die §§. 155—158 enthalten einen Beweis des Satzes von Gauss, dass jede Classe des Hauptgeschlechtes durch Duplication entsteht; derselbe stützt sich auf einen Satz von Lagrange und Legendre über die Auflösung der unbestimmten Gleichungen zweiten Grades mit zwei Unbekannten in rationalen Zahlen.

In den nun noch folgenden Paragraphen habe ich versucht, den Leser in ein höheres Gebiet einzuführen, in welchem Algebra und Zahlentheorie sich auf das Innigste mit einander verbinden. Im Laufe der Vorlesungen über Kreistheilung und höhere Algebra, welche ich zu Göttingen im Winter 1856—1857 vor den Herrn Sommer und Bachmann, im Winter 1857—1858 vor den Herrn Selling und Auwers gehalten habe, drängte sich mir die Ueberzeugung auf, dass das Studium der algebraischen Verwandtschaft der Zahlen am zweckmässigsten auf einen Begriff gegründet wird, welcher unmittelbar an die einfachsten arithmetischen Principien anknüpft. Den damals von mir benutzten Namen »rationales Gebiet« habe ich später mit dem Worte »Körper« vertauscht; ich verstehe darunter ein System von unendlich vielen Zahlen, welches die Eigenschaft besitzt, dass die Summen, Differenzen, Producte und Quotienten von je zwei dieser Zahlen wieder demselben System angehören. Ich nenne einen Körper A , einen Divisor eines Körpers M , diesen ein Multiplum von jenem, wenn alle in A enthaltenen Zahlen sich auch in M vorfinden. Je zwei Körper

A, B besitzen immer ein kleinstes gemeinschaftliches Multiplum, welches mit AB bezeichnet werden kann, und ebenso einen grössten gemeinschaftlichen Divisor. Wenn jeder Zahl a eines Körpers A eine Zahl $b = \varphi(a)$ in der Weise entspricht, dass $\varphi(a + a') = \varphi(a) + \varphi(a')$, und $\varphi(aa') = \varphi(a)\varphi(a')$ ist, so bilden die Zahlen b einen mit A conjugirten Körper $B = \varphi(A)$, welcher durch die Substitution φ aus A hervorgeht. Diese Begriffe leiten nach der algebraischen Richtung hin zu den Principien von Galois, nach der zahlentheoretischen Seite hin zu Kummer's Schöpfung der idealen Zahlen.

In §. 159 sind die allgemeinsten Eigenschaften eines Körpers Ω entwickelt, welcher nur eine endliche Anzahl von Divisoren besitzt; in einem solchen giebt es immer eine endliche Anzahl von Zahlen $\omega_1, \omega_2 \dots \omega_n$ der Art, dass jede beliebige Zahl ω des Körpers stets und nur auf eine einzige Art in die Form

$$h_1 \omega_1 + h_2 \omega_2 + \dots + h_n \omega_n$$

gebracht werden kann, wo $h_1, h_2 \dots h_n$ rationale Zahlen bedeuten, die ich die Coordinaten der Zahl ω in Bezug auf die Basis $\omega_1, \omega_2 \dots \omega_n$ nenne; die Zahl n heisst der Grad des Körpers Ω . Dann ergibt sich leicht, dass jede Zahl des Körpers eine algebraische Zahl, nämlich die Wurzel einer Gleichung n ten Grades ist, deren Coefficienten rationale Zahlen sind, und dass der Körper Ω durch n verschiedene Substitutionen in n conjugirte Körper übergeht. Das Product aus den n Werthen, in welche eine bestimmte Zahl ω des Körpers durch diese n Sub-

stitutionen übergeht, heisst die Norm von ω und ist eine homogene Function der Coordinaten mit rationalen Coefficienten, also eine rationale Zahl, welche mit $N(\omega)$ bezeichnet wird. Bildet man ferner, wenn ein System von n Zahlen $\alpha_1, \alpha_2 \dots \alpha_n$ des Körpers Ω gegeben ist, die Determinante aus den n^2 correspondirenden Zahlen der n conjugirten Körper, so ist das Quadrat derselben eine rationale Zahl, welche ich die Discriminante der Zahlen $\alpha_1, \alpha_2 \dots \alpha_n$ nenne und mit $\Delta(\alpha_1, \alpha_2 \dots \alpha_n)$ bezeichne. Auf die analytischen Entwicklungen einzugehen, welche sich an diese Begriffe anknüpfen, ist hier nicht möglich und auch nicht nöthig; dieselben sind auch in diesem Paragraphen nur soweit mitgetheilt, wie es mir zum besseren Verständniss zweckmässig erschien.

In dem folgenden §. 160 werden alle algebraischen Zahlen (welche ebenfalls einen Körper bilden) in ganze und gebrochene Zahlen eingetheilt; unter einer ganzen Zahl wird jede Wurzel einer Gleichung verstanden, deren höchster Coefficient = 1, und deren übrige Coefficienten rationale und zwar ganze Zahlen sind. Aus diesem Begriffe werden die einfachsten Sätze über die Theilbarkeit, über Einheiten und über relative Primzahlen abgeleitet, von denen später Gebrauch gemacht wird.

Der folgende §. 161 enthält einen Hilfssatz aus einer Theorie, durch welche der zuerst von Gauss eingeführte Begriff der Congruenz der Zahlen verallgemeinert wird. Unter einem Modul verstehe ich ein System m von Zahlen, deren Summen und Differenzen demselben System angehören, und die Congruenz $\omega \equiv \omega' \pmod{m}$

soll bedeuten, dass die Differenz $\omega - \omega'$ eine Zahl des Systems \mathfrak{o} ist. Dieser Begriff besitzt eine grössere Tragweite, als seine ausserordentliche Einfachheit zu versprechen scheint; doch ist hier nur Das mitgetheilt, was zur Erleichterung der nachfolgenden Darstellung dienen kann.

Nach diesen Vorbereitungen werden im §. 162 die ganzen Zahlen eines Körpers Ω vom n ten Grade näher untersucht; sie bilden einen Modul \mathfrak{o} , und es wird zunächst gezeigt, dass man stets n solche ganze Zahlen $\omega_1, \omega_2 \dots \omega_n$ als Basiszahlen des Körpers wählen kann, für welche jede ganze Zahl

$$\omega = h_1 \omega_1 + h_2 \omega_2 + \dots + h_n \omega_n$$

auch ganze Zahlen $h_1, h_2 \dots h_n$ zu Coordinaten hat. Die Discriminante $\Delta(\omega_1, \omega_2 \dots \omega_n)$ einer solchen Basis, welche ich eine Grundreihe nenne, hat absolut genommen den möglich kleinsten Werth, und da diese ganze rationale, von Null verschiedene Zahl von besonders wichtiger Bedeutung für den Körper Ω ist, so wird sie die Discriminante oder die Grundzahl desselben genannt und mit $\Delta(\Omega)$ bezeichnet. Sie geht in der Discriminante eines jeden Systems von n ganzen Zahlen auf, und der Quotient ist ein Quadrat. Ist ferner μ eine bestimmte, von Null verschiedene Zahl in \mathfrak{o} , so ist die Anzahl der in \mathfrak{o} enthaltenen, in Bezug auf μ incongruenten Zahlen gleich dem absoluten Werth der Norm $N(\mu)$. Sodann wird auf eine merkwürdige Erscheinung aufmerksam gemacht, welche zuerst bei den aus der Kreistheilung entspringenden Körpern beobachtet ist; sie besteht darin, dass

eine ganze Zahl, welche nicht weiter in ein Product von ganzen Zahlen zerlegbar ist, durchaus nicht immer die Rolle einer wahren Primzahl spielt. Dies ist der Ausgangspunkt für Kummer's Schöpfung der idealen Zahlen gewesen.

Ich versuche nun, in dem folgenden §. 168 eine neue Theorie aufzustellen, welche alle Körper umfasst; ihr Grundgedanke besteht in Folgendem. Ist μ eine von Null verschiedene Zahl in \mathfrak{o} , so hat das System \mathfrak{m} allen durch μ theilbaren Zahlen in \mathfrak{o} die beiden folgenden Eigenschaften:

I. Die Summe und die Differenz je zweier Zahlen in \mathfrak{m} sind wieder Zahlen in \mathfrak{m} ; d. h. \mathfrak{m} ist ein Modul.

II. Jedes Product aus einer Zahl in \mathfrak{m} und einer Zahl in \mathfrak{o} ist wieder eine Zahl in \mathfrak{m} .

Man kann aber nicht umgekehrt behaupten, dass ein jedes System \mathfrak{m} von ganzen Zahlen des Körpers, welches die beiden vorstehenden Eigenschaften besitzt, und welches ich von nun an ein Ideal nenne, aus allen durch eine angebbare Zahl μ theilbaren Zahlen besteht; wenn dies aber der Fall ist, so nenne ich \mathfrak{m} ein Hauptideal und bezeichne es durch das Symbol $i(\mu)$. Es werden nun die Eigenschaften aller Ideale des Körpers Ω untersucht, und es ergibt sich folgendes Hauptresultat: Multiplicirt man jede Zahl eines Ideals \mathfrak{a} mit jeder Zahl eines Ideals \mathfrak{b} , so bilden diese Producte und deren Summen ein Ideal, welches das Product aus den Factoren \mathfrak{a} und \mathfrak{b} genannt und mit $\mathfrak{a}\mathfrak{b}$ bezeichnet wird. Zuzufolge dieser Erklärung ist $\mathfrak{a}\mathfrak{o} = \mathfrak{a}$, $\mathfrak{a}\mathfrak{b} = \mathfrak{b}\mathfrak{a}$, $(\mathfrak{a}\mathfrak{b})\mathfrak{c} = \mathfrak{a}(\mathfrak{b}\mathfrak{c})$, und aus $\mathfrak{a}\mathfrak{b} = \mathfrak{a}\mathfrak{c}$ folgt $\mathfrak{b} = \mathfrak{c}$. Nennt man ein von \mathfrak{o} verschiedenes Ideal \mathfrak{p} ein Primideal, wenn es

keinen von \mathfrak{o} und \mathfrak{p} verschiedenen Factor besitzt, so lässt sich jedes andere, zusammengesetzte Ideal stets und nur auf eine einzige Art als ein Product von Primidealen darstellen. Versteht man ferner unter der Norm $N(\mathfrak{a})$ eines Ideals \mathfrak{a} die Anzahl der in \mathfrak{o} enthaltenen Zahlen, welche in Bezug auf den Modul \mathfrak{a} incongruent sind, so ist $N(\mathfrak{a}\mathfrak{b}) = N(\mathfrak{a})N(\mathfrak{b})$. Auf diese Weise ist die vollständige Analogie mit den Gesetzen der Theilbarkeit in der rationalen Zahlentheorie hergestellt.

Diese ganze Theorie hängt auf das Innigste mit der sogenannten Theorie der höheren Congruenzen zusammen, welche man der Anregung von Gauss und den Arbeiten von Galois, Schönemann und Anderen verdankt; ich bin zuerst durch die Abhandlungen Kummer's über die idealen Zahlen der Kreistheilung und durch das Studium der algebraischen Untersuchungen von Galois veranlasst, mich mit der Theorie der höheren Congruenzen eingehend zu beschäftigen, und ich habe damals auch einen kurzen Abriss dieser Theorie veröffentlicht (Crelle's Journal Bd. 54). Später versuchte ich, mit ihrer Hülfe eine allgemeine Theorie der idealen Zahlen aufzustellen, wurde dann durch andere Arbeiten von der Vollendung derselben abgezogen, bis die Vorarbeiten für die Herausgabe des vorliegenden Werkes mich demselben Gegenstande wieder zuwandten; die erneuten Anstrengungen führten mich auf meine jetzige Theorie der Ideale, welche mir deshalb den Vorzug vor meiner früheren Behandlungsweise zu verdienen scheint, weil sie sich auf viel einfachere Begriffe gründet. Auf den Zusammenhang mit der Theorie der höheren Congruenzen bin ich in meiner Darstellung nicht näher eingegangen,

weil ich befürchtete, den Umfang dieses Anhangs gar zu sehr zu vergrößern. Für diejenigen Leser, welche sich genauer mit diesem Zusammenhang beschäftigen wollen, füge ich hier folgende Bemerkungen hinzu, welche ihnen wohl nützlich sein können.

Bedeutet ω eine beliebige Zahl in \mathfrak{o} , und setzt man

$$A(1, \omega, \omega^2 \dots \omega^{n-1}) = D^2 A(\Omega),$$

so ist D immer eine ganze rationale Zahl, nämlich eine homogene Function der Coordinaten vom Grade $\frac{1}{2}n(n-1)$ mit ganzen rationalen Coefficienten. Ist nun p eine rationale Primzahl, und giebt es eine Zahl ω , für welche D nicht durch p theilbar wird, so lässt sich die Zerlegung des Hauptideals $\mathfrak{i}(p)$ in ein Product von Primidealen leicht auf die Theorie der höheren Congruenzen zurückführen. Genügt nämlich ω der Gleichung n ten Grades $F(\omega) = 0$, und ist

$$F(x) \equiv P_1(x)^{e_1} P_2(x)^{e_2} \dots P_m(x)^{e_m} \pmod{p},$$

wo $P_1, P_2 \dots P_m$ von einander verschiedene Primfunctionen der Variablen x resp. vom Grade $f_1, f_2 \dots f_m$ bedeuten, so ist

$$\mathfrak{i}(p) = \mathfrak{p}_1^{e_1} \mathfrak{p}_2^{e_2} \dots \mathfrak{p}_m^{e_m},$$

wo $\mathfrak{p}_1, \mathfrak{p}_2 \dots \mathfrak{p}_m$ von einander verschiedene Primideale bedeuten, deren Normen resp. $p^{f_1}, p^{f_2} \dots p^{f_m}$ sind. Hieraus folgt mit Leichtigkeit der

für algebraische und zahlentheoretische Untersuchungen überaus fruchtbare Satz:

Die Primzahl p geht stets und nur dann in der Grundzahl $\Delta(\Omega)$ des Körpers auf, wenn p durch das Quadrat eines Primideals theilbar ist.

Anfangs hielt ich es für sehr wahrscheinlich, dass für jede bestimmte Primzahl p auch eine ganze Zahl ω existirte, welcher eine durch p nicht theilbare Zahl D entspräche; erst als alle meine Versuche, die Existenz einer solchen Zahl ω nachzuweisen, fruchtlos blieben, stellte ich mir die Aufgabe, die Unrichtigkeit dieser Vermuthung darzuthun. Wäre sie richtig, so müssten jedesmal, wenn p durch r verschiedene Primideale p theilbar ist, deren Normen denselben Werth p^f haben, auch mindestens r verschiedene Primfunctionen P vom Grade f existiren, und umgekehrt, wenn diese letztere Voraussetzung immer erfüllt wäre, so könnte man auch die Existenz einer Zahl ω von der angegebenen Beschaffenheit beweisen. Im einfachsten Fall, wenn $f = 1$, giebt es genau p verschiedene Primfunctionen ersten Grades; es fragt sich also, ob nicht ein Körper Ω existirt, in welchem p durch mindestens $(p + 1)$ verschiedene Primideale theilbar ist, welche alle dieselbe Norm p besitzen; der Grad des Körpers muss dann mindestens $= p + 1$ sein. Der einfachste Fall wird entstehen, wenn man $p = 2$ nimmt, und man kann fragen: giebt es cubische Körper, in welchen die Zahl 2 durch drei verschiedene Primideale theilbar ist? In einem solchen würde D stets eine gerade Zahl sein. Als Grundreihe eines cubischen Körpers kann man immer die Zahl 1 und zwei andere ganze Zahlen α, β wählen, deren Product rational ist. Es wird dann

$$\begin{aligned} \alpha\alpha &= a'\alpha + b\beta - bb' \\ \beta\beta &= a\alpha + b'\beta - aa' \\ \alpha\beta &= ab, \end{aligned}$$

wo a, b, a', b' ganze rationale Zahlen bedeuten, die jedenfalls keinen gemeinschaftlichen Theiler haben, und man findet

$$\begin{aligned} A(\Omega) &= A(1, \alpha, \beta) \\ &= a^2 b'^2 + 18abab' - 4aa'^2 - 4bb'^2 - 27a^2 b^2. \end{aligned}$$

Setzt man ferner

$$z = z + x\alpha + y\beta,$$

wo z, x, y willkürliche ganze rationale Zahlen bedeuten, so wird

$$\begin{aligned} z^2 &= z^2 - bb'x^2 - aa'y^2 + 2abxy \\ &+ (a'x^2 + ay^2 + 2xz)\alpha + (bx^2 + b'y^2 + 2yz)\beta, \end{aligned}$$

und folglich

$$D = bx^2 - a'x^2y + b'xy^2 - ay^2$$

unabhängig von z , was wegen der Bedeutung von D notwendig erfolgen musste. Obgleich nun a, b, a', b' keinen gemeinschaftlichen Theiler haben, so wird dennoch D stets eine gerade Zahl werden, wenn a und b gerade, a' und b' ungerade sind. Dann muss also auch die Zahl 2 durch drei verschiedene Primideale theilbar sein. Dies bestätigt sich vollständig an dem Beispiel

$$\begin{aligned} a = b = 2, \quad a' = -b' = 1, \\ A(\Omega) = -503; \end{aligned}$$

es ist

$$i(2) = abc, i(\alpha) = a^2c, i(\beta) = b^2c,$$

wo a, b, c drei verschiedene Primideale bedeuten.

Ein anderes Beispiel gewinnt man auf folgende Art. In Bezug auf den Modul $p = 2$ giebt es nur eine einzige Primfunction zweiten Grades, nämlich $x^2 + x + 1$; wenn daher in einem Körper Ω die Zahl 2 durch mindestens zwei verschiedene Primideale theilbar ist, deren Normen $= p^2 = 4$, so muss D stets gerade sein. Offenbar muss der Grad des Körpers mindestens $= 4$ sein, und die erwähnte Erscheinung tritt in der That bei dem biquadratischen Körper ein, welcher aus der Gleichung

$$\alpha^4 - \alpha^3 + \alpha^2 - 2\alpha + 4 = 0$$

entspringt; die Zahlen $1, \alpha, \beta = 2 : \alpha$ und $\gamma = \alpha^2 - \alpha$ bilden eine Grundreihe desselben, seine Grundzahl ist $= 13^2.17$.

Es giebt also Körper Ω , in welchen die sämtlichen Zahlen D durch gewisse singuläre Primzahlen p , deren Anzahl natürlich endlich ist, theilbar sind. Ich bemerke aber, dass hierdurch die allgemeine Gültigkeit des oben angeführten Satzes, durch welchen der Charakter der in der Grundzahl $\Delta(\Omega)$ eines Körpers aufgehenden rationalen Primzahlen definiert wird, keineswegs verloren geht; doch würde es hier viel zu weit führen, wenn ich auf den Beweis dieses wichtigen Satzes oder auf seine tiefere Bedeutung für die Verwandtschaft der Körper eingehen wollte. —

Nach dieser Abschweifung fahre ich fort, den Inhalt der folgenden Paragraphen kurz an-

zugeben. Im §. 164 werden sämtliche Ideale des Körpers Ω in eine endliche Anzahl von Classen eingetheilt. Zwei Ideale heissen äquivalent, wenn sie beide durch Multiplication mit einem und demselben Ideal in Hauptideale verwandelt werden; eine Idealclass besteht aus allen Idealen, welche einem bestimmten Ideal äquivalent sind; die Hauptclass besteht aus den Hauptidealen. Diese Idealclassen gestatten dann eine Composition, in welcher dieselben Gesetze herrschen, wie bei der Composition der Classen der quadratischen Formen.

Im §. 165 wird der Zusammenhang zwischen der Composition der Idealclassen und der der zerlegbaren homogenen Formen nachgewiesen, welche aus der Betrachtung desselben Körpers Ω entspringen.

Der §. 166 giebt die Dirichlet'sche Theorie der Einheiten in einer etwas verallgemeinerten Form, die sich hier ganz von selbst darbietet, und in §. 167 wird dieselbe benutzt, um einen Ausdruck für die Anzahl der Idealclassen in der Gestalt einer unendlichen Reihe zu gewinnen, genau wie bei der Bestimmung der Classenanzahl der quadratischen Formen. An dieser Stelle aber breche ich die Durchführung des allgemeinen Problems ab, da meine weiteren Untersuchungen in dieser Richtung noch nicht von hinreichendem Erfolge gekrönt sind, um veröffentlicht werden zu können. Die nun noch folgenden §§. 168—170 sollen nur dazu dienen, die vorhergehenden allgemeinen Untersuchungen durch die Anwendung auf das Beispiel der quadratischen Körper zu erläutern.

Bis jetzt scheint die Theorie der idealen Zahlen nur für vier oder fünf Mathematiker Gegenstand ernstlicher Forschung gewesen zu

sein; es ist mein inniger Wunsch, durch die neue Auflage von Dirichlet's Vorlesungen über Zahlentheorie den Zugang zu diesem grossen Gebiete zu erleichtern und wo möglich eine grössere Anzahl von Mathematikern zu veranlassen, ihre Kräfte demselben zuzuwenden, damit neben dem gewaltigen Aufschwunge, welchen die Geometrie und die Theorie der Functionen in neuerer Zeit genommen haben, die Zahlentheorie nicht zurückbleiben möge.

22. Juli 1871.

R. Dedekind.

Cahiers des États-généraux (clergé, noblesse, tiers-état) classés par lettres alphabétiques de bailliage ou sénéchaussée, imprimés par ordre du corps législatif sous la direction de MM. J. Mavidal et E. Laurent. Fünf Bände von 795, 793, 799, 798, 795 zweispaltigen Seiten in Lexik.-8°. Paris, 1868, 1869. A. u. d. T.: Archives parlementaires de 1787 à 1860. Recueil complet des débats législatifs et politiques des chambres françaises. Première série (1787—1799) tom. 1—5.

Wiederholt haben grosse historische Leistungen auch dadurch anregend gewirkt, dass sie auf neue Hülfsmittel für die Forschung zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit hinlenkten. So ist es Alexis Tocqueville's eminentem Buche über das alte Staatswesen und die Revolution zu danken, dass die Geschichtschreibung den Cahiers der reichsständischen Deputirten von 1789 das verdiente Interesse zuzuwenden begonnen hat. Im Zusammenhang damit hat der Wunsch, dass jene merkwürdigen Aktenstücke

der allgemeinen Kenntnissnahme, der sie noch entzogen waren, zugänglich gemacht würden, sich lebhaft kundgegeben; es ist demselben bei Gelegenheit einer Publikation, die im Anfang ziemlich abweichende Rücksichten im Auge hatte, nunmehr Rechnung getragen worden.

Um einem Bedürfniss der französischen Jurisprudenz zu begegnen, unternahm es nämlich vor zehn Jahren der Buchhändler Paul Dupont mit der Unterstützung des gesetzgebenden Körpers, von den Protokollen aller Versammlungen, deren Berathung für das geltende Recht des Landes von Wichtigkeit gewesen, eine Ausgabe zu veranstalten. Der Plan erweiterte sich jedoch während der Ausführung, indem man neben dem praktischen Werth auch auf die historische Bedeutsamkeit eines solchen Werkes aufmerksam wurde. Ursprünglich war als Anfangspunkt die Epoche gewählt, in der die grossen legislatorischen Arbeiten Frankreichs zum Abschluss kamen, und es wurde darum mit den Verhandlungen jener Körperschaften, die der Verfassung vom Jahre VIII ihr Dasein verdanken, die Veröffentlichung begonnen; der neue Gesichtspunkt, der hinzutrat, bestimmte dann, auch die revolutionäre Periode in einer sogenannten ersten Serie beizufügen und auf diese Weise eine vollständige Sammlung der Dokumente zur Geschichte des parlamentarischen Systems in Frankreich zu schaffen. Noch mehr aber, als selbst in der erweiterten Gestalt der Plan des Werkes erwarten liess, leisten die Herausgeber, wenn sie den Debatten der drei Stände und der constituirenden Nationalversammlung von 1789 den Abdruck der Cahiers, der Auftragshefte sämmtlicher Deputirten, vorausschicken. Mit um so grösserem

Dank ist der Inhalt der vorliegenden Bände zu begrüßen, und sollten die stattgehabten politischen Veränderungen hemmend auf die Fortführung des Unternehmens einwirken, so müsste es als eine erfreuliche Thatsache bezeichnet werden, dass gerade die Ausgabe so wichtiger Urkunden, die zugleich als die erste in ihrer Art erscheint, fast beendet in den Händen des Publikums ist. Der Rest, der noch aussteht, ist nur ein verhältnissmässig geringer, und bereits lassen sich Bedeutung, Principien und Mängel der Sammlung mit genügender Deutlichkeit überschauen. Indem wir daher eine Beurtheilung versuchen, schaffen wir uns den Massstab durch eine kurze Betrachtung der für die Abfassung der Cahiers bestimmend gewesenen Normen; ungern haben wir eine ähnliche einleitende Erörterung an der Spitze des Werkes vermisst.

Die Cahiers, die den Deputirten als Richtschnur ihres Verhaltens in den Reichsständen dienen sollten, wurden von denselben Versammlungen beschlossen, die gleichzeitig die Wahlen vollzogen. Nun geschahen die letzteren nicht allein in einzelnen Wahlkreisen, principiell wurden sie auch durch die drei rechtlich unterschiedenen Klassen der Bevölkerung, die Geistlichkeit, den Adel und den dritten Stand, gesondert vorgenommen. In dem grösseren Theil des Landes bezog sich dann wenigstens die Abgränzung der Wahlkreise gleichmässig auf die Einwohner jeden Standes; nur einzelne Provinzen machten eine Ausnahme. In der Bretagne nämlich wählte der dritte Stand in fünfundzwanzig Bezirken, die niedere Geistlichkeit innerhalb der neun Diöcesen, während der gesammte Adel und ebenso die ganze höhere

Geistlichkeit der Provinz je zu einer Versammlung berufen waren. In ähnlicher Weise war es auch im Elsass der Fall, dass einzelne Wahlkreise nur Deputirte und Auftraghefte eines Standes hatten. Umgekehrt aber wurde in andern Bezirken des Königreichs durch die Wahlordnungen bewirkt, dass ein Deputirter gleichzeitig Repräsentant, ein Cahier gleichzeitig der Beschluss von Angehörigen verschiedener Stände war. Das fand sich namentlich dort, wo die Wahlen zu der Reichsversammlung für alle drei Stände oder für zwei derselben von Provinzialvertretungen vorgenommen wurden, in der Dauphiné, in Béarn. Die gleiche Bedeutung jedoch hat es auch, wenn in der Stadt Arles Adel und dritter Stand, in der Stadt Valenciennes alle drei Stände einen gemeinschaftlichen Vertreter ernannten und zusammen denselben mit Aufträgen versahen. Dazu kommt, dass überall, wo die Eintheilung der Wahlkreise für alle Einwohner ohne Unterschied galt, es wenigstens statthaft war, dass mehrere Stände zu einer Wahlversammlung sich vereinigten.

Die zuletzt angeführte Modalität, die bei der Abfassung der Cahiers Platz griff, müsste allein schon für die Anordnung dieser in einer Sammlung entscheidend sein. Da manche der Aktenstücke wohl einem bestimmten Bezirk, nicht aber einem einzelnen Stande angehören, so sind dieselben am natürlichsten nach den Wahlkreisen zu ordnen, die sich, wie eine Berechnung aus den bezüglich der Wahl erlassenen Reglements ergibt, im Ganzen auf 184 belaufen. Unsre Sammlung hat eben dieses Princip beobachtet, indem das in den vorliegenden fünf Bänden enthaltene Material unter 152 Wahlbezirke sich vertheilt, die in alphabetischer Ordnung aufgeführt sind. In der

Reihenfolge bildet bis jetzt Toulon die letzte Rubrike, und so sind noch von den nachstehenden 13 Wahlkreisen die Cahiers zu erwarten: Sénéchaussée de Toulouse, Bailliages de Tours, de Trévoux, de Troyes, Ville de Valenciennes, Sénéchaussée de Vannes (Wahlkreis für den dritten Stand), Bailliages de Vendômois, de Verdun, de Vermandois, Sénéchaussées de Villefranche-de-Rouergue, de Villeneuve-de-Berg, Bailliages de Villers-Coterets, de Vitry-le-Français. Uebergangen sind in der Sammlung die 9 Diöcesanbezirke, innerhalb deren der niedere Clerus der Bretagne wählte. Ferner konnten zu folgenden 10 Rubriken, deren Stelle in den erschienenen Bänden bereits gekommen ist, keine Cahiers mitgetheilt werden: Sénéchaussée d'Arles, Pays de Couserans, Sénéchaussées de Fougères, de Hennebon (zwei Wahlkreise des dritten Standes), Province de Navarre, Ville de Metz, Bailliages de S. Flour, de Toul; ausserdem Province de Béarn, denn das aus diesem Wahlkreis aufgeführte Dokument ist nur ein Protokoll, das wohl ein *cahier*, qui a été clôturé dans la présente assemblée erwähnt, dasselbe aber nicht enthält; und ebenso fehlen alle Cahiers des Wahlkreises Ville de Strasbourg, dem keine der beiden am betreffenden Ort mitgetheilten Urkunden angehört, in der ersten insbesondere lässt eine Vergleichung die Hauptquelle für das Cahier du Tiers de Colmar-Schélestadt erkennen. Wenn dagegen unter Dix villes impériales d'Alsace sich Nichts verzeichnet findet, so hätten hierher zwei den Districts de Colmar et Schélestadt zugerechnete Stücke gezogen werden müssen (vol. III p. 12—15 und p. 16 ff.), wie die Betrachtung dieser unwiderleglich ergibt.

Innerhalb der Rubriken, die der Zahl der

Wahlkreise entsprechen, sind dann die Cahiers der drei Stände leicht zu überschauen, wenn sie durch kurze Ueberschriften abgetrennt und klar bezeichnet sind, je nachdem als die Aufträge von Clergé-Noblesse-Tiers Etat, oder eventuell Trois ordres oder Noblesse et Tiers Etat réunis u. s. w. Eine solche bequeme Uebersichtlichkeit lässt sich aber unsrer Sammlung nicht nachrühmen, indem dieselbe den einzelnen Stücken weitschweifige Titel vorsetzt statt präciser, in vielen Fällen die langen Aufschriften alter Drucke wiederholt. Nun enthalten diese letzteren insbesondere meistens Angaben, die innerhalb eines Sammelwerks gleichartiger Dokumente völlig pleonastisch erscheinen, und die sachlichen Zusätze sind durchgehends entbehrlich, häufig aber irreführend. So bezieht sich ein beigefügtes Datum gewöhnlich auf die Zeit der Erwählung der Deputirten (vgl. Bailliage de Mantes) oder eines Redaktionsausschusses (Noblesse d'Evreux), nicht, wie man versucht ist anzunehmen, auf die Abfassung des Cahiers. Ein andrer Uebelstand ergibt sich dadurch, dass der Wahlkreis vor jedem einzelnen Cahier aufs Neue genannt wird und dann häufig unter verschiedenartigen Bezeichnungen auftritt. Die Beispiele lassen sich greifen, wo man eben aufschlägt. Unter der Rubrik Bailliage de Coutances erscheint Clergé, Noblesse de Cotentin und assemblée du Tiers tenue en la ville de Coutances, also dreierlei Namen. Im Wahlkreis Bas-Limousin hat der dritte Stand ein cahier des trois sénéchaussées de Tulle, Brives et Uzerche réunies. In einzelnen Fällen aber enthalten sogar die Ueberschriften nicht einmal, was doch ihre eigentliche Bestimmung ist, die Angabe, welchem Stand das Cahier angehört,

So wird ein vom Clerus beschlossenes Auftragheft schlechthin als cahier général du pays de Gex eingeführt, und statt der Ueberschrift Tiers Etat erscheinen ebenfalls ganz allgemeine Ausdrücke (vgl. Bailliage de Mirecourt). Noch davon verschieden ist, wenn sich erkennen lässt, dass die Bedeutung eines Cahier wirklich falsch aufgefasst wurde. So ist das als cahier du tiers-état de la sénéchaussée de Toulon bezeichnete Aktenstück in Wahrheit nicht das Cahier vom dritten Stande des Wahlbezirks Sénéchaussée de Toulon. Das Cahier des dritten Standes des Wahlbezirks Bailliage de Mâcon führt aus Missverständniss die Ueberschrift cahier du tiers-état de la ville de Mâcon (III 628). Was als cahier de la ville de Nantes (II 94) bezeichnet wird, ist vielmehr das Auftragheft des Wahlkreises für den dritten Stand Sénéchaussées de Nantes et de Guérande, was daraus folgt, dass das Stück von drei Vertretern der Sénéchaussée de Guérande mitunterzeichnet ist. Wie ein besonderer Wahlkreis erscheint Ville de Lyon neben der Rubrik Sénéchaussée de Lyon; so führt auch irrthümlich das cahier de la ville de Revin die Aufschrift Bailliage de Revin. In einigen Fällen wiederum können die Bezeichnungen nicht als falsch angegriffen werden, die betreffenden Stücke aber werden dennoch in einem unrichtigen Sinne verwandt. So ist es mit dem cahier du tiers-état de la ville de Lille, das ohne Bemerkung an die Stelle getreten ist, wo das fehlende Cahier des dritten Standes des Wahlkreises Gouvernance de Lille zu erwarten war; auf ähnliche Weise erscheint das cahier du tiers-état de la ville de Rouen für ein fehlendes des Bezirks Bailliage de Rouen eingeschoben. So findet sich schliesslich die Zahl der einzelnen

Cahiers bald des einen, bald des andern Standes, die innerhalb der verschiedenen Wahlkreise fehlen, grösser, als in der Sammlung durch leer gebliebene Ueberschriften hervortritt. Wir zählen etwa 50 Cahiers der Geistlichkeit, des Adels, oder des dritten Standes, die innerhalb der grossen Rubriken vollständig ausgelassen sind. Dass andre wenigstens nicht in ihrem ganzen Umfang aufgeführt wurden, wird der weitere Verlauf unsrer Betrachtung noch ergeben. Die gänzlich fehlenden Cahiers aber sind etwa ein Siebtel der 365, die in den vorliegenden Bänden enthalten sind. Von denen, die unsrer Sammlung mangeln, ist das cahier de la noblesse de Barle-duc in dem 1789 erschienenen *Résumé général ou extrait des cahiers* excerptirt, einige andere (clergé de Limoux, Orléans, Périgord, Quesnay, Toulon) scheint Chassin, *le génie de la révolution* P^{te} I. t. 2, vor sich gehabt zu haben.

Der Inhalt der einzelnen Cahiers bedarf ebenfalls einer geschickten Anordnung, um einigermaßen übersichtlich zu bleiben. Die Wünsche, die darin vorgetragen sind, wurden häufig von den Wählern schon nach Gruppen zusammengestellt, die sich zum Theil durch den Gegenstand unterschieden, zuweilen auch nach dem Grade der Dringlichkeit, mit der die Erfüllung gefordert wurde. In der ersten Beziehung sind die grösseren Abtheilungen gewöhnlich: *Demandes générales au royaume — particulières à la province — particulières à l'état* (Noblesse, clergé ou Tiers); nach der andern Rücksicht theilt sich ein Cahier etwa in *Doléances* und *pouvoirs*, oder *cahier général* und *instructions particulières*, oder *mandat et pouvoirs* und *instructions* u. dgl. In mannigfacher Weise kommen dazu dann noch Untereintheilungen.

So wird es nöthig, durch die Anwendung verschiedener Typen, durch die Stellung der Ueberschriften, geeignete Numerirung die Rubriken, denen sich der Stoff einordnet, klar zu scheiden. In der Lösung dieser Aufgabe aber ist unsre Sammlung nicht besonders glücklich gewesen. Wir führen nur Weniges an. Im *Cahier de la noblesse de Châteauneuf en Thime* rals scheinen die gewählten Typen eine Coordinirtheit aller Ueberschriften anzuzeigen, während in Wirklichkeit die ganze Urkunde zunächst in die zwei grossen Abschnitte *Remontrances et demandes* und *pouvoirs du député* zerfällt; darunter stehen dann die übrigen Eintheilungen. Vom *Cahier des Adels* im Wahlkreise *Châlons-sur-Saône* werden die zwei Hauptabtheilungen als völlig gesonderte Stücke wiedergegeben, die nicht den mindesten Zusammenhang zeigen; und zugleich erscheint im Einzelnen die Disposition völlig verwirrt, da die gehäuften Aufschriften nicht in ihrer Abhängigkeit von einander hervortreten (vgl. III 605—607). In *Cahier du Tiers de Chartres* (II 630) werden die Sectionen bis zur vierten gezählt, die zahlreich folgenden nicht mehr.

Mehr aber noch als die beiden eben betrachteten Eintheilungsprincipien wurde für die Composition der *Cahiers* der Umstand wichtig, dass die Theilnehmer an der Beschlussfassung häufig in getrennte Gruppen sich schieden. Beim dritten Stand insbesondere erschienen die Mitglieder jeder Wahlversammlung als Vertreter der lokalen Distrikte, von denen sie ernannt und zugleich schon mit einem Hefte von Wünschen und Aufträgen ausgestattet waren, das die Wähler den Deputirten der Reichsstände wollten überwiesen sehen. In vielen Fällen allerdings hinderte die-

ses Verhältniss nicht, dass in der allgemeinen Versammlung ein Cahier festgesetzt wurde, das wenigstens der Form nach als völlig selbständiges Produkt auftritt; häufig jedoch gründete man auch, wie es nahe lag, das den Abgeordneten zu ertheilende Auftragheft auf diejenigen, welche bereits in den Vorversammlungen, sei es der Gemeinden oder auch grösserer Bezirke, waren beschlossen worden. Man verfuhr dabei manchmal in der Weise, dass die Erklärung der ganzen Versammlung geradezu eines der in den Händen der Wahlmänner befindlichen Hefte zum Cahier des Wahlkreises machte, vielleicht dann unter Beifügung eines kurzen Anhangs. Als das Gewöhnlichere muss es bezeichnet werden, wenn umgekehrt an das in selbständiger Form ausgearbeitete Cahier des Wahlkreises ein Zusatz die Aufträge von Unterbezirken und Gemeinden anreihet, die durch allgemeinen Beschluss gutgeheissen worden sind. Aber auch bei den zwei ersten Ständen findet sich in einigen wenigen Provinzen eine Zusammensetzung der Cahiers aus den Aufträgen kleinerer Distrikte. Ein Theil nämlich der Wahlkreise der drei Stände in der Provence, in Lothringen und den drei Bisthümern (in der Bretagne sind es nur solche des dritten Standes) dehnten sich über Gebiete von getrennter Selbständigkeit aus, von denen jedem einzelnen das Recht eingeräumt war, selber die Abgeordneten zu den Reichsständen mit einem Auftrag- und Beschwerdeheft zu versehen; daneben wurde dann ein Cahier des ganzen Wahlkreises in der Regel gar nicht abgefasst. Wenn wir ein Beispiel anführen sollen, so dienten den Deputirten des Adels, der Geistlichkeit wie der Gemeinen im Wahlkreis Sénéchaussée de Forcalquier als Cahier die Auf-

träge ihres Standes in den vier Unterbezirken, die sich nach den Gerichtssprengeln von Forcalquier, Digue, Sisteron und Barcelonnette unterschieden. Diese im Vorstehenden berührten Verhältnisse der Entlehnung und Zusammensetzung nun, die den Cahiers eine grosse Mannigfaltigkeit der Form verleihen, müssen bei einer Herausgabe besonders aufmerksam beachtet werden. Denn je mehr innerhalb eines Stückes die Theile selbständig scheinen, desto grössere Sorgfalt ist nöthig, dass nicht die Einheit des Ganzen verdunkelt werde oder Einzelnes sich löst und verliert. In dieser Hinsicht aber gerade entdecken wir an unsrer Sammlung die auffallendsten Schwächen. Eine Anzahl Beispiele möge hier Platz finden. So stehen unter der Rubrik Wahlbezirk Morlaix (II 72 ff. u. 75) zwei getrennte Aktenstücke, deren Beziehung zu einander durch die Ueberschriften in ein ganz falsches Licht gerückt wird; in Wahrheit aber ist das erste der beiden das am 9. April beschlossene Auftragheft der Stadt Morlaix, das zweite aber die Erklärung, durch welche am 10. April jene Urkunde zum Cahier des ganzen Wahlkreises Morlaix gemacht wurde. Der dritte Stand des Wahlbezirks Bailliage de Mâcon hat in seinem Cahier den Beschlüssen der allgemeinen Versammlung in einer Reihe von Zusätzen die Aufträge der kleineren Bezirke beigefügt; in unsrer Sammlung aber wird nicht leicht Jemand erkennen, dass all diese Artikel (III 628—636), wie doch der Fall ist, eine einzige Urkunde ausmachen. Es kommt dazu, dass das Cahier du tiers-état de la ville de Mâcon nicht an der richtigen Stelle sich befindet, da nämlich, wo im Haupttheil darauf verwiesen ist (p. 632). Dem Cahier des dritten Standes im

Wahlkreis Sénéchaussée de Dax wurden die Instruktionen der Vorversammlung im Bezirk Sénéchaussée de S. Sever und ausserdem aus den Heften einzelner Städte des Wahlkreises Auszüge angeschlossen; unsre Sammlung hat nun dieser Sachlage so wenig Rechnung getragen, dass die erste Abtheilung von den beiden folgenden durch Einschlebung eines überdies kaum offiziell zu nennenden Stückes (II 98—106) getrennt wurde. Ebenso finden wir zum Cahier des dritten Standes im Wahlkreis Bas-Limousin das zugehörige Mémoire de la vicomté de Turenne erst nach einem zwischenstehenden und ziemlich überflüssigen cahier de la sénéchausée (secondaire) de Brives abgedruckt. Das cahier du bailliage d'Avallon (II 133 ff.) erscheint wie völlig selbständig, und doch gehört es zum Cahier des Wahlkreises Bailliage d'Auxois, in dessen Versammlung beschlossen worden war, den eigenen Aufträgen die von den vier Unterbailliagen ausgearbeiteten Hefte beizufügen (vgl. a. a. O. p. 133 art. 41 et dernier). Es ergibt sich hieraus zugleich, dass in unsrer Sammlung dem Cahier des dritten Standes des Wahlkreises Bailliage d'Auxois drei Abschnitte fehlen, nämlich die Entwürfe der Unterbezirke Baillies d'Auxois, d'Arnay-le-Duc und de Saulieu. Analoge Fälle sind es, wenn unter der Rubrik Avesnes von den dem Cahier des Wahlkreises angefügt gewesenen Stücken das cahier de la ville de Fumay vermisst wird, wenn unter Bailliage de Caen von den fünf den Deputirten überwiesenen Heften der Unterbailliagen nur eines wiedergegeben ist. Der dritte Stand im Wahlkreis Sénéchaussée de Marseille schloss in sein Cahier einen Auszug aus den Aufträgen der in der Stadt Marseille abgehaltenen Vorver-

sammlung ein; dieses Bruchstück ist nun das Einzige, was unsre Sammlung von Cahier mittheilt (III 710–712). Ueberso also finden wir das einzelne Deputirte unvollständig, grosser Abschnitte ermangelnd, den angeführten Beispielen liessen sich noch zahlreiche neue hinzufügen. Insbesondere sind auch aus jenen Wahlkreisen, die gemeinschaftliches Cahier gar nicht abfassten, Aufträge der Unterbezirke, die zusammen das Mandat der reichsständischen Deputirten machten, gewöhnlich nicht alle abgedruckt. Zeugt es von einem Verkennen des richtigen Sachverhältnisses Seitens der Herausgeber, z. B. unter Draguignan das Fehlen des cahiers des Adels cahier de la noblesse, sénéchaussée de Draguignan besonders gehoben wird, während wir noch andere Abschnitte vermissen, die damit im selben stehen. Uebrigens erscheint in der betreffenden Rubrik die Bedeutung der meisten Stücke missverstanden.

Was unsre Sammlung ausser den Cahiers der Deputirten enthält, reducirt sich auf ein verhältnissmässig Weniges, wenn man viele anscheinend selbständigen Aktenstücke in ihrer wahren Bedeutung als Theile eines grossen Ganzen erkannt hat. Nur von einem Wahlsystem sind auch die Vorversammlungen sorgfältig berücksichtigt; unter Paris-hors-murs nämlich finden sich neben den Auftragheften der allgemeinen Wahlversammlungen diejenigen von 4 Communes, sechs Siebentel etwa der ganzen Sammlung mitgetheilt. Unnöthig scheint uns, wo es sich um die Wahlprotokolle handelt, den Abdruck der Wahlprotokolle; man lassen sich durchgehends scharf zwischen den Cahiers trennen. Ausserdem bemerken

dass in unsrer Sammlung am unrechten Platze sind zwei städtische Mémoires, die sich auf die Bewegung zur Zeit der zweiten Notabelnversammlung beziehen, von Metz und Pondivy.

Wir haben es schon ausgesprochen, dass wir gewünscht hätten, ein Werk wie das vorliegende durch eine Einleitung eröffnet zu sehen, die über die Composition der Cahiers sich verbreitet und vielleicht auch manchem Irrthum der Ausgabe vorgebeugt hätte. Statt dessen haben die Veranstalter der Sammlung geeignet gefunden, einen Wiederabdruck der Introduction au Moniteur an die Spitze zu stellen, jener Compilation, welche zu ihrer Zeit als Vorgeschichte der französischen Revolution dienen sollte. Wir können nicht zugeben, dass begründeter Anlass dafür vorhanden war. Denn sollten zur Vervollständigung der parlamentarischen Urkunden die Verhandlungen der beiden Notabelnversammlungen von 1787 und 1788 mitgetheilt werden, so war das Leichteste, die Protokolle, die in gleichzeitigen Drucken existiren, zu wiederholen statt der Auszüge daraus, welche die Introduction au Moniteur giebt. Im Uebrigen enthält diese ein äusserst schlecht geordnetes Material neben Vielem, was völlig unbrauchbar ist. Bei dem neuen Abdruck hätte wenigstens weggelassen werden müssen, was in unsrer Sammlung sich noch an einem andern Orte findet. Das gilt namentlich von einigen Stücken, die nochmals in dem so dankenswerthen Abschnitte vorkommen, worin die Wahlgesetzgebung für die Reichsstände von 1789 zusammengestellt ist.

Wir schliessen, indem wir einige äusserliche Eigenschaften des zu betrachtenden Werkes erwähnen. Wie die typographische Ausstattung

eine vorzügliche ist, so lüsst sich im Allgemeinen auch der Correctheit des Druckes nur Lob spenden. Kleine Versehen, die den Setzern und Revisoren zur Last fallen, sind kein zu hoher Preis für die Raschheit, mit der eine so umfassende Sammlung hergestellt wurde; die meisten lassen sich leicht beim Lesen verbessern. Nur die Emendation der häufigen Irrthümer in den Zahlen, namentlich den Monats-tagen, ist nicht immer selbstverständlich. Von sinnentstellenden Druckfehlern bemerken wir hier die folgenden: I p. 701, Sp. 1 Z. 30 v. o. l. nous st. nos, p. 718 Sp. 1 Z. 11 ist zu lesen: ou s'il est *impossible* de n'en créer qu'un, que tous ces impôts soient remplacés etc.; p. 732 Sp. 1 Z. 9 ist das Citat quid leges sine moribus vanae proficiunt? kaum zu erkennen; II p. 1 Sp. 2 Z. 26 v. o. l. pour st. par; p. 408 Sp. 2 Z. 11 v. u. l. villes et; p. 637 Sp. 2 Z. 24 l. seront st. ont, Z. 26 sont st. seront; III p. 691 Z. 14 l. l'acquit *de leur* conscience; IV p. 10 Sp. 1 Z. 3 v. o. l. vaine st. saine; V p. 644 Sp. 2 Z. 37 l.: les malheurs de la *vie* ne sont-ils pas assez grands, sans nous assujétir encore à des taxes pour avoir le droit d'y participer?; p. 787 Sp. 1 Z. 11 v. u. l. ou st. en, Z. 6 v. u. par st. pour.

Was die Inhaltsverzeichnisse betrifft, so leiden sie natürlich von den Irrthümern, die wir an den Ueberschriften der Ausgabe bemerkt haben. Den zwei ersten Bänden sind ausserdem alphabetische Sachregister beigegeben, deren Anfertigung offenbar mehr Mühe gemacht hat, als der Gebrauch Nutzen gewährt. Denn weder ist jedem in den Cahiers behandelten Gegenstande ein selbständiger Artikel gewidmet, noch sind auch unter der einzelnen Rubrik die einschlagenden Stellen

sämmtlich berücksichtigt. So bleibt zu erwarten, ob eine erschöpfende Uebersicht des Inhalts der Cahiers durch den allgemeinen Index wird gegeben werden, den die Herausgeber zum Schlusse der ganzen Sammlung versprechen. Möge dieser recht bald publicirt werden können, und dadurch ein urkundlicher Stoff seine Vervollständigung erhalten, der von gleich hohem Interesse ist für den Politiker wie für den Geschichtsforscher. Schon wie er jetzt vorliegt, das dürfen wir hinzufügen, blickt daraus in den bestimmtesten Zügen die geistige Physiognomie des französischen Volks in dem Zeitpunkte, als die Macht der Verhältnisse demselben den Staat und sein Geschick überantwortete.

Dr. Emanuel Leser.

Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage. Von Dr. Otto Mejer. Erster Theil. Deutscher Staat und römisch-katholische Kirche von der letzten Reichszeit bis zum Wiener Congress. Rostock in der Stiller'schen Hofbuchhandlung 1871. XIII. und 491 S. in 8.

Vorliegendes, dem Hrn. GJR. Dr. Bluhme in Bonn gewidmetes Buch gehört nicht zu den zahlreichen »Beiträgen«, die jetzt über die römisch-deutsche Frage als absprechende und von vorn herein Partei-nehmende Flugschriften dem Publicum dargeboten werden. Vielmehr ist es, wie jede Seite desselben darthut, die Frucht sehr mühsamer, quellenmässiger, lang anhaltender, umsichtiger Studien, welche jeder wissenschaftlich gebildete und von der Wichtigkeit des Gegenstandes erfüllte Leser anerkennen muss. Der Verf., bekanntlich Staats-Rechts-

und Kirchen-Rechts-Lehrer zu Rostock, dessen Werk über die Propaganda (1852. 1853) seinen Ruf begründete, stand, so viel wir meinen, wohl eine Zeitlang den Theorien des erneuten strengen Lutherthums, in Bezug auf das kirchliche Regiment, nicht ganz fern. Nichtsdestoweniger finden wir in dem jetzt anzuzeigenden Werke die vollkommenste Unparteilichkeit beobachtet in der Schätzung des Verhältnisses sowohl der katholischen, wie der evangelischen deutschen Kirche zum Staate. Unter der katholischen Kirche verstehen wir jedoch die echte, alte, in der keine durch Concilismajorität beschlossene Blasphemie den Pabst auf den Stuhl Gottes setzt. Der vorliegende Theil der Schrift führt die Geschichte jenes Verhältnisses bis dahin, wo zuerst durch Baiern, dann auch durch andere Staaten Deutschlands die Unterhandlungen mit Rom angefangen sind, welche den neueren Concordaten zum Grunde liegen, und im folgenden Bande dargestellt werden sollen.

Ueber den jetzigen Streit zwischen Kirche und Staat spricht sich der Verf. in der Vorrede und gelegentlich in der Einleitung aus. Er verhehlt nicht, dass er ihn nicht anders lösbar hält, als durch die Trennung zwischen Staat und Kirche. Aber die Schrift ist keine Streitschrift in diesem Kampfe, sondern rein historisch und eine Basis für die Polemik oder Politik der Gegenwart.

In wie hohem Grade sich die jetzige Regung der reinen und echten katholischen Kirche unterscheidet von dem aus Febronianismus, archiepiskobalen Souveränitäts-Gelüsten, Josephinismus und napoleonischen Ansprüchen gegen die päpstliche Allherrschaft stufenweise vordem sich

entwickelnder Zwiste der ultramontanen Kirche mit dem Staate, hat der Verf. deutlich hervorgehoben. In der Zeit von 1763 bis 1806 war es die Omnipotenz des Staats, welche, nach dem alten gallicanischen Vorbilde, der Kirche feindlich entgegentrat; jetzt ist es die Curie, welche dem Staat seiner würdigen und nothwendigen Stellung, die er für Ordnung, Sicherheit, Gewissensfreiheit zu behaupten verpflichtet ist, berauben will. Jedoch, hoffen wir, Preussen wird auch den kirchlichen Verein in den gebührenden Schranken der Ordnung zu halten verstehen: und »die katholische Opposition Döllinger's wie seiner Freunde, so weit sie auch vom Protestantismus entfernt sind, zeigt doch etwas der reformatorischen Opposition Aehnliches darin, dass sie nicht bloss aus wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit« [logischer Consequenz], »die sich sträubt, eine Unwahrheit anzuerkennen, sondern aus einem gottesfürchtigen Gewissen« [echter Religiosität] hervorgeht.

Nach einem Rückblick auf die frühere katholische Reichskirche kommt der Verf. in der ersten Abtheilung dieses Buches (v. 1763—1806) sogleich auf Justinus Febronius (Joh. Nikol. von Hontheim), dessen Tendenz für Verbesserung der kirchlichen Verhältnisse durchaus eine praktische war; er ruft dem Pabste (Clemens XIII.) zu: »er möge nicht seinen römischen Curialisten trauen, deren ganzes Wesen eitel Eigensucht und Lüge sei.« ... »Des Pabstes Primat ist nicht über, sondern in der Kirche«, sagt Febronius; »er steht unter den Canones und hat sie lediglich durchzuführen; — er ist nicht Monarch, nicht infallibel, nicht höchste Instanz, sondern jederzeit kann von seiner Entscheidung an das Concilium appellirt werden«.

Es folgen Capitel über das kurfürstliche Collegialschreiben v. 1764 und über die Curialen Artikel v. 1769; über die neuen, dem Curialen social verwandten Theorien vom Verhältnisse der Staatsgewalten zur Kirche ihrer Länder; über den Josephinismus, der mit den erblichen Tendenzen nicht ganz gleichartig, und zugleich eine Voltaire-Rousseau'sche verräth. Sowohl van Swieten als Kaunitz waren entschieden für den Territorialismus, wie denn der Kaiser sogar zu einer speziellen Gottesdienst-Ordnung vorschritt, und die von Friedrich II. »Bruder Sacristan« bewilligt ward. — Anziehend ist die Schilderung der Verf. von den vier erzbischöflichen Universitäten (Mainz, Cöln, Trier, Salzburg) und ihren Facultäten. Wir dürfen dabei erinnern an Eulogius Schneider (s. S. 67) wohl nicht aus theologischen, sondern dass er in der philosophischen Facultät als Professor angesehener war. Im Capitel über die Nunciatur-Streitigkeiten, die schliesslich zu keiner Förderung gediehen, findet sich (S. 113) der Irrthum, dass Johannes Müller sei nach Bonn gesandt worden, heissen nach »Rom«, wie auch das Citat in Anm. 1 aus Müllers Briefen nachweist.

Der Krieg gegen die Franzosen, der Reichsdeputations-Hauptschluss und der stets wachsende Einfluss von Frankreich hemmte jeden Fortschritt einige Zeit festgehaltenen Hoffnungsfortschritte, und aus dem deutschen Reichsconcordat wurde — nichts; das überrheinische Land an Frankreich verloren; das deutsche Reich selbst hörte als solches auf (1806), nachdem geistliche Gebiete rechts vom Rhein zu weltlichen, geschädigten säcularisirt worden. — Die säcularisation der geistlichen Güter dient

kanntlich als Entschädigung derer, die durch die Abtretung der Länder am linken Rheinufer verloren hatten. Allerdings hätten darunter die kirchlichen Verhältnisse nicht nothwendig zu leiden gebraucht. Es war Glaubensfreiheit in Frankreich durch die Declaration der Rechte des Menschen und Bürgers schon am 3. Nov. 1789 anerkannt und es wurde in die Constitution von 1791 aufgenommen: »niemand darf wegen seiner Meinungen, auch nicht der religiösen, bebelligt werden, so lange nicht durch deren Manifestation die öffentliche Ordnung gestört wird«. Also staatliche Ordnung ward jedenfalls als erstes Princip, unbeschadet kirchlicher Rechte, angesehen; dies wirkte auch mittelbar in den deutschen Ländern.

Napoleon, der bereits 1802 bei Gelegenheit des Reichsdeputations-Hauptschlusses den Kurzerzkanzler von Dalberg in völlige Abhängigkeit von sich gebracht, dann 1804 den vom Pabste (nicht, wie man gewöhnlich annimmt, begünstigten, sondern) abgewiesenen Versuch gemacht hatte, sich in deutsche kirchliche Angelegenheiten zu mischen, zwang im Herbste 1809 den römischen Hof, einen Cardinal zu Unterhandlungen zu schicken über ein bisher vom Pabst abgelehntes Schutz- und Trutzbündniss und über ein Rheinbunds-Concordat. Auf letzteres ging man in Paris nie ernstlich ein, und statt des erstern begannen Schritte, die mit des Pabstes Gefangennahme und Napoleons Excommunication endigten. Nun ging der Kaiser darauf ein, den gefangenen Pabst zu der Anerkennung heranzubringen, dass er schliesslich nichts, als des Monarchen geistlicher Beamter sei.

Referent muss, obgleich mit Bedauern, darauf verzichten, die sehr anziehenden übrigen

Capitel des Buchs und namentlich die festgeschlagenen Concordats-Verhandlungen des päpstlichen Bevollmächtigten mit Baiern, mit Preussens, mit Sachsen, mit Thüringen, mit dem Kurfürstenthum, mit dem Herzogthum Mecklenburg, desgl. mit Baden und den übrigen Rheinbundsstaaten, so reich der Stoff ist, für die in Frage stehenden Verhältnisse ist, hier genauer anzuzeigen. Dass zahlreiche Behauptungen der einen Partei und Gegenbehauptungen der andern, bis der Rheinbund zerfiel (1813), ohne nachhaltige Folgen geblieben sind, macht weder die Erforschung der mündlichen Verhandlungen von 1806 bis 1815 leichter, noch weniger bedeutend für den pragmatischen Nachweis der aufgestellten kirchlichen und andererseits staatlichen Grundsätze, die beide im Ganzen immerfort sich behauptet haben. Die napoleonische Zeit im Rheinbund konnte nicht anders, als vom kirchlichen Leben entfernt bleiben; denn die Staatsregierungen ermangelten der religiösen Gewissenhaftigkeit, und die römische Kirche fuhr jedes Zugeständniss an den Staat bloss als ein einstweiliges Indult anzusehen.

Der Wiener Congress machte besonders Preussens wegen auch eine Rücksicht auf das protestantische Princip gegenüber der katholischen Kirche erforderlich, und ein umfängliches Erwägen der Stellung Preussens ist deshalb diesem Capitel eingefügt. Die behandelte Frage ist allerdings eine national-deutsche geworden.

Das brandenburgische Fürstenhaus hielt seit dem grossen Kurfürsten an drei Grundsätzen fest: erstens protestantisches Princip, zweitens monarchische Regierungsmacht, drittens auch über die kirchlichen Angelegenheiten absolute praktische Toleranz. Diese Grundsätze wollten ihre protestantische Pflicht

üben, aber ohne das Bestehen und Leben der katholischen Gemeinden zu stören, solange diese der staatlichen Ordnung und monarchischen Hobeit sich fügten. Die Herrscher wollten und behaupteten gesetzmässige Freiheit in den Kirchen aller drei Confessionen. Die Befugniss dazu nahmen sie von ihrer, im westfälischen Frieden anerkannten, landesherrlichen Stellung als Recht und als Pflicht her. Aber wie sie auch jeden entgegenstehenden, ausschweifenden, päbstlichen Anspruch als Anmassung behandelten, die man wissenschaftlich leicht als falsch demonstriren könnte, ja öfters fast ignorirten: so liessen sie sich auf einen Streit mit dem Pabste nicht weiter ein; man regierte monarchisch und tolerirte das Vorgefundene im Lande. — Friedrich der Grosse insonderheit beharrte ganz in der freien, landesväterlichen, zweifellosen Gesinnung und Ausübung, die bis zum Tode Friedr. Wilh. III. keine wesentliche Veränderung in Preussen erfahren hat. Die deutschen ausgezeichneten Rechtslehrer standen den Staatsmännern dabei zur Seite.

Der Wiener Congress war, bei solcher Einwirkung eines unabweisbaren und massgebenden protestantischen Princips einer der Hauptmächte, am wenigsten geeignet, die römische Kirche mit den Regungen in Deutschland wieder in Harmonie zu bringen. Die Bemühungen Consalvi's, Wessenberg's, der Oratoren u. a. m. mussten scheitern. »Auch der Wiener Congress hatte also nicht wieder aufgebaut, wass die letzte Reichszeit niedergerissen hatte«. Der Verf. hat die Gründe dieses Misserfolgs, wie wir glauben anerkennen zu müssen, mit ebenso viel Geist als Fleiss dargelegt.

Nach dieser sehr summarischen Uebersicht des beweisenden Inhalts des Buches, dürfte es zweckmässig sein, wenige, allgemeine Betrachtungen über die Haupt-Gesichtspunkte des Verf. hinzuzufügen. Referent glaubt, ihn verstehen zu müssen:

Der Urverein bleibt der Staat; ohne giebt es keine sittliche Ordnung, Sicherheit, Freiheit der Staatsbürger, so wie keine bare Entwicklung zur echten Civilisation in dem Staat enthalten, können viele verschiedene Vereine sich bilden, materielle oder geistige zu den mannigfaltigsten Zwecken; sie stehen aber alle unter dem Prinzip des Urverein, dem Staate; — die Kirche kann eine höhere Schätzung beanspruchen, als das Staat, wegen ihrer sittlich-religiösen Zwecke eine ausgezeichnete Achtung verdient, falls sie nicht der Intelligenz und dem rein religiösen Gefühl entgegen wirkt. Die jetzige Zeit fordert die Trennung des Staats und der Kirche, die Friedensstiftung anerkennen und durchführen, zum Segen für beide.

Göttingen.

Bender, Dr. Wilh, Prediger und Lehrer der Religion und hebräischen Sprache am Gymnasium zu Worms a. Rh.: Der Wunderbegriff des Alten Testaments. Eine historisch-dogmatische Untersuchung. Frankfurt a. M. Verlag von H. B. F. und Zimmer, 1871. 123 Seiten.

Diese Arbeit ist durch ein Preisausschreiben der bekannten Haager Genossenschaft veranlasst worden, und wenn dieselbe auch nicht gewonnen worden ist, so dürfte der Verf. doch wohl geneigt haben, sie zu veröffentlichen. Noch immer sind die »Wunder« ja einen Gegenstand

Streites unter Theologen und Nichttheologen, und wenn es wünschenswerth ist ungeachtet der bekannten Meinung Schleiermachers, auch über diesen Theil der christlichen Glaubenslehre zu deutlichen und bestimmten Meinungen zu gelangen, so kann dies schwerlich anders geschehen, als auf dem von dem Verf. eingeschlagenen Wege: durch Untersuchung und Feststellung derjenigen Anschauungen, welche die biblischen (neutestamentlichen) Schriftsteller selbst mit dem Wunder, von dem sie berichten, verbunden haben. Und wir meinen, der Verf. habe zur Aufhellung des da vorliegenden Thatbestandes auch einen aner kennenswerthen Beitrag geliefert, besonders aber sei der erste Theil seiner Untersuchungen von Wichtigkeit, der, in welchem er eben von der »Vorstellung« handelt, »die sich die Verfasser des N. T. vom Wunder gemacht haben«. Die Untersuchung ist eben so genau und in das Einzelne gehend, wie unbefangen und vorurtheilsfrei nach beiden Seiten hin, und die Resultate, welche durch sie gewonnen werden, sind der Art, dass die Wissenschaft wohl Ursache haben möchte, sie zu beachten. Der Verf. meint in das Licht stellen zu dürfen, dass »dem Wunder, wie dem gesammten geschichtlichen Christenthume eine relativ neue und reale Ausgiessung desselben göttlichen Geistes zu Grunde liegt, der die gesamte Welt durchwaltet und im Wunder die höchste Steigerung seiner allbelebenden Kraft in die Erscheinung treten lässt«, und es sind ihm »die Wunder demnach nur die Höhenpunkte, in welchen dieser Geist, sei es auf dem Gebiete der Natur oder des menschlichen Lebens, die Fülle und die Kraft seines Eintretens in die Weltgeschichte wirksam manifestirt«. »Diese specifischen Manifestationen« treten aber nicht abrupt und be-

dingungslos ein, sondern sie »sind in ihrem Verhältniss zu den organischen und geordneten Wesen, in welchen sich dieser Geist alsbald in der s. g. natürlichen Existenz giebt, durchaus nicht durch eine entgegenkommende und aufnehmende geistige Anstrengung ihrer Träger«, und dass irgend die specifische Wunderkraft sich aus der Disposition der Personen und der gegebenen Verhältnisse ableiten liesse, vielmehr gerade aus ihrer neuen und wesenhaften Realität die Wunder ihre Ursache und also das Wunder selbst genommen wird, so ist doch jedes Wunder sogar in seinem Entstehen bedingt durch die Geistes- und Lebensordnung, in die es eintritt, und in seiner Entstehung organisches Glied der allgemeinen Lebensordnung. Weder das sinnliche, noch das absolute Wunder ist das Wunder des Lebens und »ist es im Grunde die durch den Willen Gottes beherrschte Macht der alles durchdringenden göttlichen Lebenskraft, welche da wirkt, so haben doch Jesus insbesondere die andren Träger des neuen Geistes in ihrem Antheil an demselben, als sie je nach ihrer Geistesbegabung entweder unmittelbar durch sie in ihnen verliebene Mass des göttlichen Geistes wirken, oder aber, wie gewöhnlich, durch den Ausdruck ihres Geistes den Lebensgeist zu wunderbarem Wirken in Bewegung setzen. So ist das Wunder »als Erscheinung den Gesetzen der durchaus Natur«, aber »es sucht für seine Erklärung keine andre Ursache«, als die Ursache alles Geschehens: »den Lebensgeist Gottes«, »dass dieser Geist in der Gründungsgeschichte des Gottesreiches die höchste Steigerung der Lebenskraft, deren Folge die unerhörte Schnelligkeit des Prozesses ist und welche die sonstigen Gesetze und Mittel seiner übrigen identischen

kungskreise fast überflüssig macht, nach dem Willen Gottes erfahren hat, ist dem N. T. das eigentlich Wunderbare«. In diesen von dem Verf. selbst formulirten Sätzen ist die Auffassung enthalten, wie er sie im N. T. meint finden zu müssen, und sichtbar zeigt sich hier das Bestreben, in den eigentlichen Sinn der neutestamentlichen Schriftsteller einzudringen und zu versuchen, wie das Wunder im Zusammenhange mit den sonst bekannten Gesetzen des Geschehens denkbar gemacht werden könne.

Weiter fragt der Verf. dann nach dem Werthe, welcher durch die Verfasser des N. T. dem Wunder zuerkannt worden sei, und da sind es denn zwei, aber nothwendig zusammengehörende Gesichtspunkte, welche er aufstellt: einmal erscheint im N. T. das Wunder als »ein Mittel, den Glauben an den Messias, die Bekehrung und den Eintritt in das Gottesreich zu bewirken« und das andre Mal als eine »Offenbarung der Herrlichkeit Jesu, als eine Beglaubigung des Messias durch Gott, als Zeugniß des gekommenen Gottesreiches und als Weissagungserfüllung«, und es muss anerkannt werden, dass der Verf. die biblischen Daten auch in diesem Theile seiner Darstellung recht gut verwerthet hat. Besonders hervorgehoben zu werden verdient, was darüber gesagt wird, dass die eigenthümliche Art der Wunder Jesu schliesslich die Katastrophe seines Lebens beschleunigt habe, und namentlich ist auch die Bedeutung der Auferstehung für die Gründungsgeschichte der ersten christlichen Gemeinde sehr gut in's Licht gestellt. Sie »gibt den entscheidenden Erkenntnisgrund der allem Anschein nach verloren gegebenen Messianität Jesu ab und wirft auf den Tod, wie das ganze Leben des Herrn ein völlig neues, aufhellendes Licht«, sie »ist das entscheidende Ereigniss, unter dessen überwältigendem Eindrücke die Jünger erst im eigentlichen Sinne Christen werden, dessen gewaltige und nachhaltige Wirkungen in der Ansiehung des heil. Geistes, der Gründung der Gemeinde, der Bekehrung des Paulus und der Verbreitung des Gottesreiches über die damalige cultivirte Welt evident sind«. Ueberhaupt aber hat es der Verf. kein Hehl, dass ihm das Wunder als ein integrierender Bestandtheil des N. T. gilt, ohne den dieses selbst unverständlich sein würde. »Es kann«, sagt er,

»keinem Zweifel unterliegen, dass nicht nur das des N. T. über das Leben Jesu wesentlich durch den Druck seiner Wunder bestimmt ist, diesem ausser den Urtheile nach haben die Wunder in das Leben des Apostel und die Geschichte der ältesten Gemeinden und entscheidend eingegriffen, so entscheidend, dass die gesammte urchristliche Geschichte von ihnen geprägt man kann sagen, gebildet wird«, und »dass sämmtliche Wunder keine müssige Rolle in der Geschichte Jesu spielen haben, liegt in der Darstellung und dem Umriss unserer Schriftsteller klar vor Augen«, ein Umstand gewiss von grosser Tragweite sein dürfte und wohl immer genug von den Theologen beachtet worden.

Der dritte Theil handelt endlich von der Meinung, welche die Ansicht der neutestamentlichen Schriftsteller über das Wunder noch für unsre Zeit haben. Da meint der Verf. denn, »Alles in Allem gerathe schein uns das Urtheil des N. Ts. über Jesu und Apostel Wunder nach zwei Seiten hin fortwährend der eingehenden Beachtung werth zu sein: 1) durch die Ereignisse selbst bestimmtes geschichtliches Zeugniß über die Natur und den Erfolg des Wunders und 2) als der älteste den Ereignissen am nächsten stehende Versuch, das Wunder zu erklären und seinen heilsgeschichtlichen Werth zu bestimmen«, und sagt der Verf. gewiss viel Begründetes. Wir verweisen nur in diesem Abschnitte eins: eine klare und deutliche Darlegung der Meinung des Verf. über den Grund, den man von dem s. g. Wunderbeweise so oft lange in der Dogmatik hat machen wollen. Wir glauben gerade in diesem Abschnitte sei es am Orte gewesen die Missbräuche zurückzuweisen, die sich immer wieder einschleichen, und ein Missbrauch scheint es uns zu sein, durch die Wunder den Glauben an Jesus Christus auch noch in unsrer Zeit begründen zu wollen, mehr umgekehrt der Glaube an die Wunder der Bibel nur durch den Glauben an Jesus Christus begründet werden kann.

Noch sei bemerkt, dass der Verf. bei allem Festhalten an der Thatsächlichkeit der Wunder Jesu und seiner Apostel doch auch unbefangen genug ist, um auch solche Elemente in den neutestamentlichen Berichten zu unterscheiden und es anzuerkennen, dass diese Unterscheidung ihr gutes Recht habe, wie z. B. gegenüber der Wunderforschungsgeschichte.

F. Brandt

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 39.

27. September 1871.

Medieval Greek Texts: being a collection of the earliest compositions in Vulgar Greek, prior to the year 1500. Edited with prolegomena and critical notes, by Wilhelm Wagner, Ph. D. Part I. Containing seven poems, three of which appear here for the first time. With an essay on the Greek version of Apollonius of Tyre, by A.-Ch. Gidel, professeur de rhétorique au Lycée impérial Bonaparte, Paris. London, published for the Philological Society, by Asher and Co. 1870. — XXIV und 190 S. 8.

*Περὶ νεοελληνικῆς φιλολογίας. Δοκίμιον ἀναγνωσθῆν ἐν τῇ ἐλληνικῇ σχολῇ τοῦ Λονδίνου κατὰ τὴν ἐσπερινὴν συνδαιτιριβὴν τῆς 21ης Μαρτίου 1871. Ὑπὸ Δημητρίου Βικελά. Ἐν Λονδίνο, printed by Taylor and Francis. 1871. — 30 S. 8. *)*

*) Mit gelegentlichen Rückblicken auf drei, ihrer Zeit in diesen Anzeigen nicht besprochene Werke verwandten Inhalts, nämlich:

1. Ἐκλογή μνημείων τῆς νεωτέρας ἐλληνικῆς γλώσσης,

• Eine Publication, wie die vorliegende Sammlung mittelgriechischer Texte, hat auf der Seite aller derjenigen, für welche der Gegenstand Interesse ist, um so gerechtern Anspruch auf Anerkennung, je zutreffender eben sie die in der Note am Schluss des Inhaltsverzeichnisses gelegentlich haltene Bemerkung des Hrn. Dr. Wagner kennen werden, dass man es hier mit einem aus Liebe zur Sache unternommenen Act zu thun habe, bei welcher es nicht auf die Veranschö-
 schädigung des Herausgebers für seinen Ansehen an Geld und Zeit oder auf Gewinn für die gelehrte Gesellschaft, die in liberaler Weise eine Publication übernommen, abgesehen sein kann. Dass wenigstens in Deutschland die Herausgeber irgend umfangreicherer Schriften der besprochenen Art, und mag ihr auch vielleicht seit Jahren unbefangenen und competenten Kritik ein so günstige und ermuthigende Aufnahme zu Theil werden, von vorn herein auf jeden materiellen Erfolg gänzlich zu verzichten ist, vom Herausgeber und Verleger auf das Gegentheil mit Bestimmtheit zählen können, das wird wohl besonders die wenigen, welche eine Liebhaberei zu ähnlichen Unternehmungen veranlasste, ziemlich ausnahmslos aufs positive bestätigen. Etwas anders und relativ weniger mag es sich mit kleinern und wohlfeileren, als her gehörigen Schriften verhalten, bei

ἐκδομένη ὑπὸ Α. Ι. Μαυροφωφίδου. Τὰ Ἀθήνησιν, 1866. — x und 548 S. 8.

2. Etudes sur la littérature grecque moderne. Citations en grec moderne de nos romans de ce siècle depuis le XII. siècle. Ouvrage couronné par l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Par A.-Ch. Maury. Paris, 1866. — VII und 371 S. 8.

3. Mittelgriechisches Volksepos. Ein Versuch von Max Büdinger. Leipzig, 1866. — 81 S. 8.

wenn deren, etwa schon durch anderartige Leistungen bekannte Verfasser oder Herausgeber so glücklich sind, einem einflussreichen und gefälligen literarischen Kreise anzugehören oder doch nahe zu stehen, dessen zur Kritik berufene Mitglieder in verständiger Erwägung des Epicharmischen *ἡ χεὶρ τῇ χειρὶ νύκει· δός τε καὶ λάβε τε*, es an einer eifrigen und emsigen Reclame nicht fehlen lassen, wie eine solche für literarische Erfolge, so weit diese durch den mercantilen wesentlich mit bedingt sind, heutzutage unerlässlich zu sein scheint.

Gegenüber jenen misslichen Aussichten auch des gewissenhaftesten Arbeiters auf dem vielleicht undankbarsten Felde der Literatur erscheint uns für diejenigen, welche den Werth einer so uneigennützig aufgewandten Mühe und ihrer Früchte zu schätzen wissen, der rückhaltlose Ausdruck dieser Anerkennung gewissermassen als eine Ehrenpflicht, und dieselbe in Hinblick auf Herrn Wagner's Buch zu erfüllen gereicht uns zu wahrer Befriedigung. Doch wollen wir fürerst auf die Bemerkung, dass, abgesehen von dem mit sorgfältiger Kritik behandelten Text der mitgetheilten Gedichte, sowohl der nach frühern Drucken reproducirten, als der bisherigen drei Anecdota darunter, die Prolegomena des Herausgebers auf wenigen Seiten eine Fülle schätzbarer sachlicher Notizen, so wie lehrreicher und sehr beachtenswerther eigener Erörterungen darbieten, und demnächst auf die gedrängte Angabe des Inhalts uns beschränken. Etwas mehr Raum aber möchten wir später für das nähere Eingehen auf solche Punkte in Anspruch nehmen, wobei wir uns gedrungen fühlen, gegen die Ansichten des Herausgebers einige, nicht ohne ausführlichere Begründung

geltend zu machende Bedenken zu erheben eine Polemik, in welcher Hr. Wagner nur Beweis unseres regen Interesses an seiner Arbeit und des Gewichts erkennen möge, in streitigen Fragen gerade auf seine Ansicht zu legen geneigt sind.

Die Prolegomena beginnen mit Untersuchungen über Art und Zeit der Verdrängung der Quantität in der griechischen Oralsprache, damit auch, soweit dieselbe in der Poesie Geltung kommt, in dieser letztern durch das Vorwiegen des Accentus, und finden den Abschluss dieser Wandelung im 4ten Jahrhundert, so dass Quintus von Smyrna, Agathias und spätern griechischen Dichter, welche bei dem Versbau sich noch die Quantität als Norm ließen, in dieser Beziehung schon nicht mehr als heutzutage Philipp Joannu,*) als Dichter einer fremden, dem Leben abgestorbenen Sprache zu betrachten wären. Für die Entwicklungsgeschichte des vulgargriechischen überhaupt werden nach sehr plausibeln Kriterien drei Hauptperioden, jedoch nicht ohne zwischenfallende Wendepunkte von mindigsteigender Bedeutung, unterschieden, die vom Anfange der christlichen Aera bis zur Unterdrückung der isaurischen Ikonoklasten im Jahr 720, die zweite bis zur Gründung des byzantinischen Kaiserthums in Konstantinopel im Anfang des 13ten Jahrhunderts, die dritte bis zur türkischen Eroberung im J. 1453, mit der das Hellenische, zu dessen Gunsten eine griechische Restauration seit 1261 einzuhalten Reaction eingetreten war, durch das Aufhören als officiële Sprache der Adm-

*) In seinen *παράγωγοις*. S. Jg. 1865 d. Anz.

tion, der Gerichte etc., sowie durch die Flucht der Gelehrten nach dem Abendlande seinen Haupthalt als lebende Sprache verlor, wiewohl es vollständig erst etwa 200 Jahre später, als auch der Klerus allmählig zur Anwendung des Volksidioms in Predigt und Schrift sich bequemte, zu der Schattenexistenz einer todten Sprache herabsank.

Die ersten politischen Verse in engem Sinn, d. h. nach dem Accent gemessenen katalektisch iambischen Tetrameter, werden aus dem 11ten Jahrhundert nachgewiesen, wo auch der Name zuerst vorkommt, mit der richtigen Bemerkung jedoch, dass sie ohne Zweifel schon seit weit früherer Zeit üblich waren, wiewohl das sporadische Vorkommen einzelner, nach dem Accent gelesen denselben Rhythmus darbietender Verse schon bei den alten Tragikern nur für einen reinen Zufall, sowie das Vorkommen, an einer Stelle beim Aristophanes sogar sehr gehäufte Reime nur für eine scurrile Caprice gelten kann.

Die erste vom Herausgeber, p. X, näher in Betracht gezogene, auch am Schluss der Einleitung, p. XXII sqq., nach Sp. Zambelios, der sie 1859 in Athen publicirte, Theodor Kind (vergl. die betreffenden Bemerkungen in diesen Anzeigen, 1862, S. 466) und Max Büdinger vollständig mitgetheilte Composition in politischen Versen von einigem Umfange, die märchenhafte Erzählung: *ἡ ἀναγνώρισις* (in 70 Versen), hat dem letztern der ebengenannten Gelehrten Veranlassung zu einer sinnreichen, in einer eigenen kleinen Broschüre*) dargelegten und auch von Hrn. Wagner vollständig adoptirten historischen

*) Mittelgriechisches Volksepos. Ein Versuch von M. Büdinger. Leipzig, 1866.

Conjectur gegeben, von welcher wir in gestehen müssen, dass wir ihr, wie geistreich immerhin ersonnen und wie scharfsinnig geschickt jeder zu ihrer Begründung irgend nutzende geschichtliche Anhaltspunkt hängen und ausgebeutet sein mag, wohl als den Werth eines kunstvollen, vielleicht bei dem Geistesspiels, nicht aber einer jemals zeugend nachzuweisenden, in der historischen Realität begründeten Annahme einräumen. Der Held der Erzählung ist ein in cenischer Gefangenschaft geborenes, im von seiner Mutter mit Brodkrumen und von der Fürstin — »ἀμύρσσαι« — (?) mit krumen und Honig genährtes, dann bis zum Jahre, ähnlich wie Puschkin's Zarensohn dón, mit dem es freilich noch rascher gewachsen, mehr als riesiger Kraft und entsprechender Muthe erstarktes Christenkind, der Sohn nicht näher qualificirten Kriegers oder Königs Andronikus (ein Name, im Griechischen und Neugriechischen ungefähr so selten, insofern so zuversichtlich als individuelle Erkennungsmittel zu verwerthen, wie im Deutschen der Name Karl oder Heinrich, Meyer oder Schulz), der übrigens, gegen Hr. Büdinger (a. a. O., S. 4) beiläufig bemerkt, durch das Wort *κύρις* nicht als sein Herr, sondern als sein Vater bezeichnet wird, indem dies im Mittelgriechischen (vergl. Koraïs, *op. cit.* II, p. 215) nichts anderes heisst, ja, in den meisten Dialekten, mit dem wir es hier wahrscheinlich, als mit dem trapezuntischen, zu thun haben dürften, der vorzugsweise, wenn auch ausschliesslich dafür gebrauchte Ausdruck. In der Erzählung von den Thaten dieses Christenkindes nun findet Hr. Büdinger »nicht

« alle wesentlichen Züge dem wirk-
 ben des letzten Kaisers aus dem Hause
 nen in Konstantinopel, Andronikus II.,
 en, »wenn auch«, wie es heisst, zwischen
 seinem Sohne getheilt und auch sonst
 Weise populärer Dichtung verschoben«.
 nen ist, noch als Prinz, mit seiner von
 hrten Gattin, mit welcher er später
 der erzeugt, in das Land der Sarace-
 ngen, nachdem er selbst früher einmal
 hend in saracenische Gefangenschaft,
 die der Perser (vulgo Seldschukken),
 im Liede ist das Wunderkind während
 enischen Gefangenschaft seiner Mutter
 Das letztere wirft mit Leichtigkeit
 ein Verlangen von den Saracenen ihm
 centnerschweren Banden von sich:
 blich historischer Vater hätte einst
 wie Joannes Kinnamos berichtet, »auf
 e Art«, zwar nicht aus saracenischen
 doch aus der Haft seines Veters, Kai-
 el's II., sich befreit. Das Riesenkind
 nachdem es jene kolossalen Lasten und
 Fesseln abgeschüttelt, über neun Rap-
 saracenen hinweg auf seinen eigenen:
 st auch Andronikus Komnenus, der
 e Vater, einmal, wie Nicetas von
 zählt, in Pelagonien, um den Nach-
 der Verwandten seiner Frau aus dem
 umstellten Zelte zu entkommen, über
 mselben befindliche Hecke gesprungen,
 Verfolger stumm vor Erstaunen waren.
 ronikus im Liede erscheint als ein
 edlen Gefühlen, voll Freude über die
 hr des Sohnes zu ihm: zärtliche Kindes-
 l aber auch dem, obwohl mit Blut und
 effekten komnenischen Kaiser nachge-

rühmt, — und was der merkwürdigen, überraschenden und zutreffenden Coincidenzpunkte mehr sind. Wir bekennen, dass der Versuch, ein Product wüst ausschweifender Phantasie, wie dies Märchen von der *de la mort*, solchergestalt auf bestimmte, angestrichelte, darin verherrlichte historische Thatfachen zu zuführen, wie gelungen es an sich sein mag, uns fast anmuthet, wie ein gleiches Bestreben, wenn man es z. B. auf die Abenteuer des Finkenritters anwenden wollte. Es hat Analoges mit der schalkhaften Manier, wie *l'auteur* in der Vorrede zur Geschichte Peter Grossen die Hypothese de Pauw's über die Abstammung der Chinesen von den Aegyptern, noch mehr Gründen von seiner Façon zu stützt, auch behufs noch drastischerer Wirkung in ähnlicher Weise die Herkunft der Franken von den Trojanern demonstrirt, oder wie der Artikel Gargantua des Dictionnaire philosophique gegen die Zweifler eifert, die nicht daran denken wollen, dass Rabelais wundervolle Geschichte weit entfernt, aus der Luft gegriffen zu sein, auf ausgemachtester historischer Realität beruht, — nur mit dem Unterschiede, dass mit Hrn. Büdinger's scharfsinniger Demonstration eines historischen Anhaltspunkts für das Dronikuslied ernstlich gemeint zu sein scheint. Will man aber in letzterm durchaus historische Anklänge finden und deuten, so dürfte ihm hin Zambelios auf richtigerer Fährte sein, er in der Erwähnung Kreta's und der dortigen Beziehung stehenden Persönlichkeiten einen Fingerzeig für den weit ältern Ursprung des Gedichtes und für seine Herkunft von der belagerten Insel zu finden glaubt, wohin zufällig von Hrn. Büdinger supponirte historische

auf seinen Odysseusfahrten, soviel be-
ie gekommen ist.

dem nächsterwähnten Specimen, dem pa-
en Gedichte eines Alexius Komnenus
Neffen Spaneas, möchten wir der frei-
t motivirten und Hrn. Wagner (p. XI)
ht einleuchtenden Annahme seines ersten
bers, des verstorbenen Mavrophrydis
μνημείων τῆς ν. ἑλλ. γλώσσης Α'. προλ.
ass dasselbe keinesfalls von dem be-
ersten Kaiser jenes Namens herrühre,
derm schon deshalb beistimmen, weil
dem Gedicht stellenweise anklingende
te Ton uns dem Naturell des Kaisers,
der Geschichte, besonders in den Me-
einer Tochter, zur Erscheinung kommt,
zu entsprechen scheint, vorzüglich aber
eil andern Falls dem byzantinischen
ke gemäss in der Ueberschrift eine
Präconisation des erlauchten Verfas-
r wenigstens die Bezeichnung seines
anges gewiss nicht fehlen würde.

Notizen über die beiden zuerst von
n ersten Bande der *Avanta* (vergl. diese
1830, II S. 1387), später kritisch ge-
von Mavrophrydis publicirten Gedichte
oprodromus an Kaiser Manuel I., über
falls in M.'s *Ἐκλογή* enthaltene, präten-
aphrase der Ilias, in Wahrheit nur des
n vierfüssigen Trochäen von Konstantin
kos, und über die umfangreiche ano-
rschronik der Franken in Morea durch
rausgabe der, freilich ihren Werth als
e Quelle, wie auch Fallmerayer und
wie wir dies bei einer andern Gelegen-
gewiesen), viel zu hoch anschlagende

Buchon sich ein grosses Verdienst erworben, zu weitem Bemerkungen keinen Anlass.

Etwas genauere Beachtung erfordern die Belehrung über die hiernächst an die kommenden romantischen und andern erden Gedichte von Hrn. Wagner warm empfehlen: »Études sur la littérature grecque moderne. Imitations en grec de nos romans de chevalerie depuis le XII. siècle. Ouvrage couronné 1864, par l'Académie des Inscriptions et Lettres; par M. A.-Ch. Gidel. Paris, 1866 kennen, über dies von Hrn. Wagner oft und wiederholt (p. XV; 105, etc.) als excellent work« bezeichnete Buch zwei französische Recensionen. Die eine in dem gewissermaßen officiellen Journal des savants, 1867, p. 6 für das von der Akademie gekrönte Werk zu erwarten war, nur Lobeserhebungen, sehr vager Natur. Sehr verschieden davon ist eine andere Recension in der Revue d'histoire et de littérature, 1866, II, p. 400, in welcher, abgesehen von dem dem Titel nichts weniger als genau entsprechenden Inhalt des Gidel'schen Buches, durch gründliche Nachweisung einer Menge seiner Missverständnisse, handgreiflicher Irrthümer und Ungenauigkeiten, insbesondere auch des masslosen Hascheus nach unhaltbarem zum Theil wahrhaft frivolen Hypothesen das entschiedene Verwerfungsurtheil: »M. Wagner ne s'est pas montré à la hauteur de la tâche qu'il a entreprise: l'érudition et la critique ont fait également défaut, et il a produit un livre dans lequel on trouvera peu de choses à louer à part la beauté du papier et de l'impression«, in bedenklicher Weise substantiell und die womöglich noch herber lautende S

g des Recensenten der Revue gerecht-
 1: »Il est triste qu'on soit obligé de
 nt d'ignorance et tant de négligence
 re d'un professeur de l'Université déjà
 fois lauréat de nos Académies; mais
 us triste encore, pour l'honneur de la
 ançaise, qu'un pareil livre ne fut pas
 e qu'il vaut«. Eigenthümlich hat Hr.
 zu dem Referenten gestellt. Letzte-
 der Publication des bereits 1854 von
 Ref.) nach der Handschrift der Pari-
 othek copirten Belthandros im
 2 dem dieselbe damals, wie es scheint,
 enden Hrn. Gidel zuvorgekommen.
 t es nun, wo in dessen Buche von die-
 be die Rede ist, nicht anders als: —
 a donné une édition d'après *notre*
 de la bibliothèque impériale« (Préface,
 Nous avons préparé une édition de
 nous venons d'être prévenu par M. E.,
 ie à Leipzig le texte de *notre manu-*
 * (p. 106, n. 2); M. E., qui vient de
 ut récemment (d. h. vor damals vier
 après *notre manuscrit* de Paris, le
 i nous occupe, accuse Ducange de
 et Coraï d'ignorance à propos de ces
 s« (p. 125). Dieser letztere unge-
 auch nur aus einem Missverständniss
 , worauf er sich bezieht, erklärliche
 gilt unserer in der Einleitung zum
 s (*Analekten d. mittel- und neugr.
 S. 11 ff.) sich findenden und noch
 echt gehaltenen Bemerkung, dass die
 s für ganz selbstverständlich erklärte,
 Hrn. Wagner, p. XVII, angenommene
 der griechischen Namen *Βέλθανδρος*
υλος mit den französischen Bertrand

und Rodolphé*) zwar als möglich doch, wie überhaupt der gleichfalls rätischer Gewissheit hingestellte französische Gedicht, in Hingestellung des ganzen Gedichts, in Hingestellung verschiedene, unleugbar als spezifisch anzuerkennende Eigenthümlichkeiten noch keineswegs bis zu unanfechtbar erwiesen sei. Für diese von vornwonnene und zu keiner Zeit von uns doch gewiss sehr nachgiebige und Anschauung wird der éditeur de *notre* de Paris von Hrn. Gidel, p. 134, noch Prädicat eines »*défenseur exagéré* de du poème grec« bedacht.

Unter den erzählenden Dichtungen Hr. Wagner (p. XVI) auch des Syr bekannten, doch aus unbekannter 13. Jahrh.) stammenden griechischen der Geschichte von den sieben weisen hinsichtlich deren wir indessen der Ansicht sie ungefähr in derselben Sprache gleich darauf näher besprochenen schon Erzählungen, was doch auf die unmittelbar folgende Geschichte des Ritters zu beziehen, abgefasst und als die älteste Probe römischer anzusehen sei, nicht beistimmen können dem Buche des Andreopoulos, wenn xenophontischer Styl, doch ein an der Reinheit und grammatischer Correctheit sern unter den spätern byzantinischen schreibern im ganzen mindestens ein Altgriechisch wohl bezeugt werden

*) Hr. Gidel hat diese Namenerklärung der ihm eben so unzweifelhaft scheinenden des Namens *Φιλαμπος* als der Gräcisirung schon *Guillaume* bereichert.

der Erwähnung des Gedichts vom »al-
 er« berechtigt die Bezeichnung des-
 griechischer Reproduction einer Epi-
 dem Sagenkreise der Tafelrunde den
 n, welcher vor 25 Jahren in der lite-
 Einleitung vor seiner auch von Hrn.
 II, n. 23, und XVI, n. 43, angeführten
 des zuerst vor 50 Jahren von F. H.
 gen nach der vaticanischen Handschrift
 n Gedichts dessen 13 Jahre später von
 Königsberg bemerkte Identität mit
 einem altfranzösischen Roman (Gyron
 is von Helie de Borron) enthaltenen
 zuerst im Einzelnen Punkt für
 nachgewiesen, als an ein erbau-
 spiel der mit literarischer Vornehm-
 Zeiten in schier unglaublichem Grade
 kritischen Leichtfertigkeit
 erechtigkeit daran zu erinnern,
 eben hervorgehobene Umstand den se-
 der Hagen nicht hinderte, ein paar
 ter (in den Abhandlungen der Berliner
 von 1848, gedruckt 1850, hist. phil.
 4) die erwähnte, mit Einleitung, me-
 ebersetzung und kritischen Noten ver-
 m — im günstigsten Falle!*) — nie zu
 ekommene Ausgabe des alten Ritters
 »Nachdruck« seiner eigenen Publica-
 fertigen, dessen Herausgeber, wie es
 heisst, »eben so«, wie der Franzose
 l und der Holländer L. G. Vischer
 ich nur Textabdrücke geliefert) von
 mmenhange des Gedichts vom alten
 günstigsten Fall, — gegen dessen Annahme
 in der Einleitung zu unserer Ausgabe des
 von uns angedeutete Gründe, bedenklich ins
 en.

Ritter mit dem französischen Roman bemerkt« habe!

Nächst der von Mavrophrydis (l. —428) nach der sehr defecten Pariser publicirten Geschichte des Lybistros Rhodamne, wovon leider kein vollständiges graphon mehr zu existiren scheint, von uns vorhin bereits anticipirten Be kommt die Rede auf die nach einer alten Handschr. in Wien häufig von Meuschen nach ihm von Ducange citirten Liebesgeschichte des Kallimachos und der Chrysorrhoe, welcher Gelegenheit in Anlass einer von Meuschen nach seiner Gewohnheit, ins Blaue, aus P. Lambecii bibliotheca Vindob. citirten, in Wahrheit aber nicht das geringste lichen Notiz über das fragliche Manuscript selbst dem so günstig für ihn eingeworfenen Hr. W., p. XVII, n. 44, auf einen Augenblick die Geduld ausgeht.

Gleich darauf aber zollt er ihm dieselbe liche Anerkennung für die allerdankenswerthe Mühe, die griechische Version des Apollonius von Tyrus nach der alten Handschrift (cod. Gr. 390) für ihn zu vertheilen, sowie für die derselben beigefügte, in 101 (p. 91—101) zehn Seiten füllende Anordnung in französischer Sprache, die zugleich ein völlig homogenen Nachtrag zu Hr. G. 1. nem Buche gelten kann. Die hier vorgelegte mittelgriechische Version des berühmten in 852 reimlosen Versen, nicht zu verwechseln mit einer unstreitig weit jüngern, einstmals von Gabriel Kontianus zugeschriebenen, der Handschrift mehrmals gedruckten Uebersetzung derselben Geschichte in äusserst einfachen politischen Reimversen, ist das

der bedauerlichen Lücken der Handschrift reichste der von Hrn. Wagner mitgetheilte Anekdoten; in dessen Buche sie ohne das geschickte Summarium des Inhalts (p. 57—28 Seiten) (p. 63—90) füllt. Auch ihr nicht unmittelbar die vielleicht aus dem 3ten Jahrhundert datirende, doch und wohl für immer verloren gegangene griechische Urschrift zum Grunde, sondern die Ueberschrift besagt, ein lateinischer nicht aber die bekannte, wiederholt gethe Uebersetzung, von deren Inhalt sie sich deutlich unterscheidet, wie namentlich, im Satze zu dem dort beibehaltenen heidnischen Kostüm, durch Verlegung der Geschichte in christliche Zeit und die im Zusammen damit ihr verliehene erbaulich moralische Färbung.

Es folgen kurze Notizen über die zu näherer Betrachtung für die Einleitung des letzten Abschnitts vorbehaltene Geschichte Belisar's; über endlich als metrische Bearbeitungen profanischer Originale zu bezeichnenden Liebesgedichten Flores und Blancefleur's (*Αἰή-ἐξαίρετος, ἐρωτικὴ καὶ ξένη Φλώριου τοῦ πωχροῦ καὶ κόρης Πλατισταφλώρης*) und Pieron Provence (— τοῦ Ἑμπερίου Θανμαστοῦ), in die erstere, nach dem Vorgange Immerser's (Abhandl. d. Berl. Akademie, 1845) und Mavrophrydi's (l. l., p. 257—328) in dem emendirtem Abdruck, in 1874 Versen Vers 1541 der frühern Ausgaben ist gestrichen die ersten 56 Seiten des eigentlichen Textes der vorliegenden Sammlung füllt; endlich, der Beschluss der Gedichte epischer Gattung, ein ferneres, von jener trochäischen Ilias Termoniakos zu unterscheidendes anonymes

Fragment vom trojanischen Kriege in 852 metrischen Versen bei Mavrophrydis (nach einer Pariser Hs., Cod. Gr. 2878), dessen Verfasser gleich in den ersten Zeilen seine völlige Kenntniss der altgriechischen Quellen durch die Schreibart des Namens *Ἑρκουλες* für *Ἡρακλῆς* zur Genüge beurkundet.

Der Herausgeber gedenkt sodann der Thierfabel in der mitteligriechischen Poesie, wovon u. a. durch die schon vor 31 Jahren von Jakob Grimm als eine merkwürdige Abzweigung der Reinhart-Fabel beachtete und erläuterte Geschichte vom Esel, Wolf und Fuchs in 540 metrischen Reimversen, sowie durch die noch der Publication harrenden Gedichte: *Διήγησις πανφραστος τῶν πεπραπόδων ζώων*, und einen *Ἀπολόγος* (»Apologus de avibus«, Ducange, Gr. Ind. auctt. p. 38) in der Pariser und Wiener Bibliothek, repräsentirt wird. Auch der Klasse der in dieser kläglichsten Periode der griechischen Geschichte und Literatur relativ, charakteristisch genug, eine Hauptrolle spielenden Klaggedichte, *Θρήνοι*, hat Hr. neben den drei von ihm in diese Sammlung aufgenommenen, noch verschiedene Anekdoten, sämmtlich kretischen Ursprungs, namhaft gemacht, *ῥῆμα θρηνητικὸν εἰς τὸν πικρὸν καὶ ἀπόρητον ἄδην*, von Jo. Pikatoros von Rhethymna, eine anonyme Wehklage über ein verheerendes Erdbeben in Kreta, und zwei nur halb und halb hierher gehörende, von Korais (*Μακτα*, II, 171 sqq.) ausführlicher besprochene (auch vgl. Ref. in der Pariser Hs., cod. Gr. 2909, näher angesehenen) Gedichte von Stephan Sachlikis, freilich im ganzen mehr paränetischer Art, zum Theil in einem mehr als burlesken Tone gehalten sind.

achtenswerther, als die hierauf folgende
 nung verschiedener noch unbedeutenderer
 mina dieser Poesie, darunter des gereimten
 gs aus dem alten Testamente von Georg
 nus, wohl der ältesten erhaltenen Probe
 ischer Reimverse, scheint uns das am Schluss
 rolegomena gegebene Versprechen des Her-
 bers, in Gemässheit seiner schon 1864 aus-
 ochenen Ansicht über das, wenn auch nicht
 ische, doch nicht unbedeutende histo-
 a-philologische Interesse des in
 stehenden handschriftlichen Materials, in
 luss an den vorliegenden Band eine mög-
 vollständige Sammlung sonst noch übrig-
 bener Erzeugnisse der vulgargriechischen
 tur von der ältesten Zeit bis zum J. 1500
 leit eines Glossars und exegetischer An-
 ungen zu publiciren, — ein Vorhaben, dem
 ie baldthunlichste Verwirklichung wünschen
 u dessen Förderung eben dieser erste
 der Beachtung aller Freunde der einschla-
 n Literatur nicht dringend genug empfoh-
 werden kann.

achdem über die Texte dieses Bandes: die
ὥρισις, den *Φλώριος πτλ.* und den Apollo-
 v. Tyrus (S. XXII—XXIV und 1—104)
 rhergehenden bereits das erforderlichlich Schei-
 gesagt worden, mag in Betreff des hier-
 e, S. 105—109 folgenden *Θρήνος περὶ Τα-
 γγυον*, des ersten in der Reihenfolge der vor-
 erwähnten drei Klaggedichte in dieser Samm-
 nd des zweiten der darin enthaltenen Anek-
 die Bemerkung genügen, dass der Verfas-
 s Gedichts, wovon sich nur ein Fragment
 5 reimlosen politischen Versen im Cod.
 914 der Pariser Bibliothek erhalten, darin
 nderlage und Gefangennahme des türki-

schen Sultans Bejesid I. durch den für Tartarenkhan in der Schlacht bei Angora wie man nach der Ueberschrift erwarten beklagt, — eine Wahl des Stoffs die von keinem sonderlichen griechischen Thema zeugen würde, da gerade der Sturz Bajesid, des »Wetterstrahls«, dem in der begriffenen Rhomäerreiche, welches so wie der Dichter selbst im Eingange anderer unmittelbarem Untergange bedrohte, und wieder etwas Luft verschaffte und ihm eine 50jährige Galgenfrist gewährte. Die Klagen ziehen sich aber, wenigstens in dem ersten Theile des Gedichts, zunächst nur auf Timur's Horden auch gegen die Christen, anders gegen die Mönche verübten Gräueltaten, einen Mann von wissenschaftlicher Bildung sich der Dichter, wie Hr. W. bemerkt, den Gebrauch verschiedener hellenischer und damaligen Vulgarsprache sonst nicht mehr solcher Wörter und Wendungen.

Zu näher eingehender Prüfung gibt der nächste (S. 110) folgende letzte Abschnitt der Ueberschrift *Ἐμμανουήλ: Γεωγραφία* und besonders des Herausgebers Einleitung drei darin enthaltenen metrischen Compositionen Veranlassung. Bei zweien derselben die Geschichte Belisar's und der Klage über Pest in Rhodus, liegt kein Grund vor, in jener Ueberschrift benannten und in dem Gedichte selbst sich als Verfasser angegebenden gänzlich unbekannten rhodischen Dichters die Ehre der Autorschaft streitig zu machen, wogegen wir hinsichtlich der dritten, an zweiter Stelle stehenden Klage über die Pest in Constantinopel nur bei der früher ausgesprochenen Ansicht beharren können, dass der

dieses von Ducange (Index auctorum, p. 39) Recht unter den anonymen Schriften aufgeführten Threnus schwerlich je zu ermitteln sein dürfte und dass hier namentlich die vermeinte Vortragsweise des E. Georgillas ungleich gewichtvollere Gründe gegen als für sich hat.

Die fabelhafte Geschichte Belisar's (ἱστορικὴ νῆσις περὶ Βελισαρίου), welche freilich Ducange (l. l., p. 36), da er vermuthlich trotz seiner vielen Citate daraus die Handschrift ganz abzulesen nicht die Geduld gehabt, gleichfalls den Anonymen beizählt, vindicirt schon Korais (l. l., p. 5) dem oben genannten rhodischen Dichter, der sich zwar nicht gleich im Eingange, wie im Θανατιὸν τῆς Πόδου (vs. 16 sq.) als Verfasser genannt hat, jedoch in den eben letzten, mit den 7 Schlussversen des Θανατιὸν buchstäblich gleichlautenden Zeilen über die Identität mit dem Autor des letztern Gedichtes keinen Zweifel lässt. Es ist bemerkenswerth, dass Korais es für nöthig gehalten, seine Annahme dieser Identität durch die Hinzufügung auf den eben erwähnten Umstand ausdrücklich zu motiviren, und es ist gegen dieselbe um so weniger einzuwenden, da beide Gedichte, von welchen zwar das erstgenannte, bis die 16 letzten Verse vor der Schlusszeile, am Ende des Gedichtes, das andere aber, bis auf die 16 ersten, gewissermassen den Prolog bildenden Gedichte, durchweg wiederum mit Ausnahme der ersten Zeile, gereimt ist im übrigen wirklich, auch abgesehen von jener wörtlichen, zum Verdacht einer Interpolation keinen Anlass geben und somit jeden Zweifel beseitigenden Übereinstimmung der Schlusszeilen, die unverkennbarste Familienähnlichkeit zeigen und sich daher an Kläglichkeit des Inhalts wie an

Stümperhaftigkeit der Form eben nichts werfen haben.

Wenn dagegen der berühmte Gelehrte Smyrna den anonymen, in der einzigen schrift (Cod. Gr. Paris. 2909) dem *Θατῆς Πόδου* unmittelbar voranstehenden *Θατῆς Κωνσταντινουπόλεως* als selbstständig, ohne deshalb, wie bei der Ges. Belisars, eine motivirende Bemerkung für zu halten, demselben Dichter zuschreibt, so wir berechtigt, diese Annahme, falls nicht derweit die schwerwiegendsten Gründe auf dieser Seite stehen, nicht etwa als eine bei Korte eigener Prüfung und Erwägung hervorbringene Conjectur, sondern lediglich als ein Mangel jener crassen, auf Flüchtigkeit und ungreiflichem Versehen beruhenden Irrthümer und Ungenauigkeiten anzusehen, von welchen die Publicationen seines Alters vor allem beiläufig aus seinem 81sten Lebensjahre hervorgehende 2te Band der *Ἀτακτα* und insbesondere die hier zunächst in Betracht kommenden *λεγόμενα* dazu wahrhaft wimmeln, was seiner Zeit mit schlagenden Belegen nachgewiesen *), ohne freilich damit, wie sich stellt, irgend Beachtung zu finden. Weiter entfernt, den sonstigen grossen Verdienste des ehrwürdigen Mannes um die Wiedergeburt der Sprache und Literatur seines Vaterlandes, obwohl es dabei nach dem Zugeständniss der Competentern und unbefangenen unter seinen Schülern nicht ohne erhebliche Missgriffe abzugehen, unsererseits irgend zu nahe zu treten, lassen wir uns gestehen, dass die, wir können es

*) Analekten der mittel- und neugriechischen Literatur, Th. III: *Θεῶνος τῆς Κωνσταντινουπόλεως* πρὸς αὐτὴν, S. 12 ff.

ers nennen, als blinde Orakelglaubigkeit, de-
 unter seinen Aussprüchen auch offenbare
 ucinationenen bis auf diesen Tag bei Grie-
 und Nichtgriechen sich erfreuen, uns das
 s der seinem Andenken ohne Frage ge-
 enden Pietät etwas zu überschreiten scheint.
 n Koraïs seine Notizen über den Threnus
 p. γ') mit der Angabe beginnt, das Ge-
 t sei in derselben Versart, wie das *Θαυ-
 ρῆς 'Ρόδου* abgefasst, nur dass im Threnus
 Reime »häufig von reimlosen Versen
 erbrochen« seien, wenn er also nicht
 merkt hat, dass letzteres Gedicht, von des-
 1044 Versen er gleichwohl etwa 150 ein-
 in seinem Glossar als lexilogische Beleg-
 en citirt und das er also, wo man denken
 e, gelesen haben müsste, bis auf höchstens
 verstreut darin vorkommende, fast sämmtlich
 b den Gleichlaut der grammatischen Flexion,
 oarmal auch durch die einfache Wiederholung
 Schlussworts zweier auf einander folgenden
 zeilen bewirkte und vielleicht ohne Ausnahme
 g absichtlose Reime, gänzlich (d. h. zu
) aus reimlosen Versen besteht; —
 n er ferner aus dem Hülfflehen des Thre-
 n an den Papst und die christlichen Für-
 Europa's den Schluss zieht, derselbe
 se entweder von den Religionsdifferenzen
 chen den Christen des Abend- und des Mor-
 andes wenig gewusst oder zu den Con-
 ten der römischen Missionäre in sei-
 — von K. ihm willkürlich zugesprochenen!
 Vaterlande Rhodus« gehört haben (l.
 . ε'), und er damit nur seine eigene Unwis-
 eit oder Gedankenlosigkeit hinsichtlich der
 iösen Zustände und Verhältnisse im sinken-
 Byzanz beurkundet, wo ausser dem namen-

losen Threnoden bekanntlich der letzte römische Kaiser und eine respectable Anzahl bewährtesten Patrioten im griechischen Heer sich offen zum Henotikon von Eusebios bekannten und auf die Hülfe des Abendlandes ihre letzte und einzige Hoffnung setzten, wenn er endlich — um doch auch von den Worterklärungen eine Probe zu geben — *Προβένιζα* (vs. 399 des Threnus) an einer Stelle, wo der Zusammenhang und besonders die unmittelbar folgende Zeile über die ausschließliche Beziehung des Wortes auf die Graubündener Provence gar keinen Zweifel lässt, die Bemerkung macht, der Dichter bezeichne mit diesen barbarischen Worte nach dem lateinischen *provincia* überhaupt die Eparchien des römischen Reiches (p. 245), was beiläufig schon sonst in dem ganzen Gedichte nirgends geschehen, wenn, sagen wir, von solchen und ähnlichen Ausdrücken einer, milde gesprochen, fast bei unsen Nachlässigkeit und Oberflächlichkeit der Erläuterungen zu dem Threnus, so wie zu anderen, besonders zu den mehr oder weniger von occidentalischem Einfluss zeugenden und mit auch darum von dem zelotischen Epigrammatiker, unbeschadet ihrer Ausbeutung zu literarischen Zwecken, mit dem masslosesten einseitigsten Widerwillen angesehenen Ergebnisse der mittellgriechischen Literatur und in weitem gelegentlichen Betrachtungen über denselben wimmeln, so liegt wohl am Tage, bei völlig unmotivirten und bei ihm sehr wahrscheinlich auf einem blossen Versehen beruhenden Angaben, wie eben der hasardirten Auslegung des konstantinopolitanischen Threnus in den Gedichten des Emanuel Georgillas, die historische Autorität des alten Adamantios

se respectable der Name sonst immer
von keinem allzu grossen Gewicht sein

Vagner hält es nun freilich (p. 117) für
zustand, »von einer gewissen Wichtigkeit«,
der Annahme der mehrbesagten Autor-
ität Korais und unter einander ein grie-
und zwei französische Gelehrte überein-
von welchen er, da sie sämmtlich, wie
des Referenten Publication gekannt und
ben, annehmen zu können glaubt, dass
von dessen Gegen Gründen Notiz genom-
b die letztere Voraussetzung bei den HH.
nd Egger zutrifft, sei dahin gestellt. In
g auf Hrn. Gidel aber ist sie entschie-
gt. Hr. Gidel hat dem Referenten die
wiesen, ihn ein paarmal (meistens von
runter polemisirend) zu citiren; gelesen
t er dessen Einleitung zum Threnus so
ie das Gedicht selbst. Wäre dem an-
könnte er unmöglich (p. 66 seines Bu-
scheinend nach Autopsie, in Wahrheit
Korais's Autorität, d. h. auf Grund
n ihm auch wieder ungenau reproducir-
des letztern vielen falschen und unge-
angaben (*At.* p. 4), den Threnoden von
nig Ludwig XI von Frankreich als
er Führer des von ihm gepredigten und
sehten neuen Kreuzzuges reden lassen,
it die eben so unhaltbare, vom Referen-
t. O., S. 14 etc.) gleichfalls längst wi-
Annahme zu begründen, dass der Thre-
t geraume Zeit nach der darin be-
n Katastrophe gedichtet sei. Ludwig XI
em Gedichte so wenig genannt, wie
rais's nicht minder falscher Behauptung,
n Titel βασιλεύς ausgezeichnet; vielmehr

ist der König von Frankreich (vs. 33) Nennung seines Namens gleich den übrigen nur als *ῥήγας* bezeichnet, während höhere Prädicat ausser den Kaisern oder mäuer, Joannes VI (*Καλοκαιάννης*) und fallenen Konstantin, nur noch dem Beland Deutschlands (vs. 178 und 510) beigelegt. Für die Annahme, dass der Threnus innerhalb der ersten drei Jahre nach Konopels Fall entstanden, mithin bei dem angerufenen König von Frankreich nicht erst 1461 zur Regierung gekommenen XI, sondern an Karl VII, und bei dem nicht (nach Korai's eben so irriger, als sichtlichlicher Angabe) an Pius II, sondern Nikolaus V. oder höchstens an Calixtus denken ist, spricht, wie hier wohl geltend bemerkt werden darf, ausser den früh uns dafür geltend gemachten Gründen der Hülferuf an den 1456 gestorbenen Johann VI (vs. 526) und der wiederholten Erwähnung Adrianopels als der Residenz des Sultans (vs. 749 und 782), die derselbe bereits 1453 Konstantinopel verlegte, auch noch die dringende und angstvolle Mahnung des Dichters an die Frankenfürsten, doch nicht zu zaudern, ja dem Türken auch nicht ein Jahr Zeit zu gönnen, um sich in Konopel festzusetzen (vs. 461 und 687 ff.), da die Feinde sich damals schon seit langer Zeit, vielleicht acht Jahre oder darüber in Konstantinopel festgesetzt gehabt, so konnten die Threnoden schwerlich gerade die Verläusser dieses Besitzes um noch ein paar Jahre hinaus zu verschieben, sondern unheil- und verhängnissvoll erschreckend.

*) Weniger Gewicht möchten wir auf einer Stelle von Professor Krause in seinem schätzbaren

a wir hier einmal Hrn. Gidel's Aeusseren über den Threnos zu berücksichtigen Anhaben, sei noch seiner zum Theil auch von Wagner (p. 111) mitgetheilten Bemerkung über die Anwendung des Reims in dem Gedacht. Obgleich er, wie gesagt, das nicht durchgelesen, ist ihm doch, im Ansatze zu Koraïs, beim Durchblättern wenigstens so viel nicht entgangen, dass es den da ganz neuen Schmuck des Reims nur in unregelmässiger Weise darbiete (Gidel, p. was allerdings dem wahren Sachverhalt gehdahn zu präcisiren wäre, dass unter die Verse, woraus es besteht, zufällig und völnregelmässig zerstreut, etwa 50 Reime sich rt, mithin durchschnittlich unter 22 Versen vielleicht ein Reimpaar zu finden ist. n Hr. Gidel aber an einer andern Stelle 57, nr. 1) aus dem Umstande, dass die 1498 datirende Klage um die Pest in Rho-

Eroberungen von Constantinopel im 13ten und Jahrhundert (Halle, 1870), S. 195, hervorgehoben und legen, nämlich auf des Dichters wiederholte (190, 832 und 1015) angedeutete Ungewissheit über Konstantin's Schicksal, ob derselbe wirklich geendet, oder, wie die Sage gehe, sich irgendwo verborgen. Das hätte ja, meint Hr. Krause, der Verfasser wenigstens in wenigen Tagen ganz genau erfahren können. Hatte er denn das abergläubische Gerücht von der heimlichen Ermordung des Kaisers die ersten Tage der allgemeinen Trauer und Betäubung der Gemüther einmal überhört, innerhalb welcher der langathmige Threnos doch endlich concipirt, geschweige denn zu Ende gebracht zu werden, so konnte es sich auch, wie mehr als ein analoges Beispiel in der Geschichte lehrt, noch viele Jahre hinziehen. — Nicht unbemerkt bleibe hierbei, dass die Stellen, aus denen zuletzt herangezogenen Stellen aus dem Threnos (s. 882 sqq.), wo von Sultan Muhammed's angeblich erfolglosem Suchen nach des rhomäischen Kaisers

aus durchweg gereimt ist, den Schluss, dass der um die Mitte des 15ten Jahrhunderts noch auf unregelmässige Versuche sich berufende Reim in der Zeit von da bis zu Ende des Jahrhunderts zur Nothwendigkeit die vulgargriechische Poesie geworden sei, denkt er nicht, dass die von der Kunst zumal in jener früheren Zeit, keineswegs eine scharf bestimmte Grenzlinie zu sich selbst, Volksdichtung in Griechenland der von jeher verschmäht hat und ihn noch verschmäht, mithin der regelmässig geführte Reim wohl als Merkmal der Relativität eines Gedichts, nicht aber die Reimlichkeit allein als ein Kriterium seines Höheren gelten kann.

Bei Hrn. Egger, aus dessen *Disco- la langue et la nationalité grecques au* cle der Abschnitt über den fraglichen stand, anscheinend unverkürzt, in der Zeitschrift »l'Institut, journal universel des sciences« 1865, p. 5—9, uns vorliegt, deutet auch darauf hin, dass er Georgilla's Autorschaft Threnus aus andern Gründen, als auf T. Glauben Korai's angenommen. Wenn seine züge und Uebersetzungen aus dem Threnus grösserer Aufmerksamkeit bei dessen Dichtern zeugen, als deren Korais und Gidel das Gedicht würdigten, so verräth sich solche doch nicht gerade in der Angabe (p. 7), dass der Poet sämmtliche Länder des Pa's, deren Fürsten und Völker er um

Leichnam und Haupt die Rede ist, vielleicht wäre, der ohnehin isolirt stehenden Erzählung (ed. Bonn., p. 300) von der barbarischen Abtödtung des abgeschlagenen Kaiserhauptes auf der Sänfte Constantin's an Glaubwürdigkeit Abbruch zu thun.

selbst zu Fuss und zu Ross durch-
 habe, da es keinen Zweifel leidet, dass
 enode bei seiner eigenen betreffenden
 (vs. 984 ff.) nur an die in den 21 vor-
 den Versen (963—983) genannten Land-
 und Städte Westromaniens, d. i.
 ischen Halbinsel, der heutigen europäi-
 ürkei und Griechenlands, denkt, zu de-
 ieller Bezeichnung zunächst, im Gegen-
 Anatolien in engerer Bedeutung, das in
 Sinne freilich das gesammte Abendland
 ade Wort *δύσας* dient. (Vergl. über diese
 Bedeutung des letztern des Referenten
 m Threnus, S. 23 f., und Anm. zu Vers

zu erwarten war, hat Hr. Wagner
 Autorität Korai's und seiner Gläubigen,
 auch noch mehr Gewicht als nöthig
 egt, sich nicht begnügt, sondern zur
 tzung der auch von ihm adoptirten Hy-
 über den Verfasser des Threnus nach
 ligen Gründen gesucht, welche wir in-
 bei aller Anerkennung des in ihrer Auf-
 sich bethätigenden Scharfsinns als durch-
 d für die Entscheidung der Frage in
 Sinne nicht anzusehen vermögen. Bei
 inden für Georgilla's Autorschaft der
 te Belisar's halten wir uns nicht auf,
 diese nie bestritten, ja sie für zweifello-
 en, als Hr. Wagner selbst. Wenn je-
 eser aus Vers 831 (so, nicht 841 soll
 en) des letztgenannten Gedichts, den er
 ch übersetzt: »die Türken drohen Kon-
 el einzunehmen« den Schluss zieht,
 schon vor der Eroberung von Konstan-
 verfasst sei, so scheint uns vielmehr aus
 le in ihrem Zusammenhange gerade das

Gegentheil auf das Unzweideutigste
hen. Nachdem schon vs. 804—813 v
terjochung des rhomäischen Volkes
türkische Herrschaft als einer vollend
sache die Rede gewesen, welche doch
chen, so lange das Kreuz auf der Sop
glänzte, nie zugestanden, heisst es
Vers 828 ff.:

Νὰ γένη καὶ ὁμόνοια ἐφ' ὅλην οἰκουμένην,
 Ὃπου οἰκοῦν Χριστιανοὶ πιστοὶ βεβαπισμένοι
 Καὶ νὰ σηκώσουν τὸν σταυρὸν καὶ κατ' ἐχθρὸν
 Τὴν πόλιν ποῦ 'νε κεφαλὴν θέλουσι τὴν ἐπι-
 Ἀγία τριάς, βοήθησον νὰ γένη, σῶσον, γράφ
 Νὰ δῶ καὶ γὼ παρηγοριὰ προγοῦ ἔμπω 'ς

was unseres Dafürhaltens wörtlich Sinne nach nur so zu verstehen ist: Eintracht auf der ganzen Erde, sowohl gläubigen getauften Christen bewohnen mögen das Kreuz erhöhen und wider ins Feld ziehen, so werden sie die das Haupt ist, einnehmliche Dreieinigkeit, hilf, dass es gelinge Bring' Rettung, schreib' ich, auf das den Trost noch sehe, ehe ich in's Gr Nicht von den Türken heisst es, d Stadt einzunehmen drohen, sondern sten werden herbeigerufen, um die lorene, die aber natürlich, wie jederze Griechen, nach wie vor als die Haupt maniens bezeichnet wird, jenen wieder nehmen.

Wäre übrigens Hrn. Wagner's A
einer so frühen Entstehungszeit des

*) *Θέλω* bezeichnet im Vulgargriechischen bloss den Willen, die Absicht, etwas zu thun ist einfach das Hülfszeitwort für die Futuri und entspricht insofern genau dem *will* in der 2ten und 3ten Person des Futuri.

gegründet, so würde dadurch die auch getheilte, wenn gleich anscheinend ihm so ausgemacht, wie uns, geltende Ansicht, dass dasselbe von dem im J. 1498 mit *ανανούριον* aufgetretenen rhodischen Poeten, an Wahrscheinlichkeit nicht gesondern verlieren. Schon bei der als so hingestellten Identificirung der Dichtung von ihm für jünger gehaltenen Threnos des Thanatikon dürfte unseres Erachtens zwischen der Entstehung dieser beiden liegende lange Zeitraum als ein äusserndes Bedenkens dagegen nicht zu wätzen sein. Koraïs meint freilich (l. l.), weil Georgillas zur Zeit der Pest in Kinder und Neffen begraben werde er wahrscheinlich zur Zeit der Eroberung Konstantinopels (also 45 Jahre früher) stets zwanzig Jahre alt gewesen — eine wunderbare Schlussfolgerung, welcher consequenter Weise von jemanden, der Kinder und Neffen hat, in Ermangelung positiver Kunde über sein Alter in der Regel als wahrscheinlich anzunehmen sein würde, mindestens 65 Jahre zählte. Doch ist uns diese unvergleichliche Logik, ernstgesprochen, im vorliegenden Fall um so weniger anwendbar, da der den Threnus, auch wenn von dem düstern Stoff, wie uns bewillt, durchweg charakterisirende schwer-senile Ton an sich auf nichts weniger als einen so jungen Verfasser schliessen lässt. Es geschweige denn auf einen Dichter, der Jahre später nicht bloss von seinen so in der Pest gestorbenen Schwestern, Kindern und Neffen, spricht, sondern auch (vs. 193), Koraïs wohl übersehen, von seiner damals

noch lebenden und so schwere Heims mit ihm erduldenen Mutter: *Καὶ ἡ μάνα μας διὰ τὰ δεχθῆναι τὰ βάρα,* — 1 in der That ein Umstand, in Hinblick auf den schon sogar der Zweifel als einigermassen gerechtfertigt erscheinen könnte, ob dieser zur Zeit der Abfassung des ihm zugeschriebenen Threnus schon geboren gewesen.

Um nun auf die für Hr. Wagner in Frage am schwersten ins Gewicht fallenden Gründe zu kommen, so lässt sich, die Verschiedenheit der subjectiven Auffassung dabei massgebend ist, kaum mit sonderlicher Aussicht auf gegenseitige Bekehrung controvertiren. Die von ihm so hoch geschätzte und für seine Annahme der poetischen Autorschaft des Georgilla ausschlaggebende Aehnlichkeit des Threnus mit beiden andern Gedichten, besonders mit dem Belisar, sowohl im Ton und Colorit der Dichtung, wie in manchen einzelnen Wendungen, war auch uns von Anfang an auffallend genug, wie sie denn wirklich weiter geht, als Hr. W. vielleicht selbst behauptet hat, da sonst unter den von ihm als bezeugend beigebrachten Belegstellen wohl eine Hinweisung auf die wörtliche Uebereinstimmung wenigstens eines ganzen Verses (*Λοιπὸν τὴν ἀρχὴν τὴν πρὸς τὸν βασιλέα*. Thren. Belisar. 48) und mehrerer Hemistichien fehlen würde. Doch drängt uns dies keinmal zu der Annahme der von jener Seite behaupteten Identität der Dichter, sondern nur zur Ueberzeugung, dass die Lectüre des Threnus und die Reminiscenzen daraus auf den, welcher für ausgemacht halten, weit jüngern römischen Dichter und zwar besonders bei der Ab-

Geschichte Belisar's, den allerpalpabelsten Fluss geübt. Der *Θρήνος τῆς Κωνσταντινουπόλεως*, welchen seiner Zeit ein Recensent Prutz's Deutschem Museum (1857, II, S. 544) vielleicht nicht mit Unrecht zum Vorwurf machte, hinsichtlich seines absoluten poetischen Werthes allzugering angeschlagen zu haben, mögen wir, wie wir gestehen, aus dem dort verhandelten Grunde, als aus übertriebener Conjectur gegen die Tonangeber der einmal dominirten vornehmen Geringschätzung der mittelalters Griechischen Literatur überhaupt, — dieser von den besten Tongebern so masslos detractirte Genus erscheint uns — bei reiferer und unbefangenerer Erwägung, wie wir uns schmeicheln — eine roh naturwüchsige, in der Form völlig ungeschliffene, ja barbarische und darum dem vorurtheilsvollen Geschmack stellenweise vielleicht kaum schmeckbare, doch bei alledem von einem echt Griechischen Hauche durchwehte Composition, als lebendiger und naturwahrer Erguss patriotischen Schmerzes, wie schon Fauriel (*Chants populaires de la Grèce moderne*, I, 1824; *dispositif préliminaire*, p. XXII) mit gerechterer Würdigung des Gedichts, als welche 5 Jahre später der Dichter berühmter Landsmann und weitere 10 Jahre später Hr. Egger ihm angedeihen liess, es nach Lesung der Handschrift bezeichnet. Georgilla's metrische, resp. auch gereimte Strophen dagegen, wie sie in der Geschichte Belisar's und dem *Θανακόν*, dessen Inferiorität dem Threnus gegenüber ja auch Hr. Wagner, S. 14, unter 5, nicht bestreitet, uns vorliegen, stellen als ein in Form und Inhalt gleichmässiges opus operatum sich dar, welches der Autor nicht verschmäht nach der Weise der Centonisten gelegentlich mit den Pfauen-

federn anders woher genommenen, ihm Zweifel als besonders klang- und effectvollponirender Phrasen aufzuputzen. Auf die würde auch die von Hrn. Wagner (l. l.) eine besonders charakteristische individuelle Eigenthümlichkeit hervorgehobene Neigung leblose Natur, Sonne, Mond und Sterne, und Wälder, Erde und Meer, zur Theil an des Dichters oder seines Helden Jähgeschick aufzufordern, auch ohne die Annahme jener individuellen Identität der Dichter genügend erklären, wenn es dessen bedürfte. Es handelt sich aber gerade hier um eine der griechischen Poesie überhaupt eigenthümliche Liebhaberei, wie sie sich mit zahlreichen Beispielen belegen liesse, mit keinem prägnanteren, als den Schlusszeilen des schönen, von Pouqueville (Histoire de la régénération de la Grèce 455 sqq.) mitgetheilten »letzten Liedes Parga«, dessen Dichter (Xenoklis, wie er genannt) sicher von den längst verschollenen und damals noch lange nicht wieder zu geförderten Lamentationen der namenlosen der genannten Poeten des 15ten. Jahrhunderts nicht die entfernteste Kunde hatte, als er in der fraglichen Eigenthümlichkeit so in ihrem Geist und Geschmack concipirten schrieb:

*Καὶ σὺ, φωστὴρ ἦλμι, ποῦ 'δες τὴν συμφορὰν μὲν
 Ξβύσαι τὸ φῶς σου παρευθὺς, δεῖξαι, πῶς μᾶς
 Καὶ σὺς παῖδιὰ τοῦ οὐρανοῦ, σελήνη καὶ ἀστὲρ
 - Ποῦ φέγγετε ὀλόρυκτα 'ς ἀνατολὴν καὶ δύσιν,
 - Κρύψετε μὲ καλύμματα τῶρα τὰ πρόσωπά σας,
 Καλύμματα κατὰ μανθρὰ τῆς λύπης τῆς μεγάλης.
 Καὶ κλαύετε τοὺς Πάργινους τοὺς καχομοιριασμένους
 Καὶ κλαύετε πολλαῖς φοραῖς, κλαῖς καὶ ὁ κόσμος*

Und so heisst es in Manthos Joannides

a Wehklage um die Wiedereroberung
s durch die Türken (1715):

ἴδον φρίκον στίναξον, θρήνησαν ἡ ἑλπίς,
καὶ, ἄστρον τ' οὐρανοῦ, τὸ θρήνος παῦ ἔγινον,
τὰ κύσματα τῆς γῆς, νὰ κλαύσαι μὴ βίαν
καταβίαν καὶ συμφορὰν, ποῦ γίνῃ ἔς τὸν Μωρίαν.
καὶ πῆλαις βαγίσαι, δένδρα νὰ ξερανθῇαι,
καὶ ὄρη, κλαύσαι, καὶ ὅλα λυπηθῇαι.
καὶ, μὴ τρέξαι νερόν, ποτάμια, ξερανθῇαι,
καὶ βέλεια εὐμορφεα, τὸν Μάϊ μὴν ἀνθῇαι
καὶ, κρύψαισιν τὸ φῶς, ἀστέρια, θαμπωθῇαι,
καὶ σημάδια τ' οὐρανοῦ, ὅλα νὰ λυπηθῇαι, κτλ.

von Hrn. Wagner (p. 113, 2) betonte
Einstimmung in der politischen Tendenz
von moralischen Betrachtungen im Threnus
der Geschichte Belisar's, insbesondere in
Schlussabschnitt der letztern, scheint uns
unvermeidlichkeit, darum nun die Dichter zu
sagen, so wenig ausser Frage zu stellen,
sind allerdings offenkundiges gemeinsames
Verhältniss zur unirt katholischen Kirche (W.
p. 6), welchen letztern Umstand, beiläufig
zu erwähnen, der eifrig orthodoxe Korais nicht so-
wie es bei Hrn. W. (l. 1.) heisst, möglichst
auszuschliessen sucht, als vielmehr nur zum An-
nehmen, den, resp. die romanisirenden Dich-
ter um so gehässigerer Verachtung abzu-
werfen. — Wenn im Threnus (vs. 161 sqq.)
von Hrn. W. (p. 113, 2) hervorgehobe-
re vorkommen:

ἦσαν οἱ Χριστιανοὶ θεοί, πῶς τ' ἀπομένεις;
καὶς μας ἁμαρτωαῖς τὸ προξενῆσαν τοῦτο
καὶ, συστρέφων κατὰ νοῦν, καὶ πάλιν οὕτως λέγω.

Die Christen gingen zu Grunde: Gott, wie
ist es? Unsere eigenen Sünden haben
uns dahin gebracht. Ja, mit Bedacht, im
Bewusstsein erwägend sag' ich es noch einmal:
Nun da bei diesem letzten Verse, statt

darin, was doch wohl am nächsten li-
 fach eine nochmalige nachdrückliche
 des unmittelbar vorhergehenden Sa-
 sere eigenen Sünden etc.) zu sehen
 ohne eine gewisse vorgefasste Meinung
 darauf kommen, dass das καὶ πάλιν
 ähnliche Aeussierung des Verfassers
 andern Gedichte vermeintlich ältern D.
 ihm zu beziehen sei? — Eben so fern
 uns zu liegen, die Bezeichnung des N.
 Geizes und der leeren Hoffnung als d.
 ursachen des Untergangs des Rhomäer-
 Threnus (vs. 834 sqq.; W. l. l.) nun
 eine Reproduction ähnlicher Klagen in
 schichte Belisar's (vs. 822 sqq.) anzuse-
 der Gedanke sehr wohl aus der unmi-
 Betrachtung der wirklichen Lage der
 Byzanz, wie wir sie eben in Anlass je-
 des Threnus in der Einleitung zu
 (S. 29 f.) dargestellt und wie unter d.
 Byzantinern besonders Dukas sie in
 Weise geschildert und beklagt hat, her-
 gen sein kann, weshalb es auch hier k-
 noth thut, etwa umgekehrt den entsp-
 Passus der Georgilla'schen Belisarias,
 wie gesagt, für jünger, als den Thren-
 und die ihn ihrerseits stellenweise au-
 nicht verschmähte, aus dem letzten
 leiten. Wohl aber finden wir es, um
 mal auf die vorhin berührten politis-
 denzen zurückzukommen, höchst unwa-
 lich, dass ein Rhodier, ein Sohn un-
 jener Insel, die seit fast anderthalb
 Jahren unter der starken Aegide der J-
 ritter für das mächtigste Bollwerk der
 heit gegen die Ungläubigen galt, in
 bungsvollen poetischen Kreuzzugspre-

er Threnus, worin fast sämmtliche Christen-
 rsten und Völker zum Beistand angefleht und
 r Schilderhebung aufgerufen werden, unter
 nen nicht auch die geistlich-ritterlichen Schirm-
 rren seiner Heimathinsel, deren späterer
 rch die glorreiche Abwehr der türkischen
 lagerung im J. 1480 berühmter Grossmeister
 ter d'Aubusson in Georgilla's *Γεωργίλλης* mehr-
 als respectvoll genannt wird*), als die beru-
 sten Helfer der unglücklichen Rhomäer prei-
 nd und ermahnend mit aufgeführt haben sollte.
 egen dürfte dies an sich auch sonst immer-
 auffallende Schweigen über sie bei einem
 nstantinopolitanischen oder doch nicht-rhodi-
 nen Griechen und jedenfalls einem persön-
 chen Anhänger der letzten kaiserlichen
 ynastie, wofür der namenlose Threnode zu
 lten, sich zur Genüge aus einem besondern
 torischen Umstände erklären, nämlich aus
 n notorischen und sehr ernsten Differenzen
 ischen dem Paläologischen Hause und den
 odiser Rittern in Folge des erst bündig ab-
 chlossenen und dann in nicht allzu ehrenhaf-
 Weise nach Empfang eines Theils der stipu-
 ten Summe wieder rückgängig gemachten Ver-
 nfts des ostpeloponnesischen Despotats an die
 ztern seitens des Despoten von Lacedämon
 eodor Paläologus des Aeltern**).

*) Wenngleich wir in den ihn betreffenden Versen,
 sq., eine Dedication des Gedichts an den Gross-
 ster mit Hr. Gidel, der sie zum Belege dafür citirt,
 des, p. 365) nicht zu erkennen vermögen.

**) Nicht seines weitjüngern, zur Zeit des fraglichen
 delds noch gar nicht geborenen Neffen Thomas,
 man bei Vertot, *Histoire des chevaliers de Malte*, I.
 und den ihm nachschreibenden spätern Geschicht-
 reibern des Ordens, auch noch bei Hr. v. Winter-

Wir 'geben hiermit, unter Aufrecht-
 unserer früher ausgesprochenen und hier
 eingehender begründeten Ansicht über
 schwebende Streitfrage, nach Hrn. Wagne-
 spiel dem Leser anheim, sich nach eigener
 rer Prüfung seine Meinung zu bilden.

Im übrigen veranlasst uns in dieser
 schnitt des W.'schen Buches nur noch
 Herausgebers Schlussnote zum Text des B.
 S. 140, zu der Bemerkung, dass von den
 angeführten in Ducange's Glossar
 Gedichte zugetheilten, von Hrn. W. ab-
 gebens in demselben gesuchten Versen
 That nicht einer darin steht. Der erste
 p. 31, s. v. Ἀζάρ) ist nur eine verstü-
 Wiederholung der (l. l.) vollständig unmi-
 vorhergehenden Verszeile aus dem in dem
 Codex auf die Geschichte Belisar's fol-
 paränetischen Gedichte des Kreters S.
 Sachlikis. Die übrigen vier sind sämtlich
 der Geschichte Belthander's und Chrysa-
 wo man den 2ten (Duc. p. 178 s. v. Βάγ-
 unserer Ausgabe dieses Gedichts, Vs. 122
 Mavrophrydis: 1224), den 3ten und 4ten
 p. 269 s. v. Ἰνφρσίειν) Vs. 215 und 217
 die letzte aus zwei Versen entnommene
 (Duc. p. 1682 s. v. Φλάμουρον) Vs. 12
 (bei M. 1203 sq.) finden kann. Vermöge
 gleichen Nachlässigkeit, die dem Koraïs be-
 nen Citaten nicht minder geläufig ist, als
 Ducange, und die begreiflicher Weise bei der
 ficirung der Texte zu nicht geringer Bes-
 lichkeit gereichen kann, hat ersterer z. B.

feld, Gesch. d. ritterl. Ordens St. Johann's v. Jer-
 etc. S. 196 ff., irrthümlich hier genannt findet.
 Laonic. Chalcocond. l. II, ed. Bonn. p. 97.

124) umgekehrt drei Verse aus dem Belisar, 9 und 433—34, fälschlich dem Belthandros getheilt.

Hrn. Wagner's vorhin genannten Meinungs-
nossen in der vielventilirten Autorschaftsfrage
nachträglich noch ein gelehrter Grieche
zuzählen, von dem freilich bis jetzt auch
keine positive Andeutung darüber fehlt, ob au-
ßer der Autorität des ehrwürdigen Vaters der
neugriechischen Literatur noch andere Gründe
eine Parteinahme in dieser Sache bestimmt ha-
ben, nämlich der Verfasser des am 21. März
1864 in der »hellenischen Schule« in London
gehaltenen wissenschaftlichen Vortrags, welchen
er zum Beschluss, trotz des geringen Äußern
anfangs, seines höchst intensiven Interesses
gegen etwas näher in Betracht zu ziehen er-
laubt sei.

Hr. Demetrius Vikelas erregte zuerst vor
vielen Jahren unsere Aufmerksamkeit durch
eine sechzigstrophige, unter der Ueberschrift
»Ἀρχαίοι und dem fingirten Autornamen Phi-
larchos in Al. R. Rhangabé's (später leider einge-
genommener) politisch-literarischer Wochenzeitung
»Νομία vom 3. Mai 1864 publicirte satirische,
wiewol scherzhaft halb ernst gemeinte Castigation
gegen die übertriebenen Vergötterung der alten Grie-
chen, die wir durch eine metrische Verdeutschung
»Magazin für die Literatur des Auslandes«
(Jahrgang 1865, S. 486 ff.) zur weitem Kunde brach-
te. Einige Jahre darauf erschien von ihm in
London eine kleine, doch in einigen der darin
gehaltenen Gedichte in anerkennenswerther
Weise über das Mittelniveau der neugriechischen
Literatur sich erhebende Sammlung lyrischer und

anderer poetischer Compositionen, spätere Bearbeitung des 6ten Gesangs der Odyssee in politischen Versen, die uns in dieser poetischen Form wenigstens minder verfehlt scheint, und andere uns bekannt gewordene neugriechische Compositionen aus dem Homer in durchweg hexametrischen (natürlich nach dem Accente gemessenen) Hexametern, und eine Probe seiner geistigen Strebsamkeit gibt uns der vorliegenden kurzen, aber prägnante und gefällige Darstellung der Entwicklung der neugriechischen Literatur, vorzugsweise der Poesie seit dem 15ten Jahrhundert.

Nach einer in der Form sehr bescheiden gehaltenen, doch wie uns bedünken will, sehr manierirten *captatio benevolentiae* an sein Auditorium beginnt Hr. Vikelas, in Anknüpfung an früher gehaltene Vorträge seines Landsmanns Valettas über den Verfall der griechischen Verfassung, den seinigen mit der Betrachtung, dass die spätere, unbeschadet ihres fortwährenden allmäligen Sinkens in ununterbrochener Continuität vom Alterthum bis zur letzten Katastrophe des römischen Reiches herunterreichende griechische Literatur, um relativ gerechtfertigt zu werden, weder mit der goldenen Periode des Altgriechenlands, noch mit dem gegenwärtigen hohen geistigen Aufschwung der europäischen Gesellschaft, vielmehr nicht bloss im alexandrinischen, sondern auch im byzantinischen Zeitalter mit dem jedesmaligen gleichzeitigen Standpunkt der andern Völker zu vergleichen sei, welchen gegenüber gehalten das Griechenthum noch im Mittelalter keinen so gar benehmenden Anblick darbiete. Erst die türkische Eroberung Konstantinopels, heisst es, habe gebildet eine scharf scheidende Grenzlinie zw

und der neugriechischen Welt, nicht als
t die Grundelemente des Hellenismus
eworden, wohl aber insofern dadurch
hältnisse und Zustände der Nation nach
d aussen verwandelt worden, — inner-
em die alles nivellirende Tyrannei die
aftliche Ungleichheit und die halbasiati-
aditionen des byzantinischen Staatsorga-
erwischt habe, nach aussen, indem das
dessen Lande ursprünglich die Cultur
dents wurzle, sich hinfort selbst mit
ultur- und Bildungsbedürfniss auf eben
ndland angewiesen gesehen und in Folge
her geschöpften Erleuchtung, so weit
ondere Nationaleigenthümlichkeit es ge-
ich mehr und mehr mit dem allgemein
hen Charakter des Christenthums iden-
be. In dem Bade des Märtyrerthums
die Neutaufe des Hellenismus vollzo-
sei der politische Untergang des Volks
ang und Ausgangspunkt seiner sittlichen
burt geworden.

in der Flucht der Edeln und der Ge-
des Volks, theils zu den christlichen
Westeuropa's, theils in die dem türki-
che noch nicht unterworfenen Gegenden
ands war die nothdürftige Erhaltung
ande noch übrigen Reste geistiger Bil-
rend der beiden nächsten Jahrhunderte
chliesslich dem griechischen Klerus zu
welchem die doppelte Aufgabe oblag,
he des Glaubens« einerseits vor den
gen der Ungläubigen, andererseits vor
noch bedrohlicher scheinenden propa-
hen Bestrebungen der römischen Katho-
nal auch der vielen von diesen bereits
en und als geschickteste Werkzeuge

benutzten Apostaten der orthodoxen Kirche zu schützen, zu welchen letzteren der bedeutendsten griechischen Gelehrten der Zeit (ein Bessarion, Laskaris, Argyropoulos, Musuros, etc.) zählen. Reichliche Kunde, die im griechischen Volke herrschende Unwissenheit und Barbarei, fast anderthalb Jahrhunderte nach der Eroberung, wo sie ihren Höhepunkt erreicht haben mochte, liefert der gelehrte Professor Martin Crusius Turcotte, des Herausgebers Correspondenz mit dem Legationsnotar des Patriarchats Theodosius Zambas, dem Rhetor Symeon Kabasilas in Konstantinopel und andern gelehrten Klerikern und Laien, gleich aber nicht minder beachtenswerthe Kenntnisse des stets lebendig erhaltenen Bewusstseins der grossen Vorzeit, so wie der nicht absterbend genährten Hoffnung auf eine bessere Zukunft, und vor allem auch der Fähigkeit der Zeit sich verleugnenden Bildungsfähigkeit der Griechen. Nicht überraschen kann es uns, wenn in K. N. Satha's *Neοελληνική* (Athen 1868) namhaft gemachten etwa 1000 griechischen Schriftstellern und Gelehrten von 1500 bis 1700 ungefähr zwei Fünftel unter der fast alle irgend nennenswerthen unter der venezianischen Herrschaft stehenden Inseln des Ionischen und Aegäischen Meeres, besonders Kreta, stammen. Natürlich konnten davon in einem compendiösen Vortrage nur einige wenige culturhistorisch wichtigsten näher beleuchtet werden und wir müssen uns hier auf die allgemeineren Andeutung beschränken.

(Schluss im nächsten Stück).

Göttingische Lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

0. 4. Oktober 1871.

νεοελληνικῆς φιλολογίας. Ὑπό
κ. λ. α. Ἐν Λονδίνῳ, 1871.
(Schluss).

ant sei noch, dass Vikela's Mittheilungen
schon den frühern, nur die im Druck
nen Schriften berücksichtigenden Reper-
r neugriechischen Literatur bis auf Sa-
Einzelnem zur Ergänzung dienen kön-
em man in letzteren z. B. nach dem
hen Dichter Dschanes Koronäos (Ver-
er von Sathas im ersten Bande seiner
ἀνέκδοτα, Athen 1867, publicirten Ἀν-
ματα Μερχουρίου Μπούα in 19 Büchern)
a korphiotischen Periegeten Nikandros
ergebens suchen würde.

kela's Vortrage folgt auf die beklagte
ung des Griechischen als Geschäfts-
ere Gesellschaftssprache auf den Ioni-
eln durch das Italienische die Erwäh-
Schwindens der letzten äussern Hoff-
Wiedererhebung und Befreiung der
mit dem Falle Kandia's (1669), dem-

nächst dann aber die Begrüssung einer der Dinge zum Bessern in der Erneuerung. Kandiotes Panagiotis Nikusios zum Dolmetscher und der damit eintretenden Modification (ὑποπολλόγη) des Verhältnisses zwischen dem herrschenden und unterjochten Volke, wie sie durch die Verleihung des Hospodarats der Donauländer an begünstigte Raia's des Ph. Nikolaos Mavrokordatos im J. 1710) reichster Weise sich weiter entwickelte. Auslande ungefähr gleichzeitig in der öffentlichen Kundgebung Czar Peter's I. seinen Glaubensgenossen auf der Halbinsel.

Das 18te Jahrhundert nennt Hr. V. das Jahrhundert der Vorbereitung für den Hellenismus und rechtfertigt die Zeichnung durch die Hervorhebung verschiedener mit taktvoller Oekonomie ausgewählter zusammengestellter Momente, unter denen neben der Gründung und dem Gedeihen reicher Bildungsanstalten auf den Inseln an günstigst gelegenen Plätzen des Landes und der pädagogischen und literarischen Thätigkeit ihrer Lehrer, vor allem die Veranschaulichung der gepriesenen und hier gelebten mit lebendiger und anschaulicher Sprache ihrer äussern Erscheinung wie ihrer geistlichen Elemente und Zustände den Hellenen die Seele geführten Weltstadt am Mittelmeer einstweilen in ihren ideellen Rang als Centralpunkt der Griechenwelt, zugleich als Glanz- und Mittelpunkt seines Vortrags Alexander Sutso's stolzes Wort:

*Εἰς τὸν ὠραῖον Βόσπορον, εἰς τῆς τυφῆς τῆς
ἡ ποίησας τῆς νέας μας Ἑλλάδος ἐγεννήθη.*

war für Uebertreibung erklärt, die aber constantinopolitanischen Dichter zu ver-
 sei, um so mehr, da sich dort in der
 die Poesie zur schönsten Blüte entfaltet
 Zum Belege dafür wird an den, auch um
 schichte und Literarhistorie Neugriechen-
 sehr verdienten ehemaligen walachischen
 er (Postelniko) Jak. Rhisos Narulos, an
 Vetter, die beiden Rhangabé (Vater und
 an die Brüder Sutsos, vor allem auch
 n (erheblich ältern) Athanas Christo-
 , den macedonischen Anakreon, erinnert,
 Lobe zur Beglaubigung eines seiner po-
 en Liebeslieder (*Ὁ Ἐρως ἀνθηρότατος*)
 gt ist. Der berühmte Thuriot K. Rhiga's
 erä (*Ὡς πότε, παλληκάρια*), des Märtyrers
 1798, dessen tragisches Geschick als des
 der feigen und treulosen österreichischen
 jener Zeit, 24 Jahre später Jo. Zamben-
 n Hagiamavra (Vater des verdienstvollen
 ten Spyridon Z. in Korphu) in einer sei-
 ochpathetischen Tragödien im Geschmack
 s verewigte, führt zu der Betrachtung
 eräers, sowie Adamantios Korai's und
 der Ypsilanti's als der drei in Griechen-
 öchst gefeierten und in diesem Sinne auf
 Hrn. Vikelas aus seiner Kindheit (wie
 dem Referenten aus damaliger Zeit) er-
 hem Bilde vereint dargestellten, bahn-
 nden Vorläufer des geistigen und des ma-
 n Befreiungskampfes. Die herkömmliche
 nung jener schwungvollen Hymne aber
 r griechischen Marseillaise, wie
 brigens öfter noch das kürzere, demsel-
 ichter zugeschriebene Kriegslied: *Λεύτε*
τῶν Ἑλλήνων, nennen hört, gibt Herrn
 , dessen Ansicht, dass wirklich das fran-

zösische Lied bei der Inspiration Rhig
 lich mitgewirkt habe, wir nicht so e
 theilen können, Veranlassung zu ei
 reichen Rückblick auf den schon i
 Mittelalter nachzuweisenden, vorzüglich
 Zeit der Kreuzzüge hervortretenden E
 abendländischen Geistescultur, ganz
 auch der Poesie, auf die griechische.

Mit Berücksichtigung der neuesten i
 land, Frankreich und England er
 Sammelwerke zur mittel- und neugr
 Literatur und der damit verbundenen
 suchungen über die Erscheinungen u
 nisse eben jenes Einflusses wird die
 denartige Gestaltung desselben nach
 der Eigenthümlichkeit der dabei zume
 tracht kommenden Völker, namentlich
 liener und Franzosen, und ihre durch
 sche Lage und historische Berührung
 verschiedenartig bedingten Beziehunge
 Griechenvolke dargelegt und gezeigt,
 letztern Verschmelzung in die übrige
 heit, seine Einfügung als Ring in die
 sche Kette, auch abgesehen von beson
 dividueller Hinwirkung darauf, gewis
 im Stillen durch den natürlichen Drang
 hältnisse zur Vollendung kommen
 Daraus erklärt sich auch die neuere
 der Sprache, die seit dem Anfange
 Jahrhunderts, d. h. seit der ersten er
 bereitung des Wiedererwachens der Na
 blossen gemeinen Volksidiom allmählig
 gan des Unterrichts, zum Vehikel auc
 allgemeine und höhere Geistesbildung
 hob. Ohne ihre frühern Entwickelu
 und damit zusammenhängenden Eigenh
 ders als im Allgemeinen zu berühren

seinen summarischen Ueberblick durch die theilung charakteristischer Proben aus mehrer in der Anzeige des Wagner'schen Buchs vorgekommenen metrischen Compositionen dem Mittelalter und noch ein paar spätern eckmässig illustirt; so aus dem, S. 1529 er-
 nten paränetischen Gedichte des Alexius Anenus, bei welchem übrigens befremdlicher se, mit Ignorirung dieses Namens, als Ver-
 er ohne Weiteres (der Neffe) Spaneas und r mit der Bezeichnung als »byzantinischer atride« genannt wird, aus der ersten Sticho-
 des Prochoprodromus an Kaiser Manuel, dem gräcisirten Flore und Blancheflor, aus handros und Chrysantza, aus dem (zu die-
 Behuf bei einer frühern Gelegenheit antici-
 en) konstantinopolitanischen Threnus; ferner des Zantioten Demetr. Zinos gareimter Ba-
 omyomachie, endlich als Specimen eines spätern Zeitalters aus der in jüngster Zeit
 Prof. Bursian neu herausgegebenen und n früher durch eine Abhandlung über den
 uss der italienischen Dichter darauf illu-
 ten ältesten neugriechischen Tragödie Ero-
 von dem Kandioten Georg Chortatzis in markirt kandiotischer Mundart.

Nach kurzer Hervorhebung des Charakters der wesentlichsten Unterschiede der im Ver-
 der letzten 8 oder 9 Jahrhunderte verhält-
 nässig wenig veränderten Vulgarsprache vom enischen wird der Verdienste gedacht, die in
 ster Zeit um die Geschichte und wissen
 tliche Erforschung derselben gelehrte Grie-
 , wie der verstorbene Mavrophrydis, Pa-
 nigopulos und Sathas in Athen, Sp. Zamb-
 und Rhomanos in Korphu, Paranikas in
 tantinopel und Aravantinos in Jannina sich

erworben, und auf die Nützlichkeit des ihrer literarischen Urkunden aus älter hingewiesen, natürlich nicht, um sie Muster zur Nachahmung dienen zu lassen, sondern um mittelst derselben zu einer klaren bezüglich der daraus für eine erspriessliche ausführbare Annäherung an den Hellenen Alterthums zu ziehenden Lehren, fruchtbares kenntniss des Geistes der Sprache und des Lebens bis auf die Gegenwart zu gelangen.

Eine besonders charakteristische, eben so und auch für die Zukunft tröstliche Eigenschaft der hellenischen Echtheit dieses Geistes ist die, welche Hr. V. in der griechischen Volksdichtung findet, die neben der zwar nie ganz verstummten, aber kläglich verkümmerten Kunstpoesie, von jederzeit, wenn auch Jahrhunderte lang, die Hinterlassung nachweisbarer Denkmäler erhalten, in neuerer Zeit aber, wenigstens gegen ihrer naturwüchsigsten und eben die besten Erzeugnisse in wunderbarer Kraft und Frische sich erneuerte und in Europa seit etwa fünfzig Jahren, vorzüglich durch Fauriel's noch immer sehr schätzbares Werk bekannt geworden, alsbald zu allgemeiner Anerkennung und Bewunderung, vor allen Dingen so kompetenter Beurtheiler, wie Goethe, gelangte.

Die Betrachtung der neugriechischen Poesie führt, nach flüchtiger Andeutung des Zusammenhangs mit dem Befreiungskriege, schliesslich zu der selbst poetisch gehaltenen Recapitulation der Geschichte des griechischen Volksstammes. Dieselbe wird einem Strom gleich, der von schneebedeckten Bergen sich ergiessend zuerst durch jungfräulich fließt, wo, wie es beim Euripides heisst (Hippolyt. 1101).

Der Hirt den Kräutern mit der Heerde nahe,
 Eisen hinkam, nur die Biene über
 unberührten Frühlingsauen schwärmt,
 mit sein Lauf durch wohlgepflegte und bebauten
 prangenden Städten vorüber, wo anmuthige
 seine Ufer schmücken und glänzende Blumen und
 Chyse in seinem klaren Nass wurzeln. Aber der
 ömt weiter und seine Fluth trübt sich allmählig,
 durch Städte flieset, wo die Bewohner in Unzahl
 sich ausbreitend der Sorge für seine Ufer und
 Verkeimtheit seines Wassers vergessen. Weiterhin
 durch ein sumpfiges Bette inmitten einer weiten
 Fläche, und es steht zu befürchten, dass der
 die Fluthen aufsaugt und der Strom vertrocknet,
 an, die Ebene ist zu Ende: auf jene Sümpfe folgen
 felsige Felsgebirge. Der Rest des Wassers
 durch die Berge Bahn, wird rein im felsigen
 fängt aufs neue an zu strömen, zwar kleiner,
 m, doch wieder klar und frisch. Die Ufer
 wieder schöner; aufs neue spiegeln Blumen sich
 in Blüthen von so glänzender Farbenpracht,
 dem Duft, wie die auf jenen frühern Auen, doch
 mindestens, wie jene, und aus demselben Samen.
 Da sind wir jetzt angelangt: wir sehen die
 Felten in anmuthige, mit jungem Grün sich be-
 deckte Hügel verwandelt. Wir vergassen noch nicht
 den Engpass durch die Berge; am Ziel
 sieht aber zwischen jenen Hügeln schimmern
 die angesehene Gestade wieder uns entgegen, die des
 harren und wo die kommenden Geschlechter
 sehen werden«.

schliessen mit dem Wunsche, dass De-
 Vikelas zu denen gehören möge, die
 rufen sind, die geistigen Bestrebungen
 des Volks dem von ihm mit so optimistischem
 in Aussicht genommenen Ziele näher
 zu helfen.
 Ellissen.

Berichtigung.

Z. 3 l. Andronikus I. — Z. 22 l. Manuel's I.

The life of John Milton: Nar
connexion with the poltical, e
stical, and literary history of h
 By David Masson, M. A., LL. D.,
 sor of Rhetoric and English Lit
 in the University of Edinburgh
 1638—1643. London and Ne
 Macmillan and Co. 1871. XII.

Der erste Band dieses nach Form u
 bedeutenden Werkes erschien im Jah
 Er wurde von allen Verehrern des Dic
 Freude begrüsst, da über das Leben und
 desselben selbst in England eine un
 Arbeit noch vermisst wurde, so zahlr
 die kritischen Beleuchtungen seiner Ex
 und die kürzeren und längeren Darst
 seiner Lebens-Schicksale von Toland bi
 ley sich angesammelt haben mochten.
 entwickelte Mr. Masson in der einleiten
 bemerkung den Gedanken die ganze A
 drei Theile zu zerlegen, entsprechend
 ben des Dichters, welches man ohne
 drei Perioden scheiden könne. Die ers
 die Jahre 1608—1640, die Zeit der jug
 Bildung und seiner poetischen Anfänge
 fassen haben, die zweite würde durch
 1640—1660 und seine hauptsächliche
 keit auf dem Gebiet der Publicistik
 werden, die dritte würde sich bis 1674 er
 und ihr würden die späteren Dichtung
 Allem das »Verlorene Paradies« angehö

Aber schon in dem zweiten Bande
 Verf. dies anfangs aufgestellte Program
 gegeben. Weit entfernt davon, sein Th
 zum Jahre 1660 zu führen, erreicht er
 Jahr 1643. Man wird bezweifeln dür

folgenden siebzehn Jahre in einen drit-
zusammendrängen lassen werden, des-
Erscheinen in Aussicht gestellt wird,
wird man annehmen, dass auch die
ode wieder einer Theilung unterwor-
und wir erhielten somit eine Bio-
n mindestens fünf starken Bänden, in
führlichkeit, wie sie kaum einem an-
ter gewidmet sein wird.

man sich erinnert, dass die Quellen
Leben gar nicht so reichlich fliessen,
rosser Theil seines literarischen Nach-
Allem eine Sammlung an ihn gericht-
fe, die sich nach Aubreys Zeugnis
der Wittwe befand, spurlos verschwun-
ass die Zeitgenossen seiner nicht eben
enken, so wird man begreifen, dass
phische Element allein nicht genügen
so umfangreiches Werk zu füllen. In
fasst auch Masson seine Aufgabe viel
r bekennt, dass wir von kurzen Bio-
Miltons schon übergenuß haben, und
bst mehr als einer »sich schuldig ge-
e«. Was er daher beabsichtigt, ist
Biographie, »die fortlaufende politische,
und literarische Geschichte Englands
nzen Lebenszeit Miltons zu geben«,
er fort, wuchs gerade unter dem
der wenigstens bei der Verlockung (by
) der Biographie, eine Geschichte un-
Händen. Es war der menschlichen
öglich die historische Forschung, da
im Gange war, in die engen Gren-
nachweisbaren Beziehung zur Biogra-
chränken, selbst wenn es möglich ge-
e, diese Grenzen vorher zu bestimmen,
hielt die Geschichte für mich eine

gleichberechtigte Bedeutung, wurde oft und selbst willen verfolgt und erlangte, oder immer mit einem Gefühl organischer Beziehung zur Biographie, Zusammenhang in sich selbst.

Mich dünkt in diesem Bekenntnis lässig gesprochen, was an dem Verfahren des Autors zu tadeln ist. Wir wissen, dass eine Selbstüberwindung dazu gehört von den Thaten ehrsüchtiger Forschung manche zu verwerfen, aber wenn die Konsumtion auf geistigem Gebiet in irgendwelchem annehmbaren Verhältniss zur Produktion stehn soll, so muss demselben Recht der menschlichen Natur zu Theil sein, nicht die Grenzen historischer Forschung, aber die Grenzen der Mittheilung historischer Forschung einzuschränken, man wird vom Maler verlangen, dass sein Bild nicht die vorarbeitenden Skizzen enthülle, dann verliert der Biograph seine Aufgabe wohl aus den Augen, wenn er die »Geschichte um ihrer selbst willen verfolgt«, und dass unter diesen Umständen der Zusammenhang mit der Biographie, die »organische Beziehung« derselben bewahrt werden könne, wird man zweifeln dürfen. David Strauss hat uns Meisterwerke seines Hutten gezeigt, in welcher Weise man, bei unbegrenzter Forschung und begrenzter Darstellung, das Leben gerade der literarischen Koryphäen, in Verflechtung mit allen bewegenden Fragen und Persönlichkeiten seiner Zeit zu schildern vermag. Hätte man Strauss Verfahren zu dem seinigen gemacht, darf man vermuthen, dass wir noch heute den Abschluss des Werkes entgegensehen müssten.

In dem vorliegenden zweiten Bande tritt das allgemein historische Element noch viel mehr vor dem rein biographischen hervor als

ersten der Fall war, aus dem einfachen
e, weil die Bedeutung der Englischen Ge-
te in dem bis jetzt behandelten Zeitraum
tetig wachsende ist.

die fünf Jahre 1638—1643 drängen sich
ne Ereignisse zusammen, welche die grosse
lzung des Englischen Verfassungslebens
eiten: die vergeblichen Unterhandlungen
en Schottischen Covenantern und der erste
mit den Schotten, die Berufung des kur-
arlaments und der zweite Bischofs-Krieg,
usammentritt und die ersten Massregeln
ngen Parlaments, Straffords Hinrichtung,
ewegung der Kirchen-Reform und die An-
der Bischöfe, der Irische Aufstand, des Kö-
ersuch die fünf Mitglieder des Unterhau-
it eigener Hand zu ergreifen, die Vorberei-
zum Kampfe, der Beginn des Bürger-
s, die Eröffnung der Westminster Synode.
n ganzen geschichtlichen Verlauf widmet
n eine ausführliche Darstellung, und dass
e nicht immer in organischem Zusammen-
mit dem biographischen Thema stehn kann,
schon die unorganische, aber unvermeid-
Scheidung der einzelnen Kapitel in die
Theile: History and Biography.

s Forscher von grösster Gewissenhaftigkeit
reue begnügt sich aber Masson keines-
uns die Ereignisse ausführlich zu erzählen,
rn er theilt uns auch an mehr als ei-
elle, mit Unterbrechung der Erzählung, den
baren Apparat oft mühsamer Vorarbeiten
welche die Grundlage seiner Darstellung

ersten Bande hatte ihm die Schilderung
Miltons Universitäts-Epoche Gelegenheit
en, uns mit einer statistischen Uebersicht der

Grösse aller Cambridger Colleges und eine Aufzählung ihrer Masters im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts zu beschenken. Hier knüpft der Faden an die biographische Aufgabe anknüpfen. Aber ganz über diese hinauszugethen, wenn z. B. im vorliegenden auf 23 Seiten (150—173) eine Liste der vorzüglichsten Mitglieder beider Häuser des britischen Parlaments mitgetheilt wird, die vollständig schon an drei Stellen, in der Parliamentary History II, in Carlyles Letters and Speeches of Cromwell und bei Sanford Studies of the Great Rebellion vorfindet, wenn S. 440 eine statistische Uebersicht der royalen und parlamentarischen Lords in kleineren Theilen gegeben, ebenso 440—448 eine Art von Regiments-Quartierliste beider Armeen entworfen, S. 524 das Verzeichnis der Mitglieder der Westminster-Versammlung und S. 555—563 eine Biographie der vorzüglichsten ersten protestantischen Prediger Amerikas in lexikographischer Weise eingeschoben worden ist.

Man begreift, dass Masson es nicht gewinnen konnte, sich im Mittheilen der Ergebnisse seiner Studien zur allgemeinen Geschichte zu beschränken, wenn man genauer sieht, wie umfassend und vielseitig diese gewesen. Fast möchte man sagen, die Vorarbeiten des Verfassers seien von solcher Gründlichkeit, dass sie nicht auf eine Geschichte Miltons, sondern auf eine Geschichte der Englischen Revolution abzielen scheinen. Neben den Sammlungen officieller Verhandlungen, Urkunden und Druckstücke, steht doch noch immer die Darstellung Clarendons, als ein historiographisches Hauptwerk an erster Stelle. So gewichtige Hiefür von Aelteren abgesehn, von Sanford, For-

gegen die Autorität dieses staatsmännischen Schriftstellers geführt worden sind, und Masson selbst Gelegenheit hat, ihn zu besichtigen, so kann er sich doch dem leitenden Eindruck seiner geschickten Darstellung und nach dem Zauber nicht entziehen, der über die historischen Portraits ausgebreitet liegt, die diese Meisterhand gezeichnet hat (s. S. 1).

Die Benutzung zeitgenössischer Pamphlete, gerade in dieser Epoche so üppig wuchern, die Schätze des Britischen Museums die Beute. Aber als gewissenhafter Forscher konnte Masson sich nicht auf das gedruckte Wort allein stützen. Da die Veröffentlichung des Master of the Rolls geschehen, noch über das Jahr 1638 hinausreichen, so gab Masson die mühsame Aufgabe, bei deren Lösung er von dem verstorbenen John Bruce unterstützt wurde, die ganze Reihe der für ihn in der künftigen Domestic-Papers des State-Office, in dem ungeordneten Zustand durchgegangen, in welchem er sie vorfand.

Sind vorzüglich die folgenden Punkte, durch diese archivalischen Untersuchungen helleres Licht gerückt worden sind: Zur Geschichte des ganzen ersten Schottischen Krieges sind die schätzbarsten Quellen in abgelegenen handschriftlichen Notizen, in Briefen, in Schottland aus nach England gerichtet und namentlich in der Korrespondenz von Masson mit den Grafen von Pembroke und Masson. Man bekommt den deutlichen Eindruck, dass von Anfang an im Englischen Volk die lebhafteste Sympathie mit dem Schottischen vorzuherrschen war (s. namentlich S. 44), und dass der Zu-

stand des königlichen Heeres, verglichen des Schottischen, gleich im Beginn des K wenig Vertrauen erwecken konnte (S. Aus der Zeit der beginnenden kirchliche fragen in England war der Briefwechsel Hall und Laud, welcher sich gleichfalls i Paper-Office befindet, von besonderem I Es geht aus dieser Quelle ganz unläng vor, dass Halls Traktat »Episcopacy b Right«, welcher den grossen literarische eröffnete, unter den Augen Lauds, f dessen Anweisung geschrieben worden 124 ff.). An anderen Stellen geben B Coke, Reade, Windebank erwünschte A namentlich die Korrespondenz des letzg verbreitet sich ausführlich über seine nach Frankreich (S. 177. 178). Sehr fliessen sodann die archivalischen Que die Erzählung des Beginnes des Bürge da sich Listen und Berechnungen aller diesen Tagen aufbewahrt finden (s. S. 421. Auch ein Ms. aus der Harlejan - Colle Britischen Museum konnte hier benutz (S. 440), wie denn für die Erörterung lamentarischen Vorgänge selbstverständ hinlänglich bekannten Aufzeichnungen Simonds d'Ewes zu Rathe gezogen sind. Kunsthistoriker mag folgende kurze N Interesse sein, die dem Staats-Archiv men worden ist: »Charles R. We have of *Inigo Jones*, Esq. surveyor of our wo pounds sterling in pieces, which we pr satisfy again. Given at our Court at the 28th of July, 1642« (S. 421).

Soll ich hervorheben, was mir von d zen rein historischen Theile des Werke ders gelungen erscheint, so sind es z

Die Beleuchtung der Schottischen Verhältnisse ist das vierte Buch dieses Bandes, welches die Geschichte des Presbyterianismus und Independentismus bis 1643 enthält. Schottland's Verhältnisse für die Englischen Verhältnisse in den Jahren 1638—43 ist hier mit vollem Rechte hervorgehoben, wie wir aus früheren Angaben uns kaum erinnern können. Auch die Charakterschilderung der Schottischen Parteien: Argyle, Montrose, Napier ist mit besonderer Liebe ausgeführt. Die Geschichte des schottischen Presbyterianismus und Independentismus auf das Auftreten Robert Brown's zurückgeführt, die Separatisten-Kongregationen in England und Holland zu verfolgen, vor allem die zukunftsreichen Gemeinden Nord-Amerika's ins Auge zu fassen, aus denen die hochachtbaren Gestalten eines Roger Williams, John Hutchinson hervorragen. Unter der Aufsicht dieses Theiles des Werkes vermisst man Weingartens vortreffliches Buch: *Die Separatistenkirchen Englands* (Leipzig 1868 von H. Härtel), welches Masson unbekannt zu sein scheint. —

Wir wenden uns nun zu einer Besprechung des biographischen Theiles des vorliegenden Bandes, in dem wir dieselbe Genauigkeit der Forschung rühmen, welche schon dem rein historischen Theile zu Gut gekommen ist. Seitdem der Druck dieser Milton-Biographie erschienen ist, haben einige Special-Arbeiten unsere Kenntnisse der Geschichte des Dichters zu erweitern. Dahin sind zu rechnen die höchst wichtigen »Original Papers illustrative of the Writings of John Milton«, veröffentlicht von Douglas Hamilton in den Editionen der Edinburgh Society 1859, und das wundersame,

ganz unmethodische Pracht-Werk von Leigh Sotheby: *Ramblings in the collection of the Authograph of Milton*, London, in welchem Wahres und Falsches, Neues und Altes, zur Sache Gehöriges und gänzlich fremdes eigenthümlich gemischt ist.

Masson hat sich nicht darauf beschränkt, diese neu an's Licht getretenen Materialien zu benutzen, sondern hat mit Eifer und Sorgfalt eine mannichfache Unterstützung von anderer Seite, bisher unbekannte Thatsaachen ausgespäht, welche uns klarer in die Milton'sche Familiengeschichte sehn lassen. Ein Stammbaum der Familie Rugeley, ein Memoir des Rugeley in den Ayscough Mss., die Handschrift des Crown-Office, das in Canterbury aufgefunden wurde, das Testament von Edward Phillipps dienen dazu, zu bestimmen, wann Miltons einzige Schwester Anna, Wittwe geworden, und dass sie zum zweiten Mal mit Thomas Agar-Runde, einem Freunde des verstorbenen Phillipps und Nachfolger im Amte eines Clerk of the Court, deputy verheirathet gewesen sei. (S. 98 ff.) Die Auffindung eines Eintrags in den Kirchenregistern von St. Laurence zu Reading hat erwiesen, dass ausser Miltons Vater auch die Familie seines Bruders Christoph in Reading in der Stadt lebte, als sie 1643 durch die parlamentarischen Truppen belagert wurde, und dass eine besondere Interesse, welches der Dichter an der Belagerung nahm, wird somit noch besser erklärt (S. 488 ff.). — Auch eine Durchsicht des Pfarr-Register von Forest-Hill erwies sich als nützlich, um über die Familie Powell, mit welcher schon D. Hamilton eingehend beschäftigt war, nähere Aufschlüsse zu erhalten.

Merkwürdig bleibt, dass sich in

rr-Registern über die Heirath des Dichters Mary Powell kein Eintrag findet, woraus zu liessen wäre, dass dieser Band von zweifeltem Glück nicht in Forest-Hill geschlossen sei.

Die Geschichte dieser berühmt-berücktigten werden wir erst im folgenden Band erwarten dürfen. Im vorliegenden sind es andere Momente aus Milton's Leben, welche zu beleuchten. Wir finden ihn von seiner Italiänischen Reise zurückgekehrt, mit literarischen Plänen beschäftigt, sodann der Erziehung seiner Neffen widmet. Aber die beginnende Umwälzung auf politischem Gebiet und namentlich die Kontroversen über die Kirchen-Verfassung entziehen seinen dichterischen Vorsätzen. Er kommt den Führern der anti-episkopalen Bewegung, Verfassern des »Smectymnuus« in Verbindung und wirft selbst fünf Pamphlete in den streit, die ihm die Gegnerschaft eines gefürchteten Feindes zuziehn, wie Bischof es war. Endlich war zu betrachten, welche Stellung er zu dem beginnenden Bürgerkrieg einnahm, und inwiefern er persönlich für die Sache des Parlaments einstand. Hier ist ein Punkt, dem ich mit Masson nicht übereinstimmen. Er sucht nämlich nachzuweisen, dass Milton »praktische Kenntnisse des Exercirens militärischer Formen und Manoeuver gehabt, dass er die Handhabung der Pike, Compagnie-Bataillon-Dienst, etwas von den Aufgaben Officiers bei Paraden und Revuen und auch das vom Artillerie-Wesen gelernt haben müsse« (473). Das Verführerische, das in solcher Behauptung liegt, soll nicht geläugnet werden. Indem wir wissen, dass der Dichter seine schändliche Reise plötzlich unterbrochen hat,

weil er es nicht für schicklich hielt, der Fremde zu vergnügen, während seine Leute für die Freiheit kämpften«, sollte glauben, ihn allen voran in den Reihen des lamentarischen Heeres zu finden. Die Vermuthung von Edward Phillips, dass man daran gedacht habe, seinen Oheim zum General in Wallers Armee zu machen, diese Vermuthung nur bestärken. Aus Phillips seiner Nachricht sofort vorsichtig folgt: »I am much mistaken if not so,« fehlt uns jeder positive Anhalt, auch nicht nehmen, dass Milton sich zum Militaire ausdrücklich vorbereitet habe. Zufällig findet sich in dem zweiten Regiment des Bands der Stadt London ein John Melton als Quartiermeister dem Colonel Pennington gegeben. Zufällig war auch, wie wir der Dichter Milton mit dem Alderman Pennington, eben dem Colonel, genau dass die Formen Melton und Milton, sind, können wir nachweisen. Aber sicher können wir nachweisen, dass der Quartiermeister und 1660 Major, John Melton der Dichter ist, da wir aus den Registern der Pfarrei St. Dunstan seine Handschrift und auf den ersten Blick sehen, dass derjenigen sehr abweicht, in welcher die Originale des Comus und des Lycidas ten sind.

Masson hält dennoch seine Ansicht und stützt sich wesentlich auf drei Grunde. Die eignen Worte Miltons scheinen ihm bezeugen zu sein (S. 402 u. 481). Sie kommen in der Apology against a pamphlet call' d a modest Confutation etc. vor, an der Stelle, da der Dichter gegen die gehässigen Andeutungen

heidigen hat, mit denen sein Gegner seine morning-haunts« charakterisirt. Er erwidert drücklich: »These morning haunts are, where I should be, at home«, im Winter und Sommer zu früher Stunde wach, um gute Schriften zu lesen oder sie lesen zu lassen mit nützlichen und schicklichen Uebungen Gesundheit und Stärke des Körpers zu bereichern, um ihn dem Geiste folgsam und geneidig zu machen, für die Sache der Religion und der Freiheit unsres Landes, wenn es die Herzen in gesunden Leibern verlangen, Stand auf ihrem Posten zu halten, ehe den Ruin unseres Protestantismus zu sehn den Zwang eines sklavischen Lebens«. Dass diese körperlichen Uebungen als zu Hause (home) vorgenommen gedacht werden, scheint unwiderleglich, und somit sind alle Vermuthungen betreffend die täglichen Uebungen auf dem nahe gelegenen City-Artillery-Ground abzuweisen. Aber auch ohne das scheint es mir angemessener, nach dem, was wir über Miltons Gewandtheit im Fechten wissen, die Worte darauf zu beziehen.

Und ebensowenig beweisend ist die Stelle der Schrift »On Education«, in welcher entwickelt wird, die Schüler einen militärischen Cursus durchmachen zu lassen, sie zu thun zu machen, was wir heute eine Jugendmilitär nennen würden. Offenbar schwebten dem Verfasser an dieser Stelle, wie bei der Abfassung des ganzen Traktats, antike Vorbilder vor und so wenig ein moderner Pädagog ein moderner Turner zu sein braucht, weil er Turner in seinen Schulplan aufnimmt, so wenig können wir berechtigt anzunehmen, dass John Milton von der Kunst des »Aufstellens zur Schlacht,

des Marschirens, Lager-Schlagens, Belagerens und Beschiessens« mehr ver-
 habe als andere Laien, weil er wünscht,
 Jugend praktischen Unterricht darin

Sein Haupt-Argument nimmt aber Ma-
 dem »Verlorenen Paradies«. In Gesang
 —571, 615—618, IV. 777—799, 864, 865
 984, VI. 549—594 soll sich eine so i-
 Kenntniss militärischer Dinge und Kunstau-
 zeigen, dass man glauben müsse, sie s-
 etwa durch Lektüre, sondern durch Er-
 erlangt. Ich gestehe, dass mich ein A-
 dieser Art am wenigsten überzeugt. M-
 ein Mal schon hat man Misbrauch mit-
 trieben, weil man sowohl die empfangen-
 die schöpferische Kraft des Dichter-Geni-
 schätzt hat. Ist doch sogar die Verr-
 aufgetaucht, Shakespeare müsse in der
 eine Zeit lang unter einem Anwalt o-
 einem Gericht thätig gewesen sein, weil
 so gründliche Kenntnis der juristischen
 klatur an den Tag lege. Wenn solche S-
 erlaubt sind, welcher scharfsinnige
 würde nicht, falls ihm von Schillers Leb-
 Geschichte nichts bekannt wäre, nach
 Jahren mit vollem Recht behaupten
 dass der Dichter des Tell die Schwer-
 gründlich aus eigener Anschauung geka-
 ben, am Ende gar ein Schweizer von Ge-
 wesen sein müsse. Endlich will ich n-
 merken, dass Milton, nach Allem was
 seinen autobiographischen Bekenntnissen
 sicher nicht verfehlt haben würde, in ei-
 ner späteren Vertheidigungen gegen Sa-
 oder Morus seiner militärischen Uebung
 währung zu thun, im Falle sich dies
 Wahrheit hätte vereinen lassen.

Venn Masson auf den eben erwähnten Punkt viel Scharfsinn verwandt zu haben scheint, so ist seine Kombinationsgabe eine andere Frage glücklichste gelöst. Es ist die der Datirung jener fünf Pamphlete, welche dem Streite die Kirchen-Verfassung gewidmet sind. Glücklicher Weise versagen die beiden Mittel, die man hoffen könnte zur genauen Festsetzung der Zeit zu benutzen, in welcher die ersten Flugschriften erschienen. Sie finden weder in den Registern in Stationers-Hall, noch hat Thomason, der gleichzeitige Sammler der Tagesliteratur, welche jetzt Theil der King's Pamphlets im Britischen Museum bildet, die Exemplare von Miltons Werken mit dem Datum der Anschaffung versehen, sondern sie sind gewöhnlich auf den übrigen Stücken der höchst werthvollen Sammlung befindet. Es gelingt Masson, indem er Andeutungen in den Brochuren selbst und in ihren Gegentheilen geschickt benutzt, für alle annähernd zu bestimmen, wann sie an's Licht der Öffentlichkeit getreten sind. Nur mit dem Erscheinen derjenigen Untersuchung, welche die Flugschrift »On Reformation« betrifft, kann man nicht ohne Weiteres einverstanden sein. Nach Masson ist das Pamphlet nach dem 12ten Mai 1641 erschienen, also nach der Ausgabe des Smectymnuus, weil es Andeutungen über die Petitionen der Universitäten eben jenem Datum enthalten soll. Aber, wie ich nicht irre, so lässt sich aus Clarendon, Worth, Godwin etc. nachweisen, dass Petitionen ähnlichen Inhalts, wie Miltons Worte einsetzen lassen, schon im April auftreten (s. Masson II 223). Auch Miltons eigene Thätigkeit über seine Betheiligung an dem literari-

schen Kampfe in Sachen der Kirchen-Reform sollten vermuthen lassen, dass er sehr der Rückkehr in die Heimat seine Feindschaft setzt hat. (Masson II. 211). Möglich wäre anzunehmen, dass in diesem Kampfe und nicht den Verfassern des Smectynian Priorität gebühre. Indes bedarf dies einer gründlicheren Untersuchung, als der Raum gestattet sie vorzunehmen.

Es muss erwähnt werden, dass Masson in seinen Nachforschungen im Britischen Museum daselbst auf ein Exemplar der Schrift *«The Reason of Church-Government»* und auf ein anderes *«The Reason of Church-Government»* gestossen ist, in denen er Spuren von seiner eignen Handschrift entdeckt haben will (361). Im ersten Fall steht auf dem Titel geschrieben: *«By John Milton»*, während der Druck anonym ist, im zweiten Fall *«Authoris»*, so dass es sich als ein De Witts Exemplar herausstellt. Ferner fand ich ein Exemplar des ersten Pamphlets *«Of the Liberty of Conscience»*, dessen Titel-Blatt beide Aufschriften trägt, wohl *«By Mr. John Milton»*, wie *«Authoris»* trägt, und dessen Druckfehler in mehreren Fällen mit Tinte korrigirt sind, beides in der Hand, die Masson gleichfalls für die von De Witt zu halten sich berechtigt glaubte. Nachdem ich diese Exemplare selbst gesehen habe, kann ich mich nicht dazu bekeimen, diese fraglichen handschriftlichen Notizen dem John Miltons zuzurechnen, mit einziger Ausnahme der Korrekturen in dem Exemplar *«Of the Liberty of Conscience»*, über welche ich mein Urtheil noch nicht halten will. Dass die Schrift aus dem 17ten Jahrhundert stammt, ist unzweifelhaft, scheint sie im ersten und dritten Fall

den Hand herzurühren. Aber die Buchstaben, nentlich das J, sind nicht nach der bekann- Weise Miltons geformt. Sie erinnern da- en stark, und das auch im zweiten Fall, an omasons wohlbekannte Hand, deren Züge ich h in einem Exemplar der »Animadversions on the Remonstrants Defence against Smecty- nus«, das ich in der Sammlung der King's mphlets gesehn, wiederzufinden glaube. Hier nt auf dem Titelblatt »written by Mr. John ton«. So natürlich es ist, dass ein Samm- anonymen Drucken den Namen des Autors ügt, wenn er diesen erfahren hat, so un- ürlich erscheint es, dass dieser Autor auf emplare, die er Freunden gewidmet, einfach t dono authoris« schreiben soll. Nicht der ber, sondern der Empfänger wird diese Form rauchen, welche in ihrer geschäftlichen Kürze er Widmung wenig ansteht. Am wenigsten einzusehn, wie dieselbe Hand des Verfassers en dies »ex dono authoris«, falls wir ein l zugeben, dass dies von ihm herrühre, noch a Namen in dieser Form: »By Mr. John Milton« zufügen sollen.

Unzweifelhafte Spuren von Miltons Hand- rift glaube ich aber in einem merkwürdigen emplar der »Doctrine and Discipline of orce«, (dem sich vielleicht ein zweites anreihen st), finden zu dürfen, welches im Britischen seum aufbewahrt wird, und hoffe, den Be- s für diese Behauptung an anderer Stelle ren zu können.

Das Interesse, ob dies oder jenes Wort von Hand Miltons geschrieben, ist geringe ver- then mit dem wichtigeren, ob wir in diesem r jenem literarischen Werke seine Autor- aft erkennen können. Masson ist der An-

sicht, dass das Postscript zum Smectymnus von Milton herrühre, oder wenigstens einer die fünf Verfasser, aus deren Namen der sonderbare Titel gebildet ist, zu jener ihrer Arbeit mit Material versehen haben. Ich sehe nicht ein, welche Gründe diese aus dem Stadium einer geistvollen Verfertigung zur Gewissheit erheben sollten. Als Grund wird angeführt, dass Milton in seinen »Animadversions« etc. mit besonderem Feuer sich gegen den Theil der »Remonstrant's Defence«, wende, welche jenes Postscript trifft, so dass klar werde, seine Vertheilung gelte nicht einem fremden, sondern den eigenen Erzeugnisse. Indess finde ich in dem Theile dieses Theiles von Miltons Schrift durchaus keinen so wesentlichen Unterschied von dem der andern Partien, dass man daraus einen solchen Schluss ziehen dürfte. Auch die Ähnlichkeit zwischen der historischen Aufzählung dieser Nachschrift zum Smectymnus und der Stelle von Miltons Pamphlet »On Reformation«, auf welche Masson viel Gewicht legt, ist doch nur gering. Im Gegentheil ist die steife und kunstlose Aufzählung historischer Facta gar nicht in Milton's Weise, und die Vergleichung zeigt, dass er geschickter Material anders anzuordnen verstand. Man wird man glauben, dass die Verfasser des Smectymnus, fünf Geistliche von nicht hoher Bildung, der Hülfe des Dichters in dieser wohl entrathen konnten. Welche historischen Kenntnisse gehörten denn diesen landläufigen Quellen, wie Bede, Holinshed, die damals waren, zu citiren und auszuschreiben. Auch gebrauchen jene fünf Autoren sehr oft ihre »Vindication of the answer to the

trance« etc. p. 3 die Phrase: *Our histories* of Harold« etc., so dass man wohl annehmen darf, dass diese »histories« ihnen nicht unbekannt gewesen sind. Ich denke mir nicht das ganze Verhältniss Miltons zu dem Leben des »Smectymnuus« anders als der gewöhnliche. Ich kann nicht glauben, dass der Mann, der seit früherer Zeit naturwissenschaftliche Kenntnisse sich erwerben bemüht war, falls er in das Gebiet der Entstehung des Smectymnuus zugetreten und mit dem fortschreitenden Gange der Schrift vertraut war, einen solchen Irrthum durchgehen lassen sollen, wie ihn die fünf Stellen an einer Stelle begiengen. Dass es damals sehr gefährlich für den Laien war, sich in naturwissenschaftlichem Gebiet in Fälschungen auf dieses anzubringen, zeigt der folgende Satz, mit dem die Smectymnianische Behauptung ihres Gegners abzutrupfen. »Wir werden, sagen sie, sofort zeigen, dass dieser Behauptung nicht mehr Wahrheit ist, wenn er mit Anaxagoras sagte: Schnee ist schwarz: oder mit Kopernikus: Die Erde bewegt sich und der Himmel still«. (Masson S. 221).

Es sollte sich nachweisen lassen, wie oben angesetzt, dass Miltons erstes Pamphlet schon im Jahr, vielleicht vor dem Smectymnuus erschienen, so würde damit das ganze Verhältniss des Verfassers dieses Traktats und des ersten Gegners in der damaligen Frage der Kirchen-Reform ein ganz anderes.

Masson hat uns durch die Fülle dessen, was er von seinen schätzbaren Forschungen mitgeteilt, so verwöhnt, dass wir vielleicht Unrecht thun, wenn wir einige Nachrichten über das

Leben und die Fähigkeiten der fünf Smectymnianer vermissen, mit denen der Dichter in so engem Zusammenhang stand. Kurze Andeutungen finden wir zwar in dem Verzeichnis der Mitglieder der Westminster-Synode unter den Namen Calamy, Marshall, Newcomen, Spurstow (S. 517—521). Sie lassen sich leicht erweitern, wenn man die Eintragungen in den Registern von Stationers-Hall, die zahlreichen Druckwerke mehrerer dieser Männer und einige auf Mehrere von ihnen bezüglichen Leichenpredigten, die sich im Britischen Museum befinden, zu Rathe zieht. Stephen Marshall wird für einen der besten Prediger der Zeit gehalten, wir besitzen von ihm eine bemerkenswerthe Leichen-Rede auf John Pym, doch kann ich nicht läugnen, dass mir Edmund Calamy namentlich in einer Fasten-Predigt: »England's Antidota against the Plague of Civil Warre« etc. vom 22. Oktober 1644 (King's Pamphlets E. 17) durch einen grossartigen Schwung, echtes Pathos, und glücklich angewandte Bilder noch mehr imponirt. — Marshall wird auf dem Titel einer Predigt (King's Pamphlets E. 455) »Minister of Gods Word at Finchfield in Essex« genannt, wodurch Massons Zweifel, ob er nicht etwa nur Vikar gewesen sei, (S. 519) wohl gehoben werden. Merkwürdiger Weise fliessen über den bedeutendsten Theilnehmer am Werke dieser fünf Genossen, über Thomas Young, Miltons alten Lehrer, die Nachrichten am spärlichsten*).

*) Erst nachdem diese Zeilen geschrieben, hat mich Massons Gefälligkeit auf eine Schrift aufmerksam gemacht, die sich speciell mit Young beschäftigt, und die Güte des Verf. mir den Besitz derselben verschafft. Es ist dies das schätzbare Werkchen von David Laing: Biographical Notices of Thomas Young, S. T. D. Vicar of Stowmarket Suffolk Edinburgh: MDCCCLXX. 39 SS.

sehr bemerkenswerthen Abschnitt dieses bildet die Besprechung jener berühmten Miltonischen Handschrift, welche in der Bibliothek des Trinity-College zu Cambridge als grössten Schätze dieser Anstalt unter einem Rahmen aufbewahrt wird. Der Band enthält nicht nur die wichtigsten der Gedichte, darunter den Lycidas und das, zum Theil von Miltons Hand, sondern auch jene interessante Zusammenstellung von geschichtlichen Gegenständen für die Darstellung in Form der Tragödie, eine Darstellung, wie sie gleich methodisch wohl von irgend einem andern Dichter angedacht werden ist. Sowohl eigene Besichtigung und Untersuchung der kostbaren Reliquie, die in Cambridge vornehmen konnte, wie auch die Auseinandersetzung (s. namentlich S. 197) überzeugen mich vollkommen, dass er besitzt, die Anlage dieser Sammlung von Mitteln der Stoffe oder etwas ausgeführt, in die Jahre 1639—1642 zu verfallen. Glück wird für die Begründung dieser Sammlung unwillkürlich chronologischen Bezeichnungen namentlich eine Stelle aus der Schrift „*Reason of Church-Government*“ angewandt. Diese Handschrift wurde nachweislich Ende 1641 geschrieben und jene Stelle enthält in der That deutliche Hindeutungen auf die Sammlung. So, dass man noch eine andere Stelle in denselben Schriften heranziehen kann, nämlich eine Stelle aus der „*Defensio secunda*“, die Masson auch, aber in anderem Zusammenhang, erwähnt wird (S. 212): „*I resolved, whereas then meditating certain other matters, to transfer into this struggle, (nämlich den Kampf gegen die Bischöfe), all my genius and*

all the strength of my industry«. Unter den »certain other matters«, sind offenbar jene poetischen Pläne verstanden. Es ist zu bedauern, dass Masson diese merkwürdigen sieben Seiten des Cambridger Ms. in veränderter, wesentlich modernisirter Form mitgetheilt hat, statt sie in einem Anhang diplomatisch getreu abzudrucken. Mehr als ein diplomatisch getreuer Abdruck, nämlich eine photographische Nachbildung findet sich zwar in dem erwähnten Buche von Sotheby, aber die Kostbarkeit und Seltenheit dieses Werkes wird noch dadurch gesteigert, dass unmittelbar vor der Herausgabe bei einem Brande des Buchhändler-Magazins ein grosser Theil der Exemplare zu Grunde gegangen oder stark verletzt worden sein soll.

Wie in dem früheren Bande, so ist auch in dem vorliegenden die Schreibweise keine leichte. In einer Verflechtung von Erzählung, Untersuchung und Vorführung bloss der Materialien wird der Stil des Verf. schwer und ernst, wie der Stoff es erfordert. Mitunter aber erhält die Darstellung eine eigenthümliche Lebhaftigkeit, ich möchte sagen, sie trägt den Stempel einer bestimmten Manier, die, wenn ich nicht irre, auf Rechnung des bedeutenden Einflusses zu schreiben ist, welchen Carlyles Art seine Gedanken auszudrücken, in England ausübt. Ganz und gar von diesem Geiste eingegeben ist der Kunstgriff, den der Verf. mehr als ein Mal geschickt gebraucht, wie in einem Roman sich und den Leser als Zuschauer der Scenen längst vergangner Zeit zu denken. So werden wir in Miltons Studir-Stube eingeführt, wir lesen die Titel der Bücher, welche den Raum erfüllen, und fühlen die behagliche Wärme des »fireside«. In gleicher, subjektiver Weise ist die Schilde-

der beginnenden Sitzungen des langen
ments gehalten. Mitunter tragen humo-
che Zwischenbemerkungen, gleichfalls ganz
arylescher Weise, dazu bei die Schilderung
diger zu machen. So, wenn S. 488 in
atischer Form ein Cavalier eingeführt wird,
seine Gedanken über das Miltonsche
tt: »When the Assault was intended to the
kundgiebt, oder wenn S. 501 ein kleiner
log des alten Powell sich hören lässt.
Deutschen sind, wenn wir von einigen Ar-
n von Johannes Scherr absehn, dieser Weise
ganz ungewohnt.

ihre Stärke besteht vorzüglich in der Wieder-
der Lokal-Färbung, wie denn die Stelle
die Schottischen Hochlande S. 293 in ihrer
e ein vortreffliches Bild giebt. Eng damit
nmen hängt die Geschicklichkeit in rein
uarischen Untersuchungen, und ihrer Ver-
ung für die Darstellung, wie z. B. S. 205
Aussehen der von Milton bewohnten
rsgate-Street im siebzehnten Jahrhundert
aller erwünschten Genauigkeit geschil-
wird.

e weitläufiger das schätzbare Werk Massons
legt ist, um so berechtigter erscheint der
sch, dass es dem Verfasser möglich werde
in nicht zu langen Zwischenräumen mit
Fortsetzungen desselben zu beschenken.
nächsten Bände würden uns wesentlich
n den Politiker und die grosse Zeit der
egung des Königthums und des Common-
th vorführen. Erst für spätere Zeit wird
wieder den Dichter Milton hervortreten zu
n hoffen dürfen, da, im Gegensatz zu so
lich Allem, was wir sonst von dichterischer

Entwicklung kennen, sein grösstes
Werk die Frucht des Alters war.

London.

Alfred

Nordiskt medicinskt Arkiv
medverkan af Dr. G. Asp, Prof. J.
lander, Prof. Dr. O. Hjelt i Helsin
Prof. Dr. P. L. Panum, Prof. Dr. C.
Dr. F. Trier i Kjöbenhavn, — Prof.
Nicolaysen, Prof. Dr. E. Heiber
Dr. E. Winge i Kristiania, — Prof.
Ask, Prof. Dr. C. Naumann, Ad.
Odenius i Lund, — Adj. Dr. E. Br
E. o. Prof. Dr. C. Rossander, E.
Dr. E. Oedmansson i Stockholm,
Dr. J. Björkén, Prof. Dr. P. He
Prof. Dr. Fr. Holmgrén i Upsala
geradt af Dr. Axel Key, Prof. i path
i Stockholm. Andra bandet. Me
taflor. 1870. Stockholm, Samson &

Von diesem medicinischen Organ
sammt den Scandinavischen Gebietes, fü
die hervorragendsten Aerzte und L
sämmlichen nordischen Hochschulen ih
stützung vom Beginn an zugesagt ha
der zweite Band mit äusserst reichhalt
mannigfaltigem Inhalte von Originalarb
welchen dies Mal auch die Universi
singfors einen nicht unbedeutenden
geliefert hat, und mit einem erschöpfte
ferate über sämmtliche in Schweden, D
Dänemark und Finnland publicirte me
Arbeiten, von Fachmännern der vers

n ausgeführt, vor. Derselbe ist, wie der in vier Heften ausgegeben, welche keine laufende Paginirung zeigen, sondern jede in Nummern zerfallen, von denen jede ihre eigenen Seitenzahlen hat, die aber in dem ersten Bande fortlaufend numerirt sind, wodurch das Auffinden der einzelnen Arbeiten in sehr zweckmässig eingerichteten und sehr reichlichem Inhaltsverzeichnisse, welches auch die Referate aus anderen Scandinavischen Schriften sich erstreckt, viel leichter wird, als auf den ersten Blick den Anschein hat. Das Inhaltsverzeichniss auch die übrigen Scandinavischen Arbeiten, aus denen ein Auszug gegeben ist, umfasst, können wir nur ausserordentlich billigen; denn wir legen diesem Theile des Archivs eine nicht geringe Bedeutung bei, nicht in Hinsicht der Belehrung des Auswärtigen über die viel zu sehr unterschätzte wissenschaftliche Thätigkeit der Scandinavischen, von welcher wir in Deutschland selbst nur in den besten Auszugsjournalen nur dürftige Nachrichten erhalten. Gerade durch seine Excerpte und seinen genauen Index ist das Nordische medicinske Archiv geeignet, wissenschaftliche Arbeiten auch im Auslande zu fördern, indem es Forschern leichter in den Besitz der Kenntniss von Arbeiten gelangen lässt, die er bei der geringen Verbreitung der meisten Skandinavischen Schriften im Auslande sonst entbehren müsste. Aus diesem Grunde ist eben die vorerwähnte Zeitschrift ein nothwendiges Desiderat für alle Anstalten, deren Endzweck die Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten durch literarische Hilfsmittel ist, wir meinen die öffentlichen Bibliotheken, insbesondere an den Univer-

Das erste Heft des zweiten Bandes enthält durch Mittheilungen aus der pädiatrischen Klinik im allgemeinen Krankenhause zu Stockholm vom Jahre 1868 von Prof. H. J. Abelin, welche über eine Reihe von Kindern interessante Details liefern. So bespricht Abelin, um nur ein Beispiel hervorzuheben, das Asthma thymicum und giebt ein Verhältniss des Gewichtes der Thymusdrüse in verschiedenen Kinderleichen, welche zur Erklärung der Krankheit scheint, dass in der That bei Kindern sehr grosse und schwere Thymusdrüsen regelmässig existiren und dass das vorerwähnte Asthma thymicum eine natürliche Möglichkeit existirt. Ebenso finden sich in den zweiten und dritten Heften befindliche Mittheilungen dieses Aufsatzes mannigfache praktische Arzt sowol als wissenschaftliche interessante Notizen, z. B. über Darmkatarrhe, deren diätetische Behandlung, über u. a. m. Es folgt dann im ersten Hefte eine Beschreibung des physiologischen Insulin von der Kopenhagener Universität von Panum, eine sehr ausführliche Arbeit über Pityriasis versicolor von Galle von O. Hammarsten in Upsala, schliesslich zwei Arbeiten dermatologischen Inhalts, deren erstere, eine von R. F. Finsen in Kopenhagen, ein bei einem Freudenfeste beobachtetes neues Hautleiden, das in Form von dambrettsteinähnlichen Prominenzen ausserst (daher die von Bergh gebrauchte Zeichnung Pessema) und wahrscheinlich mit dem von Beigel beschriebenen Papillae elevatum identisch ist, während die zweite von Estlander in Helsingfors, den Namen derselben liefern versucht, dass das — auch an den Händen vorkommende — Mal perforant d.

e Lepraform anzusprechen sei. Die in die-
 Hefte enthaltenen kürzeren Mittheilungen
 en ein Auszug eines Reiseberichts von A.
 ndtsen in Christiania, der die elektrothera-
 tischen und pneumatischen Anstalten in
 tischland und Paris bereiste, ein von Ni-
 aysen mitgetheilte Fall von traumatischer
 tgelenksluxation bei einem fünfjährigen Kinde,
 die Einrenkung mit dauerndem Erfolg nach
 Vochen vorgenommen wurde, ein von J. A.
 lmboe in Bergen berichteter Fall von mit
 ormität geheilter Fractura cruris bei einem
 jährigen Knaben, wo durch die Resection die
 ornität beseitigt wurde, eine vorläufige Mit-
 lung über die serösen Räume und Lymph-
 nen des Nervensystems von Axel Key und
 stav Retzius, wozu weitere Ergänzungen
 zweiten Hefte folgen, endlich eine als Nach-
 zu einem früheren Aufsätze mitgetheilte
 chreibung eines Präparates von Atrophin des
 en Ventrikels bei einem Aneurysma aortae.
 Das zweite Heft wird mit einem Aufsätze
 Thoresen in Eidsvold (Norwegen) über
 Natur der Contagien und deren Beziehun-
 zum menschlichen Organismus, mit beson-
 er Berücksichtigung einer höchst bösartigen
 thteritisepidemie, die seit 1861 mehrere
 re hindurch an dem Wohnsitze des Verfas-
 herrschte und unter 403 Erkrankten nicht
 iger als 93 Opfer forderte, und einer Schar-
 epidemie von Oktober 1866 bis November
 7, die namentlich in Bezug auf die Verbrei-
 durch nicht inficirte Personen ein inter-
 ntes Beispiel lieferte, wo ein Schuhmacher,
 ein scharlachkrankes Kind hatte, die Affec-
 in vier verschiedene Familien verbreitete,
 e von Masern, Keuchhusten und Pocken-

epidemien, bezüglich deren Fortpflanzung falls interessante Daten gegeben werden in Hinsicht auf Blatternansteckung durch Personen im Prodromalstadium oder in der Convalescenz. Der Verfasser plädirt für die localisirte Natur der Contagien und deren Wirkung in verschiedenen Schleimhäuten und dass bei den betreffenden Epidemien die Aufmerksamkeit besonders vor katarrhalischen Affectionen zu hüten seien und spricht sich gegen die vorsichtige Anwendung der Aetzmittel bei der Herpes-theritis aus. In demselben Hefte findet sich ferner eine Abhandlung von Fr. Dahl über das Vorkommen von Tuberkeln in der Chorioidea, Miliartuberculose und deren diagnostische Bedeutung bei dieser Affection, welche nach einer ausserordentlich genauen Mittheilung aus Deutschland, Frankreich und Schweden die besten Beobachtungen über Tuberkeln in der Chorioidea eine Reihe eigener Beobachtungen aus den Kopenhagener Hospitälern bringt und zu dem Schlusse gelangt, dass in dem fraglichen Falle funde, wenn er auch nicht constant sei. In 49 Fällen fehlte er fünf Mal) ein verlässliches Hilfsmittel zur differentiellen Diagnose der Miliartuberculose gegeben sei. Weiter berichtet Gustav Retzius einen Aufsatz über das Molluscum contagium, gleichfalls mit einem genauen historischen Abriss dieser interessanten Krankheit beginnend und besonders bei der in Schweden bisher beobachteten Form verweilend, von denen der Verfasser selbst eine beobachtete, vorzugsweise auch den Verhältnissen der in Rede stehenden Endemio-pathie gewidmet. Hierauf folgen alsdann die grösseren Arbeiten Bemerkungen über die Oculoparalyse von C. Tryde im Anschlus-

sehr umfangreiche Casuistik. Die kleineren Theilungen dieses Heftes bilden eine vorläufige Theilung von Christian Lovén (Stockholm) über die Lymphbahnen in der Magenschleimhaut, ein von Haderup in Westerborg (Lol-) beobachteter Fall von gleichzeitiger Extra-Intrauterinschwangerschaft und die schon früher Ergänzungen zu dem im ersten Heft enthaltenen Aufsatz von Key und Zilius.

Im dritten Heft treffen wir zunächst auf eine vorwiegend nordische Affection, auf die Lepra norvegica oder Spedalskhed, zu deren Charakteristik C. Armauer Hansen Beilagen liefert, die auch noch in dem folgenden Heft Fortsetzung finden. Derselbe giebt nach eingehenderen Untersuchungen namentlich vom pathologischen Standpunkte aus Berichtigung der früheren Anschauung von Daniellssen und Zilius, welche bekanntlich zuerst eine ausschliessliche Arbeit über das Leiden veröffentlichte und hält namentlich es für unerlaubt, eine Lepra anaesthetica als besondere Krankheitsform neben Lepra tuberculosa und maculosa zu statuiren, da die Anästhesie nur ein Folgezustand der Lepra als Hautleiden aufzufassende Affection ist. Er hält eine »gemischte Form« zu statuiren, hält dies für nicht gestattet, da diese nur als ein Symptom anzusehen ist. Dann giebt Ragnar Zilius (Stockholm) Beiträge zur Lehre von Neubildungen im Larynx, welche den Beilagen liefern, dass auch die moderne Errungenschaft der Laryngoskopie im Norden praktische Verwerthung gefunden hat. Von medicinisch-histischem und epidemiologischem Interesse ist die folgende Arbeit von Larsen, welche eine Zusammenstellung der Krankheitsverhält-

nisse in Christiania während des Dec 1860—1869 giebt. Kleinere wissenschaftliche Mittheilungen rühren her von Christian Andersen und von Prof. Stadfeldt (Kopenhagen). Erstere giebt Versuche über den Einfluss des Herzschlages auf den Druck im Thorax, Stadfeldt hervorgeht, dass gleichzeitig mit jeder Contraction der Herzkammern ein Sinken des Druckes im Cavum thoracis stattfindet. Stadfeldt bringt zuerst einige interessante Mittheilungen über Gravidität und Geburt bei Uterus septatus, ferner einige Bemerkungen über Cystocele und Axendrehungen der Gebärmutter, endlich einen Fall von Kyphosis dorsalis mit Verletzung des Querdurchmessers der Apertur des Beckens (Apertur pelvis). Ein ebenfalls unter den Mittheilungen befindlicher Aufsatz von Stadfeldt mit dem Titel: »Die Reform- und Reciprocitätsfrage in der nordischen ärztlichen Congress in Göttingen« überschrieben, führt uns in sehr wichtige interessante Debatten über Einigung des Medicinal- und Examenwesens in den nordischen Königreichen, welche durch einen Antrag von Prof. Hansen hervorgerufen wurden, welche jedoch bei der betreffenden Versammlung nicht ihren Abschluss fanden, vielmehr auf die nächste Zusammenkunft verschoben wurden.

Das vierte Heft enthält ausser der Fortsetzung der Arbeit von Hansen über die Leberkrankheiten von Stadfeldt und von Hammarsten über die Gallen- und Galle grössere Arbeiten von P. A. Törnblom (Stockholm), Prof. F. T. S. Andersen (Kopenhagen) und Adolf Kjellberg (Stockholm). Törnblom giebt Bemerkungen über die Behandlung von Stricturen der Urethra, besonders in Rücksicht auf die Urethra interna mit dem Maisonneuve'schen

m, für welche der Verfasser gegenüber
 a anderen Schwedischen Zeitschriften pu-
 en Angriffen wider dies, ja auch bei
 n vielen Chirurgen verworfene Verfahren
 seinen mitgetheilten Erfahrungen im Se-
 lazareth und in der Privatpraxis sich
 echen zu müssen glaubt, ohne dass er
 ausschliesslich angewendet wissen will.
 idt bringt Beiträge zur Kenntniss der
 eklungsgeschichte des Herzens und Kjell-
 handelt über Hämaturie und Albuminurie
 lteren Kindern im Gefolge von Nieren-
 Die Reihe der kleineren Mittheilungen
 et Prof. Otto Hjelt in Helsingfors mit
 auf dem Nordischen ärztlichen Congress
 enen Vortrage über die jüngste Typhus-
 nie in Finnland und die dabei beobachte-
 pathologisch-anatomischen Veränderungen,
 e im Allgemeinen Krankenhause zur Sec-
 rekommenen Fälle von Typhus, theils der
 nematischen Form, theils dem Ileotyphus
 örüg, sich beziehend, welche in den letz-
 ahren nicht weniger als 10 Procent aller
 irten Leichen bildeten. Key und Retzius
 auch in diesem Hefte weitere Unter-
 ngen über den Bau der Hirnhäute, nament-
 der Pia mater, deren anatomische Verhält-
 in mehreren Punkten Berichtigung erfah-
 Ferner liefern Key und C. Wallis einen
 ag zur Lehre von der Entzündung, unter
 Titel: Theilung einer vielkernigen Proto-
 amasse in der Hornhaut.
 ie vorstehenden Mittheilungen weisen zur
 ge nach, dass das Nordische medicinische
 v sich völlig ebenbürtig den besten wis-
 haftlichen ärztlichen Zeitschriften sowohl
 schlands als Englands zur Seite stellen

kann, geschweige denn denen der Romanischen Völkerschaften. Was bei den Namen der Mitarbeiter von vorn herein erwartet werden konnte, dass das Archiv trotz vieler bestehender Einzeljournale der Sammelplatz für gediegene Leistungen aus allen Theilen des Scandinavischen Nordens werden würde, zeigt der zweite Band als erreicht.

Wenn durch die Lieferung dieses Beweises die Schrift einerseits Bedeutung hat, so hat sie es nicht minder durch die Art des Beweises. Indem Wood an sich selbst experimentirte, hat er eine neue Selbstbeobachtung über den Hashischrausch seitens eines Sachverständigen zu Wege gebracht, die noch dazu manche Sachen bestätigt, wie den eigenthümlichen Verlust des Sinnes für Raum und Zeit, welche von Manchen in Zweifel gezogen sind.

Theod. Husemann.

Onomastica sacra. Paulus de Lagarde edidit. Gottingae 1870. A. Rente. Zwei Theile in Einem Bande Oktav. SS. viii 304 160.

Die *Onomastica sacra*, auf welche aufmerksam zu machen ich mir erlauben möchte, enthalten zwei Schriften des Hieronymus (den *liber interpretationis hebraicorum nominum* und den *liber de situ et nominibus locorum hebraicorum*), des Eusebius von Caesarea Buch *περὶ τῶν τῶν ὀνομάτων τῶν ἐν τῇ θείᾳ γραφῇ*, und allernächst jenem *liber interpretationis* ähnliche kleinere Glossare, welche Martianay, Vallarsi und Hohlenberg bereits herausgegeben hatten.

für die beiden Hieronymiana sind drei Schriften verglichen, darunter eine Freimss aus dem Ende des achten Jahrhunderts: das Werkchen des Eusebius wurde mit Nutzen auf die bisher gänzlich vernachlässigte erste Ausgabe desselben durch Bonfrère zurückgeführt: ausserdem stand das leyden Manuscript des P. Bert zur Verfügung, und ist mit diesem bisher noch nicht ordentlich abge-
Zeugen (da der pariser Codex, den ich ausschrieb, unzugänglich war) zum ersten Mal der Text dieser Abhandlung des Eusebius in der Reihenfolge gegeben, in welcher ihn Eusebius selbst geschrieben hat, was für das Verständniss desselben wie für seine Nutzbarkeit für kritische Zwecke unumgänglich ist. Die kleineren Glossare sind aus den ersten Drucken wiederholt.

Die Stellen der Bibel, auf welche sich Eusebius und Hieronymus beziehen, sind — zum ersten Mal — genau angegeben, wie die griechischen und lateinischen Namen des Bandes in Register zusammenge-
setzt, welche rund viertehalbtausend Citate etwa eben so viel *nomina propria* nach-

der ersten Linie soll die Publikation als Vor-
für meine Ausgabe der Septuaginta dienen, so-
ferne sie hilft die in den griechischen
Schriften bekanntlich sehr verwilderte
Schreibung der seltneren Eigennamen des jüdi-
schen Kanons für ganz bestimmt gegebene Zei-
ten und eine bestimmte Gegend festzustellen:
den Personennamen beigefügte Deutung
soweit sie nicht von Hieronymus zuerst
geht ist, sogar auf eine sehr alte Epoche
zurück zu ziehn gestatten. Weiter mag die

Sammlung für die Geschichte der h Sprache und Lexikographie Werth hab Namenerklärungen, welche hier vorliege aller Grammatik überlieferte Auffass Reihe von Wurzeln und Wörtern erk sen und in geschickten und vor allem Händen auch für die hebräische Fo Aufschluss geben. In der einen wie i deren Hinsicht ist mit der zur Anzeige ten Arbeit nur ein erster Schritt getha

Eine in dem vorliegenden Buc durch Unachtsamkeit des Unterzeichn lende Bemerkung und Besserung darf nachgetragen werden. In dem s J. Croy veröffentlichten Stücke über d schen Gottesnamen, das I 206 207 ist, muss es 206,76 statt $\eta\theta\pi$ heis und statt $\eta\pi$ 206,75 80 $\eta\pi$: die semiti chen π und π sind dem griechischen gleichmässig zu π geworden.

Paul de La

Berichtigung.

S. 1461 Z. 8 vom Ende lese man auf d für von d. h.

1601

Göttingische lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. 11. Oktober 1871.

History of the Karaite Jews by William
Rule, D.D. London: Longmans, Green,
. 1870. XIII und 232 S. in 8.

Verf. hat diese Geschichte der Qaräer,
in der Vorrede sagt, auch deshalb ent-
weil es in England noch kein besonde-
rk über sie giebt. In Deutschland haben
jüngster Zeit vorzüglich Jost und Julius
mit dieser Geschichte viel beschäftigt; und
urtheilung eines der Bände welche der
genannte Gelehrte dieser Geschichte
, finden unsre Leser in den Gel. Anz.
. 767 ff. Wollte der Englische Verf. nun
essen unter uns in den neueren Zeiten sehr
getriebenen Forschungen wetteifern, so ist
seine Absicht sehr zu loben: allein sein
wie er es hier veröffentlicht, scheint uns
unter seiner guten Absicht zurückgeblieben
n. Wir wollen dieses hier nur kurz

ist vor allem die Frage nach dem Ur-
e und dem ersten Hervortreten der

Qaräer welche der Verf. wieder mit gr Ruhe anregt und welche er in einer neu entscheiden zu können meint. Er bem zu beweisen sie müssten weit älter sein heute meint; der bekannte *Anán we Qaräer selbst für ihren Gründer halten erst im achten Jahrh. nach Chr. in Asie sei nur ihr Erneuerer gewesen. Wenn dabei sich gegen die von neueren Jude holte Meinung erklärt die Qaräer seien alten Saddukäern ausgegangen, so hat darin unstreitig Recht, wie auch in di Anz. früher gezeigt ist. Allein auf die dung dieser Frage über einen mögli sammenhang zwischen Saddukäern und kommt hier nicht viel an: wenn der sonst mit ebenso guten Gründen seine zu erhärten suchte wie in diesem Fa ses aber finden wir nicht; und es ko Verf. eine solche Meinung aufrecht zu um so weniger gelingen da es ihm nur an einer genaueren Erkenntniss der S keiten eines solchen Erweises gebrich finden nirgends dass er die älteren aus welchen er seine Meinung bewei sicher zu verstehen und anzuwenden w

Nehmen wir die Worte Mal. 2, 11 S. 14 behandelt. Diese Worte sind v späteren Qaräer in den Streit über di niten und deren alte grosse Vergehen durch welche die Qaräer ihre Abweich ihnen zu entschuldigen suchten. Die Qaräer leiden aber noch mehr als ihr an allerlei ungeschichtlichen Voraus und an einer willkürlichen Erklärung worin sie mit allen Liebhabern der wetteifern. Einem solchen Bibelerkläre

nicht schwer fallen die Worte »er heirathete Tochter eines fremden Gottes« womit der hebr. Mal'akhi deutlich nur die Ehe mit einer Heidin tadelt, ganz allgemein vom Götzendienste zu verstehen. Unser Verfasser billigt dies und stützt es durch die Uebersetzung der LXX ἐπε-
 σεν εἰς θεοῦς ἀλλοτρίους unterstützen zu können. Aber er bedenkt nicht dass diese Uebersetzung eine ganz andere Lesart voraussetzt, nämlich נָכַר בָּאֵל לָלֵךְ für אֵל בָּרָא, eine Lesart die übrigens gewiss nicht die ursprüngliche ist.

Während nun der Verf. aus der Geschichte der vier letzten Jahrhunderte vor und der sieben ersten Jahrhunderte nach Chr. eine Menge geschichtlichen Erscheinungen weitläufig behauptet welche gar nicht zur Geschichte der Karäer gehören, bloss weil er in ihnen dennoch die Anfänge derselben suchen will, handelt er in der wirklichen Geschichte der »Schriftliebhaber« zu kurz ab. Aber auch hier fehlt es bei ihm nicht an manchen tiefer eingreifenden Irrthümern. So will er aus dem Buche Kosari beweisen dass die Qaräer schon lange vor dem ersten Jahrhunderte unter den damals in Arabien mächtigen Chazaren (oder Kosaren) angeknüpft gewesen seien, bedenkt aber nicht dass dieses Buch viel später erst geschrieben ist und nicht einen geschichtlichen sondern einen ganz andern Zweck hat. Wenn dessen Verfasser die Karäer als Nebenbuhler der Rabbaniten mit ihnen in einem gelehrten Gespräche einführt, so setzt er es vor einem Könige der Chazaren im ersten Jahrh. nach Chr. gehalten sein soll, so setzt der halbe Dichter dieses Buches zwar zu grell die geschichtliche Erinnerung, dass der Ursprung der Qaräer wirklich bis in

jenes Jahrhundert hinaufreicht. Alle genauer zutreffenden geschichtlichen Bemerkungen kann man aus diesem Buche nicht ableiten. beruft sich der Verf. auch auf einen Urkunder, welchen Muhammed selbst den Qaräern vorgezeigt haben soll. So sagen jetzt allerdings die Qaräer in der Krim: allein wie viele Gemeinen berufen sich im späteren Morgenlande noch heute auf solche Urkunden welche Muhammed ihnen zugesandt habe um sich seinen Schutzes zu versichern! Man hat neulich in Aegypten wirklich eine solche Urkunde gefunden aufzufinden gemeint: und dort ist die Sache wenigstens denkbar, da wir aus sich selbst bekannten Quellen wissen dass Muhammed an den Kaiser von Griechenland oder den Statthalter oder Herrn von Aegypten eines seiner bekannten Sendschreiben an fremde Herrscher erliess. Allein da er den Qaräern gegeben haben soll, müßte man zuvor genau genug untersuchen, um zu entscheiden ob an eine solche Möglichkeit glauben zu können. Die Einbildung aber worin die Qaräer in der Krim nach dieser Seite hin leben, erleuchtet leicht wenn man bedenkt dass die Qaräer ihren Ursprung selbst mit dem Islâm in den näheren Zusammenhänge stehen und es ziemlich nahe liegt sich Muhammed's Freunde zu rühmen.

In Spanien waren Qaräer nur vorübergehend geduldet. Dennoch meint unser Verf. dass die Juden von Spanien aus sogar darauf mächtig eingewirkt dass die Protestanten der südeuropäischen Länder sich im 16ten Jahrh. weit mehr als Zwingli als zu Luther hingezogen fühlten. Eine Zwingli'sche Versammlung und eine jüdische Synagoge seien Dinge die sich so vollkommen glichen als dies na-

binovicz, *Variae lect. in Mischnam etc.* 1605

tigen Verschiedenheit nur möglich sei. Man wie der Verf. S. 146—156 diese Ansicht führt: allein wenige werden sich von ihrer Richtigkeit überzeugen können.

Je weniger wahren Nutzen demnach für die Klärung des Mittelalterigen Judenthumes die Buch gewährt, desto lieber verzeichnen wir dieser Stelle eine schon vor vier Jahren erwähnte aber erst jetzt uns zugekommene Handschrift welche weit mehr von solchem Nutzen in sich schliesst:

Variae lectiones in Mischnam et in Talmud Babylonicum quum ex aliis libris antiquissimis et scriptis et impressis tum e codice Bonacensi praestantissimo collectae, annotationibus instructae auctore Raphaelo Abbinovicz. Pars I. Tract. Berachoth et eius ordo Seraim. Monachii ex officina aulae Palatinae H. Roesl. MDCCCLXVII. 84, 394 S. in 8.

Wir haben in diesen Gel. Anz. an vielen Stellen, namentlich auch bei der Anzeige der 10. Jahrgang des von Fürchtegott Lebrecht (S. 118 ff. des Jahrganges 1865 den Wunsch ausgesprochen dass endlich einmal in unsrer Zeit eine neue unsern heutigen Bedürfnissen entsprechende Ausgabe des Talmud's ausgeführt werde; und wir erinnern bei dieser Veranlassung glücklich an jenes damals viel verheissende Heftchen Lebrecht's. Wir fügen hinzu dass diese Ausgabe am besten aus einem einzigen Band und sparsam aber deutlich gedruckten Text bestehen müsste, ohne alle die Zusätze welche durch die bisherigen Ausgaben zu so ungeheuren Bänden anwuchsen, aber mit Angabe der wichtigsten verschiedenen Lesarten und vor allem mit einem gut verbesserten Wortgefüge.

Gäbe man zunächst nur den Babylonischen, so könnte der in solcher Weise recht gut in einem einzigen und ziemlich engen Bande erscheinen; der Jeruschaner noch weniger Raum ein. Einen vorläufigen Beitrag zu einer solchen neuen Ausgabe auch das eben verzeichnete Werk des Rabbinowicz: möge nur dadurch die Wichtigkeit des Hauptwerkes nicht zu weit zurückgedrängt werden!

Die obige Lateinische Aufschrift ist in diesem Drucke das einzige nicht Hebräische. Sonst schreibt der Verf. sowohl seine Bemerkungen als seine weitläufigen Vorberathungen in der bekannten neu Hebräischen Schrift. Diese Sitte gelehrte Werke welche unter dem Namen in neu Hebräischer Sprache erscheinen und in den Druck zu geben verbieten, ist leider seit den letzten zwei Jahrzehnten in Deutschland mit einem ganz neuen Eifer angenommen, welchem wir nichts Verständiges und Nützliches entgegenblicken können; und es will uns scheinen, dass auch in diesem Eifer nur eins der Zeichen liege dass in unserer Zeit wenig geachtet und alles leicht machen möchte. Die starke Anklagen gegen Sonderrechte und die Verpflichtungen erhebt, sich vielmehr auf die schärfsten Trennungen und Absonderlichkeiten vollziehen streben. Eine bloss gelehrte Sprache sollte überhaupt in unseren Tagen alle Benutzung verloren haben, da sie nur die weiteren Ausbreitung alles guten Wissens hindern als förderlich ist. Vorzüglich muss auch alles Neuhebräische wie es dem frühen Mittelalter ja eigentlich den Tagen Hadrian's und Antoninus galt, allem freieren Verkehre mit der übrigen

inovicz, *Variae lect. in Mischnam etc.* 1607

lichen Welt zurückzuziehen strebte, aus
n heute nun schon so alten Banne gänz-
erlöst und in den allgemeinen Zusammen-
alles unsres wissenschaftlichen Lebens auf-
nmen werden. Wir wollen wenigstens bei
Gelegenheit einen Wunsch nicht zurück-
n, der sich uns längst aufgedrängt hat.

H. E.

beitrag zur Kenntniss des Aconit
Dr. Carl von Schroff jun., Assistent
Wiener pharmakologischen Institute. Wien,
Braumüller. 1871. 68 Seiten in Octav.

Wir haben verschiedene Male, zuletzt noch
der Besprechung des ersten Hefes der
rsuchungen aus dem Dorpater pharmaceu-
en Laboratorium, in diesen Blättern auf
interesse hingewiesen, welches das Studium
oxischen Wirkung der verschiedenen Species
Gattung Aconitum und der daraus darge-
en Alkaloide darbietet. Wier haben wieder-
betont, dass unser Wissen über dieselben
ster Linie den Forschungen verdankt wird,
e der berühmte Wiener Pharmakologe
roff schon vor mehr als einem Decennium
entlichte, und dass mehrere der Irrthümer,
e in neuerer Zeit von andern Forschern
ngen sind, nur dadurch sich erklären las-
lass die Arbeiten Sch r o f f s, zumal sein im
al für Pharmakodymanik veröffentlichter
tz über Aconitum ferox, das Aconitin von
on und das Napellin, diesen nicht im Ori-
e vorgelegen haben.

Bei dem Verdienste Schroff's u. Kenntniss der Wirkung der Aconitarthen Aconitalkaloide ist es gewissermassen Act der Pietät anzusehen, wenn der S. selber, der Verfasser der in der Ue. genannten Arbeit, sich durch höchst und sorgsame Studien bemüht, den Kr. res Wissens über die fragliche Ranu. Gattung zu erweitern.

Die Untersuchungen desselben bezi. vorzugsweise auf eine medicinisch jetzt in Gebrauch kommende Species, auf *Lycoclonum*, mit welchem sich früher s. ältere Schroff (vgl. Wien, med. Jah. H. 2 und 3), soweit es die gelbblüh. tät betrifft, eingehend beschäftigte und der er zu dem Resultate gelangte, dass rein narkotisch wirkende Pflanze v. Schroff, jun. hat nun vorzugsv. blaublühende Varietät von *Aconitum Lycopodium* das *Aconitum septentrionale* Koelle, we. seinem Vater und ihm selbst auf einer Norwegen 1868 gesammelt war, als suchungsobject benutzt und dabei das erhalten, dass dieselbe in ihrer Action tiv der gelbblühenden Varietät und t. den Deutschen Aconitumarten und dem schen Aconitin gleichkommt, dagegen tiv die früher untersuchte gelbblühende nicht unbedeutend an Giftigkeit über dass dieselbe hinsichtlich ihrer Wir. sich dem *Aconitum ferox* vom Hima. nächsten anreihet.

Um darüber ins Klare zu gelangen, Stoffe das *Aconitum Lycopodium* seine verdankt, hat der Verfasser zunächst Hübschmann'schen *Lycoclonum*-Alkaloide

solche im Handel zu beziehen waren, exportirt. Zunächst kam das Napellin oder Aconitin an die Reihe, und zwar mit dem Ertrage, der sich nach den Differenzen der Versuchsergebnisse, welche der Vater des Verfassers, Buchheim und Eisenmenger seitens zu verschiedenen Zeiten erhalten, mit grosser Wahrscheinlichkeit voraussetzte, dass die älteren Präparate in ihrer Wirkung nicht mit den neueren identisch sind. Das chemische Verhalten zeigt nach den Untersuchungen des Verfassers nicht unbedeutende Differenzen. Was die Qualität der Wirkung der älteren Napellinpräparate anlangt, so ist die C. v. Schröff jun. bei Warmblüthern das Aconitin gleich, jedoch schwächer, während bei Kaltblüthern die lähmende Wirkung auf den Herz fehlte, und gelangte in Folge dessen zu dem als berechtigt anzusehenden Schlusse, dass aus dem Napellin die Wirkungen des Aconitum Lycoctonum nicht zu erklären. Dann wurde Hübschmann's Lycoctonum von Merck bezogen, zu einer Versuchsprobe benutzt, welche die Wirkungen dieses Aconitins noch schwächer erscheinen lässt als die neueren Sorten des Napellins, so dass also auffallend starke Giftigkeit des Aconitum Lycoctonum darin ihre Erklärung ebensowenig finden kann, zumal da auch die Möglichkeit, dass diese Aconitspecies etwa durch einen Reichthum an beiden Alkaloiden ausgezeichnet sei, wegen der qualitativen Differenzen der Wirkungen der Mutterpflanze und der dargestellten Hübschmann'schen Alkaloide keinen Anhaltspunkt zur Aufklärung lag nach dem Ausfalle dieser Versuche.

um so näher, auf eine erneuerte Untersuchung der *Lycocotonum* wurzel ein, als es Dragendorff und Adelheim in ihren Untersuchungen der cultivirten *Lycocotonum* wurzel gelungen ist, zwei basische Alkaloide zu ermitteln, die nicht ohne Weiteres mit oder dem anderen der Hübschmann'schen Alkaloide identificirt werden können. Dragendorff hat nun auf demselben Wege wie Adelheim aus dem Extracte, das die *W. Aconitum septentrionale* lieferte, eine Base erhalten, deren Identität mit oder Verschiedenheit von der durch Adelheim im *Belladonna* zuge gefundenen zwar nicht mit Sicherheit bestimmt werden kann, von welchen aber die erste Annahme es sehr wahrscheinlich machen, dass darin das wirkliche toxische Princip der *Belladonna* Sturmhutart gegeben ist.

Man sieht, wir sind in Hinsicht auf das Kenntniss der toxischen Wirkung von *Lycocotonum* und des dieselbe bedingenden Princips durch die Studien von C. v. Scharl. einen erheblichen Schritt weiter gekommen, wenn derselbe seiner vorläufigen Mittheilung wie er seine Arbeit bescheiden bezeichnet. Weitere Studien namentlich über die Beziehungen des neuen Stoffes zu den Hübschmann'schen Alkaloiden anzuschliessen gedenkt, sobald er den Besitz des nöthigen Darstellungsmittels gelangt ist, so steht auch zu hoffen, dass die verwirrtesten Partien der Lehre von den Alkaloiden endlich einmal geklärt werden. Bei den Erfahrungen, welche Dragendorff noch nach dem Abschlusse der Adelheim'schen Arbeit über die Veränderungen der *Atropin* nitins im Laufe der Darstellung durch die Wirkungen von Alkalien und selbst von

gemacht hat, wäre es gar nicht undenk-
lass Hübschmann's Alkaloide aus dem
pium activum erst während der Darstel-
und durch diese sich gebildet hätten, wie
ch gar nicht undenkbar wäre, dass das
rsche Aconitin aus dem als Pseudaconitin
hneten Körper hervorgegangen ist. Die
e Vermuthung halten wir bei den schwan-
n Angaben von Hübschmann über sein
lin und seine Lycoctonumstoffe überhaupt,
er Verschiedenheit seiner Acolyctinpräparate
w. gar nicht für ferne liegend, obschon ja
in Abrede gestellt werden kann, dass eine
stenz in der Pflanze trotz alledem und
m möglich ist.

Einem Anhang giebt der Verfasser noch
rte einige von ihm gemachte Erfahrungen
Aconitum Napellus, namentlich mit Rück-
auf die Adelheim'sche Arbeit in foren-
chemischer Hinsicht, sowie einige Mitthei-
über den Einfluss des verschiedenen
ortes und der längeren Aufbewahrung der
n, andererseits einige Bemerkungen über
on's Aconitin. Es ist in Bezug auf Er-
hervorzuheben, dass die Dragendorff'-
Abscheidungsmethode sich sowol zur Dar-
g des Aconitins aus Aconitextract als zum
schen Nachweise bei Vergiftung mit dem
tum Aconiti der Oesterreichischen Pharma-
bewährte, dass das dabei erhaltene Aco-
offenbar schärfer und intensiver toxisch
als das im Handel befindliche sog. Aconi-
germanicum. In den Bemerkungen über
on's Aconitine pure spricht der Verfasser
Uebereinstimmung mit den von dem Unter-
eten in seinem Aufsätze über Aconital-

kaloide im N. Jahrb. für Pharmacie aus-
 gen Ansichten aus.

Dann folgt die pharmakognostische
 bung einiger *Tubera Aconiti* aus China
 sich unter den durch Scherzer bei
 heit der Oesterreichischen Ostasiatisch
 dition gesammelten und der Wiener p
 logischen Sammlung zugewachsenen Chi
 Drogen befinden. Mit den dazu
Tubera Aconiti japonica (von *Aconitum*
cum Hertel, nicht von *Aconitum j*
Thunberg, welche *A. Lycotomum* e
 hat der Verfasser auch experimentirt
 ein daraus dargestelltes Extract die
 bezüglich der Wirksamkeit als zwische
tum ferox und *A. Napellus* in der Mitt
 dargethan. Unter den weiteren Chi
Aconitknollen sind auch die *Tsao*
 welche wir durch Hanbury's Abbild
 nen und von denen Christison ang
 sie zur Bereitung eines selbst für T
 lichen Pfeilgiftes bildeten. Leider wa
 Wien vorhandene Material zu gering
 physiologischen Versuchen verwendet zu

Den Schluss des interessanten Buch
 eine pharmakognostische Beschreibung
 len von *Aconitum heterophyllum*, de
 von dem Vater des Verfassers untersu
 präsentanten der rein bitteren Aco
 Himalaya. Theod. Huse

ber, Forsch. z. spartan. Verfassungsgesch. 1613

Conrad Trieber, Forschungen zur spartanischen Verfassungsgeschichte. VIII und 138 in gr. 8. Berlin, Weidmann'sche Buchhand- 1871.

Einen bedeutsamen Abschnitt in dem Studium der griechischen Geschichte bilden »die Spartaner« von C. O. Müller. Diesen Stamm stellt der gefeierte Gelehrte in seinem Werke als das Ideal des ganzen Hellenenthums hin. Doch betrachtet er als die eigentlichen Vertreter der dorischen Weise das Volk der Spartaner. In ihnen findet er die Würde, in ihnen das Gute und Schöne, in ihnen endlich das *εὐκροσμον* und *εὐκροσμος* der Pythagoräer verkörpert. Da er diesen Gedanken mit einer ausserordentlichen Belesenheit, mit staunenswerthem Kompositionstalent und mit der ganzen Wärme und Energie seines Wesens durchführt, so hat er das ganze Zeitalter mit sich fortgerissen und diese Idee begeistert.

Erst der scharfsinnige Grote hat sich gegen einige Punkte der müllerschen Grundauffassung ausgesprochen. Darauf wies Ernst Curtius im Allgemeinen darauf hin, dass das Spartanische nicht der Grundtypus des Dorischen, sondern des Griechischen in sich trage. Oncken wandte sich schliesslich gegen einige gar zu arge Lobreden auf spartanische Institutionen, und behauptete, dass in denselben eher eine Rohheit als eine Berechnung liege. Indessen ist es mit diesen Streifzügen und allgemeinen Worten nicht gethan, zumal gegen ein Werk, das in dem Stempel der Einheit trägt. Hier muss ein Schritt dem Gegner der Boden unter den Füßen entzogen werden, um auf neu ge-

wonnenen Grundlagen einen neuen B
führen.

Einen solchen Versuch unternimm
liegende Werk. Einen Versuch, sage
welcher Kundige ermässe nicht die
keiten, die sich einem solchen Unterne
gegenstellen?

Als erste Bedingung hat sich der
eine genaue selbständige Durcharbeitu
samtten Quellenmaterials gestellt.
derselben glaubte er das Hauptgewich
nophon legen zu müssen. Und zwa
dies nicht deshalb, weil dieser zu de
sten gehörte oder weil ihn das reiche
das dieser Autor bietet, für denselben
herein eingenommen hätte, sondern a
der Zuverlässigkeit in den sachlichen
Der Glaubwürdigkeit des Xenophon th
selbst sein Lakonismus keinen Eintr
glücklicher Weise kommt es bei d
suchung von Verfassungsverhältnissen
darauf an, welche Absichten und wel
zwecke der Geschichtschreiber im Au
hat. Wenn dieser auch den einfache
stand eines Ereignisses durch ab
Schweigen im Unklaren lässt oder au
wissen Parteirücksichten sonst nicht d
Beweggrund der Ereignisse angiebt,
gleichwohl kein Interesse daran, V
verhältnisse irgendwie falsch darzustel
die äussere militärische Eintheilung d
so und so war, oder dass eine best
hörde das anordnete, über jenes si
erstatten liess, über Anderes mit an
hören Rath pflog, das falsch zu beri
nicht im Nutzen des Parteischriftstelle
wenn ein Autor direkt die Staatsein

Staates bespricht, so ist durchaus nicht argwohn berechtigt, dass er etwa einer Verwaltungsbehörde eine Gewalt zuschreibt, die er nicht hat, besonders wenn die Sache ihm gleichgültig für ihn ist, sondern nur die Einrichtungen, die er den einzelnen Einrichtungen beilegt, werden als parteiisch zu betrachten. Aus diesen Gründen muss auch das Urtheil des Xenophon über den lakonischen Staat als vortreffliche Quelle für das Thatsächliche gelten. Das sicherste Kriterium seiner persönlichen Zuverlässigkeit und Wahrhaftigkeit ist der Mangel eines jeden wirklichen inneren und äusseren Widerspruchs.

Am zunächst steht an Wichtigkeit sowohl das Urtheil des Einzelnen als besonders für die Gesamtschau Aristoteles. Er giebt aber, wie dies schon von Manso und Müller erkannt aber nicht ausgedeutet worden ist, nur die thatsächlichen Verhältnisse seiner Zeit. Behält man dies im Auge, so gewinnt man dadurch sehr viel. Denn es zeigen sich die spartanischen Verhältnisse als flüssig, von dem Wechsel der Umstände abhängig. Dies betone ich deshalb, weil Aristoteles selber sich dieses Umstandes nicht bewusst wird, sondern die Institutionen seiner Zeit durchweg für lykurgisch ansieht.

Thucydides giebt leider zu wenig, und dann nur gelegentliche Notizen über das Vergehen und Leben Sparta's. Die er aber bietet, sind sehr vorzüglich.

Auch Herodot dürfte weit höher anzuschlagen sein, als es bisher geschehen ist. Seine Urtheile bewähren sich bei genauerer Vergleichung mit denen Anderer durchgängig als zuverlässig. Auch sie sind für die Entwicklungsgeschichte der Verfassung äusserst wichtig.

Mit Ephorus aber beginnt die Reihe derjenigen Schriftsteller, welche der Geschichte nach einer vorgefassten Schablone die Ereignisse strecken und recken. Widersprechende Angaben gleicht er stets in der Weise aus, als ob er sie in einander verarbeitet. Er gibt den Schein der Sicherheit selbst für seine Angaben über Dinge und Zeiten. Da seine Autorität für das Alterthum sehr bedeutend war und da auch bei Anderem auch der *Vita Lycurgi* des Ephorus für die Schilderung der lykurgischen Geschichte zu Grunde liegt, so ist zum Theil der Sache seine Auffassung geradezu geworden, die durch zwei Jahrtausende die Welt beherrscht hat. Wenn aber gerade des Ephorus' Geschichtschreibung so ist daran zu erinnern, dass er selbst auch auf die ältere spartanische Geschichte als zuverlässiger Gewährsmann ist; sehr bedauerlich ist sogar das harte Urtheil K. Müllers über die Deutschen Alterthumskunde I, p. 10, über seine mangelhaften historischen Kenntnisse. Das eine Mal (*X*, 2, 8 ff.) versteigt er sich sogar zu einer Parallele zwischen Lykurg und Publius Scipio major; Beide haben nach ihm das Orakel für politische Zwecke schlaue Antworten ertheilt er dem Scipio hierbei den Vorzug.

Was die *Instituta laconica* und *Apotelesmata laconica* bieten, ist vollständig unbekannt. Sie sind, wie eine demnächst erscheinende Arbeit darzuthun sucht, nicht einmal platonischen Ursprungs.

Ebenso werthlos sind die Notizen des Nicolaus Damascenus, der das Büchlein des Ephorus über den lakonischen Staat excerpiert und zwar schlecht excerptirt hat. So

auch nach dem Erscheinen der Arbeit von Rohde über Fragmente des Isigonus in Ritschls soc. philol. Lips. 1871. Für vier Fragmente, die bis jetzt nur schwach an Xenophon vorkommen, findet sich daselbst nämlich §. 62 das vollständige Original. — Höchstens betrachte das Vorhandene als Excerpte aus Nicolaus. Obwohl es für die Verfassungsgeschichte unglücklich ist, wer der Verfasser dieses elenchi-Machwerks ist, so will ich bei dem Widerstand, den C. Bursian gegen meine Ansicht zur Zeit erhoben hat, an dieser Stelle einen Beweis für dieselbe beibringen.

Wie kann man einem vernünftigen Manne, mein Freund des Kaisers Augustus es doch zumuthen, dass er sage, es würden die Menschen so lange gegeißelt, bis Wenige übrig blieben? Die aber am Leben blieben, erhielten einen Kranz zum Lohne. Darum bin ich der Meinung, dass irgend ein zweideutiges Wort die schuldige Ursache des groben Missverständnisses gewesen ist. Im Original, das nachweisbar an dieser Stelle sehr lückenhaft ist, hat Nicolaus wahrscheinlich gestanden, dass οἱ περιγεγόμενοι, die Sieger, bekränzt wurden. Nun hat Nicolaus das Wort unglücklicher Weise einen Doppel-Sinn gegeben. Es kann nämlich auch »die Uebriggebliebenen« bedeuten. So fasste es aber zu seinem Nachtheile der falsche Nicolaus.

Alle werthvolle Mittheilungen und Berichte hat mir mit seiner ausgebreiteten, sinnigen Gelehrsamkeit mein Freund Ed. Meyer in Bonn zukommen lassen. Sie sind wie die Mittheilungen meines Freundes Rud. Eucken auch verwendet, wo ihr Name nicht genannt ist. Ich danke ich dafür hiermit aufs Herzlichste. Ebenso bin ich den Herren Direktoren der

hiesigen Stadt- sowie der grossherz. Hofbibliothek in Darmstadt für ihre grosse Liberalität zu Dank verpflichtet.

So empfehle ich denn das Büchlein dem Wohlwollen der gelehrten Welt. Mit redlichem Fleisse und mit Vorsicht im Urtheile glaube ich gearbeitet zu haben. Doch giebt es bei derartigen Untersuchungen der Klippen zu viele, als dass man vor Missgriffen irgendwie gesichert wäre. Darum bitte ich dringend um freundliche Nachsicht.

Frankfurt am Main. C. Trieber.

Cenni sulle condizioni fisico-economiche di Roma e suo territorio per l'Ingegnere F. Giordano. Firenze 1871. 235 Seiten.

Die neuesten Ereignisse im Süden der Alpen, in Folge deren nach einer Unterbrechung von circa 15 Jahrhunderten die geeinigten Italiener wieder in Rom einzogen und diese im Centrum ihres Länderkreises gelegene Stadt zu ihrer Haupt- und Königsstadt erwählten, haben die Blicke der Welt wieder mehr als je dem Tiber zugewandt, und schon zu mehreren neuen Schriften über ihn und seine Mündungsstadt Veranlassung gegeben.

Eine der werthvollsten dieser Schriften ist die oben genannte vom Ingenieur Giordano, der sich schon durch mehrere ähnliche Arbeiten in Italien einen Namen gemacht hat. Sie ist in vielfacher Hinsicht es werth, dass sie auch in Deutschland beachtet werde. Denn sie behandelt in einer sehr klaren und eingehenden Weise

die Fragen, welche bei einem so merkwürdigen Ereignisse, wie es die Wahl eines neuen politischen Lebenspunktes für eine grosse Nation und die begonnene Umwandlung einer alten halb verfallenen, kranken Priester- und Klosterstadt zu einer modernen comfortablen, modernen, allen Ansprüchen der Jetztzeit und der grossen Bestimmung genügenden Königs-National-Residenz ist, sich aufdrängen.

Um auf diese Frage genügende Antwort zu geben hat der Verf. sein grosses Thema in eine Anzahl von Capiteln getheilt, welche der Reihe nach folgende Gegenstände vorführen und erläutern, 1) Allgemeine Topographie Roms, 2) Politische Verhältnisse, 3) Hydrographie der Gegend, 4) Klima, 5) Zustand der Römischen Campagna und ihre Umgestaltung, 6) die Arbeiten, welche in der Stadt vorzunehmen sind. Zu besserer Orientirung hat der Verf. seinen Werken zwei Karten beigelegt, von welchen die eine den Complex des ganzen die Stadt umgebenden Territoriums zwischen dem See von Bracciano im Süden und dem von Bracciano im Norden, so wie zwischen Tivoli im Osten und Viterbo im Westen, die andere aber die primitiven Bodenverhältnisse des Bauplatzes der Stadt darstellt.

In dem ersten Capitel von der allgemeinen Topographie Roms, über die seit tausend und mehr Jahren so unendlich viel geschrieben wurde, ist der Verf. natürlich nicht noch ein ausführlich. Er wiederholt darin nur in der Kürze aus den besten Quellen, was ihm zur Einleitung in seine Schrift und zum Verständniss derselben nöthig schien, und verliert sich nicht in weitläufigen archäologischen Untersuchungen und dergleichen. Er betont aber

namentlich die für Handel und kriegerische Zwecke so vortheilhafte Lage der Stadt auf ihren sieben Hügeln in der Nähe der Mündung des schiffbaren Tiber, so wie ihre centrale Position im Mittelpunkte der von den Italienern bevölkerten Länder und Inseln.

In dem zweiten Capitel behandelt er die Geologie Roms und seiner Umgegend, ein von seinen Vorgängern schon viel weniger erschöpftes Thema, mit Recht viel eingehender. In ältesten geologischen Zeiten haben sich auf der Westseite der Apenninen diluviale Niederschläge angelegt, welche die Grundlage des Bodens der Umgegend von Rom bilden. Diese aus dem Wasser hervorgegangenen Schichten (meistens Sand-, Kalk- und Thon-Ablagerungen) sind nachher wieder durch vulkanische Eruptionen und Umwälzungen zerarbeitet, durchbohrt, verworfen und mit vulkanischen Produkten bedeckt worden. Namentlich haben sich grosse Massen von Tuffstein (*tufo vulcanico* und *tufo litoide*) über jene Sand- und Thonschichten ausgebreitet und dieser Tuffstein bildet in dem ganzen Römischen Territorium die oberste Schicht, die Unterlage des beackerten und bewohnten Bodens. Aus ihm bestehen auch hauptsächlich die sogenannten sieben Hügel der Stadt, welche Regen, Quellen und vorhistorische Fluthen aus dem circa 60 Meter hohen Tuffstein-Plateau der Campagna herausägten. Mancherlei spätere und zum Theil ganz moderne Bildungen sind noch dazu gekommen und haben das Terrain und die Gestalt des Römischen Territoriums neuerdings wiederum verändert, so namentlich der eigenthümliche von fast allen Quellen und Flüssen der Umgegend gebildete Travertinstein, ganz besonders aber die An-

emmungen des Tibers bei seiner Mündung, Fortbildung seines Deltas, und die durch Esströmungen und Winde längs den Küsten sachte Anhäufung von Sand und Schlamm, in Folge davon Lagunen und Dünen. — Verfasser entwickelt die Geschichte aller r Phänomene von der ältesten bis zu der ten Zeit in bündiger und lehrreicher e.

n dritten Abschnitt geht der Verfasser zu arstellung der Hydrographie des Römischen ets über. Dieser Gegenstand, wenn er gründlich erschöpft werden sollte, bedürfte, Giordano sagt, noch mehrfach eines nähe-Studiums. Doch war es hier eben nicht g ihn zu erschöpfen. Die hydrographischen ältnisse sollten hier ja nur so weit ge- dert werden, als sie die Stadt Rom, ihre sserung, ihre Schiffahrt, ihre Hygiene, die nöthige Wasserkraft für Maschinen etc. flussen. Die Daten zu dieser Schilderung hm der Verf. grösstentheils den Berichtenchriften der verschiedenen neuerdings vom nischen Ministerium für das Studium der schen Hydrographie eingesetzten Commissio- die seit einem Jahre in voller Thätigkeit

Er untersucht zuerst die grossen bei Rom nmenkommenden Flussadern (den Tiber seine Nebenflüsse, Nera und Aniene) in g auf ihr Wasservolumen, ihre Tiefe- ältnisse, die Stärke ihrer Strömungen und Falls, ihre Anschwellungen, Ueberfluthun- etc. von der Quelle bis ans Meer. Er schil- den jetzigen Grad ihrer Schiffbarkeit, und Art und Weise ihrer Beschiffung. Zu Stra- Zeiten waren sie alle in hohem Grade bar, und der Verf. legt verschiedene Pläne

vor, wie sie wieder in den alten Stand gebracht werden könnten. Unter diesen Plänen befindet sich sogar schon der Vorschlag, durch den ganzen Tiber hin eine solche Kette für die Dampfschiffe zu legen, wie man sie in den jüngsten Tagen in Frankreich, in der Elbe und anderswo versucht hat. In Bezug auf den Schutz gegen die Zerstörungen des Hochwassers ist der Tiber noch in einem sehr vernachlässigten Zustande. Nur hier und da haben Privatpersonen ihr Besitzthum durch schwache Deiche zu schützen gesucht. Ein rationelles, zusammenhängendes und durchgreifendes Eindeichungssystem ist durchaus nöthig und der Verf. weist nach, wie ein solches Verfahren eingeleitet werden könnte.

Zur Bewässerung der Ländereien und zur Versorgung der Stadt mit klarem Trinkwasser ist der Tiber wenig geeignet, weil er in einem tief ausgegrabenen Bette fließt und die Aecker, Weiden, Gärten etc. der Römischen Campagna sich auf einem Plateau befinden, das wohl 40—50 Meter über dem Fluss-Niveau erhoben ist. Die befruchtenden Irrigations-Gewässer und das Trinkwasser müssen weiter hergeholt werden. In alten Zeiten geschah dies auch durch eine Menge grossartiger Aquaedukte aus den oberen Quellen-Gegenden des Aniene, aus den Albaner Bergen etc. Ganze künstliche Ströme des schönsten Wassers flutheten damals in die Kaiserstadt hinein, und selbst jetzt noch nach dem Verfall der meisten dieser Werke ist Rom, — wenigstens was Trinkwasser betrifft, — eine der am besten versorgten Hauptstädte Europas. Doch wäre es vortheilhaft, hauptsächlich zum Zwecke der Befruchtung und Bewässerung der Campagna, diese alten Aquaedukte wenigstens

heil wieder herzustellen oder andere nach neuen Plane anzulegen. Der Verfasser hat alle dabei ins Auge zu fassenden Wasser-Roms einzeln durch.

fließenden Wasser in der Nähe der sind aus verschiedenen Ursachen hier und Stocken gerathen und haben sich in Tähe in flachen Seen, Lagunen, Brüchen Sumpfen gesammelt, die nicht nur das te Terrain beschränken, sondern auch Miasmen entwickeln und auf den Gesundheitsstand der Bewohner nachtheilig einwirken. Continischen Sümpfe im Südosten Roms berühmt. Doch sind sie glücklicher Weise entlegen. Mehr wird die Stadt von beiden grossen Lagunen und Sümpfen (i.), welche sich in ihrer Nähe zu beiden der Tiber-Mündung gebildet haben, dem di Maccarese« im Norden und dem di Ostia«, im Süden geplagt. Wenn ind vom Meer her über diese Odeuren nach Rom hinein weht, wird die Luft Stadt verpestet. Man sollte Anstalten zur Austrocknung und Beseitigung treffen, es ist wieder eine der vielen von den Regenten Roms geforderten schwierigen en. Da aber die Regierung schon Vieles Beschränkung der anderen Maremmen gethan und dabei Erfahrungen gewonnen, so wird auch jenes Werk wohl in An- nommen werden und gelingen.

vierten Abschnitt giebt der Verfasser ein om Clima Roms und seiner Umgebung. anderen Beziehungen, so stellt sich Rom in Hinsicht auf seine Temperatur als das n Italiens dar. Es zeigt Temperatur- nisse, die zwischen denen des italienischen

Nordens und Südens gerade die Mitte einhalten. Turin und Mailand haben eine durchschnittliche Temperatur von $12\frac{1}{2}^{\circ}$ R., Neapel und Palermo von 17° , Rom von 15° . — Die für Rom wichtigste klimatische Frage ist aber die von der berüchtigten »Malaria«. Da es in diesem Augenblick im Werke ist, eine zahlreiche neue Bevölkerung, namentlich die ganze höhere Beamtenschaft Italiens und einen guten Theil der geringern, dazu auch viele hohe und niedere Privat-Personen und Familien nach Rom zu versetzen, und da die Sicherung der Gesundheit von circa 60 bis 70,000 Einwanderern, — denn so viel, schätzt man, werden in den nächsten paar Jahren in die neue Metropole einziehen — von höchster Bedeutung ist, so untersucht der Verfasser die Malaria wieder ziemlich eingehend, und so viel auch schon über diesen Gegenstand geschrieben ist, so stellt er doch nicht nur das Bekannte in verständlicher Weise zusammen, sondern bringt auch noch manche ganz neue von ihm selbst gemachte Betrachtungen vor, über die Ursache, über das Verbreitungsgebiet, über die verschiedenen Grade und Arten der bösen Luft und über die Praeservativ- und Heilmittel gegen sie. Namentlich neu und beachtenswerth scheinen mir seine Bemerkungen über die Akklimatisirung der Einwanderer aus der Fremde in Bezug auf das Fieber zu sein. Die Meisten glauben, dass sie durch längeren Aufenthalt sich allmählich an die Malaria gewöhnen und zuletzt von ihr nicht mehr belästigt werden. Dies ist nach des Verfassers Ansicht falsch. Vielmehr zeigen sich die Fremden anfänglich rüstiger gegen das Uebel, und werden allmählich geschwächer und empfänglicher. Nur die in Rom selbst geborenen Kinder vermögen sich zu

atisiren. Der Verfasser widerlegt auch
sicht, zu welcher sich noch manche Ar-
gen bekennen, dass es im Alterthum in
keine malaria gegeben habe. Er führt
andern eine Stelle aus Frontin an, in
dieser grosse Kenner der Verhältnisse
adt, der unter Kaiser Nerva Direktor der
leitungen Roms war, von der Ursache
schweren Himmels spricht, durch welche
n in alter Zeite (also lange vor dem
Seculo n. C.) die Luft in Rom so böse
nis) war.

ch dem Klima schreitet der Verf. zu
er Betrachtung der römischen Campagna,
früheren guten und jetzigen miserablen
de und der Vorschläge, die man zur
g ihrer Cultur und zu ihrer Wieder-
erung gemacht hat. In alten Zeiten wa-
ie durchaus nicht unfruchtbaren Gefilde
campagna oder des »Ager Romanus« unter
kleinen und etwas grössern Besitzern
ilt und die Ackerwirthschaft blühte. Un-
m aristo- und theokratischen — der Verf.
mehreremal hinzu »asiatischen« — Regi-
des Papismus verwilderte der erst
de Landstrich. Grosse Parzellen des
s kamen in die Hände der Klöster und
anderen geistlichen Institute, und damit in
Hand« (»alla mano morta«). Auch rissen
wenige vornehme römische Familien
Landstriche (»Latifundien«) an sich und
en den Fortschritt mit Majoraten. Diese
n Herrn fanden es oft bequemer ihre
ichtigen Besitzungen mit zahlreichen
und Rinderheerden zu bevölkern, statt
ielige und riskante Versuche mit sorg-
r Bebauung des Bodens zu machen. Es

kommt daher vor allem darauf an, durch weise Gesetzgebung diese Majorate zu beseitigen, die »todte Hand« abzuschaffen, den Bodenbesitz zu zerstückeln und kleine industrielle Eigenthümer zu schaffen. Dann werden die römischen Ackerbauer, welche bisher nur ärmelige, schwach belohnte, aus den benachbarten Gebirgen zusammenströmende Arbeiter oder vielmehr so zu sagen abhängige Leibeigene der grossen Herren und der Klöster und Kirchen waren, industrielle und für den Fortschritt empfängliche independente Selbstherrn werden. Alles was der Verfasser über die jetzige Art und Weise der Betreibung des Ackerbaus und die Viehzucht in der Campagna, über die uralte Form der Ackergeräthe etc. sagt, ist vielfach für den Archäologen interessant. Namentlich auch was er über den eigenthümlichen Handelsgeist der römischen Landbesitzer, über die Verbindung von Produktion und Kaufmannschaft sagt. Es scheint vor 2000 Jahren schon eben so gewesen zu sein. Denn die Bemerkungen unseres Verfassers hierüber stimmen fast im Detail überein mit dem Bilde, welches Mommsen (in Band I. S. 134 seiner Römischen Geschichte) von den alten römischen Grundbesitzern, welche ihr Getreide nicht bloss erzeugten, sondern es auch verhandelten und verschifften und die dafür eigene Fluss- und Seeschiffe besaßen, entwirft. In seinem Paragraphen über das in der Campagna herrschende System der Boden-Cultur nimmt er jede einzelne dort jetzt sehr nachlässig cultivirte Pflanzengattung durch. Doch kann ich ihm hier leider nicht in allen diesen Einzelheiten folgen. Bei den ferneren Vorschlägen, die er zur weiteren Verbesserung der agronomischen Zustände in der Campagna,

legung von Ackerbau-Colonien, Erbauung nässiger Bauernhäuser, Einführung neuer Wege, Reform der Land- und Dorfwege, Leitung von Wasser, Anpflanzung von Wäldern etc. macht, giebt er auch eine interessante Geschichte der früheren schwachen Reformversuche.

Schliesslich und zuletzt gelangt der Verfasser zu den Umwandlungen und Neuerungen, die innerhalb der Mauern der Stadt Rom selbst vorgenommen werden, um dieselbe ihrer Bestimmung, als Hauptstadt einer modernen Nation zu sein, zu machen. Er führt dabei seinen Rückblick auf die Umgestaltungen, welche in der Neuzeit in anderen Hauptstädten Europa's, namentlich in Paris und London, vorgenommen sind, an. Begreiflicher Weise findet er, dass die Verhältnisse in Rom im Vergleich mit denen in den genannten Städten in fast allen Beziehungen, — nur die Versorgung mit Wasser ausser, — noch weit zurück und sehr mangelhaft sind. »Nicht ohne zu erröthen«, sagt er, »kann man sich darüber aussprechen«, dass die Uebelstände, welcher Schmutz, welche Unreinlichkeiten in Strassen und Wohnung, welche Abwesenheit gegen die Anforderungen der gewöhnlichen Decenz, welche unzweckmässige und auf die einfachste Weise verletzende Einrichtungen in der ewigen Stadt noch im Jahre 1870, als die ersten Italiener in sie einrückten, bestehen. Sie selbst ist eben so wie die Cammer ein Augias-Stall, den man putzen und aufräumen muss. Schmutzige und kränkelnde Strassen der Stadt sollten mit neuen breiten Alleen durchbrochen werden. Auch innerhalb der Mauern der Stadt selbst giebt es noch

übelriechende Maremmen, die trocken gelegt werden sollten. Unbequeme Hügel und knorrige Felsen müssen geebnet werden. Namentlich soll das ruinirte und einen so höchst traurigen Anblick gewährende Capitol gesäubert und auf ihm das italienische Parlaments-Haus und die für die Central-Administrationen Italiens nöthigen Gebäude aufgeführt werden. Und für dies Alles, wie für noch manches Andere ist auch schon im Jahre 1870 gleich nach dem Einzuge der Italiener in Rom (»l'entrata degli Italiani«) eine Commission für Ausarbeitung eines Planes zur Vergrößerung und zum systematischen Ausbau Rom's niedergesetzt worden, in welche die ausgezeichnetsten Architekten und Ingenieure der Stadt eingetreten sind und die sich in voller Thätigkeit befindet. Mittlerweile aber hat schon ein neues Rom angefangen, sich auf dem Plateau im Osten der Hügel des Monte Pincio, Quirinale, Viminale und Esquilino zu bilden, da, wo man die Haupt- und Central-Station der nach Rom anlangenden Eisenbahnen angelegt hat. In dieser Gegend wird bald ein ganz grosses neues Rom, namentlich ein elegantes Quartier erscheinen. Die neue Handelsstadt des »Emporio« dagegen kommt besser unterhalb der Stadt beim alten »Scherbenberge« (»Monte Testaccio«) zu liegen, da, wo die Eisenbahn vom Hafen Civita Vecchia einlenkt und über den Tiber setzt. Dahin sollten dann auch die zu erwartenden und dann nothwendig werdenden industriellen Institute, Fabriken und Manufakturen der neuen italienischen Königsstadt verwiesen werden, deren Kohlendampf der Stadt aber nicht schaden, vielmehr ihre Malaria etwas zu verbessern helfen wird. — Die mili-

Frage von der Vertheidigung und Befestigung Roms lässt der Verfasser un-
. Doch scheint, er zu glauben, dass
festigung durch kleine Citadellen oder
te Lager in grösserer Entfernung von
dt das Beste sei, und dass auch die
it zur Ausführung einer solchen sehr
sei.

Schlusse seines Werks versucht der Ver-
einen Ueberschlag der Kosten zur Aus-
aller der von ihm und Anderen vorge-
nen und der zunächst wichtigsten Ar-
aufzustellen, und kommt zu dem Resul-
lass erstlich die italienische Regierung,
ie Municipalität der Stadt Rom und end-
h die Privaten dazu vorläufig die Summe
derhalb Milliarden Franken in Aussicht
müssen. Da die Municipalität von Rom
ehr reich ist, — das Budget der Stadt
jährlich etwa nur 16 Millionen Fran-
und da an die italienische Regierung
che von allen Seiten in Menge gemacht
so wird es einige Zeit kosten, bis jene
zusammenfliessen und alle die mannich-
Angelegenheiten zu einem gedeihlichen
gebracht werden können. Der Verfasser
einen Landsleuten für die Ausführung des
sten 15 bis 20 Jahre.

men.

J. G. Kohl.

Filologia e Letteratura Siciliana.
 Vincenzo di Giovanni. Parte prima.
 Palermo. L. Pedone Lauriel editor.
 XV und 310 Seiten Octav.

Einer der gründlichsten Kenner des sicilischen Dialekts, der auch als Herausgeber des ältesten in demselben geschriebenen Chans, rühmlich bekannte di Giovanni hat in dem Bande eine Reihe seiner in verschiedenen Zeitschriften erschienenen die ältere sicilische Literatur Siciliens betreffenden Aufsätze sammelt und somit denen, die für letztere in Deutschland Interesse hegen, einen um so mehr verdienstlichen Dienst erwiesen, je schwerer zugänglich unter uns sein müssen. So z. B. hat er, der sonst mit allem derartigen Material versehen ist, bei Abfassung seiner letzten Abhandlung über die Entstehung der italienischen Nationalität und Sprache in Sicilien die hier gleichfalls sich wiederfindende Schöpfung *prosa volgare scritta in Sicilia ne' secoli XIV e XV*, die zuerst in der Florentinischen Zeitschrift *L'Italia* Anno 1, 1862 erschienen, nicht ohne Bedauern, wie er bemerkt, nicht wiedergeben können, da sie ihm unerreichbar war. Vorwort zu »Sicilianische Märchen, gesammelt von Laura Gonzenbach Leipzig 1870« S. XIII, woselbst sich S. XVII ff. auch die Abhandlung befindet. Der Inhalt dieser Sammlung ist mit dem Hauptstoff der hier von di Giovanni gebotenen Untersuchungen so nahe

*) *Cronache Siciliane de' secoli XIII, XIV, XV*, Bologna 1865 in der Sammlung der Reale Accademia dei Testi di lingua.

wir auf dieselbe etwas näher zurückkommen und ihren wesentlichen Inhalt wiederholen. Wir thun dies mit Hartwig's eigenen Worten, indem er nämlich sagt (S. XLIII f.): Normannen redeten gewiss, ausser ihrem französischen, nur den Dialekt des Landes, in dem sie sich länger aufgehalten hatten. Durch die durch die nicht geringe Zahl literarisch begabter Männer, welche mit ihnen aus Salerno, Capri, Amalfi u. s. w. nach Sicilien kamen und an den einflussreichen Stellen in Kirche und Staat besetzt wurden, und durch bedeutende Wanderungen von Unteritalienern, welche im Gefolge der Normannen auf die theilweise verödete und durch die Kriege und Auswanderung der Araber verhältnissmässig leergewordene Insel kamen, ist die Insel so rasch italienisch geworden. Dass die Ueberreste der lateinischen Race auf der Insel einen Dialekt gesprochen haben werden, der mit dem unteritalienischen nahe verwandt war, ist an sich wahrscheinlich; dass die geborenen Sicilianer und eingewanderten Unteritaliener daher rasch in einem Ganzen zusammenwuchsen, ist unzweifelhaft. Die hier von Hartwig auf die in Rede stehende Frage gegebene Antwort scheint jedoch nicht genügend, wenn man die von ihm selbst angeführten Umstände näher ins Auge fasst. Die italienische Sprache soll nämlich in dem oben bezeichneten Zeitraum von ungefähr 150 Jahren (nach der Eroberung durch die Normannen 1072) in Sicilien herrschend geworden sein, nach Amari schon gegen Ende des zwölften Jahrhunderts. Nun aber dachten die Normannen nach der Eroberung der Insel an nichts weniger als an die Verbreitung der italienischen Sprache.

Ganz im Gegentheil; sie selbst hatten die Einführung der germanischen die französische angenommen; »diese auch in Italien zu finden war anfänglich nach dem Zeugnis Guillelmus Apulus das eifrigste Bemerkung Eroberer. Ueberliefert ist auch, dass zu der Zeit der Minderjährigkeit König Wilhelm (1066—1177) in der Königsburg von Palermo teilweise französisch gesprochen wurde. Am Hofe also geschah bis dahin nichts von der Pflege der italienischen Sprache. Dies ist für die höhern und herrschenden Kreise immer massgebend, so dass letztere in genannter Beziehung sicherlich nachgeahmt werden und der Einfluss »literarisch gebildeten Männer« auf die Entwicklung der Insel nicht sehr bedeutend sein dürfte. Wenn ferner die Normannen in ihrem Französisch auch den Dialekt des südlichen sprachen, in welchem sie sich längere Zeit aufgehalten, nämlich Unteritaliens, so unterscheidet sich das Apulische von dem mit dem nahe verwandten Neapolitanischen nicht sehr verschieden, andererseits waren der Sprache der erobernden Normannen doch verhältnissmässig nur wenige (Hartwig S. XLII). Die Unteritaliener mit den Normannen in grosser Zahl in Sicilien eingewandert seien, da nach den die normannischen Chronisten nicht anders Hartwig selbst anführt, und die meisten Schriften, welche dergleichen Einwanderung erwähnen, scheinen über die Ausdehnung der diese stattfanden, auch nichts anderes zu sagen, so dass die von Hartwig (S. XLV) gemachte Bemerkung Amari's, wonach die Herrschaft der italienischen Sprache in Sicilien zu

ten Jahrhunderts die Ankunft zahlreicher
nien vom Festlande bewiese, eigentlich als
petitio principii erscheint. Es bleibt da-
mmer noch die Frage offen, wie die Italie-
ung Siciliens in dem so kurzen Zeitraum
der normannischen Eroberung bis etwa zu
des zwölften Jahrhunderts hat bewirkt
en können, da, wie wir gesehen, die eben
führten Elemente zu einer solchen als sehr
nützlich erscheinen und daher noch andere
zwingendere bestanden haben müssen.
he andere aber bleiben anzunehmen noch
als eine einheimische Bevölkerung, die
der langjährigen byzantinischen und arabi-
Herrschaft die lateinische und später ita-
sche Sprache beibehielt? Dass eine solche
vor den Normannen vorhanden war, wird
Hartwig und andern anerkannt und ist
bezeugt, nicht aber, dass dieselbe hin-
sichtlich der Zahl von irgend welcher Bedeutung
sei, obwohl die sicilischen Gelehr-
dies als selbstverständlich vorauszusetzen
nen und sogar die von ihr gesprochene
che nicht etwa auf die Lateiner, sondern
die Sikeler zurückführen. So z. B. sagt
ovanni (p. 186): »E questo vecchio italo o
, stante avere avuta ferma ed ultima
a in Sicilia la gente che il portò, si con-
più che in altre parti della penisola, ne'
e nelle valli siciliane; donde ridiscese
marine dell' Isola e nelle grosse città ap-
caddero i Musulmani«. Diese Voraus-
ng des Bestehenbleibens der einheimischen
kerung unter langjähriger Fremdherrschaft
ein ganz analoges Beispiel bei den neu-
ischen Gelehrten der Fallmerayer'schen

Ansicht gegenüber; s. Felton's Lect. on the Language of Greece, Ancient and Modern, von J. Felton, Professor der Geschichte zu Athen, welcher sich in einer Vorlesung, also äusserte, dass die Fluth der barbarischen Horden gleich einer Ueberschwemmung über Hellas hin und bedeckte unsere schönen Thäler mit ihren fruchtbaren Thälern mit ihren bewohnten Wogen. Die Griechen flohen in ihre festen Städte und Bergvesten, bis die Fluth sich zurückzog und der Boden von Hellas wieder erschien. Die alten Einwohner stiegen von ihren Bergen herab, als die Fluth sich zurückzog, nahmen ihre alten Gebiete wieder ein, und baute ihre zerstörten Wohnungen wieder auf. Dass nach dem Verschwinden der griechischen Herrschaft Hellas wieder Hellas wurde, stimmen amerikanische Gelehrte dem griechischen bei, während die deutschen dem Römischen und der italienischen nicht beipflichten, da kein klaren historischen Zeugnissen fehlt, wenn das Bestehen einer zahlreichen heimischen Bevölkerung in Sicilien zur Zeit der normannischen Eroberung nicht ohne Zweifel war, und als aus dem Sprachprocess später sich zeigt, von selbst hervorgegangen werden soll, die in Rede stehende Frage eben noch unbeantwortet bleibt, wie nämlich in einem Zeitraum von 100 oder 120 Jahren die Landessprache in Sicilien, oder doch wenigstens die der Masse seiner Bewohner, aus Griechisch-Arabisch oder Italienisch geworden sein und was Dante sagen konnte, dass »die sicilische Volkssprache in höherem Ansehen stand als jede andere; denn alle Gedichte, w

ener machen, heissen sicilianisch, und Alles, unsere Vorgänger verfassten, wird sicilianisch genannt, was wir gleichfalls noch thun, auch unsere Nachkommen nicht abzuändern mögen werden«; Worte, die auch Petrarca äussert, indem er hinsichtlich der italienischen Poesie äussert: »quod genus apud Siculos, prima est, non multis ante saeculis renatum et per omnem Italiam et longius manavit«. — So tief greifende Sprachumwandlung, wie angeführte, in so kurzer Zeit wäre übrigens unerhört, indem sich kaum ein zweites Beispiel der Art bieten dürfte. — Ausser der philologischen Ansicht seiner gelehrten Landsleute theilt di Giovanni aber auch noch eine andere, die in Deutschland keinen Beifall finden wird, dass nämlich die vielbesprochenen Schriftstücke von Arborea ächt seien; denn das Urtheil, welches »un' Accademia delle più riputate di Europa, quale quella di Berlino« abgegeben hätte, sei in Folge der Beantwortung des Prof. Baudi di Vesme und Anderer noch nicht gültig. Sehen wir jedoch von diesen beiden Urtheilen ab, so enthält der vorliegende Band fast schätzenswerthe Beiträge zur Kenntniss der ältern Sprache und Literatur Siciliens, von denen ich hier einige etwas näher besprechen will. Zuvörderst erscheint nämlich ein bereits im Jahre 1866 gehaltener Vortrag »Dell' Uso del Volgare in Sardegna e in Sicilia ne' secoli XII e XIII«, zu welchem der darauf folgende Brief Prof. Isola »La Lingua volgare e i Siciliani« die Fortsetzung bildet. Der Entdecker der Schriftstücke von Arborea, Martini, hatte nämlich behauptet, dass die in Folge dieser Entdeckung ans Licht getretenen sardinischen Dich-

ter Bruno de Thoro und Lanfranco d
 vor der Mitte des zwölften Jahrhunderts
 also viel früher als der bisher für den
 italienischen Dichter gehaltene Sicilianer
 d'Alcamo, den Narducci und Grion (vgl.
 Jahrb. f. roman. u. engl. Literatur I)
 die Zeit Kaiser Friedrichs II. setzen.
 Behauptung sucht nun di Giovanni zu
 legen und nachzuweisen, dass jene be-
 dinier keineswegs früher gelebt und
 haben als Ciullo, die Zeit der Abfassung
 Gedichtes aber zwischen 1174 und 1184.
 Namentlich letztere Beweisführung von
 Interesse sein und scheint mir auch
 obwol ich hier nicht näher auf dieselbe
 kann, und nur hinsichtlich der *agostaro*-
 ten Münze, deren Nennung in Ciullo's
 als deutlichster Beweis für dessen s
 angeführt wird, will ich di Giovanni's
 kung erwähnen, dass nach Borghini
 staro schon zur Zeit der Longobarden
 werde; und wenn Grion um Saladin's
 Zeitgenossen Ciullo's erscheinen zu las-
 diesem *au* (ebbe) statt *à* (ha) zu le-
 schlägt, so erwiedert di Giovanni, dass
 in dem ältern noch in dem neuern Si-
 in welchem letztern fast alle Wörter
 noch in frischer Kraft leben, von diese
ebbe (sicilianisch *appi*) irgend ein Bei-
 handen sei, noch auch habe man für
 mals *ai* gesagt, von welcher Form G
au ableiten will. Andererseits jedoch
 von di Giovanni und Andern für die
 Hofhaltung Wilhelms II. angeführte
 Buti's diesem abgesprochen und dem
 tern Andrea Lancia zugewiesen werd

rtwig gezeigt hat (s. a. a. O. S. XLIV f.). —
 nnächst folgt die bereits erwähnte Abhand-
 g »*Della Prosa volgare in Sicilia nei secoli*
II, XIV e XV«, die namentlich durch zahl-
 che Proben aus den ältesten Schriftdenkmälern,
 orischen sowohl wie andern, nachzuweisen
 ht, wie der Florentiner Giambullari (Verf.
 Gello) und nach ihm Perticari mit Recht
 auptet hätten, dass die italienische Volks-
 ache zuerst in Neapel und Palermo zur
ua illustre wurde. Hinsichtlich einer Stelle,
 aus der in der letzten Hälfte des XIV. Jahrh.
 chriebenen *Conquista di Sicilia* angeführt
 d und worin die Normandie Canorachi
 ant ist, will ich bemerken, dass die von
 Giovanni angeführte Lesart einer andern
 ndschrift eine Lösung des in diesem selt-
 nen Namen gebotenen Räthsels bietet. Die
 reffende Stelle lautet dort so: »*Conorth* se-
 da la lingua Inglisa voli diri in nostra lingua
 si *Aquilunari*; Aquilonia est Tramuntana:
 chista Normandia illi furu chiamati Nor-
 ndi, chi vinniru di paisi Aquilonari, lu quali è
 tu *Continorth* quasi Normandi«. Hier ist,
 mir scheint, *Continorth* offenbar das eng-
 he *country north*, eine Umstellung von *North*
country (Nordland, Normandie d. i. paisi Aqu-
 iari). — Ein anderer grösserer Aufsatz »*Del*
gare italiano e de' Canti popolari e Proverbj
Sicilia e in Toscana« hat zum Zweck die
 ere und äussere Verwandtschaft des siciliani-
 en und toskanischen Dialekts darzulegen,
 bei di Giovanni den Grund dieser Verwandt-
 aft nicht, wie Andere gethan, in den sicilia-
 hen Kriegsvölkern findet, die zur Zeit Kai-
 Friedrichs II. und Manfreds ein und die

andere toskanische Stadt einnahmen ebenso wieder verliessen, sondern in einer Blutsverwandschaft beider Völker, in dem Zusammenströmen zahlreicher Dialekte, in der Novellenerzähler der gibellinischen Partei Hofe zu Palermo und endlich in der Sprache, die der italienischen Ursprache, die anderswo in Sicilien und Toscana sich nicht erhalten und bewahrt wurde. Zum Beweise dieser Ansicht nun zeigt der Verfasser ausführend eine grosse Uebereinstimmung der sicilischen und toskanischen Volkslieder und Sprüchwörter im Sinne, der Ausdrucksweise und oft auch in den Worten nach. Allein es sollte scheinen, dass wenn di Giovanni nur gesucht, er dieselbe Uebereinstimmung mit Sicilien in genau derselben Beziehung, abgesehen von stärkern dialectischen Verschiedenheiten, auch in andern Theilen Italiens hätte finden können, was sich a priori annehmen lässt, da derselbe Verfasser sich ja ebenso in andern Ländern wird finden, indem sich Niemand wundern wird, wenn ein deutsches Sprüchwort bloss mit geringen Abweichungen sich in Steiermark, in Holstein, in Ostpreussen und im Elsass findet, ohne dass deshalb an eine Blutsverwandschaft oder engere Beziehung dieser Provinzen unter einander gedacht werden darf. Ueberdies begnügt der Verf. sich zuweilen mit einer weniger grossen Aehnlichkeit, wie wenn er z. B. das sicilianische Sprüchwort »A càrzari, malatii e nicissitati — Si lu cori di l'amici« zusammenstellt mit dem toskanischen »Ne' pericoli si vede — l'amico ha vera fede«. Doch bleiben wir uns näher mit einander verwandten Sprüchwörtern

en (auf die Lieder einzugehen gestattet hier Raum nicht), so finden sich sehr viele dergleichen wörtlich entsprechend auch bei andern Völkern, von denen ich (aus gleichem Grunde) hier nur die deutschen nennen will, um einige Beispiele anzuführen; so »Luntanu d' occhi, luntanu di cori (Aus den Augen aus dem Herzen); — »Megghiu accordiu magru, ca sinten- grassa« (Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Process); — »Cu non arrisica, cu non rosica«, wo das toskan. »Chi non arrischia, non acquista« dem deutschen »Wer nicht wagt, gewinnt nicht« noch genauer entspricht; — »Addu datu nun si guarda in bocca« (Einem hängenden Gaul sieht man nicht ins Maul); — »Bona parola bonu locu pigghia« (Ein gutes Wort findet eine gute Stelle); — »Lu ferru si rumpi, mentri è caudu« (Man soll das Eisen nicht schneiden, weil es heiss ist); — »Tantu va la vita all' acqua, finu che si rumpi« (Der Mensch geht so lange zu Wasser, bis er bricht); — »Quandu lu diavulu fu vecchio, si fici monaco« (Wenn der Teufel krank wird, will er Mönch werden; vgl. meine Anm. zu Waldis 13 in Pfeiffers German. VII, 507). Aus diesen Uebereinstimmungen lässt sich aber nichts weiter schliessen, als dass Lieder und Sprüche, die, einander ähnlich, oft bei den verschiedensten Völkern existiren, entweder ganz unabhängig von einander entstanden oder nicht weit aus weitester Ferne von dem einen zum andern gebracht worden sind, ohne dass sie irgendwie direct mit einander in Beziehung gekommen; eine Thatsache, die zu beachten ist, als dass es nothwendig wäre, näher darauf einzugehen. Andererseits finden sich in den Volksliedern betreffenden Theile dieses

Aufsatzes zahlreiche feine und anziehende Bemerkungen, die demselben ein nicht geringes Interesse verleihen; jedoch muss ich mich absehen und will hiermit überhaupt diesen Aufsatz abschliessen, nachdem ich nur noch die wichtigsten Schriften einiger der übrigen Abhandlungen namentlich angeführt, wie »Il Libro delle Virtù in volgare siciliano del sec. XIV«; — »Saggio del Volgare usato negli Atti pubblici dei secoli XIII, XIV, XV«; — »Di un Volgarizzamento antico della Cronica di Raimondo Montaner, sonetto di Pandolfo de' Franchi«; — »Atti in volgare siciliano riferiti al sec. X« und »e di un Epitaffio del sec. X«, welche alle gleich allen übrigen Aufsätzen durch reichliche Auszüge aus meist noch ungedruckten Schriften der in Rede stehenden früheren Jahrhunderte Siciliens für das Studium der älteren Geschichte dieser Insel, wie bereits bemerkt, von sehr hoch genug anzuschlagender Wichtigkeit sind, wenn man auch zuweilen von den Ansichten di Giovanni's abweichen möchte. Ich wünsche herzlich, dass er den zweiten Theil desselben Gegenstand die eigentliche »Geschichte Siciliens bilden soll, recht bald nachfolgen möge.

Lüttich.

Felix Liebrecht

Göttingische Lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. 18. Oktober 1871.

Frage von der Reichscompetenz
über dem Unfehlbarkeits-Dogma.
Darstellung verschiedener darauf bezüg-
liche Grundsätze mit zusätzlichen Bemerkungen
gegeben von H. A. Zachariä. Braun-
schweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg
Sohn. 1871. 55 S. 8.

Ansicht, welche der Unterzeichnete bei
Verlesung der Anzeige der Burchard'schen
über die Unvereinbarkeit der neuen
bayerischen Glaubensdecrete mit der bayerischen
Verfassung im 21. diesjährigen Stück die-
ses Blattes ausgesprochen hatte, dass es auch
Pflicht des deutschen Reichs-
wäre, diese eminent wichtige Frage, be-
sonderlich durch das neue Dogma für den
Zustand und die politische Entwicklung
Deutschland begründeten Gefahren,
aus der Debatte zu ziehen
und dabei gemachte Bezugnahme auf die
Entstehung der Norddeutschen Bundes- und
die Reichsverfassung aufgestellte Zweckbe-

stimmung des Bundes, ist, in Folge anderer Seite dagegen erhobenen Widerstandes der Gegenstand einer lebhaft behandelten Controverse geworden. Da nun die darauf folgenden Deductionen und Gegendeductionen von dem Inhalte und ihrer durchaus objectiv wissenschaftlichen Behandlungsweise wohl nicht abgesehen, der Vergessenheit entzogen werden, der sie mit den politischen Tagesbeurtheilungen, welchen sie veröffentlicht worden, zweifelhaft anheimfallen müssten, so hat der Unterzeichnete für angemessen, die obigen Brochure zusammenzustellen und einigen weiteren Excursen auszustatten, welche bekunden und begründen auf die Ueberzeugung des Herausgebers, dass die Fortsetzung der Reichsgewalt den bei den Consequenzen des Infallibilitäts-Dogmas resultirenden Rechtszustand und die Wohlfahrt des Reiches in genügender und befriedigender Weise begegnet werden könne, und erörtert die jetzige Bedeutung des Art. 78 der Reichsverfassung über Verfassungsänderungen im Gegensatz zu der vom Unterzeichneten in Betreff des Art. 78 der Norddeutschen Bundesverfassung vertretenen beschrankten d. h. Competenz-Erweiterungen ausschliessliche Auslegung. Dabei kann der Unterzeichnete zur Bestätigung seiner jetzigen Ansicht auch eine Erweiterung der Rechtskraft des Bundes sich in der in jenem Artikel bezeichneten Form vollziehen könne, auf die Ueberzeugung eines bei den Versailler Verhandlungen gegen den süddeutschen Staatsmannes Bezugs genommen, wonach man bei jenen Verhandlungen nicht jene Bedeutung des Artikels als selbstverständlich und feststehend anerkannt hat.

Travels of a naturalist in Japan etc. 1643

liesslich sei noch bemerkt, dass die
Hr. »dem verdienstreichsten Förderer der
Wissenschaften, insbesondere auch des
Staatsrechts, Herrn Robert von
zur Feier seines funfzigjährigen Doctor-
ums«, vom Herausgeber gewidmet wor-
H. A. Zachariä.

Travels of a naturalist in Japan and Man-
By Arthur Adams, F. L. S. staff-
R. N. London. Hurst and Blackett.
X. & 334 Seiten. Gr. Octav.

vorliegende Buch hat kein Vorwort, der
führt sich ohne weiteres durch seine an-
voller Plastik reichen Naturschilderungen
den Lesern ein. Aber diesen liegt doch
unsch nahe zu erfahren, welcher Classe
Naturforschern dieser sich vorzugsweise so-
le »staff-surgeon« der königl. gross-
schen Marine angehört. Sei es daher
laubt, mit wenigen Worten die durch den
eines Vorworts entstandene Lücke zu er-

Der Verf. betrachtet die Gegenstände
Natur von dem finalen (oder teleologischen)
Punkt, nicht von dem causalen, — um mit
Ausdrücken eines Mannes zu reden, der
einig Jahren ein Buch veröffentlicht hat:
»Vogel und sein Leben«, welches in kurzer
mehrere Auflagen erlebte und dessen Verf.
Harold Altum sich auf diesen finalen Stand-
stellte (Vgl. die Einleitung S. 1 u. ff.).
Adams fragt nicht nach den Ursachen der
Erscheinungen, ihrem Zusammenhange, ihren

gegenseitigen Beziehungen und Wirkungen, indem er die Bekanntschaft mit den Resultaten jener causalen Naturforschung setzt, liegt ihm daran darzuthun, wie die Zwecke die Gegenstände der Natur anders gebaut, gestaltet, in welcher Beziehung u. s. w. gesetzt sind, wie die verschiedenen klimatischen und andere mitwirken. Ihn interessirt es, die Bedingungen zu Grunde liegende Idee zu sein Standpunkt ist, wie man auch der ideale. Während er auf dem ankerte — und seine Beobachtungen schreibt er: »I was much impressed on occasion with the harmony of co-existence between animals and the place they reside. A slender lizard, of green colour, is hardly to be distinguished from the blades of grass, among which it takes up its abode; and a creature allied to him, and named gecko, is spotted and blotched with brown, and bistre, that you can hardly separate from the surface of the water-stained granite in the chinks and crannies of which he exists« (p. 65 sq.). Eine Eigenschaft des Verf. ist es, nicht zu sagen, in welchen Jahren er die hier beschriebene Reise gemacht hat: er scheint so hingenommen von seinen Beobachtungen und Schilderungen, daß er nicht Zeit, in welcher er sie gemacht, anzugeben ist. Gelegentlich erfährt der Leser, daß Adams schon früher einmal, im Jahre 1842, in Korea gewesen (p. 155: »the natives were as friendly as when I visited the group«) und diese Reise, welche der Verf.

nden Buch beschreibt, führte ihn im Jahre nach Japan (vgl. Ch. XVI. p. 222: »on 15. September 1859 we arrived at Risiri, tated on the south side of the western en- ce to La Pérouse Strait«). Ein wenig spä- S. 227 heisst es: »on the 27. September we hed anchor etc.«; aber schon das folgende itel XVII, welches S. 241 mit den Worten ngt: »On July the 15. we arrived at Hako- « überlässt es dem Leser, sich entweder in anken in ein späteres Jahr, etwa 1860, zu etzen, oder anzunehmen, dass Ch. XVII. Erlebnissen die Rede ist, die sich früher die Ch. XVI. erzählten zugetragen haben. aliche unvollständige Zeitangaben finden sich mehrere z. B. S. 262. S. 264. Menschen pressiren Hrn. Adams weniger als Thiere Pflanzen. Eine Abbildung einer Mantschu- a (Brustbild) ist vor dem Titelblatt einge- et; zur näheren Beschreibung dieses Bildes reisen wir auf S. 181 u. f. Das Titelblatt st ziert eine feine Zeichnung des Musina, geschildert wird auf S. 305: »One of the iest things I procured from the good le of Simidsu (Japan) was a Musina, or le Tanuki, the head of which was revealed e softly nestling on the breast of a young etc.«. (Vgl. S. 296). — Von Land's End a Rio Janeiro — das ist der Inhalt von L., in welchem der Verf. uns in die Tiefen Oceans herunter und in den südlichen Him- hinauf führt. Ans Land gestiegen in »the rded town«, wandert er durch die Umgegend ng the beach« und »his eye was delighted the strange sea-eggs and their no less sin- r cousins-german, the flattened shield-like easters which dead and bleached were strewn

along the strand«. Ch. II. p. 19).
 ihn die Mannichfaltigkeit des Thier
 das er auf dem Blatt einer Aloe entdec
 Weiterhin füllt er seine Botanisirk
 blühenden Pflanzen (p. 21). Er ma
 Ausflug nach dem kleinen Eiland Raz
 Leuchthurm, dessen Wächter ihm vor
 senden von Insecten erzählt, welch
 »tapping at his window« die Laterne
 men. Auf der Insel Ilha do Foucinha
 Käfer und Spinnen, auf Praya do Ver
 Wasserpflanzen, »the creatures peo
 marine aquaria«, welche ihn interes
 die Krebse, die »from the stilly por
 the rocks«. Dann fesseln ihn für ein
 blick »the shining ebony creatures (th
 laughing and chattering as is their w
 während seine Gefährten entzückt sin
 Schönheit der landschaftlichen Scen
 sein Auge mit Ergötzen auf einer »
 long-necked water tortoise«, nach d
 gebens hascht, worauf er auf Hä
 Füßen in ein dichtes Gebüsch krieche
 an den »millipedes of almost fabalo
 sions« und an den blauen Centipe
 zahllos um ihn herumkrabbeln, freut,
 Gesellschaft er denn auch den Geiss
 Phrynus und die sonderbar gewunden
 Streptaxis entdeckt. Kaum kommt e
 Dickicht wieder an das glänzende S
 so wird er entzückt von den grossen
 Schmetterlingen, die an ihm vorüberfl
 den herrlichen Palmen und den Orch
 ren zierliche, nelkenartige Blüten von
 gen der Bäume herabhängen (p. 22—
 Rio Janeiro geht es nach dem Cap
 Hoffnung (Ch. III). Mehr als alle

essirten ihn hier »sand-loving beetles«, die
a mit ihrem emporgerichteten Kopf und
zum Sprunge anschickend, die Scorpione,
r unter einem Steine findet, die Kaninchen
die grossen prächtigen Blumen von Protea
ifica. Von seiner feinen Beobachtungsgabe
, was er von der Verbreitung des Samens
Leucodendron argenteum S. 40 u. f. sagt:

ripe fruit or seed ... does not fall at
on the ground but is borne up by a beau-
contrivance When the ripe fruit is
ed from the cone it bursts the membranous
ope, which holds it, and when released
about an inch and remains suspended by
stigma, which forms a sort of knot; thus
e same time balancing the ting parachute
by its mode of suspension forming a beau-
provision to take off the weight of the
hute, when the seed strikes the ground«.

folgende Capitel führt den Leser nach Java.
er Mew Bay an einer Tränkestätte der
oceros, von deren Fuss Spuren der Boden
stänglich aufgewühlt war wie von einer
schaar, wurden die Wassergefässe gefüllt.
dessen verlor sich Hr. Adams in das
cht, wo er unter umgefallenen Baumstäm-
nach Scorpionen jagte, seltene Käfer, eine
Eidechse, die ihm auffiel, Centipeden
Tausendfüssler in Menge fand (p. 48). Er
hte auch die Mew-Insel, wo eine schöne
es Amphitrite ihn anzog, ausserdem »ho-
riae, lying quiescent in the shallow pools
ragging their slow lengths along the coral
s« (S. 52). Ch. V schildert die Pratas-
en, wohin das Kanonenboot »Dove«, die-
n zu untersuchen, abgesendet wurde. Er
te auf einem Ende des hufeisenförmigen

Korallenriffs und beschreibt nun was sah und fand, u. a. auch einen kleinen Götzentempel. Besonders zahlreich die pelekanartigen Vögel vertreten (S. 60). In einem »while we were there« versetzt Verf. nach Hongkong (S. 61) und auf der folgenden Seite ist er schon in Macao, dann ruht er im dunkelblättriger Föhren auf dem Friesen milden verständigen Parsees auf Da und labt sich an dem kühlen zarten Wassermelonen (Ch. VI. p. 73). Leber die Beschreibung der Lebensweise von *javanica* (S. 97 u. ff.). Hr. Adams weibliches Exemplar dieses Schuppi welches er sorgfältig beobachtete. — Sprunge führt er den Leser Ch. V. Ufer des Iangtsekiang: »a stroll through straggling villages on the banks of the Kiang is pleasant enough in the spring. Wir befinden uns mitten unter Blumen und secten; die Beschreibung der Lebensweise des Tausendfusses (p. 95 u. f.) ist vortrefflich. Das Schiff bringt seine Insassen weiter nördlich zum Golf von Petschili (Ch. VIII.). Nicht ein Mann, der für alles, was er angehört, ein stets offenes Auge hat, mancherlei finden, was ihn anzieht! »The cormorant, geese, ducks and gulls, pigeons, numbers of pretty hoopoes, and hawks« etc. Der Faden reisst niemals ab, immer neue Geschöpfe tauchen ihn her auf, einerlei, ob er sich am Lande auf der See befindet. Im Golf von Japan steigt er ans Land, besichtigt die grosse Mauer, besucht mehrere Tempel und net den Wachteljägern mit ihren zum

teten Habichten (falconry having come
ally from the far East p. 114), beobachtet
strandende Qualle (Rhizostoma), welche die
sen als einen Leckerbissen forttragen, freut
des üppig blühenden Sedum und der zahl-
n Schnecken (Ch. IX). Darauf wird Korea
ht. Der Verf. schildert die Eingebornen
K) als zudringlich und unsauber, vorzugs-
dem Trunk ergeben; im folgenden Kapitel
reibt er ihre Grabmonumente: »tall square
ns, surmounted by the square effigy of a
n head with a square kind of cap on the
it« (p. 140), ihre Wohnungen (p. 141 u. f.),
Speisen (p. 143), eine Gallatafel bei dem
esischen Commandanten in Victoria-Hafen
6 u. ff.) und Aussagen älterer Reisenden
koreanische Sitten. Darnach finden wir ihn
gleitung einer Gesellschaft von Fischern
afen von Mah-lu-san (Ch. XII); auch be-
er die nahegelegenen Inseln und Buchten:
in hand beating now and then the
cover of oak-scrub for leaf-rolling snout-
s and the long nosed acorn-beetles« etc.
9). Ch. XIII handelt im Allgemeinen von
landschurei, »the land of pigs« (p. 171);
en fruchtbaren Ebenen im Innern wächst
in Ueberfluss, der in der Provinz Liaotung
pärlich gedeiht, Taback wird hier in
e gebaut (p. 173). Ausführlich wird die
e Insel Dagelet beschrieben, welche La
se entdeckte (p. 174). Bei Sio-wu-hu
der Verf. ans Land, um die Mandschurei-
näher zu untersuchen. Dieselbe war »a
level plain bounded by distant hills«....
soil is sandy yet the pasturage is good«.
»That glorious wide-mouthed blue-bell,
codon grandiflora, blooms in all its pride

and *Trollius asiaticus* is as common cups in a Hampshire meadow« (p. Die männliche Bevölkerung führt ein. Das einzige Bild des Buchs ist, eine Frau, deren Tracht und Aussehen beschrieben wird. Die beiden folgenden XIV und XV erzählen, was alles den Thieren und Gewächsen gefunden auf den Inseln in der Strasse von Korea, Olga-Bai, in der Aniwa-Bai, deren Ge chief cemetery of the seal tribe« zu sein in der St. Wladimir-Bai. In der Nähe teren, ward ein kleiner Landsee ent XVI, p. 206) und wie immer T Pflanzenwelt eifrig durchforscht. Auf die grosse Menge verbrannter Baumst meistens dicht von Unkraut überwach die Mandschu-Tartaren zünden die an »to clear the land and make it pasturage«. (p. 217). Am Strande fand Seepolyp (*Octopus*), »possibly the rare cryphal *Octopus chinensis*«, nach der bung (p. 220) *Octopus granulatus* La Leunis, Synopsis der Naturgeschichte reichs 1860 p. 777). Mehrere Insel Perouse-Strasse besuchte der Verf. z »a great conical volcanic peak, which and rugged to the height of 6000 the level of the sea«. Der Gipfel Schnee bedeckt und 70—80 Meilen bar: »it is about thirty miles in circumference (Ch. XVI, p. 222). Rifunsiri liegt von Risiri, »it is eleven miles in a south direction, by two and a half very rugged and rises about six hundred above the level of the sea« (p. 223). Todomosiri im Tartarischen Golf, wo

ss an Seehunden, Monneron bei La Perouse,
»a huge mass of bare trachyte, a steep
rather-stained rock rising 1500 feet abruptly
from the sea«. Sie ist bisher kaum mehr als
genannt worden, daher des Verf.s Bemerkungen
in Werth. Er fand dort »a species of great
brown gull, greedy for fish bones and offal ...;
solonely cormorant and a little hawk soa-
ging high above the summit, the only birds that
frequent the island«, ausserdem zahlreiche See-
vögel (p. 225 u. ff.). In der Aniwa-Bai freute
er sich sein Netz in die Meerestiefe senken zu
können; der Fang war lohnend und wird leben-
dig und ausführlich beschrieben: die Krebse, die
»always great favourites of mine« nennt, die
Schwämme, die aber zu scharf sind, um ge-
braucht zu werden, die Korallen-Macher (Ca-
lapphylliae) u. s. w. Ein Sturm nöthigt auf der
Insel Saghalien zu landen: »primary formations
compose hills and rocks of varying heights« etc.
Der Verf. findet vorzugsweise Nadelholz-Waldun-
gen, ferner »a beech, an oak and a species of
Alnus; a small gentian; a species of Ribes;
durch Marchantia, a Lycopodium; of ferns a
species of Pteris and a Polystichum« etc. Mit
besonderer Aufmerksamkeit beobachtet er die
Inselwelt (p. 233 u. f.); auch beschreibt er die
Ursprünge, die Ainos, ihre Lebensweise,
Tracht, Sprache (p. 235 u. ff. — Wir dür-
fen nächstens Ausführliches über Sachalin und
ihre Bewohner von dem russischen Reisenden
L. J. Petermann erwarten, der die Insel 1867 besuchte.
vgl. Petermann, Geographische Mittheilungen
1870 S. 386 u. f.). Chapt. XVII führt den Le-
ber nach Hakodadi (Ankunft am 15. Juli), wel-
ches näher beschrieben wird: »it has the
aspect of a poor and straggling fishing village;

the vegetation (of Yesso) is very similar to that of the opposite coast of Manchuria; the view of the town is agreeable, the streets are wide, well watered etc. (p. 24). Ein Buddhatempel, das Theater — in der Stadt — eine Vorstellung — wurden besucht (p. 24). »Nothing could exceed the courteous manners and the generous hospitality of the natives of this place« (p. 249). Von der Umgegend der Verf.: »Nature presents all her beauties in rich profusion« (p. 251). Aus dem 19. Kapitel — we next proceeded to Tsushima, sei hervorgehoben die sonst noch fast unbekannte Insel Sado, »nearly opposite Nippon; a very beautiful island with a fertile iron-bound coast, but the interior abounding in green trees and wooded hills« etc. Der Verf. schloss sich einer Jagdgesellschaft an und nach Fasanen jagte (p. 259); man fand auch den *Canis versicolor*, der nirgends anderswo in Japan angetroffen wird. Am 19. Novbr. besuchte der Verf. an den Oki-Inseln, wo das Meer leuchtete, erfüllt von Cephalopoden oder Schnecken, deren Fang die Bewohner zum Geschäft treiben (p. 262 u. ff.). Weiter südlich besuchte er Nagasaki angelaufen (Ch. XIX); von dort nach Kiseki, »charmingly situated at the entrance of the Inland Sea« (p. 280) und darnach, nach dem gegenüberliegenden Ufer, nach Misaki (p. 281). Ch. XX beschreibt die Fahrt über den Binnensee Seto-Uchi, »die schönste Wasserstrasse in Japan«. Am nördlichen Ende liegt die ansehnliche, ihrer Sarki-Burg wegen berühmte Stadt Tomo, welche besucht wurde. Man feierte dort ein Fest, das alles auf den Beinen und ausgelassenen Tänzen. Schilderungen sind lebendig und charakteristisch.

onders die der Frauen, auf welche noch heute schon im Jahr 1613 von Capitain Saris gegebene Beschreibung passt (p. 289). Der Verf. warb seltene Schnitzereien, unter andern Fischen im Relief auf Wallnusschalen u. drgl. m. (p. 295 u. ff.). Die Japanesen erschienen ihm *very paradoxical race* (p. 298). Durch den gefährlichen Naruto-Kanal gelangte man endlich nach Simdsu d. h. Hafen der stillen wässer. Hier befanden sich die Fremden oder mitten unter lustigen Japanesen, die auf zahlreichen Böten das Schiff zu besehen kamen und allerlei Dinge zu Kauf anboten (Ch. I). Von hier aus besuchte der Verf. zwei kleine Inseln, Takano-Sima und Okino-Sima, die nicht weit von Tatiyama entfernt (p. 299 u. ff.), seine naturhistorischen Untersuchungen fortzusetzen. Ein Walfisch, der sich zeigte, verursachte grosse Aufregung, er ward endlich gefangen (p. 313). Die See gab ausserdem reiche Ausbeute an Korallenthieren (p. 316); der Verf. war ganz entzückt über einen Sandhaufen, der die mannichfachsten Reste organischer Gebilde enthielt (p. 320). Die japanische Literatur und Malerei erregt vorübergehend sein Interesse (Ch. XXII p. 323—327). Danach erzählt er kurz seine durch nichts Besonderes ausgezeichnete Heimreise (p. 328), auf welcher er fortwährend mit der Untersuchung der Meergeschöpfe beschäftigt ist, die seine dahin schon reichen Sammlungen vermehren helfen. Bei der Insel Ascension wird ein alter thierischer Theekessel aufgefischt; darin ein grosser Cephalopod. Das Buch schliesst: *Alas! poor Nautilus rugosus! He was at once caught and very soon became a specimen in spirits*. Die Ausstattung des Buchs ist glänzend, das beste

1654 Gött. gel. Anz. 1871. Stück

Papier, weitläufiger, sehr correcter D
Verleger scheint wohl nicht mit Unrec
satz an wohlhabende Besitzer von P
theken gerechnet zu haben.

Altona.

Dr. Bie

Präliminarien zu einer Kritik der
Inauguraldissertation von Carl Fuch
bund 1871. 144 S. Octav.

Unter den mancherlei Versuchen,
heimniss der Musik aufzuschliessen
der gemeinen Vernunft den Weg dahi
nen, ist kürzlich ein Büchlein »Pop
träge zur Bildung eines musikalische
von Hermann Küster (Leipzig, Br
Härtel, 1871. I. Cyclus. XII. 287
1⁴/₅ Thaler) von kundiger Seite beifa
nommen, weil es das musikalische
ermöglichen strebt ohne peinliche S
oder speculative Umwege, vielmehr m
gemeinverständlicher Darstellung der
sten Tonformen. Natürlich k
diese demjenigen, der nicht irgendwas
sik besitzt d. h. ins Herz gefasst h
verständlich noch nützlich sein: eben
lich ist aber, dass auch Niemand so
träge hört und liest, der nicht jen
setzung mitbringt, denn nur ein so
das Bedürfniss, mehr davon zu wiss
nicht um dem Blinden die Farbe zu
ren, sondern um dem Sehenden, das
klären und säubern, wird solche Le
nommen: der Wissende redet zu Gläu

Anders der Verf. der obengenannten Schrift, deren Tendenz dahin geht, den Werth der Musik an sich zu zeigen auf philosophischem Wege, wie das Programm §. 1 ausspricht: »Das Endziel, auf welches die hier verzeichneten Rezensionen, und zwar vom Standpunkt oder unterm Einfluss der Schopenhauerschen Philosophie, hinausgehen, ist die Bestimmung des Werthes, in die Musik als freie Kunst für die Menschennutzung haben könne, sofern wir theils von mitheln, wie sie Natur und Weltlauf unserem nachdenken darbieten, theils von den Leiden und den sehr viel geringeren Freuden des Daseins umgeben sind«. Sonach stehen die beiden genannten Autoren auf verschiedenen Punkten der Aussicht und Strebung. Von dem anschaulich fördernden Wege des Einen abgewandt geht der Andre auf dem dunkleren Pfade der Höpfung ab ovo. Beide befeissen sich dem Namen nach, der Kritik, während sie innerlich auseinander gehen in speciale Kritik des Einzelfalles und universale des gesammten Kunstwesens. Bezüglich des ersteren möchte man an Zelters Wort erinnern: »Meint ihr, alle die edlen Meisterwerke sind nur dazu in die Welt gesetzt, damit euer aufgeklärtes Säkulum kritisire?« womit er keineswegs aller Kritik sagen, aber dem wilden hin und her Urtheil seine Schranke weisen wollte, damit es nicht die einfältige Aufnahme der gegenwärtigen Hönheit hemme. Ist nicht Liebe, Freude, Genuss am Kunstwerk jederzeit von Urtheil durchgehen ohne deshalb eben Kritik zu sein? Jene übernehme Fremdwörtelei hat schon manches argse Gemüth irre geführt. Auch der Ungelehrte erkennt, was eine schöne Melodie sei, kann auch in gesunden Sinnen ganz gut wissen, ob ihm

in R. Wagners Oper der Gesang mehr
 zen gehe oder die Wandmalerei. A
 zur Kritik hilft dem Ungelehrten rein g
 ehe er von der lebendigen Kunst gen
 hat, um darüber nachzudenken. H. I
 Unternehmen erscheint nur deshalb
 licher als mancher ähnliche Versuch,
 von bekannten Wirklichkeiten den
 nimmt; zu weiterer Erfüllung seines
 wünschten wir jedoch vorangestellt: ein
 nares Kapitel über Hörenlernen und
 dung, hier eben so unentbehrlich wi
 Bildkunst das Sehenlernen, worauf di
 schaftliche Naturkunde unablässig
 Wenn manche jahrelange Clavierin so
 ist wie die Tasten womit sie klappe
 daran nicht die Kritik schuld, son
 Schule; ebenso, wenn alte Orchestermu
 sogar primi Violini keine Partituren le
 nen! — welcher Fall leider nicht gar s
 kommt.

Freilich ist das kritische Wort für
 bauend lehrenden überhaupt minder an
 als für F., dem es anliegt eine Kr
 Kunst anzubahnen d. h. im Kant-H
 Sinne: eine Sache darauf anzusehen
 sei, was sie sei, welch Recht sie hab
 stiren; wie man einst eine Kritik der
 gie, der Hexenprocesse, der Alchy
 stellte, um ihr Recht oder Unrecht zu
 — Da nan die vorliegende Arbeit vo
 selbst präliminar nennt, so mag ein abs
 des Urtheil über das ganze System
 sein; doch darf man immerhin aus
 versprechenden Programm abnehmen,
 sen Ausführung an Erfolgen bringen m

Die Uebersicht am Schlusse zeigt die

zeit des Inhalts, dessen Hauptglieder wir
schon zusammenfassen in: *A* Kritik der Ton-
kunst auf Grundlage der schopenhauerschen Phi-
losophie, *B* Grund des Gefallens an musikalischer
Phonetik, Dynamik, Dramatik, Harmonik;
Uebersicht der Unzulänglichkeit des Princips der
Kritik auf musikalischem Gebiet, Skizze der
neuen Methode. Nachdem die ob erwähnte
Einführung (§. 1.) den Gesichtspunkt festgestellt,
so werden die philosophischen Auffassungen vor
Schopenhauer beurtheilt, danach des letzteren
Musikalismus als gründlichste Weltanschauung
besprochen (S. 13), hierauf die Unmöglichkeit
des musikalischen in Worten wieder zu geben, anerkannt
(18), dagegen die Möglichkeit ihren Werth
festgehalten (23), endlich die Quelle
der Musik im Gemüthe, d. h. dem Willen
seinem Heraustreten in die Handlung, auf-
gezeigt (25).

Im letztem Ergebniss werden viele beistimmen,
deshalb den weiteren Deductionen überall
beizustimmen, die obenein in seltsam verschränkter
schwieriger und abstruser Sprache geführt
sind. Dass der Spieltrieb dem Geschlechtstrieb
gleich, Gesang und Tanz anregte, deren Ur-
sprung Ton und Rhythmus (Tact S. 30) sei,
das ist auch anderweit schon anerkannt; wie
aber der Wille als Schöpfer und Empfänger
(S. 25) des Tonwerkes zu betrachten sei, das
ist als Hauptsatz nicht sowohl an Einer Stelle
als durch das Ganze hindurchlaufend gelehrt. —
In der abstractesten Fragen, die nach der
Existenz der Musik (16. 17) als existirte
schon individuell, hätten wir lieber un-
entschieden gelassen, da sie philosophisch unfrucht-
bar, obnedies aber schon öfter dagewesen: hat
ein nicht verächtlicher Denker dieselbe

Frage aufgeworfen über alle Kunst keine Kunst als Individuum, sei keine Stase derselben denkbar — und in fällt derselbe Vorwurf auf Plastik — darum sei kein Princip vorhanden, dessen Schirm man philosophire und wenn nicht gleiches von Jurisprudenz ja in gewissem Sinne von allen Wissenschaften des Geistes mit gleichem Fug und sagt werden könnten! Dergleichen ist nütz, wenns nicht logisch ausgeschloß. Ja und Nein bewiesen wird. — So uns einstweilen solches exacte Definirten Sinne, so ist wohl für gültig oder feststehend anzunehmen: 1. Alle Systeme (Theoretiker und der Philosophen) erkennen die Schwingung der Luft als Ursach der Musik. Alle Systeme erkennen Rhythmus und Melodie als Grundkräfte der Tonkunst; 3. Melodie, an sich und im Verhältniss zur Technik, so wie zur menschlichen Sprache, ist mühevoller zu umschreiben, daher ist es umstritten, offenbar deshalb, weil sie die Sache, der Genius (*ἐντελέχεια*) das Letzte, Unbeschreibliche, der Grund ist. Festhalten müssen wir uns, dass sie das Menschliche im Ton darstellt, denn während die rhythmischen und melodischen Potenzen dem sinnlichen Naturstoff angehörig sind, so gilt dagegen der Melodie, vorzüglich Schillers Wort: Die Kunst, o Mensch, hast du dein Wesen. Was thut sie nun, was sagt sie selbst ihr Wesen? C. Fuchs nennt sie die Transformationen des Willens, Analogon der Bewegung, Verlauf der Geberde (22. Lotze Form des Geschehens, Fig.

(Gesch. d. Aesth. 484), Köstlin (V stellt minder concentrirt als durch manche Bildlichkeit fesselnd einer Reihe Einzelungen zusammen, denen sich jene che Anleitung zum Urtheil, mehr als eculativ gemeinten Präliminarien sinnlt zeigt. Wir meinen, jene prädicativen eibungen sind mehr werth als manche hte Definition, und möchten sie nur zum tnbild vervollständigen durch die BeschreiMelodie ist das auf dem Grunde der blichkeit — Rhythmus und Harmonie*) ute Tonbild menschlich freier Erfindung.assung steht die schopenhauersche (Welt Ed. III S. 516—519) am nächsten. — n allen haben wir jedoch bestenfalls nur en, was die Speculation irgend leisten in Instrument des Verständnisses (F. 126) htiges Fundament des Urtheils; niemals wir das sichere Urtheil des Einzelwinnen, wonach H. Küster irrig strebt, lches C. Fuchs witzig umgeht mit der heidung von »vielsagender und nichtsMusik« (126), die denn freilich so! — agend ist, dass der Leser, der's zu Hermt, so klug ist wie zuvor.

en wir indess weiter nach Fortschrittches. — Am gelungensten erscheint der Theil der Abhandlung, wo der Verf. als ighenthümliche Aufgabe hinstellt die Beung der Fragen: *A* vom Verhältniss der ik zur (*b*) Natur (*a:b*) — *B* des In-

n weitesten Sinne genommen als die Urgestalt, ng in dem Urphänomen der Schwingungstheinn alle Scalen beruhen auf Harmonie, alle HarAceorde, Diaphonie u. s. w.) auf dem Ur-

tellecks zur Musik ($c:a$) — C d
nusses zum Willen in uns ($a:d$)
S. 26.

Bezüglich des ersten, A — wird
gesetzt, dass nirgend in der vern
tur [künstlerisch] Musikalisches v
nur die Verbindung von tonalem
artistischem Rhythmus erzeuge Mu
ferner die im Menschen vorhand
den naturgegebenen Dingen ents
beides sich zum metaphysischen W
u. s. w. dieses alles, in Vischers
reits geistreich erwogen und zum
bracht, wird hier doch in ein neu
stellt auf nicht überflüssige Weis

— Die ungleiche Stellung
 $A:a.b \mid B:c.a \mid C:a.d$ — kann
sichtigen Leser stutzig machen, d
weiterlesend den Grund der Ver
Object und Subject in der seltsame
Orts wohlverständlichen »Tafel der
musikalischen Kunstgenusses« S. 3
die Musik als solche nicht defin
begrifflich zu hypostasiren sei, so
die Stelle jenes Unausführbaren die
der Wirkung, des Eindrucks der
ten, woraus denn — um das Ve
Willens in diesem Gebiet nachzu
obige Dreitheilung entspringt S. 26

Die Factorentafel selbst ist n
Intellectuelle F. I. Construction
 a Figuration, b Consequenz, c Textu
tectur, d Dimension, e Disposition
phonie A Homophonie, gesteig
 B Polyphonie gest. Contrapunkt ||
sche F. I. Phonetik A vocale |
tale | C universale || *III Dyna*

on | *B Gradation.* || *III Dramatik*
 tik, *a Rhythmus, b Taktart, c Tempo* |
 orik, *a Floskel, b Phrase, c Recitation*
 nziert *a Motiv, b Thema, c Melodie.* ||
 onik *a euphonische, b antiphonische.*
 ritte, eigentlich erste Hauptglied: *Natur-*
 , hier weggelassen, weil bereits S. 28—
 ehandelt, hätte der klaren Ganzheit wil-
 in die Tafel eingezeichnet sein sollen).
 position selbst wäre, sofern eigentliche
 riffe der Theile nicht stattfinden, wenig
 bar, wenn nicht ungewöhnliche Wortge-
 e, dergleichen man freilich dem Philoso-
 erzeiht, das Verständniss verzögerten. —
 nt muss werden, was der Tafel zu
 liegt: die Abwägung und Scheidung der
 uellen und metaphysischen Factoren des
 enusses; ob diese überall richtig durch-
 ist, wird nach dem Verfolg der Para-
 doch zuweilen fraglich. Dass in der
 Diaphonie und Harmonik verschiede-
 actoren zugesprochen werden, ist durch
 örterung S. 42. 99 nicht gerechtfertigt.
 hätte gelegen, die Grundkräfte Rhyth-
 nd Harmonie durch alle 3 Factoren-
 gleichmässig anschaulich zu machen.
 wir fühlen schon hier, dass mit Einzel-
 wenig auszurichten, da das ganze System
 präliminar, doch durchsichtig genug er-
 , um dem Allgemeinen, dem Grunde
 elta n s c h a u u n g, gegenüber zu treten
 ich und feindlich, ohne uns in die Laby-
 der Dialektik zu vertiefen, deren unter-
 er Duft ja das bewundernswerthe viel-
 fsinnige Riesenwerk Vischers dem einfäl-
 eser verleidet.

Mit vollem Recht wird eine Aesthetik

verworfen, die sich anmasse, der
 setze vorzuschreiben, statt wie es
 ihr Wesen nach erkannter Beobach-
 stellen; da aber ganz allgemein die
 sogenannte gescholten wird, so frä-
 lig, welches System etwa insonderhe-
 sei da weder Hegel noch Schelling
 seher sich solcher Gesetzfreude schul-
 Denn das Unwandelbarste dieser w
 Kunst: die Principien des Grundton
 Grundharmonien, ohne welche weder
 moderne, barbarische oder civilisirte
 steht — diese sind doch nicht von
 ausgedacht? Vorschriften über
 machen seltener die Aesthetiker als
 tischen Schulmeister, und zwar über
 gative, wie das auch in andern Sch
 ereignet. Und hierin stehen die N
 den Aelteren wenig nach, nur dass
 Gegentheil von dem befehlen, was
 ihnen befohlen. Hat doch u. a.
 der Autoritätenhasser und Regelv
 seinem »Bericht an K. Ludwig« (18
 allem den incorrecten Gesang
 Correctheit gefordert — na
 das was er correct nennt: also doch
 setz, ohne das kein Richtiges denk
 Eine bedenklichere Schwäche d
 Aesthetiker war allerdings die Auf
 Kategorien als wären diese zw
 men oder gar ethische Gebote z. B.
 dem Oratorium, der Sinfonie zu be
 ein jedes dürfe, müsse und solle —
 Namen mit Recht zu verdienen!«
 wie mit den allgemeinen Classifi
 der Künste: jeder dieser ... Standp

ndern abgethan, wie Lotze (a. O. 459) sich nachweist.

Weit mehr als die Frage nach Regel, und Vorschrift macht aber dem Verf. als solche Gesichtspunkt der Schönheit affen, den er angelegentlich bekämpft von bis Ende des Buches, um zuletzt doch einen Terminus als gültigen Sprachge- anzuerkennen (134). — Es ist aller Zei- schehen und bei Deutschen insonderheit wissen — man denke an Schopenhauers n und Hegels concrete Gedanken — die Wissenschaft zuweilen Wortbedeutun- xirte in anderem als volksthümlichen Geschäße das nur immer ohne unge- hen Eifer, Sprechverbot, Sophisterei und hass: beide Theile würden wohl dabei

Wollte indess der Chemiker dem Laien en über salzigen Geschmack zu klagen, e Wissenschaft auch süsse Salze erfunden finirt habe: das wäre just so gescheit wie es Verbot des Schönheitsworts im der Hörbarkeit, welches denn doch end- ieder herbeischleicht als unentbehrliches salziges Salz (S. 52 vgl. 130), wo zuge- a wird eine Hörbarkeit des Schönen — eibe keine Schönheit des Hörbaren! um re der Definition zu retten. — Aehnlich es dem Begriff der Form, welche hier aristotelisch ernsthaft danach erwogen wie nah oder fern sie überhaupt dem en zustehe. Allerdings wird man zu- dass die festumrissene *μορφή*-Form gestalt — nicht in gleichem Sinne dem icken wie dem Stetigen zukomme. Und wer würde nicht im rinnenden Waldbach nte Form erkennen oder benennen, wo

sein wässerig wallender Stoff, oblässig bewegt, dennoch stetige gegebener Stelle wiederholt? Will aus philologischem Zartgefühl das Fremdwort verbannen, dann bleibt wünschten Begriff kein andres Wort verwünschte α , dieser Ueberall und N indess immer nur das Suchen, niemals fundene des Begriffs andeutet.

III. Um unsre mystische Tonkunst aufzuklären, hat man eine Reihe herbeigerufen, nach deren Summa Gefühl, noch Gedanken noch Schönheit darstellt oder innehält. Damit beallmählig die ebenfalls etwas sibyllinischen mehr positiven Sprüche Schopenhauers Unmittelbare Objectivation des Willens rückwärts: Universalia ante rem, und zurück: Der unerklärliche Rest, Denkrechnung überall übrig lässt — wir letztlich zu Faust's Untergang in die Mütter, wo der verteuft Götliche seine Helena findet. — Etwas nüchtern das verständliche Wort des Erzvaters (Polit. 8, 5): die sichtbaren Werke sind Bilder des Gewordenen, die hörbaren Töne des Werdens in Leid und Lust. *σημεῖα τῶν γενομένων — ὁμοιώματα* Zeichen — Gleichnisse. Diese Ausdrücke nügen zur Unterscheidung der polar widersprechenden Sinne an ihrer Stelle vollkommen. Stosse man sich doch nicht länger an die Abbildungen Abbild, Form, Schönheit, sondern von beiden oberen Sinnen gütlich ab, so dass Anschauung vom höheren Sinne entlehnt, auch die dunklere

Sagt man doch auch schreiend*) von
des Augenbildes so gut wie hell, hoch,
eit, spitz von Tönen, abklingende Farben
wie gefärbte Töne, ja Tonbild wird in
barem Umtausch von optischen und aku-
n Dingen gesagt. Wir fühlen uns nun
heimisch in der schönen Kunst, gänz-
nbekümmert um das philologische Ety-
S. 8 Nach Schopenh. Parerga 2 §. 215)
shown shewy scheinen schön, und entneh-
nkbar aus der Volkssprache, was den
egriff zum allgemeinen Verständniss

Dass in die schöne Kunst auch Wider-
des eindringt, gefährdet den Gattungs-
schwerlich. Widerspenstig oder wider-
d heisst nicht bloss das Verneinend Ver-
de, sondern auch Gegenpol des Leben-
gleichen Adels geachtet im ebenbürtigen
, im Streit des Subjectiven und Objec-
des freien Individuums gegen die Natur-
ndigkeit, gleich dem herrlichen Spiel der
in der Natur von Einzellnem und Allge-
. Soll nun der Gegenpol des ursprüng-
gemeinen Schönen grade das Hässliche
(9. 133. u. a.): nun so dürfte man, a b-
en von dem, was insgemein als verwerf-
ssliches genannt wird**) doch wiederum
gisch — den Hass gegen die Liebe, das
ige zum Lieblichen sowohl in tragischem
nischem Sinne getrost für künstlerisch er-

uch dunkel: fusca vox bei Sueton. Umgekehrt
reiende oogen vlam. für weinende Augen.
Nämlich als positives (konkretes, konträres) Gegen-
e Schönen *Alcxpós* turpis foedus — ugly dirty —
garstig, eklig auch hierzu finden sich Bei-
der entarteten schönen Kunst, in der ächten nicht.

kennen, ohne daraus dogmatische Lehren zu machen, Consequenzen zu ziehen, züglich der Grundlagen speculativer Wissenschaft. Es giebt eine Wohlgestalt, einen Adel des Schmerzes; muss die Gestalt des zürnenden Helden thierisch sein, die Mater dolorosa anatomisch sein. Nein! Kaulbachs Irrenhausscene für sich abschreckend, aller ächten Seligkeit von Natur: das Krankenhaus, die Sterblichkeit. Daran sich weiden, das Ueberschöne aufsuchen, beim Qualgestalt verweilen, ist verwahrloset, nicht künstlerisch Leben und dergleichen im Dienst der Wissenschaft, da wird zuvor die Natur mit sittlicher Überwindung, nicht schauend verklärt, möge künstlerischer Klarheit geschaffener Kampf wider Winkelmann um Charakter und Schönheit löste sich später in eine söhnender Erkenntniss, dass die Schönheit nichts besser sei als das widerige Charakterbild: diese Erkenntniss nicht gemeint als farblose Union der Gegensätze, sondern als richtige Ansicht der Dinge, deren jeder ein Recht hat zu sein und zu herrschen.

Das Charakteristische dagegen, das Fuchs-Schopenhauer das Meditative Bedeutsame (134.—47. 52. 130) das nicht bloss ebenbürtig, sondern überherrschend zu setzen: dies ist das Ueber des Irrsals, das in der Kunstgeschichte Versinken des klassischen Griechenlands, mehrmals den zerrüttenden Gang von Einfachheit zu tausendfältiger Verwirrung gleichen unsre Kunst nun durchma-

Fortschritt von B. Weber durch A. B. Marx hindurch bis auf R. Wagner. Dies ist die verborgene Ursache, warum man die Bezeichnung oder Namen Schönheit, Wohlklang, Wohlklang recht eigentlich fürchtet: um desto ungestrafter die geist- und naturlosen Carricaturen anzusetzen, deren Hässlichkeit — heisst es — eben so unbeweisbar sei wie Raphaels oder Palestrinas Schönheit. So gerathen wir dann auf der schrägen Bahn des Gesamtkunstwerkes dahin, wo die kaiserlich neronische Allzeit längst angekommen war: zur charaktervollsten und eckigsten Realität, welcher zulieb man sich auch den japanischen Bauchschnitt wie die aphrodisischen Lustbilder des viehisch gewordenen Heidenthums müsste gefallen lassen. Als musste die kaiserlich bezahlte Claque allbrüllen, wenn Wollust und Schmerz an so offenbar ward, dass an der Realität der Kunst kein Zweifel blieb; nur bei den erlaubten Thaten der Gladiatorenschlächtereie fehlte ein Geringes an der vollkommenen Realität: der Gestank, Geruch des Todes zum Tode.

Ver nun solch realistische Qualgestalt, wie ein sinnverwandtes Gegenbild, die aphrodisische Lüstlichkeit des Cancan-Ballets abwehrend, mehr dem Geruch des Lebens zum Leben entsprecht, den dürfte man doch nicht so leicht abthun als mühelos naiven Optimismus der faulen Tradition« (vgl. S. 47): vielmehr habe der Naiv Gescholtene getrost antworten: Ich habe mehr gearbeitet als sie alle, die Illusions-Realisten und Realfanatiker, um jene Venus zu erwerben, die selbst bei Schopenhauer etwas (S. 8.) mehr gilt als die Vulgaris. Wenn es wahr ist, was Marx schon vor 40 Jahren klagte, dass trotz der Allerweltskunst

die Musikfreude merklich abnehme: ist Schuld daran als die geistlose Reaktion derjenigen Künstlerschaft, die über dem Leben das Ethos verloren, über der gierigen Jagd nach der Herrschaft über die Seelen der Menschen. Wenn zulieb werden denn diese sensiblen, kitzelnden, zuckenden, durchbohrenden Stimments angestellt, die die Lebenskraft statt sie freudigen Schwunges zu erhöhen, in ein fieberisches Exitements bedarf nicht gesunde Jugend, nicht die feurige Macht des Genius, sondern — nächst den Genialen Stumpfsinnigen — nur diejenigen, die Hedone — laut Schopenhauer — nur zum Besten der Gattung erfunden — erst von aussen durch die Welt waltsam injaculirt werden; dieselbe Heilung der rein natürlicher Gegenpol die Wollust der Besonnenheit (Lucretia Borgia. Hugonotten) in Sitte und Kunst, in That und Bild. Die vernünftige Kunstlehre warnt vor solchem zerrüttendem Getriebe, wenn sie dafür die volle empfiehlt: so will sie damit keineswegs bloss den verächtlichen Euphonismus der Poesie (120) das Wort reden; noch weniger die phlegmatische langweiligen Trivialität: vielmehr frisches Blut statt kranker epischer Zuckung. Oder wären die natürlich glühenden Wangen der Jugend — in Deutschland noch die Regel! — wären sie weiter nach H. Heines schnödem Witze der mehr als Abklatsch von Landes-Vaters Bild als ein scheuerter Silbergröschen? — Nur die Lebenskraft ist es, die nach Lust und Lusten trägt, an Zuckungen sich ergötzt, das Volk zu belügen und zu bezaubern mit Sinnen ohne Liebe. Wie anders das gesunde Ethos, das in Handels ewig jungen T

chs, Präliminar. zu ein. Kritik d. Tonkunst. 1669

tet, die nicht erst dynamitischer Explosio-
bedürfen, um zu wirken und haften: solches
os des Vortrages, ethische Kunstwirkung —
em grossen Theil der europäischen Kunst-
enden unbekannt — es ist doch etwas mehr
erhabene Neutralität unschuldiger
gelknaben (53 vgl. 72).

Man liebt zu sagen, die Kunst sei ein
egel der Welt. Damit wird ausgesprochen,
stehe gegen die Wirklichkeit in Minderheit;
ommt doch kein Kunstbild dem natürlichen
ch, auch nur im Gegensatz von Licht und
atten, der ja in der Natur über tausendmal
cker ist als je menschliche Kunst darstellt.
genseitig aber besitzt die Kunst ein Mehr über
Natur: den dauernden Geistgehalt, wie ihn
Wissenschaft langsam und spät aus den
klichen Natur-Gestalten abnimmt, besitzt sie
Anfang. So ist (S. 18, nach Schopenh.) die
itive Ansicht, der Aufschluss, den die Künste
ähren, im Vorthail gegen die Philosophie.
nn schon hiermit das Princip der rohen
chahmung als Quelle der Kunst widerlegt
d: wie viel mehr in dem, was wir Schönheit
r Ideal nennen, was niemals aus reiner Real-
chahmung geschöpft, noch weniger erklärt
d. Und ebendarum ist Schopenhauers Er-
rung der Schönheit (S. 8. 52. 130): sie sei
s sich wohl zeigende — Der deutliche
sdruck bedeutsamer Ideen — Die Gegen-
t des übersinnlich Bedeutsamen im sinnlich
hlthuenden — diese dreifache Umschrei-
g ist, wie unser Verf. halbwiderwillig zugibt,
n Verständniss des Musikalischen indirect
reich, eben weil sie das gesammte Kunst-
en umfasst.

V. Dennoch ist festzuhalten der sinnliche

Naturgrund, auf dem sich alle schwebt, ohne deshalb aus ihm allein zu werden. Die idealistische Ansicht Naturgrund wegzuläugnen, oder nur wendiges Uebel anzuerkennen, braut Unmöglichkeit halber nicht widerlegt wenn sie nicht stillschweigend derjenige zu Grunde läge, die eben heute als der Kunstlehre behauptet wird. Wenn die exacte Naturharmonie erscheint Kunstgebild — absolute Reinheit ist rirten System unmöglich (S. 100. 106) diese Wahrheit unsres Wissens noch geläugnet, selbst von den sogenannten kern keiner. Folgt nun daraus, dass samnte Harmonik nicht auf Naturver begründet, dass das plus minus des lens im leiblichen Gehör eine untere Sache, dass mithin des harmonische wahrer Urheber oder Erfinder vielmehr tellect zu nennen sei (101—111)?

Freilich ist richtig und längst anerkannt in der wirklichen Natur kein mathematisches Gebilde vorhanden, vielmehr dente — trotz des philologischen Etym Haus aus unsichtbar, allen Sinnen und Evidenz ist übersinnlich, die Verhältnisse Saitenschwingungen nur durch verstärkung beweisbar, dem sinnlichen Ohre alles Zählen und Rechnen. Bedarf es einer besonderen Versicherung, dass nicht mit dem Ohr allein höre (143, 1)? nicht dem Ohr dasselbe, was allen Sinnen das Gemälde sieht man nicht mit allein, absolut reine Farben finden im Gebild der Menschenhand, so wenig dente Statik im Häuserbau. Und doc

sen und denken wir allzeit, als wäre es so: verlich aus blosser Vergnüglichkeit oder Träg- im Denken (15. 101. 122.): sondern mit deren Nothwendigkeit, wie wir überhaupt Dinge reifen, die ausser und über uns sind — so erscheiden wir z. B. im Gemälde reines Blau getrübtcs Blau auch ohne von Optik und bcspectrum zu wissen. Wie das sinnliche sich zur Natur-Reinheit verhält, zeigt den- fast richtig S. 116.

Dass aber solche geheimnissvolle Gründe ser des Menschen Willen wahrlich vorden, dass sie dem Menschen unentbehrlich zugleich unbeweisbar, glaubhaft und zugleich usst sind: das wird durch zweier Zeugen d erhärtet, deren Gegensatz nicht schärfer ichnet werden kann als in der polaren Contra- tion von Genie und Kirche, mit der uns Verf. überrascht S. 103. — Er selbst näm- — den genialen Pol behauptend, erkennt lesslich eine Gränze, jenseit welcher die ophonie beginne und dies Extrem des Ver- dlichen sei die kleine Secunde 15:16 (S. 101), Ereigniss selbst aber eine unerklärliche phy- gische Thatsache (112). Unerklärlich! Da- steht er ja unerwartet auf gleichem Boden dem bemitleideten Euphoniker, ja er trifft Geist des Gemüths*) fast wörtlich überein dem Freiherrn v. Tucher (Allg. M. Z. 1871 97. 437), der mit einer Bescheidenheit wie der Kirche gegen das Genie nur ziemlich über das wunderbare noch nicht gelöste Ge- niss der Natur- und Temperatur-Töne be- tet, und zu dem Ergebniss gelangt, dass un- Tonsystem trotz der Unnatur unsrer Tem-

*) Will sagen psychice, nicht rationabiliter; oder ter, nicht pneumatice (Nicht zu verwechseln mit Ep. ad Eph. 4, 23).

peraturscala auf dem Naturgrund l
 rend das pythagorische ungeachtet
 ren Scala durch Verlängnen des l
 unterlegen sei. — Auch nach M. H a
 scharfsinniger Temperaturberechnun
 sanders Jahrb. I bleiben nahelieg
 unerledigt, u. a. die triviale, do
 wichtige: wie sich doch die Wal
 andre Transpositions-Instrumente mit
 klängen in die Temperatur des Geige
 einschmiegen, so dass z. B. die T
 Horns mit der Quinte des C- und
 des D-Horns friedlich unisono zusa
 in das Tonica-G der Geiger. — W
 alle Systeme bisher unerklärliche
 geblieben, fasst T. a. O. 436 in die
 spitzte Frage zusammen: Wie sich
 Denkgesetz mit dem physikalischen S
 gesetz vermittele. So lange diese
 wortet ist, werden die Classiker un
 noch eine Weile mit gewohnter Conc
 zusammen gehen in den Schranken
 Tonsystems. — Der Zusatz am E
 schätzbarer Arbeit: dass eine »für
 arten gleich brauchbare Ten
 völliger Consequenz unseres Syst
 lich« sei, liesse sich vielleicht dahin
 dass die absolut gleichschwebende
 Zeit unmöglich sei und bleibe, weil
 dentes, d. h. übersinnliches Ergeb
 in Wirklichkeit unausführbar wäre
 der mechanische Vorrichtung noch
 Gehör (des Stimmers) jemals der E
 kommen, da sowohl die Mittel als
 führung beider einander principiell d
 Uns scheint, dass die eigenthümlich
 unserer Tonartfärbung, die v
 griechischen und mittelalterlichen vo

Erzeugniß der ungleichschwebenden T. sei, wir irrig die gleichschwebende nennen, weil wir nun einmal in der Schule lernen, alle Halb- ne seien einander gleich. Noch ein weiteres ergebniss der T.schen Betrachtungen achten wir kein geringes: es ist die Gewissheit, dass wir vermöge unseres natürlich unreinen, aber auf der natürlichen Reinheit erbauten Systemes im Stande sind, nicht nur das mittelalterlich und spätere klassische, sondern auch alle anderen Systeme zu verstehen und zu reproduciren, was umgekehrt auf dem Gebiete der anderen nicht möglich wäre. Daher mag es wohl angehen, dass wir eher arabische und indische Melodien wenn auch widerstrebend verstehen, als sie die unseren. Sie aber zu verstehen, scheint es, gar wohl die einstimmigen und die untemperirt mehrstimmigen Melodien des alten europäischen Gesanges. Zwar sind unsere Nachrichten über jene Tonsysteme bisher unvollständig: merkwürdiger ist jedoch, dass die in der wohnenden Südost-Asien, besonders ton- gabtemusikliebende Völker, wahrscheinlich auch die Neger, selbst in ihrer Heimath — der modern europäischen Musik ähnlicher, somit auch dem Wechselverständniß zugänglicher sind, als die Hellenen (auch heutige), Araber und Perser. Es ist ein menschliches Bedürfniss, allen Menschen gleiche Denk- und Empfindungswurzeln zutrauen: darauf beruht alle Philosophie, Humanität und Möglichkeit des Fortschritts. Dieser begreift sich auf dem Grunde der Tradition und Offenbarung mindestens ein wenig leichter und consequenter, als auf dem grundlosen Grunde der fahrenden Scholasten. Bis uns das Gegentheil bewiesen wird, verharren wir bei dem alten Spruch in Eulers: *Tentamen theoriae musicae* p. 26: *Eorum opinio evanescit qui musicam solo hominis arbitrio pendere existimant.*

VI. Zu des Verf. Vortrag zurückkehren wir das Gute, was sich in der Stellung der Harmonik und Rhythmik unverkümmert an. Zwar muss man seiner Revision der Consonanzlehre — 121—125 durch manches Unzulängliche hindurch arbeiten, z. B. 118, wo die Photographie auf unklare Weise als Grundlage der Consonanz-Relationen herbei gezogen wird, aber es ist doch nach der schweren Arbeit ein Gewinn, die orthodoxe Cons.- und Dissonanzlehre wie sie seit Franco von Cöln in der katholischen Kirche gültig gehalten ist, hier zur Kritik zu sehen, wo dann wieder der Mund zweier Zeugen die Wahrheit bestätigt wird. Ob nun hinfort die Terminologie Consonant und Dissonant, welche als Relativitäten aufzuheben wären — sich in Euphonie und Antiphonie, in der Lehre und Wissenschaft höchst gleichsam lange das uralte Gesetz vom Consonant gültig bleibt. Wird dieses gebrochen, könnte ja dem Gross-Kopphtha eine Morgens gefallen, mit dem gähnenden Kopf der Doppelgrossterz (C e gis) zu und diesem als infalliblen Franziscanischen Gesetzeskraft beizulegen: nun dann auf, und die letzte Aera beginnt; Dr. Franciscanus, der Schöpfer des modernen viers (49) würde lächelnd ausrufen J'entant; après nous le délire. — Dass unser noch ein wenig fester hält an gesunder Tradition, verräth unwillkührlich der Witz von der Gränze zwischen Kunst und Geschick (119. 131). — Die Behauptung, alle genialsten Componisten gerade in der Harmonik reformatorisch und befreit zu treten seien (124) geht, allgemein g

weit; auch ist manches, was hie und da für
elneu gepriesen wird in den Wagnissen von
art bis Wagner, längst dagewesen bei Seb.
h, und nicht bloss in nuce: doch liegt die
rheit zu Grunde, dass das harmonische We-
als specifisch musikalisches mit mystischen
ften gesegnet, daher eben in der Blüthezeit
lerner Musik vorzüglich und raffiniert gepflegt
Liszt und Wagners harmonische Erfindungen
damit nicht gerechtfertigt; am wenigsten
den ächte Künstler beistimmen, wenn es heisst:
ethoven rege erst nach op. 100 freie
wingen, Schubert sei ab *ovo* freigeboren,
gner endlich habe die Hecken und Schnüre
(alten) Harmonik in seinem Feuer gänzlich
brannt (121). — Diese Errungenschaften sei-
Deductionen zu preisen als »nicht blossen
such«, sondern Gelungenschaft, sollte der
or billig anderen überlassen als dem Au-
selber (125. vgl. 103, 28 bezüglich der all-
gen = absoluten Relativität aller Töne.
sche Worte!

Unbestreitbar interessant sind die Erörterun-
über die Bedeutung des Rhythmus (33.
82), wo namentlich die letzte: dass das ver-
gene Wesen des Willens im Gewicht des
quantums sich gleichsam unbewusst (ver-
wiegen) geltend mache, als eine der glückli-
a Neu-Eigenheiten des Buches erscheint. Bei
erer Ausführung würde sich daran knüpfen
gründlichere Auffassung der Dynamik nach
os und Pathos, worüber Vischers Aesthetik
sik S. 913) belehrt, und zwar einleuchtend
ag, um auch dem ungelehrten Künstler das
tigue zu zeigen und das Gewissen zu schär-
— Ausserdem wäre hier (33. 82) der Ort,
ohl die Urgestalt des Rhythmus, welche über
Menschen ist, als auch die neuesten Auf-

schlüsse über mittelalterliche Rhythmik (a. O.) zu verwerthen und dem System einzuordnen. Auch das moderne Phrasenwesen, welches Namen zuerst Th. Uhlig in der Terminologie einfuhrte zur Bezeichnung des metrischen Perioden-Vortrages, würde an jenen beiden erst gründlich begriffen werden. In der Nähe der Autor etwas mehr Notiz von dem als den einmal erwähnten Hausgöttern, Giordano Bruno (122) Heraklitos, würde nicht so hochmüthig urtheilen über die Leute Vorurtheil, Trägheit, Intelligenz und von dem Mittelalter anders reden.

Anlangend die physikalische und psychologische Erklärung der Ton-Empfindungen, missen wir ebenfalls etwas, nämlich zahlreiche Negationen jene positiven Schlüsse, die in dem trefflichen Buche Hauptmann's Holz gegenüber den Hauptmann'schen Negationen siegreich behauptet sind.

Wir hätten das Buch, welches trotz seiner philosophischen Färbung der Wissenschaft eine Bereicherung bietet, lieber unbesprochen gelassen, wäre es nicht interessant als Zeichen der Zeit und trüge es nicht Elemente fruchtbarer Gedanken in sich, die nur einer anderen Sorte von Gedanken, um Blüthe und Frucht zu verhelfen, bedürftig sind. Insofern lingt es dem Verf. das in diesen Proben versprochene System auszuführen, so manche Mängel der Jugendarbeit verzeihen wir diesem Zwecke freilich müsste er sich etwas mehr der Darstellungs- und Redeweise widmen als hier geschehen, wo die Darstellung äußerlich angesehen, etwas Abschreckendes hat. Dennoch ist sie beachtenswerth als Zeugniss des Ackerbodens, woraus sie erwuchs: der Boden dieselbe charakterdissonantische Tonart, die seinem Meister Sch. — freilich

lässiger gehalten — den Weg in so man-
 unbewachte Gemüth gebahnt hat. Ohne
 auf stylistische Fragen philologisch einzu-
 müssen wir doch bemerken, dass solche
 ngung diverser Stylarten — juristisch, sol-
 , kaufmännisch, politisch u. s. w. — der
 nicht günstig, sondern vielmehr schädlich
 il der Humor der darin liegen soll, bis-
 Zweifel erweckt, was daran ernst gemeint
 mal auch wiederholt eingeflochten wird
 Scherz gesagt« (z. B. 107, wo die Scherze
 der Maske doch heimlich weiter spielen).
 sen u. a. Adressat (des Musikgenusses
 r Wille 134, 4) — Schätzung der Inter-
 Werth, Schuldner (Beethoven blieb
 ner des Volksliedes S. 127. just wie Göthe
 enhalber verklagt ward, weil er nicht alles
 et, was die Literaten als seine Mission
 ten) — Terrain occupirt, Terrain ge-
 (nämlich der über Harmonik irrenden
 gebung S. 99) — *jus primi occupantis* (hat
 S. 113 der Intellekt für das Gebiet der
 nik ... was nicht genau mit der Factoren-
 . 35 stimmt!) — Kompetenz-Conflict und
 ommiss (zwischen Ohr und Intellekt 110) —
 Agentien Factoren — über Material ver-
 u s. w. Aehnliche Wendungen befinden
 n R. Wagners ein Halbjahr früher er-
 nem Buch über Beethoven, das der
 auch bezüglich der 9. Sinfonie zu Grunde
 Das wagnersche Buch ist trotz seiner
 chen vielleicht sein bestes theoreti-
 , schon wegen der klareren Sprache und
 uenteren Durchführung.
 ss solch Wort- und Gedanken-Würfelspiel
 urtikern überhaupt beliebt und geläufig,
 in Zeichen philosophischen Talents (hier-
 gl. indess S. 23 unten) noch tiefer Wahr-

heitsliebe. Dass auch strebsame T
 unser Verf. im Bereich jener sogen
 künfteleien vom Taumel der dialekti
 vergnüglichkeit verzaubert werden, b
 aufrichtig wegen der unnütz vergeud
 die richtig verwandt und sittlich disc
 besseres leisten könnten. Sittliche D
 ren die Jugend sogar von den roth
 Pädagogen einigermassen bedürftig er
 ist nirgend zu gewärtigen als bei sit
 rern, die den Jungen nicht nach
 schwatzen, nicht sie mit Schmeichelei
 nährisch machen, sondern sie zu dem
 sen, wie Sokrates jene attischen Mutt
 Unter den in der Vita des Verf. (S
 nannten vermissen wir einige dersel
 Berlin wohl zu haben waren: unter d
 erkorenen wäre Bülow unzweifelha
 deutendste um seiner mannigfachen
 praktischen Energie willen, wenn e
 seiner glänzenden Naturgabe sich lei
 linke Seite geworfen hätte. Bezügli
 losophischen würde über manche schwi
 die Sch. nur mit infalliblen Dogmen b
 die mehrerwähnte Geschichte der
 den Lernbegierigen gründlicher und we
 haben, u. a. S. 486, wo als die A
 Musik diese gezeigt wird: »Das tiefe
 ausdrücken, das in diesem Baue der
 von welchem die Lust jedes besonde
 nur ein besondrer Widerschein ist«
 freilich würde damit dem Pessimism
 Zwischen der Albernheit und Trostlo
 man vornehm Optimismus und Pessim
 tauft hat, ist die wahre Vermittlung
 philosophischem Wege allein zu find
 Meister Sch. nacheinander den M
 Materialismus, Pantheismus verwirft

eismus allein ethische Kraft zuschreibt — ohne
ndarum den Monotheismus nothwendig zu fin-
n (W. a. W. 1, 35. 2, 354. 505. 667. 674) —
klingt aus dieser Reihe von Verneinungen et-
s von der seufzenden Creatur hindurch, die
r das Ziel des Seufzens nicht zu ergreifen
gt, — jedenfalls ein tieferes sehnendes Ge-
th als der Fanatismus seiner unphilosophi-
en Nachbeter ahnt.

Neu ist, was auf diesem Gebiete der Verf.
deckt hat an Beethoven, dessen philoso-
ische Gelüste eben der neudeutschen Musik-
ule Anlass geben zu den kühnsten Thesen
d Hypothesen — dass nämlich B. in der 9.
f. den wundersamen Schlussgesang das »Freude
öner Götterfunken« nicht optimistisch, son-
n schopenhauerisch verstanden habe (62—64).

Wir hätten nicht Ursache, bei jenen Denk-
ungen so ernstlich zu verweilen, wenn nicht
s Verf. Absicht eine ausgesprochen philosophi-
e hiesse, und der grössere Theil der Futu-
er auf gleichen Bahnen sich tummeln und
t dunklen metophysikantischen Schlagwörtern
elten, die Menge zu verblenden. Vielleicht
schädlich, weil andere Künstler ausser dem
rf. solche Sachen ungern lesen. Tröstlich mag
daneben noch heissen, dass Graf Laurencius
hnwitziges Säbelgerassel von Gedankenschlach-
n, Revolution, Thronwechsel, Cäsarismus —
r um damit ein paar vermeinte Neuerungen
r Harmonik zu umwitzeln und recommandiren,
ch kurzen Wetterleuchten erloschen und ver-
ssen ist: sein vermeintlich weltbewegendes
ikt von Gleichstellung der substantiell verschie-
nen diatonon chroma onarmonion, von Ab-
affung der Consonanz und Dissonanz — ist
tz aller Reclame im brendelschen Zukunfts-
oniteur bishero nicht gesetzkräftig geworden,

(vgl. d. Bl. 1863 S. 56—60). Sichere zur Genesung aus diesem Siedequalm heit dürfen wir hegen, aber nicht vorzeitig.

Viel kann die Schule helfen, sogar R. Regelhasser, forderts und befiehlt. Nur die richtige Schule anderswo suchen als in worrenen Vorschlägen, deren Ausführung ihm noch schwerer fallen würde als die vernünftige direction. Wir würden anknüpfen an das, was älteren Italiener wirkliche Früchte erzielter ächten Fortschritt auf historischem Wege Gewonnene steigern. Jene verschmähte alte ruhete darauf, dass den Grund der gesammten die Gesangkunst bilde, die Instrumentalkfolge. Der Gesang ward diatonisch eingesetzt, dann fortgeführt im untemperirt mehr Tonsatz und zwar in den kirchlichen Tönen mit Festhaltung des bei Fuchs S. 37 übel beweil unverständenen Hexachordes. Das Instrument begann und verweilte vorzüglich beim Geige Clavier war noch nicht Alleinherrscher im Töne. Jene alte Lehre half das natürliche Gefühlen, bilden, reinigen. Auf gleichem Grunde die gesunde Vernunft unseres Kunstwesens eine Concentration des Geistes und Gemüthes, statt umgekehrtem Wege zu zerflattern in gespenstischer centricität.

Die aber im Drathgitter ihrer eignen Sp gefangen sind, sie mögen fortfahren, alle Dinge mel und auf Erden nur dialektisch betrachten zur absoluten Relativität auszumünden. Sind und Dissonanz, Tag und Nacht, Gut und Bö nichts als relative Begriffe: nun so sind auch nen Sachen, Sächelchen und Praktiken: zugleich und blödsinnig, humoristisch und kindisch — and foul is fair — so auch Mensch und Vieh. stien vermögen alles, was der Mensch kann, schopengeheuerlich philosophiren: die Kunst, hast du allein; der Rest ist — Nirwana.

Wem es aber gewiss ist, dass die Kunst wendiges Glied der wahren Humanität, nicht götzliches Zwischenstück des nichtswürdigen Lebens der wünscht die lebendigen, wirklich genialen Jugend zur Schönheit genesen, welche unde ohne Wahrheitsliebe.

E. Kr

Göttingische lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

43. 25. Oktober 1871.

geschichte der Juden in Berlin. I.
estschrift zur 2. Säkularfeier im
age des Vorstandes der Berliner
inde bearbeitet von Ludwig Gei-
II. Anmerkungen, Ausführungen
rkundliche Beilagen. Berlin. 1871.
von J. Guttentag (D. Bollin). VIII und
und 358 SS. in 8^o.

der folgenden Anzeige mache ich aufs
on dem Rechte der Mitarbeiter an diesen
n Gebrauch, einer selbstverfassten Schrift
Worte zu widmen.

längerer Zeit hat man nicht selten ver-
der Geschichte der Juden, auch von der
ung Jerusalems, also von dem Augen-
an, dass sie aufhörten, ein Volk zu sein,
htung zu schenken. Es sind nun mehr
zig Jahre verflossen, seit J. M. Jost die
usammenhängende Darstellung der Ge-
der Juden bis auf die Gegenwart zu lie-
ternahm; im Laufe der Zeit sind von
r Seite manche Nachfolger und Nach-

ahmer aufgetreten, die theils allen
ten gleichmässig, theils einzelnen
einzelnen Orten ihre Aufmerksamkeit
auch von christlicher Seite ist den
gen Schicksalen dieser religiösen Ge-
mannigfach Beachtung geschenkt w-

Es kann nicht die Aufgabe di-
sein, diese Versuche auch nur in-
zu besprechen, nur eine Bemerk-
gestattet. Für die Geschichte de-
Deutschland — und gerade hier w-
lasst durch die politische Spaltung
die äusseren Schicksale am mannig-
gab es wohl von jeher Darstellungen
eine, die man als wahrhaft gesch-
zeichnen konnte. So scharf die
klingt, für so gerechtfertigt wird ih-
teilsche Beurtheiler anerkennen m-
zugleich eine Erklärung beifügen,
Schärfe des Urtheils mildert. So w-
sem Augenblick Jemand, der nur
der socialen Bewegung der Gege-
nimmt, eine Geschichte ähnlicher
in der Vergangenheit schreiben
einen so bestimmten Parteistandp-
nehmen, dass sein Urtheil nothwe-
wird; ebensowenig konnte eine ge-
stellung der Geschichte der Juden
werden, so lange der Kampf um
berechtigung geführt wurde. Ja,
Aufgabe war wohl noch schwierig-
bald es sich um religiöse Dinge ha-
Geist viel weniger im Stande, sich
theilen zu befreien, ist die Leiden-
grösser, mit der die einmal gewon-
zeugung vertheidigt wird. Daher k-
man, natürlich mit einigen Ausn-

r, Geschichte der Juden in Berlin. 1683

ten, welche jüdische Geschichte behandeln, wesentlich in zwei Klassen theilen konnte: christliche, die zum Theil einen aggressiven, in jüdische, die neben dem historischen einen apologetischen Charakter an sich haben. Der Kampf, der diese Erscheinung mit Nothwendigkeit hervorgerufen hatte, ist nun fast geschwunden; eine geschichtliche Betrachtung des ehemaligen Zustandes der Juden in Deutschland ist möglich. Nachdem Stobbe in seinem Werke: Die Juden in Deutschland während des Mittelalters in politischer, socialer und ökonomischer Beziehung 1866, einen trefflichen Ausgangspunkt für die früheren Zeiten gemacht hat, so kann es in seiner Absicht gelegen haben, diesen ganzen geschichtlichen Stoff für jene Periode zu erschöpfen, darf man sich der sicheren Hoffnung hingeben, dass er für die folgenden Jahrhunderte und die nicht von ihm behandelten Gegenstände würdige Nachfolger finden

Es konnte in dem Werke, das hier zur Beurtheilung vorliegt, nicht entfernt die Absicht liegen, ein die neuere Zeit umfassendes ähnliches Buch zu schreiben. Für die Arbeit waren die Grenzen gesetzt, ich unternahm sie als Festschrift zur zweiten Säkularfeier des Bestehens der hiesigen jüdischen Gemeinde. Die Bedeutung des Gegenstandes und der Umfang des Stoffes liessen eine Beschränkung nicht zu. Denn die Geschichte der Juden in Berlin, wenn man ihre Stellung dem Staate gegenüber betrachtet, wird sich nothwendig in die Geschichte der Juden in Preussen verwan- deln und wenn man in die geistigen Bestrebungen der Juden Berlins während des vorigen und

des Anfangs dieses Jahrhunderts liefert man dadurch Beiträge für die Geschichte der Juden in Deutschland und für die deutsche Culturgeschichte. Was die Hauptsache betrifft, so bot sich aus gedruckten und namentlich aber aus handschriftlichen Quellen den Materialien des Staats- und Archivs ein überraschender Reichtum, der nur einigermaßen zu bewältigen war. Ich habe mir an der Herausgabe einer Festschrift für die Zusendung an alle Mitglieder der Gesellschaft an jenem festlichen Tage bestimmt, daher nur die einfache Geschichtsschreibung, die jeden gelehrten Apparat enthalten zu lassen; ich verarbeitete das schriftliche Material in einem zweiten Theile der Anmerkungen zu den einzelnen Texten, Ausführungen dort nur kurze Notizen über Thatsachen und einige nicht urkundliche Beilagen, die von besonderer Wichtigkeit schienen, enthält.

Am 10. Sept. 1871 feierte die Gemeinde Berlins das Fest ihres zweihundertjährigen Bestehens. Vor zweihundert Jahren an diesem Tage die ersten Privilegien für die grossen Churfürsten an Juden erteilt, die, dem Hasse der Bürgerschaft und der Verächtlichkeit weichend, aus Wien hatten kommen müssen. Von den 50 Familien, die damals aufgenommen worden waren, durften damals nur 10 in Berlin wohnen, für die Unterhaltung mussten gewisse Abgaben geleistet werden. Als Beschäftigung wurde den neuen Juden der Handel, und zumeist der Kleinhandel und das Leihen auf Pfand und Hypothek angewiesen. Diese drei Dinge, die die Existenz der Familien, die zu leistenden

gestattete Beschäftigung, bilden, während des langen Zeitraums bis 1750, den wesentlichen Inhalt der Geschichte der Juden. Man kann nicht sagen, dass für die Entwicklung die Vorurtheile oder die Regierungen der verschiedenen Herrscher einen Unterschied machten.

Die Zahl der Ansiedler blieb nicht lange so beschränkt, wie man ursprünglich bestimmte. Die Familien dehnten sich aus und die Gerechtigkeit erforderte, dass man auf die Nachkommen das den Vätern verliehene Recht vererbte. Aber es fehlte viel, dass man dies in beschränkter Weise that, vielmehr erfand man, um zu dem, wie man glaubte, heilsamen Ziele zu gelangen, die eigenthümlichsten Massregeln. Erst liess man die Erstgeborenen, wozu man freilich auch einen Unterschied zwischen Söhnen und Töchtern feststellte, den Vätern folgen, dann sollten zweite und dritte Kinder, wenn sie ein bestimmtes Vermögen besaßen und dadurch gewisse Abgaben entrichteten, besondere Schutzbriefe erhalten, später wurde dieses Erbniss wieder entzogen und das »Recht des ersten Kindes« erst nach einer sehr bedeutenden Zahlung gewährt, endlich wurde ein Unterschied zwischen ordentlichen und ausserordentlichen Schutzjuden gemacht, von denen nur die letzteren berechtigt waren, Kinder »anzusetzen«, Schutzbriefe der letzteren galten nur für ihre Person. Von früh an hatte man aber Unterschiede gemacht: der Reichthum hatte über die Würdigkeit entschieden. Wer mit dem Hofe in Verbindung stand, der erlangte leicht das Privileg eines Hofjuden und trat in den Genuss des Generalprivilegiums, das ihm in seinem Handel manche Erleichterung bot und seinen Nachkommen eine gesicherte Stellung gewährte.

Um so übler war die Lage der Unl, da die Regierenden die Juden nur al theil des Staates geduldet ansahen, s sie die ungern sehen, die zum Nutzen nichts beitrugen. Wirklich kamen vor, sich der Ueberflüssigen zu entle mentlich einer im J. 1737, wo plötzli fehl erlassen wurde, alle ausser den geduldeten 120 Familien vorhandenen dem Lande zu schaffen. Der Befehl lich nicht mit aller Strenge durchgefü weil diejenigen, welche die Aufsich Nachsicht übten, hauptsächlich aber Juden es verstanden, sich unter allen und Gestalten zu verbergen und so weisungsbefehlen zu entgehen. Man chen »Unvergleiteten« allerdings nach ordnungen gegen sie selbst, sowie Juden, die sie hegten und gegen die die sie durchliessen, nehmen einen b Platz unter den gesetzgeberischen eines ganzen Jahrhunderts ein, aber man den Eintritt verwehren wollte, k wieder: es war eine nothwendige künstlichen Versuche, durch die ma erwünschte Vermehrung der Juden wollte.

Die wirklich zum Wohnen im rechtigten mussten die ihnen gewähr niss mit sehr schweren Opfern erkauf den ersten Ansiedlern war ein Schutz erlegt worden, aber bald schienen d dem gleichmässig jährlich geforderten gering, man steigerte die Summe bes sie eine Höhe von 25,000 Thlrn. erre und verwandelte gleichzeitig die Al Einzelne zu zahlen gehabt, in eine

Judenschaft des ganzen Landes. Ausser dem
ntzgeld mussten noch andere Abgaben ent-
tet werden. Da man die Juden nicht für
g hielt, Militärdienste zu leisten, so mussten
nachdem sie in der ersten Zeit einmal ge-
nigt worden waren, die Kosten für ein neu
errichtendes Regiment aufzubringen, für die
t geleisteten körperlichen Dienste ein Aequi-
nt in Geld geben, das nicht zu niedrig ge-
fen war. Dazu kamen noch allgemeine
aben unter den verschiedensten Namen:
erlieferung zu einem niedrigeren Preise, als
Silber der Münze zu stehen kam, Abnahme
Exportation von Waaren aus den k. Manu-
ur- und Porzellanfabriken; ausserdem be-
adere Abgaben, die der Einzelne bei jeder
h so geringen Concession, die er erhielt, zu
ten hatte. Und wenn neben diesen offiziell
rderten andere nicht vorgeschriebene, aber
h nothwendige Leistungen einhergingen, wie
jahrgeschenke in beträchtlicher Höhe an
mtliche höhere Staatsbeamte bis zu den
gliedern der königlichen Familie selbst, ja
nal der Ankauf eines im Besitz des Königs
ndlichen Perlbettes von grossem Werth, weil
ch solche Gaben eine günstige Stimmung der
chtigen hervorgerufen oder erhalten wurde,
kann man sich denken, dass die Lasten in
werer Weise die Gemeinde drückten, dass
Gemeindeschulden eine Höhe erreichten,
che die Verwalter der Gemeinde mit schwe-
Sorge für die Zukunft erfüllen musste.
er alles dieses wäre erträglich gewesen, wenn
er Einzelne nur seinen Theil abzutragen ver-
chtet gewesen wäre, der Zustand wurde un-
rträglich durch die subsidiarische Ver-
ndlichkeit: danach mussten die Berliner

Aeltesten für jedes Mitglied der Geme
Berliner überhaupt für alle Juden
haften. Diese verhängnissvolle traurig
dung galt nicht für die Abgaben all
für Diebstähle, Betrug und Hehlerei.
Ungerechten an fremdem Orte konnte
Juden der Residenz in Anspruch nehm

Die gewährte Beschäftigung war d
Man sprach es von Seiten der Regie
der ersten Zeit mit dürren Worten aus
an dieser Anschauung länger als ein h
hundert fest, dass die Juden nur für
del und Wucher bestimmt seien; a
für diese Gewerbe blieben sie nicht o
trächtigkeit. Als die Juden den G
mehr an sich zu ziehn suchten, m
Artikel theils gegen den Brodneid de
renten, theils gegen die abwehrenden
der Regierung mit Mühe erkämpft we
die Mitte des vorigen Jahrhunderts beg
Fabriken aller Art zu gründen und
sie bald zu grossem Flor, Friedrich
liess es an keinem Mittel fehlen, die
mermehr zur Gründung von Fabriken
lassen. Das ganze Mittelalter hatte
zum Handel verdammt, und selbst in
Jahrhunderten der neuen Zeit stand
anderer Weg zum Erwerb des Lebens
offen, es war kein Wunder, dass sie
mit allem Eifer dem kaufmännischen
hingaben, und mit aller Betriebsam
gewandten Geistes das Feld bebaute
Bearbeitung ihnen allein übrig blieb
werke waren verboten, nur das Schla
Hausbedarf war gestattet, erst eine sp
öffnete hier die Schranke; von Kü

r, Geschichte der Juden in Berlin. 1689

rüldigerweise allein das Steinschneiden ge-
t.

ne eine freiere, mildere Stimmung der Mäch-
ehe die Anstrengungen der Juden selbst
üssere Lage besserte, hatten die Juden
rer inneren Befreiung gearbeitet. Durch
ge Pflege des Geistes konnten sie ihren
en beweisen, dass sie werth seien, als
berechtigte anerkannt zu werden. Auch
Zeit vor 1750 hatte das geistige Leben
ganz geschlummert: eine hebräische Dru-
entstand wenige Jahrzehnte nach der Auf-
e der Juden und hat manche schöne Aus-
älterer Werke veröffentlicht, aber es
ihr wenig Gelegenheit geboten mit ihren
n für Werke von Zeitgenossen thätig zu
Da erstand Moses Mendelssohn. Er
als armer Knabe nach Berlin gekommen
hatte sich hier durch eisernen Fleiss die
lage gelehrter Bildung angeeignet und
enntniss der deutschen Sprache verschafft,
rde von Berlin aus der Reformator der
hen Juden. Seine Uebersetzung des Pen-
hs bewirkte unter seinen Glaubensgenos-
ehnliches, wie Luthers Bibelübersetzung
r deutschen Christenheit, seine Erklärun-
a den biblischen Büchern, sowenig Raum
ch der Kritik gewährten, brachten wissen-
iche Erkenntniss in Kreise, die jedes hö-
Aufschwunges bisher unfähig gewesen wa-
ine Auseinandersetzungen über jüdische Re-
die von tiefer Frömmigkeit erfüllt waren,
en doch der philosophischen Betrachtung
, sein Reden und Thun, sein ganzes We-
as von hoher Weisheit zeugte, lehrte die
den Adel echter Charakterentwicklung
Verth einer vollendeten deutschen Geistes-

bildung verehren und flosste ihnen ein, dem Ideal nachzustreben wirkte auch auf die Christen. D ästhetischen und philosophischen S delssohns ihm einen Ehrenplatz unter seinen Popularphilosophen verschafft sein ganzes Wirken, wie ein Jude, seinem Glauben ergeben, doch ch dung und Gesittung in sich aufne Wenn er auch selbst noch manch rechtigung seines Standpunkts ge mancherlei Art — gegen die Lock ter's, gegen die hämischen Bemer net's — zu vertheidigen hatte, so doch die Anerkennung christlicher C worben, und in dem Hause des jü sen vereinigten sich alle, die an C ragten, ohne Unterschied des Gla er in dieser Beziehung angebahnt h nach ihm eifrig fortgebildet: die reichen gebildeten Juden wurden S einheimischer und fremder Gelehrte ler, ihre Salons — wer denkt hier lem an die idealen Frauengestalt riette Herz und Rahel Levin? — diesen ausgehende gesellschaftliche einer ganzen Zeit einen eigenthüm racter auf. Dies ganze Treiben h nicht wenig schlimme geistige und Folgen gehabt, aber die dadurch h Annäherung zwischen Juden und C riss die Scheidewand, die Jahrhun richtet hatten.

Was Mendelssohn für das Ju strebt hatte, das setzten seine Schüle Thätigkeit, mit glücklichem Erfolg hat sie von der hebräischen Zeitsch

gaben — denn auch für die hebräische
he, die während der jahrhundertelangen
tschaft ein zerrissenes Sklavengewand an-
omen hatte, bedurfte es einer Reform —
im (Sammler) genannt, sie sind in Wahr-
Sammler gewesen, welche, die alte und
Zeit zusammenfassend, den wahren Geist
Zeiten erkennend, die Erziehung ihrer
ensgenossen vollendeten. Sie haben die
he Aufklärungsperiode geschaffen, bei der,
über den unendlich grossen Vorzügen, die
n Schwächen völlig in den Hintergrund
t, denn soviel sie auch niederrissen von
lten für felsenfest gehaltenen Mauern, sie
en in die Erde einen neuen hoffnungsrei-
Samen für die Zuhunft. Jeder von ihnen
e Schönes auf seinem Gebiete, einzelne
nschaften: Mathematik, Physik, Medicin
en eifrig studirt, hebräische Prosa und
e in glänzend schönem Gewande wiederher-
lt, vor Allem aber wurde die Philosophie,
ders in der neuerstandenen Lehre des
ers Kant in treue Obhut genommen und
am gepflegt. Es würde zu weit führen,
amen aller der Männer zu erwähnen, die
in dieser Beziehung ausgezeichnet haben,
ines Mannes sei gedacht, der sich an ei-
edeutsamen geistigen Thätigkeit nicht ge-
liess, sondern auch eine unermüdliche
ische Wirksamkeit entfaltete: David
dländer's.

riedländer erkannte wohl, dass eine geistige
ittliche Hebung die ersehnte Wirkung nicht
a könnte, wenn nicht zugleich eine äussere
iung für die Gedrückten einträte. Schon
n sich die Anschauungen der christlichen
einigermassen geändert, Lessing war mit

manch kräftigem Wort für die Juden, auch hier feierte die Aufklärung ihre segensreichen Erfolge, endlich christian Wilhelm Dohm in seinen Werke: Ueber die bürgerliche Verfassung der Juden 1787, dass die Lehren der Aufklärung und der Staatswohlfahrt in gleicher Weise Heranziehn der Juden zu bürgerlicher Freiheit und ihre Ausstattung mit bürgerlichen Rechten erheischten. Es ist Friedländers Verdienst, dass sie kurz nach Dohmsche Schrift erschien, von der man an, dass der junge König Friedrich Wilhelm den preussischen Thron bestieg, in den Bestrebungen um Herbeiführung einer Verbesserung der jüdischen Verhältnisse nicht ruhten. Es erschienen ihre Bemühungen erfolgreich. Der Reformplan war schon ausgearbeitet, die berechtigten Wünsche verwirklichte, die Beziehungen mit Frankreich die glücklichen Anführer. Erst die Neuordnung der staatlichen Verhältnisse gewährte den Juden, wonach sie dringend verlangten: die Aufnahme zu vollenden des Staats.

Auch das Edikt vom 11. März 1808 hob die Juden zu Staatsbürgern erhoben und manche Beschränkungen beibehalten wurden in der Folgezeit nur vermindert. Die folgenden Jahrzehnte sahen manchen Versuch Ausnahmemaßregeln in krieglichen Zeiten wieder ins Leben zu rufen, es blieb meistens bei dem Versuche, die Rechte der Juden wurde jeder Angriffs- und feindliche Neigung kräftig abgewehrt. Es gingen weiter: sie suchten durch ihre geistigen Geistes, durch Bebauung eines Feldes

anz brach gelegen hatte, der jüdischen
schaft, durch edlere Gestaltung des Got-
stes und des Erziehungswesens sich selbst
ellung, die ein günstiger Augenblick ih-
währt hatte, immer würdiger zu machen.
ürlich mussten in einer Specialgeschichte
das sollte die hier besprochene Schrift
nglich sein — auch die speziellen Ver-
se, das innere Leben der Gemeinde, die
chte der Verwaltung, dargestellt, es musste
inner gedacht werden, die in ihr gewirkt,
besondere Verdienste sich ausgezeichnet

Die engen Grenzen einer Festschrift
n aber hier Beschränkung, und all das
dessen Anführung das Gesamtbild mehr
als deutlicher hätte machen können,
von der Darstellung entfernt werden.
Einzelforschungen, die namentlich die
g der Juden zum Staat und die
deverhältnisse behandeln, als Citate,
nde Darstellung des im Text nur kurz
elten, und nicht selten das urkundliche
al selbst, sind in den Anmerkungen, die
össten Theil des zweiten Bandes einneh-
enthalten. Den Rest des Bandes füllen
rungen und urkundliche Beilagen. Von
steren behandelt 1. die Geschichte des
ids, und versucht, unter Mittheilung der
12 an in Preussen für den Eid geltenden
n und Gebräuche, das allmähliche Schwin-
s Vorurtheils, als sei der Eid eines Ju-
cht glaubwürdig, in Anschauungen und
eberischen Anordnungen zu schildern;
t die Vorgeschichte des Edikts von 1750,
llgemeinen, für die Juden ganz Preussens
nen Reglements, das länger als ein hal-
hrhundert in fast unbeschränkter Gel-

tung war und auf das zurückzugeh
 oft noch Miene machte; 3. beschrei
 tenkampf für und gegen die Jude
 1804, der, hervorgerufen durch
 Pamphlete, eine Ausdehnung gewa
 jemals vorher oder nachher ein
 dung und Gleichstellung der Jud
 literarischer Streit. Es lag in me
 diesen Abhandlungen noch einige
 fügen und im Hinblick darauf hatt
 genstände, denen diese gelten so
 Anmerkungen nur kurz behande
 ziemlich kurz zugemessene Zeit un
 sicht auf den ohnehin schon beträ
 fang des Buches liessen es räthlic
 diese Abhandlungen für eine ander
 aufzuschieben. In den urkundlich
 beschränkte ich mich auf drei grö
 noch nicht gedruckte Stücke: auf d
 reglement aus dem J. 1723, den l
 Reglements von 1727, und einige
 suchte Reform 1787—1792 bezügl
 stücke.

Man darf mit Recht behaupt
 Stellung der Juden in einem Voll
 hundert wichtige Schlüsse auf d
 Kulturzustand erlaubt; möge in
 mein Werk als ein Beitrag zur de
 turgeschichte aufgenommen werden
 Berlin. Ludw.

The epistle of the Apostle Paul
 latians; with a paraphrase and in
 Sir Stafford Carey, M. A. L

ey, The epistle of the Apostle Paul etc. 1695

s and Norgate, MDCCCLXVII. 118 S.
l. 8.

The epistle to the Hebrews, in a paraphra-
commentary, with illustrations from Philo,
Targums, the Mishna and Gemara, the
Rabbinical writers and Christian annota-
etc. etc. By the Rev. Joseph B. M'Caul.
don, Longmans, Green and Co. 1871. XXIV
364 S. in 8.

Die erste dieser beiden Veröffentlichungen
war schon etwas älter, wir halten sie aber
noch für wichtig genug um ihren in Deutsch-
unsres Wissens noch gar nicht beachteten
gehalt näher bekannt zu machen und zu
theilen. Die Schrift hat etwas ungewöhn-
s. Während heute alle Biblische Wissen-
ft in England noch immer weit hinter ihrer
wicklung in Deutschland zurück ist und sich
weder im steifen Wiederholen verknöchert
Irrthümer oder im wilden Tanze um die
ten Bestrebungen und tollsten Einfälle der
sten Liebhaber falscher Wissenschaft in
tschland gefällt, untersucht Sir Stafford
y die schwierigen Gegenstände in aller
e, und legt hier einen scharfsinnigen Ver-
vor das Zeitalter des Sendschreibens an
Galater mit einer grösseren Sicherheit zu
immen. Er gehört insofern zu der noch
nen Anzahl besserer Forscher in England,
gibt mit dem kleinen Buche welches er hier
ffentlicht ein gutes Beispiel für seine heuti-
Landsleute, dem wir weitere Nachfolge zu
schen alle Ursache haben, auch wenn das
ndre Ergebniss zu welchem ihn hier seine
ersuchung hingeführt hat sich nicht bestäti-
sollte.

Eine ganz genaue Bestimmung welcher der Apostel sein Sendschreiben an die Galater verfasste, hat besondere Schwierigkeit. Keins seiner Sendschreiben schrieb er in einem Augenblicke und einem Zuge. Keins enthält auch eben deshalb so viele Widerspielungen auf mannichfache Zeitumstände dieses. Man kann daher leicht auf verschiedene Vermuthungen über den Ort kommen in welchem der Apostel die herrlicheren Kraft schwellendste und hinreichend mächtigste aber nur von einem einzigen ganz erfüllte Sendschreiben verfaßt hat. Stafford Carey will nun hier beweisen, es erst nach seinem Sendschreiben an die Römer und noch bestimmter in der ersten Gefangenschaft zu Cäsarea geschrieben. Diese Ansicht, wie schon angeführt, ist scharfsinnig durch: dennoch scheint die Richtigkeit zu verfehlen.

Man hat in unsern Zeiten oft auf die ersten beiden Sendschreiben dieses Apostels hingewiesen, wollen sie seien während der langen Zeit seiner Gefangenschaft zu Cäsarea geschrieben. Allein ein solcher Beweis ist nirgendwo und genau erwogen kann er auch nicht führen. Jene Gefangenschaft in Cäsarea läßt den Apostel allen Anzeichen nach nicht so sehr heute über sie auffinden können, wie als die spätere in Rom; und es läßt sich nicht beweisen dass ihm auch nur die Freiheit des schriftlichen Verkehres mit seinen Freunden gestattet war. Ein Gefangener gegen den keine beweisbare Anklage erhoben ist, wird wenn er endlich in eine entferntere Gefangenschaft sandt aber damit seinem letzten Richter überstellt wird, leicht grössere Freiheit

noch mitten unter seinen erbittertsten Feinden auf sein letztes Geschick warten muss. Sollte also unser Verf. seine Meinung über Sarea aufrecht erhalten, so hätte er vor allem weisen müssen, dass der Apostel dort eine so grosse Freiheit genossen hätte um auch nur ein Sendschreiben an irgendeine seiner Gemeinden zu erlassen: aber er lässt sich auf diese Frage nicht ein: und dadurch leidet sein ganzes Beweisverfahren von Anfang an. Beobachtet man weiter wie wenig der Apostel in dem ganzen Sendschreiben auch nur mit einem Worte einen Winke auf eine solche sehr ungewöhnliche Lebenslage anspielt, während er in den aus der römischen Gefangenschaft geschriebenen ganz und über seine Gefangenschaft redet: so wird man auch deshalb gewiss nicht geneigt sein die Sendschreiben einen solchen Ursprung zu geben. Nicht einmal auf einen Ueberbringer der Sendschreibens beruft er sich hier, welcher den Lesern weiter seine gegenwärtige Lebenslage erklären werde: wie er dies in dem an die Romsäer thut. Aber auch abgesehen von dieser alles schon entscheidenden Vorfrage führt der Verf. nichts an welches uns an diese Lebenslage des Apostels zu denken zwingen könnte.

Dennoch wird man es für nützlich halten dass der Verf. mit so grosser Mühe alles beibringt und zu erledigen sucht was dieser Ansicht zur Hülfe kommen kann. Man wird künftig nach jeder Seite hin freiere Bahn haben, und eine Ansicht leichter verlassen können nachdem man gesehen dass auch die äusserste Mühe welche ihrer Empfehlung aufgewandt ist ihren Zweck nicht erreichte.

Von anderer Art ist die sehr Arbeit welche Herr Joseph M'Ca klärung des Sendschreibens an die E met. Der Verf. war früher Profess bräischen am King's College in Lond daher mit den Hebräischen und R Schriften sehr vertrauet. Deren näl niss ist unstreitig für eine genauere des Sendschreibens an die Hebräer lich: und so wird man hier manches sammengenstellt finden, was für gew ser schwerer zu erreichen ist. Aber ist auch mit der neuesten Deutsch schaft bekannt, was von dem Verf. Schrift (soviel wir bemerkt haben) werden kann. Da nun in unsern T Deutschland längst widerlegte und s wie wieder verschwindende Straus Schule mit ihren verkehrten Bestr England noch immer nicht richtig ge digt ist, und die trübe Verwirrung der Religion vermehren hilft an v heutige England schon empfindlich g so wird man es für einen Vorthail unser Verf. eine ganz entgegengesetz einzuhalten sucht, ohne deshalb die die Verdienste der Wissenschaft sel fen zu wollen. Möchte man nur Seite hin in England noch immer f und zuversichtlicher arbeiten! Unse z. B. die früher sehr herrschend Meinung fest der Apostel Paulus s heber dieses Sendschreibens an di doch legt er kein zu schweres Gew und könnte sich vielleicht entschlie doch nur durch spätere Vermuthung menen Annahme zu entsagen. In ein

Handschriften trägt die Schrift die Unterschrift: *Τὸς Ἑβραίων ἔγραψεν ἀπὸ τῆς Ἰταλίας διὰ Τιμοθέου*, alsob Timotheos sei es als Gehülfe des Apostels im Niederschreiben oder als ihr Uebringender von Italien her thätig gewesen wäre. Unser Englische Erklärer will nun zwar die *authenticity* dieser Unterschrift (womit wohl ihr ein geschichtlicher Werth gemeint sein soll) nicht vertheidigen, vermuthet jedoch Timotheos möge der Gehülfe des Apostels beim Niederschreiben der grösseren Hälfte des Briefes gewesen, dann aber durch irgendetwas seine Mittheilung bis zum Schlusse fortzusetzen verhindert worden sein. Diese Ausnahme von der Annahme einer Unterschrift hält er gewiss bloss deswegen für nöthig weil Timotheos kurz vor dem Schlusse des Sendschreibens 13, 24 so erwähnt wird dass man nicht annehmen kann er habe dem Apostel noch bei diesem Schlusse als Gehülfe gedient. Würde der Sendschreiber nun bei diesem Schlusse mit einer Nachschrift eigener Hand só hervorgetreten sein wie Paulus das in seinen meisten Sendschreiben liebt, so liesse sich eine solche Vermuthung wohl aufstellen. Allein der Zusammenhang der Rede reicht uns zu einer solchen Annahme keinen Anlass; und so wird man doch einfach immer sagen müssen jene Unterschrift stamme wie sovieler andere erst von einem solchen späteren Leser der mit ihr nur der Vermuthung Ausdruck gab welche er über den wahren und örtlichen Ursprung des grossen Sendschreibens hegte.

Uebrigens bemerkt Dr. M'Caul dass ihm die Erklärung dieses aus vielen bei ihm zummentreffenden Ursachen für unser vollkommenes Verständniss heute sehr schwierigen Sendschreibens welche der Unterz. kurze Zeit

vorher veröffentlichte, nicht früh gekommen sei um sie von vorne an zu manchen wäre dadurch in seiner eignen z. B. über die Eintheilung des grossen Schreibens vielleicht anders ausgefallen. Verf. ist aber jedenfalls ein besserer Mann dieses gesammten Faches einer unsern Bedürfnissen entsprechenden Erklärung. NTlichen Bücher als ein Ungenannter der Englischen Zeitschrift *The Athenaeum* 2 Sept. d. J. vermuthet es sei doch von den Meinungen der obengenannten Baurischen Schule über die Bücher dem Unterz. unabsichtlich angefochten. Eine solche völlig grundlose Meinung ist auf keinen Gründen innerhalb Deutscher Grenzen gestellt, und bloss in England bei so gelehrten Männern möglich welchen es sehr unbequem wird dass die Ansichten der Baurischen Schule in Deutschland längst wieder gesetzt sind wohin sie gehören. Die Biblische Wissenschaft war in Deutschland längst vor jener Schule nach allen Seiten thätig, und hatte auch über die NTlichen Bücher längst die richtigen Ansichten bevor jene Schule sich auch nur in ihren Anfängen erhob. Diese verstand die wissenschaftliche Freiheit der Untersuchung schon vor ihr nach allen Seiten hin zu wirken, nur zu missbrauchen und in Deutschland zu bringen, würde uns daher in Deutschland noch ungleich mehr geschadet haben, nicht bald genug als ein übles Zwischenglied völlig von ihrem nächsten Schauplatze entfernt. Spielt sie heute bei einigen in der Wissenschaft völlig unerfahrenen Geistern ausserhalb Deutschen Grenzen noch eine Rolle

Pütter, D. Sonderrechte der souveränen etc. 1701

h diese bald genug zu ihrem Ende kommen,
die Verwechslung der rechtmässigen Frei-
mit ihrem Gegentheile nirgends lange sich
Aber auch abgesehen von dieser Ver-
wechslung fehlt jener Meinung jeder wirkliche
Grund.
H. E.

Die Sonderrechte der souveränen
und der mediatisirten vormals reichs-
ständischen Häuser Deutschlands. —
übersichtlich dargestellt von Dr. August
Wilhelm Heffter, Königl. Preuss. geheimen
Justiz-Tribunalsrath a. D., ordentlichem Professor
des Rechts, Ordinarius der Juristen-Facultät zu
Berlin etc. Berlin, Verlag von E. H. Schröder.
1. VI u. 456 S.

Unter diesem, bisher nicht gewöhnlichen,
Titel erhalten wir von dem um die Rechtswissen-
schaft, besonders die verschiedenen Zweige des
öffentlichen Rechts hochverdienten Verf. eine
fassendere Bearbeitung des s. g. Deutschen
Privatfürstenrechts, die wir um so freudi-
g und dankbarer begrüßen, als die juristische
Literatur seit Johann Stephan Pütter's
*primae lineae juris privati principum speciatim
Germaniae.* Ed. III. Gott. 1789, welchen die
fassenden Werke von Neumann (1751—
1766) und J. J. Moser (Persönliches und Fa-
milien-Staatsrechts der Reichsstände 1775) vor-
gingen, keine systematische, sämmtliche hier-
gehörige Rechtsmaterien zusammenfassende,
wissenschaftliche Bearbeitung der »Sonderrechte«
gesamten deutschen hohen Adels auf-
zuweisen hatte, indem auch das 1832 erschie-
nene Handbuch des deutschen Privatfürsten-

rechts von Kohler nur die s. g. M. oder deutschen Standesherrn betreffen. den namhaften deutschen Rechtslehrern Gegenwart war aber gewiss Niemand mehr »übersichtlichen Zusammenfassung« handlung dieser Rechtsdisciplin beauftragt. Heffter, welcher sich bereits vor vierzig Jahren durch seine treffliche zum Deutschen Staats- und Privatrecht genügend zur Sache legitimirt und langen Lebenserfahrung als akademischer, Mitglied des obersten Gerichtshofes, syndicus und vielseitig in Anspruch genommener Verfasser von Rechtsgutachten ein Material zu sammeln Gelegenheit gefunden, dessen Verarbeitung und Vollendung nicht dadurch an Werth verliert, dass er selbst in der Vorrede bemerkt, dass er »alten Tage« vorbehalten bleibt. Auch können wir es nur als einen Vortheil der dem Verf. eigenthümlichen grossen Thätigkeit betrachten, wenn er geneigt ist, die vorliegenden Versuche einer systematischen Bearbeitung des gesammten Privatrechts für nur eine interimistische Bedeutung zu erklären. Denn die vom Verf. dabei in Anspruch genommenen, mit gründlichen historischen Untersuchungen ausgestatteten »Hausgesetze« der deutschen regierenden Häuser« von Hohenzollern werden auch, wenn das bis jetzt nur für Baden, Bayern und Braunschweig geltende und eben nur auf die souveränen Fürsten bezügliche Werk fortgesetzt werden, doch niemals eine solche systematische Darstellung entbehrlich machen können, wie jetzt von Heffter dargeboten wird, freuen uns aufrichtig, dass sich der

...ch die »Missgunst« davon nicht hat abhalten
...sen, welche, wie er selbst bemerkt, »die po-
...äre eben so wie die doctrinäre constitutio-
...le Richtung der Sonderstellung der altge-
...ichtlichen mit der Nation verwachsenen
...tzen« entgegenbringt, »deren so Manche den
...utschen Ehrensaal durch Namen und Thaten
...ren, deren Betheiligung an den grossen Na-
...al-Interessen sich auch jetzt vielfach kund-
...eben hat.«

Das vorliegende Werk ist aber nicht blos
...e systematische Bearbeitung der Grundlagen
...l Lehren d. s. Privatfürstenrechts, sondern
...ngt uns in zwei fast gleichen Hälften, theils
... »System«, theils eine Darstellung des
...esamtbestandes der hohen Ge-
...hlechter Deutschlands«, wobei die souve-
...nen von den nicht souveränen ehema-
...en Reichsständen geschieden, bei jenen aber
...ch diejenigen berücksichtigt werden, welche,
...wohl ohne Territorialbesitz, doch noch »als
...rsönlich unabhängige Zweige« souve-
...ner Häuser fortbestehen. Dass der Verf. da-
... die alphabetische Ordnung befolgt hat, war
... einer solchen übersichtlichen Zusam-
...nstellung des geschichtlichen und hausrecht-
...en Materials der einzelnen Geschlechter ge-
...ss vollständig und mehr gerechtfertigt, als es
...s z. B. für die Schulze'sche Darstellung,
...ch ihrer ganzen Anlage und umfangreichen
...handlungsweise, hat einleuchten wollen. Auch
...f diese fleissige Zusammenstellung Heffter's
...ass der Unterzeichnete einen umso grösseren
...erth legen, als wir etwas ihr entsprechendes
... die neuere Zeit gar nicht besitzen und
...e Schwierigkeiten, welche einer derartigen
...mmmlung und Zusammenstellung entgegenstre-

ten vor Jedem, der Erfahrung in d
hat, gewürdigt werden müssten. »S
zweifelhafte Punkte in den Rechts
Verhältnissen einzelner hohen Häus
thatsächlich angedeutet, die Lösung
Fragen ist im System unternommen
haupt, — sagt der Verf. (Vorwor
gewiss mit vollster Berechtigung, :
bewusst, Niemand zu Gunsten oder
theil, sondern mit Prüfung und na
hafter Ueberzeugung geschrieben zu
habe Niemand an seinem Recht abdi
— »Durchgängig ohne politische
hat sich der Verf., »auf den klar
Rechtsboden gestellt, der sich freili
nationalen und staatlichen Gebiet d
Thatsachen nicht entziehen kann«.

Was nun das »System« bet
der Verf. das gesammte Material in
schnitte vertheilt, nämlich: I. »die
schaft des Deutschen hohe
(Ursprung und weitere Entwicklung
gen, Erwerb und Verlust nebst den
lösung des deutschen Reichs einget
änderungen); II. »die öffentliche
nisse des hohen Adels« (Eh
und sonstige Prärogativen, insbes
der deutschen Bundesacte, resp. der
Umfang der Rechte der deutsch
herrn); III. »die erlauchte Fa
ihr Recht«; IV. Eherecht; V.
und väterliche Gewalt; VI.
schaftsrecht; VII. Güterrecht
Erbfolge«. — Wir halten diese An
eine richtigere und bessere als di
ter, welcher J. J. Moser's Fam
recht folgend, in der ersten Abtheil

folge und in der zweiten von den übrigen Sonderrechten der erlauchten Familien (elt*), weil — was gar nicht richtig ist — die Erbfolge die meisten übrigen singulären Rechte bedingt würden, während doch jene nur aus der zugleich öffentlich-rechtlichen Stellung des hohen Adels erklärbar wird. Eine grosse, wissenschaftlich schwer wiegende Lücke, die in den älteren Systemen (auch in Meyer's Handb. des d. Privatifürstenrechts der mediatisirten Fürsten und Grafen Sulzberger, 1832) hervortritt, — wir meinen den Mangel, wenn man es so nennen will, allgemeiner Theils — diese Lücke ist nun auf befriedigende Weise von Heffter ausgefüllt durch die ersten, oder wenn man will die drei ersten Abschnitte des vorliegenden Systems, in denen, nächst dem Ursprung und der historischen Entwicklung, Erwerb und Verlust des Adels, die allgemeine rechtliche Stellung desselben und der dazu gehörigen Familien, in besonders das Gebiet des öffentlichen Rechts berührenden Bedeutung, entwickelt ist. Auf die Einzelheiten der durchweg gründlichen, mit den erforderlichen Belegen ausgestatteten, und auch die neueren wissenschaftlichen Auffassungen berücksichtigenden und verwerthenden Darstellung hier einzugehen, kann nicht unsere Absicht sein. Ebensowenig würde eine Erörterung der einzelnen Punkte, in welchen der Verfasser abzuweichen von den Ansichten des Verfassers abzuweichen zu müssen, hier am Platze sein. Eine Bemerkung ganz allgemeiner Natur

Anders bei von Neumann in Wolfesfeld, welcher in den Meditat. juris princ. privati in der Reihenfolge der Abhandlungen augenscheinlich das römische Institutionensystem befolgt.

möchten wir uns aber zunächst entschließen, mit dem geehrten Verf. in dem im §. 23 und 24 gegebenen Darlegung die Fortdauer eines Deutschen Staatsrechts als eines Bestandtheils des practischen Rechtssystems, auch nach dem Verfall des hiesigen Reichs, in Betreff des subjectirten hohen Adels die ihm gebührende formelle Garantie seines Rechts durch die Auflösung des deutschen Reichs bestätigt ist, vollkommen überein. Wir betrachten die Stellung im ganzen Rechtssysteme des Reichs, schliessen wir dasselbe, wie auch in dem Staats- und Bundesrecht Th. I. §. 1. bemerkt ist, an sich von dem deutschen Staatsrecht aus und betrachten, sofern eine bescheidene Verwahrung eingelegt werden kann, wenn S. 45 jenes Handbuchs von dem Systemen des öffentlichen Rechts und des Privatrechts wird, welche das s. g. Privatrecht wenigstens in Betreff der souveränen Staaten in Verbindung mit dem deutschen Staatsrecht behandeln. Prinzipiell sind die Verhältnisse oder Rechtsinstitute, welche entweder ihrer Natur nach staatsrechtliche Bedeutung erlangen, soweit dies der Fall ist; und insoweit die beim hohen Adel und in den Hausgesetzen bestätigten, modificirten Rechtsgrundsätze über Thronerbschaft, Regentschaft, Apfelsinenscheit, ausdrücklich oder stillschweigend theilen des bestehenden Staatsvertrags, erhoben worden sind; wogegen es unsere Absicht gewesen ist, das Personen-, Güterrecht und die Erbfolge beim Reichthum Deutschlands als solche und in dem

andeln, wie es in einem System des Deutschen
atfürstenrechts geschehen muss und auch
der vorliegenden neuesten Bearbeitung des-
en zur Ausführung gebracht ist.

Mit besonderer Genugthuung darf der Unter-
zeichnete aber noch die Uebereinstimmung constan-
n, in welcher der Verf. bezüglich verschie-
er wichtiger Rechtsfragen mit ihm steht,
he auch eine erhebliche practische Bedeu-
g haben und vom Unterzeichneten theilweise
besonderen Schriften besprochen worden sind.
ächst gilt dies beispielsweise von der in §.
und 34 behandelten Frage über den terri-
ialen Umfang der durch die Deutsche
desacte anerkannten Rechte der 1806 und
dem mittelbar gewordenen ehemaligen Reichs-
de; wobei wir nur berichtigend bemerken
sen, dass die bei §. 34. S. 65. Note 2 ge-
ene Rückverweisung auf die schon früher
eführte Literatur eine irrige ist, indem es
t »s. oben §. 24« sondern »§. 29. S. 54«
sen muss; — dann aber ganz besonders von
Rechtsgrundsätzen über das fürstliche Kam-
rgut, wie sie vom Verf. §. 95 f., nach ei-
Rückblick auf die Entstehung und weitere
wicklung desselben, dargelegt werden. Der
erzeichnete freut sich über diese Ueberein-
mung um so mehr, als die von ihm im
tschen Staats- und Bundesrecht und dann,
gentlich des Meinungen'schen Domänenstrei-
in besonderen Schriften, namentlich in der
rift über das rechtliche Verhältniss des fürst-
en Kammerguts. (Götting. 1861) vertretenen
historisch begründeten Anschauungen oft
ug Gegenstand leidenschaftlicher Angriffe
politischer Verdächtigung geworden sind.
Verf. sagt darüber §. 97. S. 179: »Soweit

nun nicht bei dem Uebergange des stischen oder fürstlichen Staates in desstaat besondere Verfügungen über mergut oder die fürstlichen Domäne sind, wie es vielfach geschehen ist, nicht schon frühere rechtsverbindungen darüber von Alters her gemacht worden sind, ist der actuelle Land als Eigenthumsherr der Kammer und Kammergefälle anzusehen vermöge der Beschaffenheit des Erwerbes und Besitzstandes, entweder Lehnrecht, oder mit Stammguts- oder commisseigenschaft, sonst mit free tionsrecht, der Erwerb mag privatrechtliches Geschäft oder Ausübung eines Hoheitsrechts des Confiscations- oder Se tationsrechtes, bewirkt worden. Seitens des Landes besteht nur tische Anspruch: Erstens, dass gungen oder Modalitäten, mit welcher werbung erfolgt ist, erfüllt werden; dass davon in der hergebrachten verhältnissmässiger Weise zu den L nissen beigesteuert, keinesfalls auch Steuerkraft des Landes ganz entzogen. In der Note 1 wird dazu in Betreff den neueren Verfassungen sich erg tegorieen bemerkt: »1) in einzelnen dern sind die Kammergüter ohne A Staatsgut erklärt, d. h. dem Ei nach an den Staat überlassen, von Bayern — —; 2) anderwärts ist m mergut eine Sonderung von St nen- und landesfürstlichem Fideicommissgut vorgenommen.

ssen, K. Sachsen (?), Württemberg, Kurhes-
Oldenburg; 3) in den meisten übrigen
en ist das Eigenthumsrecht des Landes-
ten und bezüglich seines Hauses
tätigt und nur die Verwendung des
ommens, desgleichen die Veräusserung
Verwaltung mehr oder weniger verfas-
smässigen Beschränkungen unterworfen.
Wesentlichen stimmt dies Alles vollständig
der Darstellung des heutigen Rechts der
mergüter im Deutschen Staats- und Bun-
recht Th. II. §. 208 f. überein. Als selbst-
ständig betrachten wir dabei, dass der vom
gebrauchte Ausdruck »der actuelle Lan-
terr« nur im Gegensatz zu den übrigen Glie-
des regierenden Hauses gebraucht, oder
der nach den bestehendem Hausgesetzen
der Verfassung zur Regierung berufene
esherr gemeint ist; wonach insbesondere
Bedeutung der verfassungsmässig anerkann-
s. g. Pertinenz-Qualität des Kammerguts zu
essen ist. Auch möchten wir noch in Be-
der jüngst erfolgten Regulirung der Ver-
nisse des Domaniums im Herzogthum Mei-
gen, die dem Verf. noch nicht vorlag, die
erkerkung hinzufügen, dass der zwischen Re-
ung und Ständen abgeschlossene Vertrag,
wir für bedenklich halten, gar keine Ent-
idung darüber gebracht hat, wem das
genthumsrecht am Domanium ganz
er theilweise gebührt und sich insofern
h nicht unter die vom Verf. aufgestellte
eite Kategorie bringen lässt, — sondern
für den Fall, dass die herrschende Dyna-
in der Zukunft ihres Regierungsrechtes ver-
ig gehen sollte, die Bestimmung trifft, dass
nn dem Herzoglichen Hause drei Fünftel

1710 · Gött. gel. Anz. 1871. Stück

des Domaniums als vererbliches fide-
risches Privat-Eigenthum überwie-
Lande aber zwei Fünftel desselben
werden sollen.

Septbr. 1871.

H. A. Z

Sketch of the present state of our
respecting the action of mercury on
By Thomas R. Fraser, M. D.,
materia medica and therapeutics, ass-
sician to the Royal Infirmary, Edin-
Read before the Medico-Chirurgical
Edinburgh, 1st February). Edinbur-
by Oliver and Bogd. 1871. 24 Seite

Diese kleine Abhandlung ist
Meisterwerk. Wenn es uns nicht die
Experimenten bietet, welche die fle-
werthvollen Arbeiten des als Ent-
myotischen Wirkungen der Calabar
der die Nervenendigungen nach Art
lähmenden Action der Methyl- und
hinlänglich bekannten Verfassers char-
so entschädigt dafür in reichem Ma-
sichtige kritische Verwerthung von
welche die Beobachtung einer Reihe
der Aerzte zu Tage gefördert hat,
Abwägung von Gründen und Gegeng-
eindringende und vielseitige Behan-
Gegenstandes, die klare Darstellung
welche sich an denselben knüpfen.
wohlthuend wirkt die Art und Weis-
Hauptvertreter der für die Fortentw-
Pharmakologie geradezu unschätzbar
mentellen Richtung auch der klinis-

er, Sketch of the present state etc. 1711

ung ihr Recht widerfahren lässt, natürlich
den outrirten Anschauungen verflossener
nnien gemäss, und wie sehr er bestrebt ist,
überstürzten Schlussfolgerungen zu warnen,
enen, wie wir wiederholt in diesen Blättern
eigen Gelegenheit hatten, die jüngere Gene-
n der Experimentatoren so sehr ge-
ist.

Das Thema der Fraser'schen Brochure ist
echt Englisch. Die cholagoge Wirkung
Mercurialien und insonderheit des Calomels
für Grossbritannien ein besonderes Interesse,
nur wegen der äusserst grossen Häufig-
von Störungen der Leberfunction in den
schen Colonien, namentlich auch Ostindien,
ern auch weil, wie Fraser selbst hervor-
in England selbst die Indulgenz für reiche
überreichliche Diät denjenigen Zustand nicht
herbeiführt, welchen man dort als »bi-
ness« zu bezeichnen pflegt. Dort spielen
Cholagoga im Allgemeinen, dort spielt na-
lich das Calomel als Waffe in den Händen
Aerzte eine bedeutende Rolle, dort findet
letzte so vielseitig und mannigfache An-
ung, dass einer unserer skeptischen Thera-
en der Neuzeit geradezu von einer Calomel-
manie als einer Nationalkrankheit Britischer
te redet, die, wie wir hinzufügen möchten,
und da auf dem Continent, besonders bei
Pädiatren, ansteckend gewirkt hat.

Fraser's Schrift ist offenbar hervorgerufen
h die Opposition, welche man in der neue-
Zeit jenseit des Canals der cholagogen Wir-
des Calomel gemacht hat und namentlich
h die gewissermassen officiële Bezweifelung
elben durch eine von einem Specialcomité
Medico-chirurgical Society of Edinburgh ab-

gegebenes, auf Experimente an H
Gallenfisteln gestütztes Gutachten, w
des Comitémitglieder (Bennett)
Britisch Medical Journal und auch
Brochure veröffentlicht hat. Die kr
merkungen über dies Gutachten und
auf gleichen Grundlagen basirende
Scott, deren Schlusssatz lautet: »
doubt is thrown upon the genera
opinion that calomel in large an
doses increases the flux of bile«, au
Fraser'schen Schrift sind offenba
tigste und hauptsächlichste Theil d

Fraser zeigt zunächst, dass
nung cholagog eine verschiedene Au
statte und in der That von den meis
in verschiedener, meist freilich e
stimmter Weise genommen werde.
sich dabei um vier verschiedene
handeln, nämlich erstlich um eine e
mehrung des Zuflusses von Galle in
zweitens um vermehrte Bildung von
Entfernung abnormer Verhältnisse,
secernirende Function der Leber bee
drittens um vermehrte Bildung von
indirecte Action auf die Leber und
vermehrte Gallenbildung in Folge ei
und primären Action auf die Leber s
nun, argumentirt Fraser ganz rich
von Bennett referirten Versuchen
Einflüsse von purgirenden Dosen
Gallensecretion und der Ausfluss d
den Gallenfistelöffnungen vermind
ist damit nur eine Verminderung
bildung erwiesen, aber in keiner V
than, dass nicht der Zufluss von
Intestina durch Mercurialien vermeh

nach, dass dasselbe nicht abnorme, die Gallensecretion störende Einflüsse beseitigt, worauf ja nach der Ansicht einer grossen Anzahl von Pathologen die günstige Wirkung des Calomel bei Leberaffectionen beruht. Aber selbst das Nichtbestehen einer indirecten oder directen Vermehrung der Gallensecretion durch Darreichung von Calomel unter physiologischen Verhältnissen erwiesen hat Fraser für nicht erwiesen, da die Secretion der Galle nach den Untersuchungen von Richthelm und Pflüger unter dem Einflusse des Nervensystems steht und offenbar bei der Anlegung der Gallenfistel Nerven durchschnitten wurden, welche vielleicht von Einfluss auf die Leberfunction sein können. Abnorme Verhältnisse, fährt er weiter fort, waren in den Experimenten des Comité's offenbar zugegen; so eine constante Reizung durch die mechanischen Resultate, die vorhandene Entzündung und Eiterung in der unmittelbaren Nachbarschaft der Leber, die nicht durch die Digestion modificirte Absorption von Gallenbestandtheilen, die unvollkommene Digestion vermöge der Abwesenheit der Galle im Tractus, welche alle, und insbesondere die letztere, das Experiment zu einem unreinen machen mussten. »Wir begnügen uns«, schliesst Fraser seine Bemerkungen über Bennett's Elaborat, mit diesen wenigen kritischen Bemerkungen, nicht weil unser Vorrath erschöpft ist, sondern weil es vollkommen unnöthig erscheint, weitere heranzuziehen. Wir haben ohnlänglich dargethan, dass die Versuche sowohl von Scott als von dem Edinburger Comité nur sehr beschränkte Beziehungen auf die cholangische Action der Mercurialien hat, und dass selbst in Hinsicht dieser beschränkten Beziehungen, zu der indirecten oder directen Beförderung

der Lebersecretion in gesundem Zustande Resultate in negativem Sinne keineswegs schlüssig sind.

Mit dieser Beurtheilung der von Rutherford Gamgee, denen Fraser in Hinsicht darauf verwendeten Fleisses volle Genugthuung widerfahren lässt, ist übrigens keineswegs das Werk erschöpft, dessen wesentliches ja sonst nur gewissermassen eine Negation sein würde; vielmehr tritt Fraser auch geradezu als Verfechter für die positive chologoge Wirkung der Mercuri in specie des Calomel auf, allerdings in beschränktem Sinne, und zwar in dem Sinne, dass sie den Zufluss von Galle in den Tractus fördern. Den Hauptbeweis dafür liefert er darin, dass Calomel im Stande ist, die Beschaffenheit der Stuhlgänge zu verändern, nachdem dieselben vorher deutlich eine Verminderung oder totale Abwesenheit von Bestandtheilen zeigten, sowie auch eine Veränderung der Erscheinungen in Krankheiten, wo eine solche abnorme Fäulnis Excretionen stattfindet. Es lässt sich für diese beiden Sätze, für welche jeder tüchtige Arzt, bei uns beweisende Erfahrungen zuweisen haben dürfte, ein Einwand nicht heben und wir sind im Stande, denselben leicht beizustimmen. Dagegen glauben wir, dass die »physiologische« Beschleunigung des Zuflusses der Galle, um uns der Artweise von Fraser zu bedienen, wenig Gewicht legen zu müssen, als es der Autor thut, welcher selbst sagt, dass der Nachweis für das Vorhandensein von vermehrter Quantität in den nach Cal

Fraser, Sketch of the present state etc. 1715

arten Fäces heutzutage noch ungenügend sei, die vollständige Ueberzeugung davon verloren. Es scheint von Fraser in dieser Hinsicht eine höchst beachtungswerthe Arbeit überhoben zu sein, nämlich die im vorigen Jahre im Archiv für Anatomie und Physiologie erschienene pharmakodynamische Skizze zur physiologischen Wirkung der Abführmittel von Dr. S. Radziejewski in Berlin. In dieser ist auch das Calomel berücksichtigt und unter den Versuchen, an denen sich einige, welche offenbar conclusiv sind. Zunächst treten nach Radziejewski Calomelstühle, obschon später, auch bei Hunnen ein, welchen eine Gallenfistel angelegt ist und kann deshalb doch nicht davon die Rede sein, dass die Beschaffenheit und Färbung von Gallen oder daraus entstandenen Verbindungen herrühren muss. Dann aber ergiebt die größte Sorgfalt ausgeführte chemische Analyse der Calomelstühle bei gesunden Hunnen, dass nur hin und wieder Gallenfarbreaktion in den Fäces sich findet, so dass Radziejewsky selbst sagt: Von einer vermehrten Gallenausscheidung kann da nicht die Rede sein, wo selbst in den diarrhoischen Fäces Galle gar nicht oder nur schwach vertreten ist. Statt Gallenausscheidung wird man hier wohl mit Recht »Gallenfluss« setzen können. Drittens hat Radziejewsky die Galle auch bei andern Abführmitteln, die man nicht Cholagoga bezeichnet, z. B. evident beim Elixir, übrigens auch hier nicht constant, nachgewiesen.

Es bleibt uns meines Erachtens nur, um den Fraser'schen Ausdruck zu benutzen, die »irritative« cholagoge Action, d. h. die Hinwegnahme irgend eines Impediments, welches den

Gallenabfluss behindert. Dass solche Symptome sehr verschiedener Natur sein bekannt genug. Dass die Entfernung derselben durch Calomel auf eine Weise zu erklären möglich ist, allerdings nur gestützt auf die »more or less satisfactory results of clinical observation« ebenfalls klar zu Tage, und wird von 12 und 14 durch Fraser überzeugend.

Wir haben oben hervorgehoben, dass die Frage von der cholagogen Wirkung von Calomel in Wirklichkeit eine vorzugsweise Engländer ist. Inzwischen ist es ein geborner Engländer Thudichum, welcher in England die Wirkung von Calomel auf das Tapet gebracht hat und es ist auch ein Engländer, Mosler, welcher zuerst an einem Menschen mit Gallenfistel die Wirkung kleiner Dosen von Calomel auf die Gallenabsonderung untersucht und zu gleichem Resultate wie später von Fraser und das Edinburger Comité gelangte.

Was die Stellung der Deutschen zu der Frage anlangt, so sind es die Mehrzahl derselben die Versuche von Buchheim und Buchheim massgebend. Buchheim selbst (Lehrb. der Anatomie, Leipzig, 1856. p. 201) sagt: »Man zeigt sich die Vermehrung der Gallenabsonderung indem namentlich nach etwas grösserer Dosis einige Tage fortgesetzten Calomelgebrauchs bloss eine grössere Menge von Gallenabsonderung wöhnlich aufgefunden wird, sondern eine dünnflüssigen Fäces selbst grosse Mengen von Gallenabsonderung enthalten«. Analog auch Werber (auch unter Bezug auf Buchheim) und Schuchardt (unter fernerer Berücksichtigung der Angaben von Handfield Jones), mit der ihm eigenen Kühnheit.

aser, Sketch of the present state etc. 1717

hrte Gallenabsonderung, obschon von den
ysiologischen Experimentatoren bezweifelt, als
e klinisch beobachtete Thatsache entschieden
stehend bezeichnend. Schroff nennt die
rmehrung der Lebersecretion (trotz der von
n citirten Versuche von Mosler und Scott
ehr wahrscheinlich; Krahmer spricht sich
ht deutlich aus. Nur Nothnagel (Handb.
r Arzneimittellehre p. 240) hat die Anschau-
gen des Edinburger Comités adoptirt, und er-
rt die »chologoge Wirkung der Mercurialien
weit eher unwahrscheinlich als irgendwie fest-
stellt«. Was unsre eigne Ansicht betrifft, wie
sie schon seit Jahren in unseren Vorlesun-
a begründeten, so lässt sich dieselbe dahin
muliren, dass wir durch die bisherigen Ver-
he eine Vermehrung der Gallensecretion we-
r bewiesen noch widerlegt halten, eine solche
Gallenexcretion nicht mehr als bei anderen
peristaltische Bewegung stark steigernden
ffen statuiren können, dass aber Calomel bei
örungen des Gallenabflusses in verschiedenen
ectionen durch Beseitigung dieser Störungen
nssig und, allerdings indirect, chologog wir-
n kann.

Theod. Husemann.

Kolbe, Wilh., Pfarrer an der luth. Pfarr-
St. Elisabethkirche: Die Einführung der
Reformation in Marburg. Ein geschichtliches
d aus Hessens Vergangenheit. Marburg, N.
Elwert'sche Universitäts-Buchhandlung, 1871.
Der Verf. hat sorgfältig zusammen getragen,
s er in seinen Quellen über die kirchliche
rgangenheit seiner Stadt, vor allen Dingen
er die Einführung der Reformation und die
ündung der Universität in derselben gefunden
t, und dürfte seine Arbeit um so dankens-

werther sein, als es bisher nicht bloss nur einigermassen genaueren, urkundlichen Darstellung der Geschichte Marburgs in jenen Wendezeit deutscher Verhältnisse hat, sondern der Verf. auch manche Seiten an das Licht zieht, welche auch selber Stehende von Interesse sein dürften. Man empfängt hier wirklich ein lebendiges, gezeichnetes Bild eines städtischen Geistes, von dem Gesichtspunkte seiner kirchlichen Verhältnisse aus geschildert, und ja, der Verf. da in das Einzelne und Lokale eingedrungen ist, um so anschaulicher ist seine Darstellung und um so mehr tritt uns seine Darstellung ihrer ganzen Eigenthümlichkeit vor Augen, so dass man mit Recht sagen darf, dass er habe seine Fähigkeit, alte Zeiten wieder zu wecken, in aner kennenswerther Weise am besten Tag gelegt. Um so mehr möchten wir auch bedauern, dass es ihm nicht gelungen ist, die Geschichte Marburgs auch noch weiter zu führen. Er schliesst dieselbe ab mit der Einführung des Interims und wenn er den Widerstandes gedenkt, den Marburg gegen die »Reaktion« geleistet hat, so möchte man gern sehen, wie sich die Dinge damals weiter gestaltet haben, zumal gerade in Marburg und im Hessenlande überhaupt die Kirche in kirchlichen Verhältnissen damals zu einem Stillstande gekommen war. Nach allem Bedünken war es nicht genug, eine Grundlage der ersten Grundlegung der Kirche in Marburg zu geben, sondern auch dargestellt werden, was auf die Kirche nun dort im Einzelnen gebaut worden ist, je mehr die kirchlichen Angelegenheiten bis auf den heutigen Tag eine bestimmte eigenthümliche Physiognomie zeigen, desto

wünschenswerth, nun die Geschichte auch bis
dem Zeitpunkte fortzuführen, wo diese be-
sondere Physiognomie der hessischen Kirche sich
ausgebildet hatte. Wir hatten gehofft, gerade
er das Werden der hessischen und Marburger
Kirchenverhältnisse in ihrer Besonderheit durch
die Arbeit des Verfassers einen genauen,
stundenmässigen Aufschluss zu erlangen, und
hofften dies um so mehr erwarten, als wir
in der die Geschichtliche der Stadt vor der Re-
formation in ziemlicher Breite (beinahe ein
Drittel der ganzen Schrift) behandelt sahen,
denn — in dieser Beziehung sind wir denn
schon sehr enttäuscht worden, und möchten so-
wohl behaupten, der Verf. habe hier nicht bloss
oberflächlich gearbeitet, sondern auch, durch
seine eigene kirchliche Stellung verleitet, dazu-
gekommen, um den Gang der Ereignisse mehr zu
verdunkeln, als aufzuhellen. Ueberall in seiner
Schrift hebt er nämlich mit grosser Einseitig-
keit den Einfluss Luthers und Wittenbergs auf
die Marburger und Hessischen Kirchenverhält-
nisse hervor, so dass, wer bloss diese Schrift
liest, den Eindruck bekommt, als sei es in der
That das genuine Lutherthum, was dort sich
zu Stätte geschaffen habe. Aber ein Jeder,
der die Dinge nur ein wenig genauer kennt,
wisse auch, dass gerade in Hessen und auch
in Marburg mit am Frühesten auch die Schwei-
zer, schon Zwingli, einen viel bestimmenden
Einfluss geübt haben und dass es durchaus ver-
fälscht ist, der Marburger Universität sowohl,
als auch der Hessischen Kirche den specifisch
lutherischen Charakter zu vindiciren. Die Uni-
versität in Marburg, so recht zu einer Pflanz-
schule reformatorischen Geistes gegründet, ist
doch anerkanntermassen von Anfang an
nicht lutherisch im confessionellen Sinne gewe-

sen und hat erst nach der Vereinigung mit ihr auch dem lutherischen Bekenntnis geöffnet, und was die hessische Kirche so heisst es deren Eigenthümlichkeit kennen, wenn man ihr einen confessionellen Charakter beimessen will. Sie reformirt im Sinne des strengen und der Dordrechter Beschlüsse, macht ihr sagen, dass sie eine Zwischenstellung zwischen den Concordisten und den Calvinisten eingenommen hat, allerdings mit einer grösseren Annäherung an charakteristischen Lehren der letzteren, einer nicht zu verkennenden reformirten Prägung ihrer eigenen Grundlehren, ist ihr den Charakter als einer lutherischen vollends schon, wie der Verf. es in den vorconcordistischen Zeiten beobachtet, ein völlig ungeschichtliches Verfahren kann lediglich davon zeugen, dass der Verf. es beobachtet, sich noch gar nicht klar geworden ist, wie das Lutherthum seine Eigenthümlichkeit erst in Folge der reformirten Bewegung der Charakter der von deutschen Territorialkirchen gewonnen. Schon zur Zeit des Interims von einer deutschen Kirche überhaupt zu reden, das ist unstatthaft sein, weil ja auch das Lutherthum die Veranlassung zu jenen Streitigkeiten ist, welche mit der Scheidung in evangelischen Confessionskirchen, mit der Scheidung alles nicht Lutherischen, mit der Philippistischen Richtung aus der deutschen Kirche und so mit der Bildung einer nun auch nach Luther sich richtenden, ihm allein anhängenden Kirche

F. F.

Göttingische elehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 44.

1. November 1871.

Gero Bischof von Halberstadt nebst einem
Anhang über die Diplomatie der halberstädter
Bischöfe in der letzten Hälfte des 12. Jahrhun-
derts. Greifswalder Inauguraldissertation von
Hansfried von Bülow. Berlin 1871. 88 S. 8°.

Unter den Wirkungen, welche die Sickel'schen
Untersuchungen über die Urkundenlehre der
Karolinger ausgeübt haben, dürfte vielleicht
die bedeutendste die Umgestaltung bezeich-
net werden können, welche dieselben in der Me-
thode der wissenschaftlichen Diplomatie über-
haupt hervorgebracht haben. Während man
schon im Anfang dieses Jahrhunderts meist nur
die Nachahmung des Nouveau Traité de Diplo-
matique allgemeine Urkundenlehren bearbeitete,
welche das massenhafte Urkundenmaterial des
Mittelalters und aller Völker desselben
behandelten sowie allgemeine Regeln für die
Kritik der Urkunden aufstellten, während um
die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Buch,
das das Heumann'sche Werk *De re diplomatica*
regum et imperatorum Germanorum (1745—

1753) als eine verdienstliche und gabe vollbrachte Arbeit galt, obgleich ihr Verfasser nicht die einzige Originalurkunde hatte einsehen können, die heute, Dank Sickel's Beispiel, als Vorbedingung genaue und sorgfältige Untersuchung der Originalurkunden erheischt. In dieser Beziehung darf Jaffé als ein Beispiel für Sickel nicht übergangen werden, sondern ihm rühmlichst zur Seite — sodann das ist von Sickel meines Wissens nicht erwähnt worden*), dass es mit der Urkundenlehre zunächst überhaupt darum geht, dass die Zeit diplomatischer Speculationen und Monographien gekommen ist. Die moderne Diplomatik wird und muss in den Vorlesungen der Universitäten gewiss ihre Aufgabe finden: es giebt eben eine Menge von Vorlesungen über die früheren Arbeiten schon aufgestellten Grundsätze, die man zu erlernen hat, es gilt sich an die feststehende Terminologie hineinzufinden, endlich nöthig die Sprache der Urkunden zu lernen und sich in sie hineinzuversetzen. Eher selbständige Forschungen möglich, inwiefern nützlich solche Vorlesungen sind, die in der Masse als propädeutische gelten können, darüber darf ich mich auf das Zeugniß der Vorlesungen, denen es vergönnt war, Jaffé hören zu lassen. Aber die Wissenschaft hat ihn nicht aus seinen Arbeiten auf dem Gebiete der Diplomatik, sondern sicherlich aus seinen monographischen Studien zu schöpfen. Sickel die Kanzlei der Karolinger behandelt, in ähnlicher Weise, nur vielleicht etwas

*) Wattenbach, Schriftwesen des Mittelalters, spricht sich in ähnlichem Sinne aus.

ausgedehnt, da manches schon von Sickel erledigt ist, wird man die Urkunden der sächsischen und fränkischen Kasiser, die eine Gruppe für sich bilden, weiter die der Staufer, deren Kanzleibräuche wesentlich verändert sind, ferner die der päpstlichen Curie, wofür in Jaffé's Regesten erhebliche Vorarbeiten vorliegen und weitere wohl in Potthast's preisgekrönter Fortsetzung erwartet werden dürfen, wird man endlich die Kanzlei der grösseren deutschen Territorien, geistlicher wie weltlicher, bearbeiten müssen. Nur so wird endlich auf festen und sicheren Boden zu gelangen sein, und da die Urkunden das wichtigste Quellenmaterial für verfassungsgeschichtliche Arbeiten sind, werden namentlich die letzteren einen wesentlichen Gewinn aus diesen Studien erwarten dürfen.

Eine von diesen Specialarbeiten, sicherlich durch Sickels und Jaffés Anregung hervorgerufen, ist die vorliegende fleissige und sorgfältige Dissertation eines Schülers des Letzteren. Zwar kurirt die Diplomatie der Halberstädter Bischöfe, die hier gegeben wird, nur als Anhang, aber nicht nur ihrem Umfange nach, sondern auch inhaltlich ist sie bei weitem der bedeutendere Theil der Schrift. Denn die Biographie des Bischof Gero, der von 1160—76 auf dem Halberstädter Stuhle sass, bietet eigentlich nichts Neues. Der Nachfolger des wegen seiner Nichttheiligung an der Heerfahrt nach Italien auf den roncalischen Feldern abgesetzten Bischofs Ulrich, scheint Gero in der That eine ziemlich bedeutende Persönlichkeit gewesen zu sein, die eine eigene Biographie kaum verdiente. Unser Verfasser weiss denn auch über seine Thätigkeit nichts wichtigeres zu ermitteln, und soviel ist jedenfalls fest, dass er an der Reichspoli-

tik seiner Zeit keinen irgendwie hervorgehobenen Antheil genommen hat.

Dagegen führt nun der zweite Theil der Arbeit, eben jene Halberstädter Diplomenreihe, etwas interessanteren Ergebnissen. Der Verfasser hat dafür archivalische Studien gemacht und im Provincialarchive von Magdeburg eine Reihe von bisher ungedruckten Urkunden benutzt, deren von ihm mitgetheilte Recensionen Localforschern gewiss willkommen sein werden. Die Benutzung des wolffenbüttler Archivs, dem er noch anderes zu entnehmen vermochte, das braunschweigische Ministerium der Wissenschaften schlagen. Den nach Böhmerscher Weise bearbeiteten und mit Angabe der Quellen versehenen Ueberlieferung der Urkunden Regesten der drei Bischöfe Ulrich, Dietrich (1149—1193) geht die Urkunde voraus.

Da ist es nun zunächst interessant, sich die Kanzlei der halberstädter Bischöfe anzusehen. Den Brauch der kaiserlichen anzuschliessen, finden wir in den meisten Urkunden derselben finden wir die Bestandtheile wieder, die wir als kaiserliche in den Urkunden der deutschen Kaiser finden. Vom Crismon und von der Invocatio des Heiligen zu der Corroborationszeile. Nur die Verbalcognition fehlt, und es ist ein grösserer Unterschied nach Vereinfachung erkennbar: der Crismon fehlt häufiger, ein Monogramm kommt nicht vor, und viele Aeusserlichkeiten der kaiserlichen Urkunden ein feierliches Aussehen, — z. B. die verlängerte Schriftrichtung, — gleichfalls. Anderes geht wohl auf die Kanzlei der päpstlichen Kanzlei zurück, treten der Grussformel in den Urkunden, als es in kaiserlichen Diplomen üblich

Drohung mit geistlichen Strafen in der Corratio und a. m. Beachtenswerth für die Urkundenkunde ist, was S. 56. 57 über das Vorhandensein eines eigenen Siegels des episcopus Gero, auf dem dieser ohne Stab abgebildet ist, bemerkt wird, und für die Frage nach der Authentizität der Cardinalsunterschriften in den päpstlichen Bullen ist es als Analogon interessant, wenn S. 60 erwähnt wird, dass die Unterschriften der Zeugen im Original einer Synodalurkunde von 1163 alle von einer Hand herrühren, trotzdem sie sämmtlich mit Ego eingeleitet sind und mit subscripsi schliessen und trotzdem orthographische Zeichen, auf welche diese Urkunden sich beziehen könnten, gänzlich fehlen. Ich füge noch einige berichtigende Bemerkungen hinzu. Aus dem Titel »magister«, den Gero in seinem bischöflichen Schreiben führt (S. 31), wird die Existenz einer Schule in Halberstadt nicht folgen dürfen: diese Bezeichnung kann auch sonst erworben sein. S. 39 sucht der Verfasser das Ordinationsjahr Bischof Dietrichs zu ermitteln, wobei er sich unnütze Schwierigkeiten macht. Die anni ab ordinatione werden gewöhnlich vom Tage der Weihe an gerechnet, aber so, wie Bülow anzunehmen scheint, das Incarnationsjahr, in dem die Weihe stattgefunden hat, als erstes Ordinationsjahr. Es ergibt sich aus den von Bülow angegebenen Daten vielmehr, dass die Weihe Dietrichs zwischen dem 29. Apr. und dem 13. Septbr. stattgefunden hat. Mit dieser Annahme stimmen alle Urkunden bis auf eine, deren Daten überhaupt corrupt sind. Was schliesslich die Schreibung »Chrismon« betrifft, so hätte der Verfasser, der sonst im allgemeinen die Jaffé-Terminologie der Sickelschen vorzieht,

hier jedenfalls mit Jaffé die Form wählen sollen. Welche Etymologie auch haben mag, mit *χρῆμα*, Sa- gewiss nichts zu thun, eher könnte an *κρίνειν* denken. Unter solche wird doch wohl die Orthographie terlichen Dictatoren massgebend die übereinstimmend Crismon schrebericus Casinens. bei Rockinger vom 11. bis 14. Jahrh. I, 38; Arselianens. ebenda I, 112.

Frankfurt a/M.

Harry

Brandes, Dr. Friedrich, reform Göttingen: Des Apostels Paulus an die Galater, ein Freiheitsbrief für heit. Neue Ausgabe. Wiesbaden, del's Verlag, 1871.

Das Interesse, welches den Ve nun zum zweiten Male ausgegebene anlasst hat, war durch die Zeitve geben. Wo überall in dem Gebie lichen Kirche, und zwar nicht blos reiche des Papstthums, die Versu werden, an solche Instanzen die binden, an welche sie nimmerme sein dürfen, da schien es heilsam der einmal auf die ursprüngliche zuweisen, wie sie in der Urkirche und den zum Zeugen aufzurufen, ersten Kampf mit Solchen hat au sen, von denen diese Freiheit nich wurde: den Apostel Paulus. Kein

it hinsichtlich des inneren Glaubenslebens
er Ausgestaltung desselben an Solche, die
innerhalb der Kirche zu Herren über Glau-
nd Gewissen aufwerfen möchten, vielmehr
stimmtes Ablehnen solcher Fesseln, aber
n allein und in völlig unbedingter Weise
den zu sein an die allein giltige Instanz,
n Wahrheits- und Heilsgrund, auf welchem
irche selbst ruht und der in der Person
Christi des Gekreuzigten gelegt worden ist,
t der Grundsatz, den der Verf. gemeint
s den allein heilsamen in den verschiede-
n ihm publicirten Schriften vertreten zu
und dafür hat er auch in dem Galater-
des Apostels Paulus einen vollgiltigen
a aufstellen zu können gemeint.

origens steht die Arbeit ganz auf dem
unbefangener Wissenschaftlichkeit, nur
der Verf. der sog. Tübinger Kritik nicht
n Stücken hat folgen können, vor allem
n der Auffassung des Parteiwesens in der
ne, wie jene Schule sich dieselbe auf
des 2. Capitels des Galaterbriefes hat
zu müssen gemeint. Verf. ist der An-
nd glaubt dies in seinem Buche begrün-
haben, dass die Angaben der Apostel-
hte über die Parteistellung der Apostel
doch mehr mit denen des Galaterbriefes
klänge sind, als die »Tübinger« es Recht
wollen, und namentlich die Stellung des
scheint ihm doch anders aufgefasst wer-
müssen, als es von Baur und den Seini-
schehen ist. Vielleicht, dass des Verf.
ung doch einige Beachtung verdiente.

h sei es verstattet, auf die Erklärung
eisen, welche Verf. der so überaus schwie-
Stelle Cap. 3, 19 ff. zu geben versucht

hat. Dass ungeachtet der mehr als hundert bereits vorhandenen Erklärungen keine wirklich genügende aufgestellt worden, beweisen die mehrfachen Versuche der letzten Zeit wieder gemacht worden, hier waltende Dunkel aufzuhellen, es denn wenigstens nichts Ueberflüssiges der Verf. die hier gestellte Aufgabe aufgenommen und in seiner Weise versucht hat. Ob freilich der Versuch gelungen ist, das zu beurtheilen steht ihm nicht an, meint er, es sei ein richtiger Weg ihm eingeschlagen worden, als er in seinem Erklärungsversuche genau in dem Satze gestellt hat, in welchem sich auch der Apostel bewegt, in den Gegensatz und Evangelium, und als er auch den vor allen Dingen schwierigsten aus diesem Gegensatze heraus zu ziehen sucht hat: der hier genannte Mittler, der, als der Priester, der nach dem Gesetze die Vermittlung zwischen dem Menschen und zwar wegen der hervorbrechenden Uebertretungen ziehen hat (**τῶν παραβάσεων χάρις* sc. *ὁ νόμος, ἐν χειρὶ μεσίτου*). Eben die für Vers 21 vorgeschlagene des Genitivs *τῶν ἐπαγγελιῶν* mit dem wohl kaum beanstandet werden könnte durch den Zusammenhang des Verses wird und nur so ein wirklicher Ausdruck der Worte des Apostels kommt.

Der Verf. darf seine Arbeit, wie er meint ist, einer wohlwollenden Aufmerksamkeit empfohlen sein lassen und es aussprechen, dass er nichts mit derselben gewollt hat, als

bsthal, D. Mensuralnotenschrift etc. 1729

Neue vor die Augen des gegenwärtigen Ge-
htes führen.
F. Brandes.

ustav Jacobsthal: Die Mensuralnoten-
t des 12. und 13. Jahrhunderts. Berlin,
Springer 1871. 87 S. und 14 litho-
irte Tafeln in Octav.

iese ursprünglich als Inauguraldissertation
enene Abhandlung verdient die Aufmerk-
sit der Geschichtsforscher wegen der Klar-
und Güte des Geleisteten, welches die
llagen zu weiteren und tieferen Forschun-
er Musikgeschichte eröffnet. Ihre Einlei-
und erstes Capitel hatte die Allg. Musik-Z.
No. 32—36 vorläufig mitgetheilt; den inau-
en Schluss hat die nun buchliche Gestalt
lassen, vielleicht weil er mehr intra muros
sticos des academischen Lebens gehörig
: wir aber ziehen ihn ans öffentliche Licht,
er sowohl Quintessenz des bereits Geleiste-
s Programm und Vorspiel des Zukünftigen
, dessen Erfüllung wir der academischen
ahn des Verf. aufrichtig wünschen. Es
olgende trefflich disputable Thesen, deren
sogar ein fermentum cognitionis für die
ige Tonlehre und Schule im Allgemeinen

Zwischen der griechischen Musik und dem
nachchristlichen Kirchengesang ist der
ammenhang nachzuweisen aus der Gleichar-
t des Tonsystems — 2. Das Verständniss
Musik ist nicht durch technische Fertig-
auf Instrumenten zu erreichen, sondern

stützt sich vielmehr auf Kenntniss der Vocalmusik — 3. Die Art der Notenlinien, wie sie bei Hucbald v. Arezzo erscheint, ist wesentlich von der, welche sich bereits bei Mensuralisten findet — 4. Keinschriften der Ars Cantus mensuralis Franco v. Cöln stimmt in Betreff von den Consonanzen und Dissonanzen mit dem Compendium discantus Franconis; weshalb der zweite dem Verf. des ersten nicht zuzuschreiben ist. 5. Ebenso zwingt der Umstand, dass das Johannes Ballox Abbreviatur Franconis in Lehre und Fassung mit der Ars cantus mensurabilis übereinstimmt, zu der Annahme, dass zu der Zeit zwei Theoretiker Namens Franco lebten.

Die Einleitung zeigt die Wichtigkeit des Gegenstandes, nämlich des Verstandes der älteren Notenschrift für die gesamte Musikforschung. Auch die griechische Musik herbeizuziehen, wenn nicht diese in der That anderen, am gründlichsten letzten Mal Westphal erläutert wäre, dessen Einfluss auf die Geschichte d. M. bereits gekannt ist. — Der Einfluss des Mittelalters auf das frühere Mittelalter ist unzweifelhaft freilich weniger praktisch und poetisch als der plastischen und poetischen Denkweise. Er erklärt sich theils aus der Schwäche des Verständnisses, theils aus dem mangelnden zügen hervortretenden Bedürfniss der Kunstgestalt, die der neuen Welt entspricht. So geschah es, dass die moderne T

den ohne classisches Vorbild, ihre eigne suchte, zwar auf langen dornigen Um- aber ihres Zieles wohlbewusst: der my- Schönheit nachzuringen, die das innerste den der Völker zu Tage brächte und erte, soweit überhaupt Mystisches offenbar kann. Jene Anfänge aufzuschliessen auf gischem Wege durch rückwärtsgehenden schritt (S. 6) ist ein werthvoller Beitrag ge- in H. Beller mann's Mensuralnoten des . Jahrhunderts. Indem unser jugendlicher in seines Meisters Spuren fortschreitet, er zugleich die Pfade für die zukünftige ung in den dunkelsten Regionen des 14, eits auch des 10. und 11. Jahrhunderts. erheit die Neumenschrift, unerachtet er ehrenwerther Pioniere des Rückfort- s, bedarf noch gründlicher Revision um Orten gewiss zu werden, unter andern bei dem altbeglaubten Volksliede Modus c, dessen Tonweise durch Coussemaker stellt, durch Chrysander gebilligt und an- t, doch keinesweges gesichert erscheint, keiner Neumenschrift weder Intervalle hythmus mit Klarheit zu ersehen sind. gewährt ein eigenthümliches Interesse, ntwicklung dieser Tonschriften nachzu- Den ungewissen fast durchaus an münd- Tradition gefesselten Neumen folgen die y buchstäblichen Singnoten; die Notations- halten gleichen Schritt mit der Wort- in dem Sinne, dass beide aus der helle- rchsichtigen Weise des 10. Jahrhunderts g in Dunkelheit versinken bis zu den erschlungenen Figuren des 14., woraus h wiederum im Geleit der mechanisch nenten Formen des Buchdrucks seit dem

16. Jahrhundert zu immer wachsender Deutlichkeit erheben. Bezüglich insbesondere ist zu bemerken, dass in das Abendland dringende indische Notenschrift der Guidonischen Scala des 11. Jahrhunderts vorarbeitet, um aus der unbehüllicher Vielheit zur einfachen Notensetzung zu gelangen durch stetige Fortsetzung der grundlegenden Reihen-Zahlen.

Nach Abschluss der Einleitung über die Uebersicht und Methode der Fortsetzung geben die folgenden Vorbemerkungen einen geschichtlichen Ueberblick und eine Uebersicht des Mensuralsystems, dessen Bedeutung und Fach gegliedert die vorfranconische, die franconische, und eine zwischen beider Uebersichtstypen stehende Notation beschreibt. In der späteren Notation wird die franconische als die einfachere und klargestellte vorausgenommen, während die weniger klare fast ein Menschenalter später des 12. s., zuletzt die chronologisch in der Mitte stehende des Aristoteles, welcher vom Vf. des 16. Jahrhunderts halber pseudonym genannt wird — es kommen seltsame Namen im Mittelalter vor.

Die Hauptschwierigkeit jener Notation steht darin, dass sie die rhythmischen Verhältnisse nicht so übersichtlich darstellt, wie nach unserer Notenschrift verlangt wird. Es ist sowohl der rhythmische Rhythmus wie die Figuration der Notation zu berücksichtigen.

*) Wenn ein Kapuziner des 19. Jahrhunderts öffentlicher Predigt, wie wir triftig bezogen auf den Kirchenvater S. Aristoteles citirte, so nicht vollgültige Autorität sein. Dass auch die Reformatoren mehr auf Aristoteles schworen als die Reformatoren, rügten nicht bloss die Reformatoren.

mirt als der unsre. Einfach im Princip, verwickelt in der Anwendung, gibt jenes System besonders in den höchst complicirten Regeln über modi *) und ligaturae zuweilen fast Unlösliches, zumal wo die Notenbeispiele unvollständig oder ungenau überliefert sind. Die ruhige und gründliche Darstellung des Vf. gibt ein möglich klares Einheitsbild, löst viele Räthsel, gesteht aber den Mangel zu, dass die modi metrici einer Signatur entbehren (S. 7 unten, 19 Mitte vgl. S. 53), dergleichen die neuere Musik für Ton und Tact gleich in den Anfang stellt. Zu den übrigen Schwierigkeiten kommt noch, dass die Anzahl der modi nicht bei allen Lehrern dieselben sind. Es wäre daher bei gänzlich unbekannten und dazu anonymen Tonätzen selbst bei diplomatischer Sicherheit des Zeitalters zuweilen unmöglich die metrischen Verhältnisse so sicher zu erweisen, dass man sie in moderne Tactfiguren übersetzen könnte: wenn hier nicht die Analogie nach den Regeln des Contrapunctes die in den ältesten Zeiten einfacher und strenger gehalten wurden, dem Forscher zu Hülfe käme; ausserdem noch der Umstand, dass innerhalb Einer Melodie gewöhnlich nur Ein modus herrschte, etwaige Abweichungen aber durch gewisse Gesetze geregelt waren (S. 45. 46). — Jene Schwierigkeiten werden nun für die Weiterforschung um ein Erhebliches aufgelöst durch die vom Vf. aufgestellte Schematisirung in drei Gruppen, nach Inhalt

*) Modi *metrici* nämlich; es erscheint auffallend, dass dies nicht ausdrücklich gesagt wird zum Unterschied der m. *ecclesiastici* d. h. Kirchen-Tonarten: modus dorius, phrygius aber selten werden wohl daraus Zweideutigkeiten entstehen, da beide ganz verschiedenen Materien angehörig in den Lehrsätzen nicht collidiren können.

von zehn der bedeutendsten mög-
 dig erhaltenen Schriftsteller, deren
 zum grösseren Theile erste Heraus-
 grossen Sammelwerk von Cousse-
 tores de musica medii aevi verda-

Die metrische Zählung der
 geht aus von der Brevis als E-
 pus, unsrer Ganznote vergleich-
 ist das Dreifache der brevis, mi-
 Semibrevis ist die Theilung
 zweifacher Weise: Sem. major mi-
 Sem. minor $\frac{1}{3}$ tempus. Weitere
 Sem. in Minima und Semimini-
 diesem Zeitraum nicht vor, ersc-
 14. Jahrh. — Schon in diesen ein-
 lagen kündigt sich die Dunkelheit
 der zweifachen Sem. liegt, da
 minor in der Schrift nicht untersch-
 sondern nach ihrer Stellung im m-
 selbe Unklarheit wächst, indem n-
 fache Brevis (br. recta 1 tp.—br-
 und sogar zwifache Longa (lg p-
 lg imperfecta 2 tp.) möglich werd-
 unterschied 5 modi metrici, die
 $\pi\acute{o}\delta\epsilon\varsigma \delta\upsilon\theta\mu\iota\kappa\omicron\iota$ ähneln: | longa b-
 lg v — | lg br br — vv | br br
 serdem | omnes longae — — —
 ves vvv || doch war ihre Betonun-
 rung abweichend von der antik-
 Dreitheilung liegt überall zu Gr-
 pelrhythmus heisst Numerus pe-
 Spätere sagen: trias rhythmica ac
 divinae trinitatis; während die
 num. imperfectus hiess. Nach heut-
 würde eher der Zweitact der vo-
 nannt werden, weil er dem Ur-
 Pendelschwunges entspricht; was

poetischem Gebiete bestätigt, da wenigstens die ältesten Metra des griechischen und deutschen Epos als dupla (quadrupla) gemessen werden; vielleicht deutet ein Aehnliches an, die Bemerkung Odingtons (S. 38 oben, nach Couss. Scr. 2, 235), es sei die Longa bei früheren Compodisten (priores organistae) zweizeitig gemessen.

Auf dem Grunde jener franconischen modi entwickelt sich nun durch 3 Jahrhunderte ein kunstreiches, immer schwierigeres System, welches noch erschwert wird durch die Lehre von den Ligaturen = *figurae compositae* — der Noten, die man brauchte um zu bezeichnen, dass die so verbundenen Töne auf Eine Sylbe zu singen seien; man rückte sie näher aneinander, rechtwinklig oder schräg = *ligatura recta, obliqua*, und erfand dazu weitere Bestimmungen, wie sich der Zeitwerth der Einzeltöne innerhalb der Ligatur verhalte. Der allgemeine Gebrauch dieser kunstreichen, nicht immer consequent entwickelten compendiosen Schreibung verschwand erst allmählig im 16. Jahrhundert. Jene künstliche Schreibart der ersten Jahrhunderte klar zu machen ist dem Verf., namentlich auch in den beigegebenen lithographirten Beispielen anerkennenswerth gelungen. Die Früchte der mühevollen Vorarbeit werden nicht allein der äusseren Musikgeschichte, sondern der Kunst selbst und ihrer Uebung zu Gute kommen, wie denn schon bisher jede tiefere Forschung in den mittelalterlichen Schachten und Gängen neue Erzstufen zu Tage gebracht hat.

E. Krüger.


Fragments of the ... Syriac C
 Jacob of Edessa, edited from M
 British Museum and the Bodleian
 W. Wright. Only fifty copies print
 vate circulation. Printed by Gilbe
 vington (London 1871). 4 S. und 6 S
 In Quart.

Der seiner Zeit in diesen Blä
 S. 1317 f.) erwähnte Aufsatz des
 Abbé Martin »*Jacques d'Edesse et
 syriennes*« führte Wright zu der
 zweier Fragmente der syrischen Gra
 Jacob von Edessa; durch Neubauer
 dazu noch zwei weitere Bruchstück
 Bodleiana. Es sind nur kurze St
 Pergamentblättern des 9. oder 10. J.
 zum Theil in sich lückenhaft und
 Anwendung chemischer Reagentien
 ständig zu entziffern; und doch hat
 durch die Mittheilung ihres Texte
 ein wahres Verdienst um die Kenntn
 rischen Sprache und Literatur erwe
 lernen hier das Werk eines bedeuten
 kennen, welches in sorgfältiger We
 geln der syrischen Sprache zu ein
 stellte, als sie noch fast gar keine F
 Seiten der arabischen erlitten hatte
 ches 'den Anfang eines ganzen Lite
 bildete. Jacob von Edessa († 709) i
 haft einer der selbständigsten und
 sten unter den syrischen Schriftst
 einer besonderen Begabung für
 Sprache und Schrift; das ergab sich
 seinem in neuerer Zeit zweimal hera
 Briefe über die Punctuation und wird
 einige Stellen in Wright's Catalog d

Handschriften des brittischen Museums, vor Allem aber durch diese Fragmente bestätigt. In dem einen derselben, das glücklicherweise zur Vorrede gehört, beklagt sich Jacob über die Mangelhaftigkeit der syrischen Schrift, welche die richtige Aussprache nur dem ermöglicht, der sie aus dem vollständigen Verständniss des Zusammenhanges erschliesst (oder wie er sich ausdrückt »durch Vermuthung« findet) oder aber eine feste Ueberlieferung hat. Er entschliesst sich daher, neue Vocalbuchstaben zu erfinden, um damit die Wortformen, die er in seiner Grammatik aufführt, ganz deutlich zu machen. Auf eine Anwendung seiner Vokale in der gewöhnlichen Schrift hat er übrigens gar nicht gerechnet und es ist leicht erklärlich, dass dieselben später, wie es scheint, nie mehr benutzt sind. Fehlt uns auch leider der Abschnitt, in welchem er selbst sein neues Schriftsystem erklärt, so können wir uns doch jetzt nach den Beispielen in den Fragmenten und nach den Angaben des Barhebräus ein ziemlich deutliches Bild davon machen. Freilich bleibt immer noch Einiges unklar. So scheint mir das, was Letzterer über die Zeichen für *u* angiebt, im entschiedenen Widerspruche mit dem Gebrauch der Handschriften selbst zu stehn. Hierbei bemerke ich noch, dass wir den Vocal, welchen Barhebräus »kurzes R'bhâsâ« nennt, grade als *é* und sein »langes R'bhâsâ« als *e* bezeichnen müssen; der Beweis liegt in sehr zahlreichen Beispielen vor. Wie wenig die technischen Namen syrischer Grammatiker unseren Anschauungen zu entsprechen brauchen, können wir ja an der Eintheilung der Mutae und Zischlaute bei Jacob sehen, welcher *ā* und *ī* als »grobe« oder »dicke« Laute bezeichnet, *ā* *ī* *ō*

als *mediae* und *p* als *tenuis* ($\psi\mu\lambda\eta$,
 cob's Vocalzeichen erinnern zum Th
 chische, so namentlich sein *a*, und
 kann als Combination von *O* und
 werden; im Wesentlichen verfährt e
 willkürlich mit ihnen und nur darin
 mehr an Gegebenes, dass er für
 setzt. Von besonderer Wichtigkeit
 es nun, die Aussprache zu ermit
 Jacob durch seine Schreibweise
 wollte. Leider reichen unsre Mitt
 die einschlägigen Fragen sicher zu
 doch glaube ich mich dafür entsche
 sen, dass er noch nicht die Voc
 der späteren Westsyrer hatte. W
 allerdings als sicher an, dass ma
 Zeit das Z'qâfâ im Westen scho
 als *ô* gesprochen hätte. Er beruft
 Darstellung desselben durch griechi
 ich kann noch nicht zugeben, dass
 cob's Zeit hinaufreicht. Hätte die
 queme Schreibweise mit griechischen
 kannt, so hätte er sich nicht so v
 geben brauchen, ein eignes System
 oder auch die alte einfache Punct
 schärfen. Durchaus unglaublich ist
 so systematischer und wortreicher S
 der sich so viel mit der schriftlic
 lung von Lauten abgegeben hat, g
 zelt und ohne ein Wort darüber z
 sein sorgfältig geschriebnes Autogra
 griechische Vocale nach dem spät
 System gesetzt hätte (Wright Cat. 3
 Zeichen sind gewiss von einem spi
 hinzugefügt, und dasselbe gilt wo
 Handschrift vom Jahre 719 (eb. 3

Formen wie ܠܐܠܐ = ܠܐܠܐ (vgl. ܠܐܠܐ »dort« öfter bei Dionys. Telm. z. B. 10, 4; 56, 10; ܠܐܠܐ »acht« Land, anecd. III, 313, 22; ܠܐܠܐ »was?« eb. 4, 5; 80, 20; 130, 21) beweisen noch nicht die allgemeine Aussprache des *ā* als *ô*; denn grade vor *n* ist diese Trübung schon von Alters her im Aramäischen sehr beliebt und in ܠܐܠܐ = ܠܐܠܐ »was?«, ܠܐܠܐ u. s. w. gemeinsyrisch geworden. Bei dem von Wright angeführten ܠܐܠܐ ist noch die Frage, ob hier die Verdunklung im Worte Pârs auf iranischem oder syrischem Boden vollzogen ist. Natürlich ist der Uebergang des *ā* zu *ô* sehr allmählich vor sich gegangen; zwischen beiden Vocalen sind bekanntlich zahlreiche Mittelstufen. Ich behaupte nun nicht, dass Jacob ein so helles *ā* wie etwa ein Holländer gesprochen hätte, aber dafür, dass der Laut damals noch dem *ā* näher stand als dem *ô*, dürfte doch wohl die Wahl des *n* als Vocalbuchstaben sprechen, zumal er offenbar daneben noch ein, wenn nicht zwei, Zeichen für das *o* hat. Denn er scheint noch, wie die genaueren nestorianischen Handschriften, zwischen *o* und *u* zu sondern, im Gegensatz zu den späteren Westsyrrern. Auch in einem andern Falle unterscheidet er sich von diesen noch durch eine ältere Aussprache. Er giebt dem *r* in ܠܐܠܐ *alia* denselben Vocal wie dem Auslaut des Plurals also *ê*, nicht *î*. Jacob's Consonantenaussprache ist dagegen schon ziemlich modern. So hat er keine Ahnung davon, dass das *n* in ܠܐܠܐ »Held« einmal ausgesprochen sein muss, sondern hält es für ein diacritisches Zeichen zur

Unterscheidung von  »Mann«. Auch assimiliert er die Mutae und Zischlaute stark den folgenden Buchstaben (z. B. *rajuchtânâ* statt *rajughtânâ* u. s. w.). Im Einzelnen ergeben die Bruchstücke allerlei sehr merkwürdige Aussprachen. Dahin gehört z. B. *h'rânjâthâ* »aliae« statt *h'rânjâthâ* (5b, 5), was allerdings nicht ohne Analogien ist. Eine mir unbekannte Form ist *garjâthâ* »Dörfer«, wie nach ihm Einige (für *qurjâ*) sagen. Diese, allerdings ganz regelmässige, Bildung erklärt er für zulässig, missbilligt aber mit Recht *qurjas* mit griechischem Suffix (5a, 12 f.). Freilich gebraucht er diesen Plural an einer anderen Stelle selbst (Wright, Cat. 537b, 11 v. u.); die Gewöhnung an Graecismen ist für ihn also stärker als die gute Theorie.

Jacob nennt die syrische Schriftsprache am liebsten die »Mesopotamische« (*Nahrâjâ*) oder auch »Edessenische« (*Urhâjâ*). Er kommt mehrfach darauf zurück, dass man in Edessa das »richtige« Syrisch spräche, und sieht auf die Mundarten der Palästinenser (2b, 11 vgl. Wright, Cat. 984b) und Anderer herab. Mir ist hierbei der Gedanke gekommen, ob nicht am Ende die bekannte Stelle des Barhebräus über die 3 Hauptdialecte der Aramäer auf Jacob von Edessa, vielleicht gar auf dieses Werk, zurückgehen sollte. Jedenfalls hat Barhebräus dieses Buch benutzt, und es ist zu hoffen, dass er uns einen grossen Theil des Stoffes daraus gerettet hat.

Wie immer, so schreibt auch in dieser Grammatik Jacob etwas weitläufig, aber sehr fliessend; leider ist jedoch sein Stil viel zu sehr dem griechischen nachgebildet, um wirklich als ein gut syrischer angesehen werden zu können.

Die vorliegenden Texte sind nicht ohne Fehler. Den Abschreibern waren die ihnen nicht geläufigen Zeichen unbequem, und statt darum ihre Aufmerksamkeit zu schärfen, wurden sie im Gegentheil nachlässig. So ist die ausdrücklich vom Verfasser vorgeschriebene Umwandlung der Consonanten in den Beispielen 3 a, 13, 15 von dem Schreiber unterlassen. Der eigenthümliche Umstand, dass sich grade unter den Beispielen eine Reihe ganz unbekannter Wörter findet, dürfte zum Theil auch einfach ihren Fehlern zuzuschreiben sein. Unbekannt ist mir z. B. ܡܢܝܢ (S. 4 b, 12, 16). (Das folgende ܡܢܝܢ ist das bekannte *Kelek*, wie noch heute die Flösse auf dem Tigris heissen; vgl. Land, Anecd. III, 209, 18 = Mai, Nova Coll. X, 341 b und in etwas übertragener Bedeutung Land, Anecd. I, 15, unten, wo es auch wirklich als Femininum gebraucht wird; ܡܢܝܢ Z. 23 ist wohl *πραΐδα*, *praeda* vgl. Lagarde, Rel. 4, 25, wo ܡܢܝܢ für ܡܢܝܢ zu lesen). Von den beiden unbekannten Femininen ܡܢܝܢ und ܡܢܝܢ (5 a, 18) ist vielleicht eines in ܡܢܝܢ zu verbessern; der Abschreiber hatte schon das darauf folgende ܡܢܝܢ im Auge. Für ܡܢܝܢ (6 b, 5) lese ich ܡܢܝܢ *ψῆφος* oder *ψηφίς* (vgl. Sachau, Ined. 54, 5; arabisch *فسيفسا*; sowohl im Aramäischen wie im Arabischen giebt es noch mehrere andere Umwandlungen dieses griechischen Wortes). ܡܢܝܢ (6 b, 8, 18) ist wohl ܡܢܝܢ *πλήρωμα*.

Und so liesse sich vielleicht noch eines oder das andre der Beispiele verbessern.

Die grosse Wichtigkeit dieser Veröffentlichung wird mir hoffentlich zur Entschuldigung dienen, dass ich die wenigen Seiten etwas ausführlicher besprochen habe; eine erschöpfende Behandlung derselben hätte noch einen viel grösseren Umfang gefordert.

Kiel.

Th. Nöldeke.

Einige Materialien zur Geschichte der mathematischen Facultät der alten Universität Bologna. Vorträge, gehalten vor der Accademia delle Scienze dell'Istituto di Bologna am 9. und 23. Mai sowie 12. December 1844 und 7. Mai 1846 vom Commendatore Professor Dr. Silvestro Gherardi, Präsident des Technischen Instituts zu Florenz. Unter Mitwirkung des Verfassers in's Deutsche übersetzt von Maximilian Curtze, ordentlichem Lehrer am Gymnasium zu Thorn, Ritter des Ordens der Italiänischen Krone. Zweite vermehrte Auflage des italiänischen Originals. Berlin 1871, S. Calvary und Comp. 140 S. in 8.

Das Original dieser Abhandlung, welche zuerst in den *annali delle scienze naturali di Bologna* und in einem Separatabdrucke erschienen ist, scheint ausserhalb Italiens wenig bekannt geworden zu sein, obgleich es mancherlei für die Geschichte der Mathematik interessante Aufschlüsse enthält. Auf die Einleitung, in welcher das Bemerkenswerthe ein Brief Galilei's ist, mit welchem er Cavalieri zur Professur der

Mathematik an der Universität Bologna empfiehlt, folgen Notizen zur Geschichte der mathematischen Facultät der Universität Bologna. Nach dem Verf. zerfällt diese Geschichte in sechs Epochen, wovon jedoch hier nur die zwei ersten behandelt werden. Hier ist nun namentlich die interessante Thatsache hervorzuheben, dass, wie der Verf. aus den rotuli der Universität Bologna und anderen Documenten nachweist, der seiner Zeit auf die Verbreitung der mathematischen Studien so einflussreiche Lucas de Burgo sancti sepulchri auch Lucas Pacioli genannt, welcher jedoch von der Möglichkeit der allgemeinen Auflösung der cubischen Gleichungen noch keine Vorstellung hatte und sie mit der Quadratur des Kreises in eine Linie stellte, im Jahre 1501—1502 an der Universität Bologna mathematische Vorlesungen gehalten hat, neben dem jüngeren Scipione Ferro, welcher die Regel zur Auflösung der Gleichungen von der Form $x^3 + px = q$ entweder schon damals kannte oder wenigstens nur einige Jahre später gefunden hat. Erörterungen über den Antheil, welchen Ferro an der allgemeinen Auflösung der cubischen Gleichungen hat, bilden nun den Hauptinhalt der vorliegenden Schrift des Herrn Gherardi. Aus Tartaglia's Mittheilungen in seinem Werke Quesiti etc. weiss man schon längst, dass Ferro seinem Schüler dal Fiore die Regel zur Auflösung der Gleichungen von der Form $x^3 + px = q$ mitgetheilt hat. Ein glücklicher Zufall hat aber Herrn Gherardi Documente in die Hand geführt, welche zu den seltensten Erzeugnissen der Buchdruckerkunst zu gehören scheinen. Die Händel nämlich, welche später zwischen Tartaglia und Ferrari, hinter welchem Cardanus stand, über die Ent-

deckung der allgemeinen Regel zur Auflösung der cubischen Gleichungen ausbrachen und welche mit einer öffentlichen Disputation endigten, wurden zuerst mittelst fliegender gedruckter Blätter, sogenannter cartelli geführt, die von beiden Gegnern an Gelehrte versendet wurden. Sechs solche cartelli schrieb Ferrari und sechs als Antwort Tartaglia. Im Lauf der Zeit sind nun diese fliegenden Blätter fast ganz verloren gegangen. Nur Fantuzzi bemerkt in seinen Notizie degli scrittori Bolognesi in dem Artikel Ferrari, dass Cassati in der biblioteca Belgiojosa in Mailand quaestionum monumenta quas cum Tartalea habuit (nämlich Ferrari) impressa gesehen habe. Auch giebt Fantuzzi an einer späteren Stelle Auszüge aus Druckbogen, die ihm in die Hände gerathen waren, welche deutlich zeigen, dass er hier einen Theil der cartelli vor sich gehabt hat. Es ist demnach kaum zu bezweifeln, wie der Verf. bemerkt, dass auch die erwähnten quaestionum monumenta nichts Anderes als diese cartelli sind und nicht, wie man es missverstanden hat, ein Bericht über diesen Streit. Gegenwärtig scheint sich der betreffende Band nicht mehr in der biblioteca Belgiojosa zu befinden, wenigstens konnte Herr Gherardi ihn dort ebenso wenig als in irgend einer öffentlichen Bibliothek Mailands finden. Herr Gherardi selbst aber kam allmählig in den Besitz der sämmtlichen zwölf cartelli, die er später in einen Band vereinigt an Libri verkaufte, nach dessen Ableben dieser Band mit dessen übrigen Büchern versteigert worden ist. Da Herr Gherardi eine genaue Abschrift zurück behalten hat, so wäre es gewiss wünschenswerth, dass er nach dieser die cartelli vollständig veröffentlichte.

Das Wichtigste, was diese cartelli für die Geschichte der Mathematik enthalten, besteht nun in einer Notiz, die in dem zweiten cartello des Ferrari vorkommt. Hier erzählt dieser nämlich, dass er und Cardan im Jahre 1542, also drei Jahre vor Erscheinen der ersten Ausgabe der ars magna des letzteren, in welcher zuerst die allgemeine Auflösung der cubischen Gleichung veröffentlicht wurde, bei Annibale dalla Nava, dem Schwiegersohne Ferro's und zugleich dessen Nachfolger in der Professur der Mathematik, gewesen seyen, und dass dieser ihnen ein schon vor langer Zeit von Ferro's Hand geschriebenes Manuskript gezeigt hätte, in quo istud inventum, eleganter et docte explicatum, tradebatur. Der noch lebende dalla Nave könne die Wahrheit dieser Angabe bezeugen.

Das Thatsächliche, was sich hieraus ergibt, ist also, dass Ferro eine schriftliche Arbeit über die Auflösung der cubischen Gleichungen hinterlassen hat. Ob aber diese Schrift nur eine ausführliche Erörterung der Auflösungsformel, oder auch, wie Herr Gherardi als sicher annimmt, eine Methode zu derselben zu gelangen, einen vollständigen Beweis derselben enthalten habe, muss noch immer zweifelhaft erscheinen, wenn auch zugegeben werden kann, dass die Worte docte et eleganter explicatum darauf deuten, dass die Schrift mehr als die dürre Regel enthalten habe. Es bleibt ferner fraglich, ob der Ausdruck istud inventum nicht blos sich auf die Regel bezieht, welche Ferro auch Fiore mitgetheilt hatte, nämlich die Regel für die Auflösung der Gleichungen von der Form $x^3 + px = q$ oder ob die Schrift, wie Herr Gherardi meint, die allgemeine Auflösung der cubischen Gleichungen enthalten habe. Es scheint

also doch sehr gewagt, wenn der Verf. annimmt, dass die in der *ars magna* entwickelte Methode durchaus keine andere sei, als die, welche Cardan in der fraglichen Schrift Ferro's gefunden habe (p. 83). Es ist keinesweges höchst wahrscheinlich, wie der Verf. annimmt (p. 80 und 115), dass die Erfindung selbst oder wenigstens die betreffende Regel, eine Reihe von Jahren, bevor Cardan und Tartaglia sie veröffentlichten, viel ausgedehnter bekannt war, als aus den Schriften derselben sich entnehmen lässt, oder dass gar diese Regel öffentlich in der Schule von Bologna vorgetragen wurde. Was hätte in diesem Falle das Verschweigen genutzt? und hätte Ferrari eine so bekannte Thatsache nicht gegen Tartaglia benutzt? Es ist also auch kein Grund vorhanden diesem Letzteren den Ruhm zu rauben, der zweite Erfinder der Regel zu sein, was ja Cardan selbst anerkannt hat, und ebenso wenig hat man Veranlassung seiner Versicherung keinen Glauben zu schenken, dass er die Gleichungen von der Form $x^3 + mx^2 = n$ früher als die von der Form $x^3 + px = q$ gelöst habe. Bei dem damaligen Zustande der Wissenschaft und bei unserer gänzlichen Unkenntniss der Methode, deren er sich bedient hat, lässt sich sehr wohl annehmen, dass sich die Sache wirklich so verhalten habe.

Ein Anderes ist es, wenn man ihm, wie Cossali thut, die Erfindung der Methode zuschreibt, die cubischen Gleichungen von ihrem quadratischen Gliede zu befreien, da er, wie Herr Gherardi richtig bemerkt, wahrscheinlich das Beispiel in den *quesiti*, woraus man dies geschlossen hat, aus der ein Jahr früher erschienenen *ars magna* genommen hat, wo sich dasselbe wörtlich findet.

di, Einige Material. z. Geschichte etc. 1747

bemerke noch, dass der Verf. ganz richtig geschlossen hat (p. 100), dass die erste Ausgabe des Werkes *de subtilitate* mehrere Jahre 1552 erschienen ist und dass also die Angabe Libri's (hist. des sciences mathem. 176 Anm. 1) die erste Ausgabe sei vom Jahre 1552 unrichtig ist. Es befindet sich nämlich auf unserer Universitäts-Bibliothek ein Exemplar dieser Ausgabe, welche Herr Gherardi auffinden konnte, die also ziemlich selten zu sein scheint. Es ist ein Band in Folio, der lautet: Hieronymi Cardani Medici Mediolani De Subtilitate Libri XXI. Ad illustrandum Principem Ferrandum Gonzagam, Mediolani provinciae Praefectum. Norimbergae Joh. Petreium, jam primo impressum. MDL. Das Titelblatt enthält auch noch eine Rede an den Leser, Joh. Petreius Lectori. Der Abschnitt *modus quo naves demersae recuperantur* findet sich Fol. 12. Jedenfalls ist also die Cardanische Schrift mindestens noch früher erschienen als Tartaglia seine Schrift zur Hebung der Schiffe in seinem *travagliata inventione*, welches erst 1551 erschienen kam, bekannt machte. Wenn Cardan in der Vorrede *de libris propriis* sagt, er habe diese Schrift schon vier Jahre früher bekannt gegeben — *quod edideram jam publice quadriennio prius* — so lässt sich dies vielleicht dadurch erklären, dass ein Theil des Werkes *de subtilitate* schon vor 1550 gedruckt und ausgegeben war, namentlich der Abschnitt *modus quo naves demersae recuperantur*, wie schon bemerkt, sich im Anfange des Buches findet.

Die Uebersetzung enthält noch in einem Anhange: 1) Das capitolo in rima, in welchem Cardan seine Formel dem Cardan mittheilte.

2) Ein Schreiben des Herrn Gherardi an Monsignor Grassellini über das Leben und die Arbeiten Ferrari's. 3) Notizen über die gedruckten Schriften Novara's von dem Fürsten Buoncompagni.

Ausserdem befinden sich unter dem Texte verschiedene Zusätze des Herrn Curtze. Was die Uebersetzung selbst betrifft, so ist dieselbe keinesweges elegant, vielmehr oft sehr undeutsch, zuweilen bis zur Unverständlichkeit und Unrichtigkeit. Als Probe mag der Satz (p. 88) dienen, wo es heisst: Auslassungen ... die sehr wenig ehrenhaft für das Andenken des hochberühmten ... Schriftstellers gedreht werden könnten (*potrebbero tornare* im Texte). Da eine Uebersetzung doch zunächst für diejenigen bestimmt ist, welche der Sprache, in der eine Schrift ursprünglich abgefasst ist, nicht mächtig sind, so ist es unbegreiflich, dass Herr Curtze nicht blos die Verse auf S. 26 und 32, sondern das Wesentlichste der ganzen Schrift, nämlich die Beweisstellen, auf welche der Verf. seine Behauptungen gründet, unübersetzt gelassen hat, wie S. 47, 62, 66, 67 u. s. w.

Stern.

Die Oberschwäbischen Bauern in März 1525 und die zwölf Artikel. Von Dr. Franz Ludwig Baumann. Kempten Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung. 1871. 102 S.

Die vorliegende Arbeit eines jungen Münchener Historikers schliesst sich an jene Reihe von Studien zur Geschichte des Bauernkrieges, d

seit einiger Zeit fast jedes Jahr um ein Glied erweitert. Man kann die fleissige durchaus als eine Fortsetzung der oben Abhandlung von Cornelius bezeichnen, Resultate Baumann zu stützen und näher ihren beabsichtigte. Zu diesem Zweck er eine gründliche Durchforschung der schwäbischen, Allgäuer und Bairischen Arch grossentheils selbst vor, soweit sie nicht, s Memminger und Kaufbeurer erst kürz methodisch durchsucht waren, und auch blieb hie und da eine Nachlese übrig, soweit eine Nachforschung nicht gänzlich tlos zu bleiben drohte, wie dies bei und Ueberlingen der Fall war. Abge von den Sammlungen des Stuttgarter Arpieten vor Allem acht Folio-Bände des ner Reichsarchivs unter dem Titel nkrieg Schwabhalb«, von Jörg bereits ich benutzt, eine Fülle von Korrespon-, Berichten, Bekenntnissen etc. Da sehr er kleineren Archive gar keine Ausbeute ten, so trat eine Reihe chronikalischer, welche zum grossen Theil noch der gabe harren, ergänzend ein. Von den uckten ist wohl die wichtigste die »rustica totius fere Germaniae« des Jakob Holz- welcher zuerst wagte, »eine pragmatische hte des Bauernkrieges zu schreiben«, den veröffentlichten Chroniken nimmt s Sabbata gewiss den ersten Rang ein, ens soweit sie die erste Periode der Em- schildert. (Vgl. G. G. A. 1869 St. 33). e ausführliche Zusammenstellung der n und Vorarbeiten« S. 80—85 von Bau- Schrift, in Verbindung mit der von Wirtemb. Gesch. IV. S. 251—253) gege-

benen Uebersicht kann nur dazu dienen, die Aufgabe einer späteren zusammenfassenden Darstellung des ganzen Bauernkrieges bedeutend zu erleichtern und ist alles Dankes werth. Baumann kam es zunächst darauf an, die Bewegung der Allgäuer, Seebauern und Baltringer auf ihre Anfänge zu verfolgen und zu zeigen, wie die drei Theile zu einem Bunde verschmolzen. Es ist ihm gelungen in den beiden ersten Abschnitten seiner Arbeit ein klares Bild dieser Vorgänge zu entwerfen, welchem man gegenüber dem etwas verwirrten Bericht von Zimmermann (Geschichte des grossen Bauernkriegs I S. 277—313) entschieden den Vorzug geben wird. Namentlich was über die Persönlichkeit und die Thätigkeit Sebastian Lotzers zusammengestellt wird, verdient Beachtung. Man wird gern zugeben, dass der Urheber der Memminger Verfassungsurkunde in Lotzer zu finden, und dass »eine Mitwirkung Schappellers nicht ganz unwahrscheinlich ist«. (Baumann S. 28). Weniger befriedigend ist die S. 100 gegebene Erklärung dafür, dass jenes bei Kessler S. 328 erwähnte Exemplar der Bundesordnung das Datum des 10. März trägt. Es ist doch zu beachten, dass Kessler von dieser auch im Texte sagt, sie sei »gantz vollendet und beschlossen uff zechenden tag mertzen«.

Ein allgemeiner Vorwurf, den ich diesen beiden ersten Abschnitten insbesondere, aber auch der ganzen Arbeit machen möchte, ist, dass eine Unklarheit über den doppelsinnigen Ausdruck »göttliches Recht« herrscht, welche zu mehrfachen Irrthümern führt. Wenn im Anfang und vor dem Ausbruch des Bauernkrieges davon die Rede ist, dass die Bauern sich auf das »göttliche Recht« berufen, so ist, wie mich

dünkt, darunter zunächst nichts zu verstehn, als dass sie ablehnen auf die geltenden in Gesetz, Gewohnheit, Vertrag beruhenden Rechtsnormen verwiesen zu werden, und diesen als in erster Linie gültige Rechtsquelle die heilige Schrift zu substituiren wünschen. In diesem Sinn beklagt sich Ulrich Schmid, dass die Herren »den armen luten ... erst das recht furschlachend« und stellt diesem, dem hergebrachten Recht gegenüber das »göttlich recht, so jedem stand usspricht, was im geburt ze thun oder ze lassen«. (Kessler 325). In diesem Sinn wird auch von Jörg (S. 246 ff.) mit Geschick in zahlreichen Beispielen dargethan, wie das »Evangelium« von den Bauern als Fundament »Christlicher Freiheit« betrachtet wurde. Ueber den Inhalt dieses göttlichen Rechtes ist damit freilich noch nichts gesagt, aber dass auch ohne dies das Wort ein blosses Schlagwort sei, falls es uns in den Forderungen der Bauern entgegen tritt, kann ich nicht zugeben. Baumann stellt diese Behauptung S. 48 auf, mit Bezug auf die 44 Artikel der Klettgauer, welche ich S. 104 meiner Arbeit über die zwölf Artikel, wenn auch zweifelnd, in den November 1524 gesetzt hatte, die aber, wie Baumann S. 49 entwickelt, dem Anfange des Jahres 1525 angehören müssen*). Es kann doch nicht gleichgültig sein, ob eine Partei sich plötzlich an erster Stelle nach einem

*) Das sie gerade erst im März 1525 entstanden seien, wie Baumann S. 49 will, scheint mir unbewiesen. Selbst der von ihm ebenda angeführte Grund für die Behauptung, sie könnten am 31. Januar noch nicht existirt haben, ist nicht durchschlagend, die Ansicht der Gemeinde Griessen ist um so weniger mit der der Klettgauer überhaupt zu identificiren, als diese ihre Klagen gegen den Grafen von Sulz richten, jene gegen den Abt von St. Blasien.

Gesetz, hier den im Evangelium enthaltenen Grundsätzen, berechtigt und durch dasselbe verpflichtet erklärt, welches früher gar keine Gültigkeit hatte; und dass in dem erwähnten Falle der Zürcher Stadtrath, und nicht etwa eine Anzahl evangelischer Prediger als Richter aufgerufen wird, kann dem Ernste, mit dem hier an das »göttliche Recht« appellirt wird, nichts nehmen. Es wird nicht eine Aenderung des Tribunals verlangt, sondern eine Aenderung des Codex, nach dem geurtheilt werden soll. Eben dieselbe Bedeutung hat es, wenn schon im December 1524 die Furtwanger erklären: »Sie begehren nichts dann des göttlichen Rechtes« und ähnliche Ausdrücke, die schon Ende 1524 unter den Bauern im Schwarzwald auftraten und zeigen, dass sich dem anfangs rein weltlichen Charakter der Bewegung ein religiöses Element, entschieden unter dem Einfluss der Lutherischen Lehre, beimischt (S. S. 103 meiner Arbeit).

Will man nun den Inhalt dieses »göttlichen Rechtes« erkennen, so muss man in den Artikeln der Bauern, und so auch in den zwölf, ganz scharf zwischen denjenigen Forderungen unterscheiden, welche schon in früherer Zeit geäußert worden sind und zwischen denjenigen, welche erst durch die Reformation geweckt wurden. Ranke hat, wie mir scheint, als diese neuauftretenden Forderungen ganz scharf und klar bezeichnet die Artikel wegen freier Wahl des Pfarrers, wegen Abschaffung des kleinen Zehnten, wegen Aufhebung der Leibeigenschaft (Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation II. 134). Nur von diesen Forderungen, wenn sie uns in Bauern-Artikeln begegnen, darf man sagen, dass sie eine »Kenntnis des gött-

mann, D. Oberschwäbischen Bauern etc. 1753

n Rechtes« zeigen. Das Auftreten der übrichon lange vor der Reformation bekanntenwerden ist für diesen Beweis ohne Werth,es kann nur verwirren, wenn Baumann mitg auf die Kaufbeurer und Kisslegger Arauch auch auf die Angriffe gegen Todfall,ste, Jagd-Monopol u. s. w. als Zeichen desenden Begriffes des »göttlichen Rechtes«ist.

unklar ist mir ferner, mit welchem Rechte von dem Pfarrer zu Essartsweiler gesagt »Er ist auch der einzige Landgeistliche,er am Bauernkriege Antheil nahm«. Wenn dieser Ausspruch auf Oberschwaben bein soll, von den übrigen Territorien zuägen, die der Bauernkrieg berührte, so nach Jörg S. 191 ff. der Gegenbeweis eine grosse Zahl von Beispielen nicht r zu führen. Auch scheint es mir etwasig auf alle Klettgauer Bauern zu beziehen,ur für die Gemeinde Griessen bezeugt ist, ch die Anerkennung des Rechtes ihresats-Herren, ihnen einen Prediger zu. (Baumann Anm. 27 zu S. 49) Baumann kennzeichnet an einer andern Stelle (S. ne Forderung der Gemeinde Griessen alsrein lokale. Im Allgemeinen wird doch zu läugnen sein, dass es die Bauerh-en des Schwarzwaldes waren, in deren Beg zuerst, und zwar schon im Herbst 1524rich aus in bewusster Weise, das religiösent eingeführt wird.

rchaus muss ich Baumann beistimmen,er die Kombination, die ich früher gewagt um eine Ueberführung der zwölf Artikelchwarzwald nach Oberschwaben zu erkläerwirft (S. 41 ff.). Ich selbst habe diesen

Versuch niemals für etwas anderes als eine Hypothese ausgegeben und dieselbe sofort zurückgezogen, als Felix Stieve gefunden hatte, dass der von Jörg erwähnte Fuchssteiner gar nicht der bekannte Diener Herzog Ulrichs sei. (Vgl. G. G. A. 1870 St. 10). Aber die Geschichte der Entstehung des Bauern-Programms wird darum doch nicht klarer. Nach erneuter Prüfung muss ich mit Entschiedenheit an der Ansicht festhalten, dass die zwölf Artikel die Vorlage der Memminger gewesen sind, in der Verneinung einer dritten Ansicht, das beide ein gemeinsames Original hätten, bin ich mit Baumann ganz einverstanden. Ich kann an dieser Stelle den früher vorgenommenen Beweis nicht nochmals führen, aber ich will doch eine Bemerkung nicht unterdrücken, welche einen Einwand Baumanns in seiner Bedeutung schwächen dürfte. In dem dritten Artikel der zwölf kommen die Worte vor, deren Erklärung einige Schwierigkeit gemacht hat: »ist der brauch bisher gewesen, dass man uns für yhr eygen leut gehalten habe«. Nach einer mir gütig mitgetheilten Abschrift lautet diese Stelle in dem ältesten Exemplar der zwölf Artikel, welches uns überhaupt erhalten ist, demjenigen im Bairischen Reichs-Archiv, folgendermassen: »ist der gebrauch bisher gewesen, das man uns für aigen leut gehalten hat«, das »ihr«, welches für eine Abhängigkeit der zwölf Art. von den Memmingern zu sprechen schien, fehlt also hier.

Die Ansicht, dass die zwölf Artikel die Vorlage der Memminger gewesen sind, erhält eine noch grössere Bedeutung durch eine Folgerung die unabweisbar aus ihr gezogen werden muss. Wer jene Ansicht theilt, muss auch mit Nothwendigkeit läugnen, dass die zwölf Artikel da

Programm des Oberschwäbischen Bauernbundes sind. Denn dieser Bund ist vor dem sechsten März 1525 noch nicht vorhanden, die Memminger Artikel aber tragen zwar kein Datum, müssen jedoch, wie Cornelius schlagend nachgewiesen hat, vor dem dritten März aufgesetzt worden sein. Diese Folgerung, welche man nur zu leicht übersieht, selbst wenn man die Priorität der zwölf Artikel vor den Memmingern zugiebt, wird auch, wie mir scheint, durch die Art und Weise, in welcher die glaubwürdigsten Quellen der zwölf Artikel gedenken oder gar ihre Erscheinung ganz mit Stillschweigen übergeln, in auffälliger Weise bestätigt. In den Verhandlungen des Schwäbischen Bundes mit der Oberschwäbischen Bauerschaft werden sie mit keiner Silbe erwähnt, und wenn Holzwart sie mit den Worten »*articulos ad suevicum foedus missos*« bezeichnet, so bedeutet dies dasselbe wie z. B. die bei Zimmermann I. 491 nach Archivalien mitgetheilte Anrede des Wendel Krees von Niedersall an die Grafen von Hohenlohe »Unsres ganzen Heeres Meinung ist, dass ihr auf unsere zwölf Artikel, welche von Schönthal euch zugekommen, schwören sollt«. Im einen Fall soll nicht gesagt werden, dass die zwölf Artikel gerade für die Beurtheilung der Grafen von Hohenlohe gemacht seien, und im andern wird nicht behauptet, dass ihr erster und ausschliesslicher Addressat der Schwäbische Bund gewesen, sondern in beiden Fällen bemächtigen sich die Bauern des allgemeinen Manifestes und senden es den Herren, mit denen sie eben zu thun haben.

Ich verspare mir für eine weitläufigere Untersuchung die nähere Ausführung des hier Angedeuteten und beabsichtige zugleich die Per-

sönlichkeit und Thätigkeit Hubmaiers, soweit sie hier in Betracht kommt, nochmals zu beleuchten. Doch will ich gleich jetzt bemerken, dass mir, Fabers Versicherung gegenüber, Hubmaier habe den Artikelbrief gemacht, Baumanns Versuch auch dieses Aktenstück der Autorschaft des Waldshuter Predigers zu entziehen, als der schwächste Theil der vorliegenden Arbeit erscheint. Es wäre zunächst nöthig gewesen, die Stelle Pflummerns, welcher etwa hundert Jahre nach dem Bauernkrieg schrieb, wörtlich mitzutheilen. Sodann scheint mir kein Gegenbeweis darin zu liegen, dass man den Artikelbrief bisher nur für den Schwarzwald nach dem 13ten April nachweisen konnte, während sich nunmehr ein Exemplar unter den Baltringern zeigt, deren Haufen nicht »in den ersten Tagen des Aprils für immer unterging«, wie Baumann sagt, sondern erst nach dem 14ten April, in Folge der Schlacht bei Wurzach (s. Stälin IV. 279). Ferner ist es etwas kühn, den Abschnitt des Artikelbriefs, welcher alle Schlösser und Klöster unbedingt in den Bann erklärt, eine »Weiterentwicklung des Schlösser-Artikels der Bundesordnung vom siebten März zu nennen. In diesem wird keineswegs die Absicht geäußert, Schlösser und Klöster zu vernichten, wie in dem Artikelbrief, es wird nicht einmal allgemein gesagt, Schlösser und Klöster sollten nur mit Gliedern des Bundes besetzt werden, wie Baumann S. 31 meint, sondern nur verlangt eine Vermehrung der bisherigen Besatzung solle sich aus Mitgliedern des Bauernbundes rekrutieren (»nit weiter ... versehen und ... besetzen. Ob sie aber weiter, dan bisher beschehen besetzen, das sollen sie thun mit Leuten diesser vereining verpunden« s. Cornelius 185). Von

diesem Standpunkt bis zu dem des Artikelbriefs war gewiss ein weiter Schritt, während die Waldshuter evangelische Bruderschaft in voller Uebereinstimmung mit dem Artikelbrief schon im Sommer 1524 die Tendenz hat, »alle schlösser und clöster und was den namen hat gaistlich zu zerstören« (s. »Die zwölf Artikel etc.« S. 62. 82 nach der Villingen Chronik):

Auf den interessanten Verfassungsentwurf einzugehn, den Faber gleichfalls unter Hubmaiers Papieren fand, nimmt Baumann keinen Anlass. Sehr verdienstlich ist, dass er eine Stelle aus Holzwart, die er zuerst aufgefunden, heranzieht, um mit ihr die Behauptung, dass Schappeler der Autor der zwölf Artikel gewesen sei, zu stützen. Auch ich bin geneigt gewesen, die Hand Schappeler, wenn auch nur in einzelnen Theilen des Bauern-Programms zu sehn und dem Memminger Prediger überhaupt eine Rolle in der Geschichte der Verbreitung der zwölf Artikel zuzuweisen. Vermuthungen dieser Art erscheinen nunmehr bekräftigt.

Indes erscheint es befremdlich, dass Baumann S. 66 jene Stelle aus Holzwart nicht vollständig veröffentlicht, wie sie zuerst nach seiner Mittheilung in Stälins Wirtembergischer Geschichte IV. S. 272 Anm. 4 erschien, sondern in einer Verkürzung, welche den Chronisten in Wahrheit etwas ganz anderes sagen lässt, als er zu sagen beabsichtigt. In der vorliegenden Arbeit lauten die Worte Holzwarts: »cum a rusticis cuidam praedicatori Memmingensi (dies ist Schappeler) essent allata (sc. gravamina, die zwölf Artikel), ipse detortis scripturis, ut est videre in marginibus, ea confirmavit et de suo multa adjecit«. In der Mittheilung bei Stälin bilden aber diese Worte nur den Schluss von

einigen Sätzen, welche folgendermassen lauten: »*hos articulos*, (es geht eine lateinische Uebersetzung der 12 Artikel voran) *ideo e Germana in Latinam transtuli linguam, ut in hoc opere cerni posset, quas causas rustici suae seditioni praetexerint. Quinque priores articuli* de eligendo parrocho, de decimis, de carnali servitute, de communi captura piscium, avium ferarum etc. *potissimum conficti sunt a falsis concionatoribus. Reliqui articuli* ad gravamina pertinent, quae cum a rusticis etc. wie oben. Der Unterschied im Sinn ist so gross und das ganz neue Licht, welches durch diese Stelle auf die Untersuchung über den Ursprung der 12 Artikel geworfen wird ist so überraschend, dass ich nicht verstehe, wie Baumann ihre erste Hälfte unterdrücken mochte.

Ich behalte mir vor zu besprechen, wer unter den »*falsis concionatoribus*« zu verstehn sein möchte, welche die ersten fünf Artikel gemacht haben sollen, inwiefern nun die Theilnahme Schappellers an der Autorschaft specialisirt erscheint, ob die ganze Frage nach dieser Entdeckung geklärt oder noch mehr verdunkelt wird. So viel aber möchte ich schon hier aussprechen, dass ich der Stelle eine um so grössere Bedeutung beilege, je mehr ich mit Baumann in dem Lobe Holzwarts als eines wohlunterrichteten, möglichst unparteiischen, gleichzeitigen Schriftstellers übereinstimme, dessen Arbeit von allen in dem Quellenverzeichnis genannten entschieden »die bedeutendste sein dürfte«.

Alfred Stern.

A. Nagel, Die Behandlung der Amaurosen und Amblyopien mit Strychnin. Tübingen. 1871. 8. 141 Seiten mit Holzschnitten.

Der Verf. beginnt mit einer Geschichte der Strychnintherapie. Die Behandlung der Erkrankungen der nervösen Theile des Sehorganes mit Strychnin ist eine alte. Sie kam aber völlig in Vergessenheit, um nun nach Erfindung des Augenspiegels und der endermatischen Methode wieder hervorgeholt zu werden.

Die dann folgenden Krankengeschichten verrathen im Krankheitsgenus durchaus keine Uebereinstimmung; bald finden sich anatomische Veränderungen des Augenhintergrundes, bald keine; auch in den Symtomen lässt sich keine Gleichheit erkennen, so dass man es ohne Stauen liest, wenn der Verf. p. 37 von einer roh symptomatischen Strychnintherapie spricht. Man begegnet Fällen von Asthenopie, von Contusionen des Augapfels, von Atrophie des Sehnerven, von Ischämie der Retina. In vielen Fällen war nur die Hoffnungslosigkeit jeder anderen Therapie die Indication für Strychnin, in manchen anderen ist die verflossene Zeit zu kurz, um von definitiver Heilung zu sprechen.

Die Darstellung der physiologischen Strychninwirkung in dem nächsten Capitel sticht sehr angenehm durch ihre übersichtliche Klarheit ab; sie zeigt aber durch ihre Lücken, wie viel noch an einer richtigen Deutung fehlt; es fehlen noch alle Vorarbeiten für den Gesichtssinn. N. schliesst, dass Strychnin ein Erregungsmittel für den Gesichtssinn, wie für die anderen Sinne ist, und vermuthet, dass es die electricischen Eigenschaften der Retina und damit das Eigenlicht modificire.

N. empfiehlt das Strychnin nur in Form der subcutanen Injection und in kleinen Dosen (0,0015—0,003). Dann führt der Verf. die Krankheiten auf, bei denen er Strychnin anrath. Von Amblyopien ohne objectiven Befund, ohne Einengung des Gesichtsfeldes, mit concentrischer Einengung, von plötzlichen Erblindungen ohne Befund geht der Verf. zu Amaurosen mit pathologischen Befund über, bis er zuletzt für alle Amaurosen Strychnin empfohlen hat. —

Der grosse Fortschritt der Ophthalmologie darf es natürlich nicht verhehlen, dass noch immer ein bedeutender Theil von Amaurosen theils unheilbar, theils selbst nicht in seinem Wesen bestimmt ist. Es soll auch weiter gar nicht geleugnet werden, dass in der neuen Aufnahme der Strychnintherapie ein Fortschritt liegt. Dennoch muss Ref. in dem vorliegenden Buche ein sehr bedenkliches Abweichen von dem neueren Gange der Ophthalmologie erblicken. Der Fortschritt dieser Disciplin ist gemacht durch genaues Umgrenzen der dunklen Gebiete und durch bestimmtes Herausgreifen umschriebener Krankheitsbegriffe aus denselben. Von allem diesen findet sich in dem vorliegenden Buche nichts; es ist ein blindes Umherschauen nach unbestimmten Erfolgen, welches erst durch längere Studien zu wirklichen Resultaten geführt hätte. R.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Heft 45.

8. November 1871.

A comparative grammar of South African languages, by W. H. I. Bleek, ph. D. Part II. The concord. Section I. The Noun. London: Lubner and Co. 1869. — XV—XXII und 1—322 S. in 8.

A handbook of the Swahili language as spoken at Zanzibar. Edited for the Central African Mission, by Edward Steere, LL. Rector of Little Steeping, Lincolnshire. London: Bell and Daldy, 1870. — XVI, 232 und 189 S. in kl. 8.

Mit dem ersten dieser zwei Bücher kommt aber desto angenehmer die Fortsetzung des Werkes von 1862, über dessen ersten Theil den Gel. Anz. von 1866 S. 956 ff. geredet wurde. Wir haben dort schon im allgemeinen die Wichtigkeit dieses alle die bis jetzt bekannten Sprachen sowohl des Kafir- als des Nama-Stammes umfassenden Werkes hingewiesen; und können bei dieser Fortsetzung um so kürzer uns fassen, da ein Haupttheil ihres Inhaltes von dem Unterz. schon in der Abhandlung

über die Haupteigenthümlichkeit der Kâfir-Sprachen näher betrachtet ist welche am 2ten Juni 1866 der K. Ges. der WW. überreicht in den Nachrichten jenes Jahres S. 175—190 erschien. Nur an einem Orte wie die Kapstadt und mit Hülfe der in diesem Fache einzigen Bibliothek von Sir George Grey (von welcher in den Gel. Anz. früher ebenfalls viel die Rede war) kann ein solches Werk verfasst werden welches zum ersten Mahle eine vollständige Uebersicht über den Bau aller bis jetzt bekannten vielen Sprachen des (wie der Verf. ihn nennt) Bântu- oder (wie wir ihn lieber nennen) des Kâfir-Sprachstammes gibt und diese mit den im Süden benachbarten aber sehr verschiedenen Nama (oder Hottentotten-) Sprachen vergleicht. Da der erste 1862 erschienene Theil des Werkes die Lautlehre enthält, so würde man hier nach der gewöhnlichen Weise aller Sprachen ausser dem Sinesischen die Wortbildungslehre als das nächste erwarten: wenn der Verf. dafür hier einen Theil einführt welchen er *the Concord* benennt, so bezieht sich dieser Name auf den ganz eigenthümlichen Bau der Kâfir-Sprachen von welchem auch in jener Abhandlung die Rede ist. Ob es wohlgethan sei von einer allerdings sehr eigenthümlichen Art des Baues eines weiten Sprachstammes die Wortbildung selbst zu benennen, ist eine Frage für sich: wir wollen jedoch an dieser Stelle darüber nicht entscheiden, da es gut sein wird die übrigen Abschnitte der hier kaum erst angefangenen Wortbildungslehre zu erwarten. Mögen diese nun bald weiter folgen! Der Verf. hat ein Werk unternommen welches die vielen Sprachen der zwei hier zusammengefassten Sprachstämme nicht bloss ihren rohen Stoffen sondern auch ihrem inneren

Wesen und ihrem ursprünglichen Zusammenhange nach beschreiben will: und da damit unsre heutige Wissenschaft zum ersten Mahle nun ein Werk von solchem Umfange und solcher Wichtigkeit aufzuführen wagt, so hoffen wir dass der Verf. es auch ganz seiner Bedeutung entsprechend vollenden werde. Es scheint nun dass die Wissenschaft der Afrikanischen Sprachen welche noch vor wenigen Jahrzehenden eine ebenso grosse Wüste war wie ihr Land selbst, jetzt noch früher aufgebaut werde als die der Amerikanischen, wie der Verf. hier in der Vorrede bemerkt.

Alle Sprachenvergleichung wie sie bis jetzt in neueren Zeiten unter uns insgemein betrieben wird, hat ihre grossen Gefahren und Schwächen. Wenn der Verf. z. B. S. 302 f. anmerkt das *-a* womit das Hottentottische seinen Accusativ bezeichnet sei wohl dasselbe mit welchem das Aethiopische und das Arabische ihre Accusative unterscheiden, so gibt das wenigstens einen Anlass zu weiteren Forschungen über einen möglichen Zusammenhang dieser zwei örtlich so weit von einander abliegenden Sprachstämme: aber wenn er hinzufügt auch das *-a* des Aramäischen *stat. constr.* könne mit jener Bildung des Aethiopischen und Arabischen zusammenfallen, so liegt darin eine schwere Verwechselung zweier Sprachbildungen welche von vorne an gänzlich verschieden sind. Darin aber stimmen wir dem Verf. vollkommen bei dass es endlich hohe Zeit sei den bei weitem zu engen Kreis von Sprachenvergleichung in welchem man sich bis jetzt unter uns gewöhnlich bewegte, mit dem unvergleichlich weiteren zu vertauschen welcher die Sprachen der ganzen Menschheit umfasst. Wir haben diesen Grundsatz nun schon so lange auf-

gestellt und so manches unternommen ihn ernstlich durchzuführen. Auch das hier angefangene Werk W. Bleek's wird dazu einen guten Beitrag geben, umsomehr wenn es ganz vollendet vorliegen wird. Der Name und Begriff einer »vergleichenden Grammatik« welcher vor 50 bis 60 Jahren unter uns aufkam, wird dann leicht wieder ganz verschwinden können, da er inderthat nur ein Nothbehelf war um eine höhere Entwicklung der Sprachwissenschaft anzubahnen; und es wird diesem Sondernamen so gehen wie etwa dem Beinamen »Kritisch«, welchen man in früheren Zeiten wissenschaftlichen Werken gerne vorsetzte obgleich sich von selbst verstehen sollte dass keine Wissenschaft ohne das ist was man in gutem Sinne Kritik nennen kann.

Wir verbinden jedoch hier mit der Anzeige dieses Werkes die des Werkes über die Suähili-Sprache von Edw. Steere, weil diese Sprache nur eine der vielen Sprachen in dem weiten Kreise des Kâfir-Sprachstammes ist. Von welcher Art diese Sprache der weiten Küsten von Zanzibar sei, kann man schon daraus erkennen dass der Verfasser in der Aufschrift seines Werkes statt *the Swahili* (besser Sawâhili) *language* noch kürzer auch hätte *Kisuâhili* setzen können, wie diese Sprache an Ort und Stelle genannt wird. Nun ist Suâhili ein rein Arabisches Wort welches soviel als Küstenbewohner bedeutet: die Kâfirsprachen drücken aber die Art und Sitte und daher auch die Sprache eines Landes durch ein vorangesetztes *Ki-* aus. Wie nun dieser Name *Kisuâhili* in dieser Weise aus dem Kâfirischen und Arabischen zusammengesetzt ist, so ist die ächt Afrikanische Sprache dieses weitgestreckten Küstenlandes überhaupt mit dem Arabischen schon aufs tiefste gemischt, weil die

Muslim hier schon seit langen Jahrhunderten herrschten und der lebhafteste Handelsverkehr dieser Küste mit Arabien ausserdem eine solche Mischung ungemein begünstigte. Was aus einer solchen Mischung zweier ganz verschiedener Sprachen am Ende werden müsse, kann man nun auch an diesem Falle aus einem uns bis dahin fast unbekannten grossen und mächtigen Sprachstamme deutlich sehen. Die Arabischen Wörter sind zwar zu Haufen eingedrungen, haben aber auf diesem Boden dennoch den Grundbau der Wörter und Sätze und sogar die Grundweise der Laute der eingebornen Sprache nicht zu ändern vermocht. In der That zeigt sich diese Erscheinung überall wo ein Volk seine Sprache noch nicht vollkommen entstellen lässt: die fremden Eindringlinge werden von dem herrschenden Geiste dieser Sprache angeeignet und damit dennoch beherrscht, und die höhere Einheit stellt sich dadurch her dass die fremden Stoffe als solche wie verschwinden. Dieses in solcher Weise an einer neueren Sprache deutlich zu beobachten, ist lehrreich genug: und man begreift dass sogar die Afrikanischen Sprachen Fähigkeit genug haben sich der eingedrungenen Fremdlinge wenigstens geistig zu erwehren.

Der Verf. dieses Werkes war nun selbst Jahre lang auf jener Küste, viel mit den Eingebornen verkehrend und sich ganz in ihre Sprache und Sitte einlebend. Vor einem Vierteljahrhunderte bahnten die Württembergischen Glaubensboten Krapf und Rebmann (dieser der erste Entdecker der Eiseisgletscher am Aequator) auf dieser Küste auch für die Erkenntniss und Beschreibung ihrer Sprache den ersten Weg: unser Englische Gelehrte tritt jetzt in ihre

Fusstapfen, und gibt mit viel reicheren und theilweise auch sichereren Hilfsmitteln ausgerüstet die erste vollständigere Beschreibung des Suâhili. Eine wissenschaftliche Beschreibung dieser Sprache reicht er den Lesern zwar hier nicht; und leider ist es noch immer das durch unsre Schulen überkommene in England aber noch ganz besonders zähe festgehaltene Muster der Lateinischen Grammatik wonach er die Stoffe vertheilt und beschreibt, obgleich Lateinisch und Suâhili schon auf den ersten Blick noch ungleich verschiedener sind als weisse und schwarze Menschen. Allein sonst fehlt es dem Verf. nicht an der Fähigkeit alles ganz verständlich zu sagen, insbesondere mit wenigen Worten die Hauptsache zu treffen. Dazu kommt dass das Werk, wie schon sein Name Handbuch andeuten will, den gesammten Sprachstoff so kurz und doch so deutlich als möglich zusammenfasst. Auch alle die Wörter des Suâhili werden hier nach ihren Hauptarten alphabetisch gesammelt und theilweise ausführlicher erläutert. Wir wünschten der Verf. hätte alle die Arabischen Wörter welche in diese Afrikanische Sprache sich eingeschlichen haben, mit einem Sternchen oder sonst durch ein Zeichen unterschieden: allein er unterscheidet kein einziges.

Die Lautlehre ist aber doch wirklich von dem Verf. zu kurz abgehandelt. Man wusste längst dass die Afrikanischen Sprachen und vor allen die Kâfirischen eine ungemeine Weichheit und Zartheit in der Vocalaussprache und in der Vermeidung jeder Anhäufung starrer und harter Mitlaute haben, so dass sie auch darin das gerade Gegentheil zu den Mittelländischen Sprachen in ihrer alterthümlichen Weise und namentlich zu den Deutschen Sprachen bilden. Auch

diese Sprachen allen Spuren nach von jeher gewesen, und nicht wie in mancher Hinsicht das Italienische erst in neueren Zeiten gewöhnlich so geworden. Der Verf. sagt daher auch 15 dass dem Suâhili ein Wort wie *strength* beinahe ebenso auch *black* unaussprechbar. Dennoch finden sich in ihm Wörter wie *ki, shtua, shtuna, staajabu, staamani, stahili, she, steherisha, stirika, stusha* (alles nach griechischer Aussprache), lauter ächt Afrikanische nicht einmahl dem Arabischen entlehnte Wörter. Man sieht also dass das Suâhili doch in gewisse Häufungen von Mitlauten gestattet: solche Ausnahmen hätte der Verf. näher berücksichtigen und erläutern müssen.

H. E.

Gesta Berengarii Imperatoris. Beiträge zur Geschichte Italiens im Anfange des zehnten Jahrhunderts von Ernst Dümmler. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1. 186 S. 8.

Als den Kern des Büchleins bezeichnet das Wort selbst den bereits fünfmal edierten *egyrius Berengarii*, das 1090 Verse lange nicht über Kaiser Berengar I., so genannt in der griechischen Ueberschrift des ersten Theiles. Der hier vorgezogene Titel stützt sich auf den einzigen vorhandenen Codex aus dem 11. Jahrhundert, früher in Padua, seit 1783 in Marciana zu Venedig, und steht in völliger Übereinstimmung mit dem mittelalterlichen Sprachgebrauch. »Diese neue Ausgabe«, meint der Bearbeiter, »müsste überflüssig scheinen,

wenn nicht der Text neu verglichen und die für das Verständnis unentbehrlichen Glossen zum ersten Male vollständig hinzugefügt worden wären — wenn ferner nicht, dürfen wir gleich hier bemerken, Dümmler durch die gründlichen vorausgeschickten Untersuchungen, durch die angehängten genauen Verzeichnisse der Urkunden Berengars und seiner Gegenkönige und durch die sorgfältigen Nachweise der Quellen für Glossen und Text selbst hier zum ersten Male ein eingehenderes Verständnis des Werkes geschaffen und ermöglicht hätte.

Die bisherigen Ausgaben des Gedichtes beruhten, wie in dem ersten Capitel der kritischen Erörterungen ausgeführt wird, sämmtlich — Leibniz 1707, Muratori 1723, Bouquet 1752, Pertz M. G. SS. IV, 189 ff. — auf der des Valesius 1663, die auf Grund einer von einem deutschen Begleiter des hamburger Philologen Langermann genommenen Copie veranstaltet war. Pertz hatte zwar 1821 von dem Codex Notiz genommen, sich aber keine Abschrift besorgt, und so unterscheidet sich die Ausgabe in den M. G. von den früheren nur dadurch, dass sie an einigen Stellen durch Morelli's Verdienst verbesserte Lesarten, die von demselben Gelehrten veröffentlichten weiteren Proben der Glossen und einen vervollständigten Nachweis der Entlehnungen aus den alten Dichtern darbietet. Dümmler hat nun die Handschrift zweimal, 1869 und 1870, genau verglichen und die manchmal schwer zu entziffernden Glossen Wort für Wort abgeschrieben: die vorliegende Ausgabe ist so sauber und sorgfältig gearbeitet, das kritische Material so vollständig mitgetheilt und verwerthet, dass nunmehr die älteren Editionen und fast der Codex selbst entbehrlich scheinen.

Die Glossen fand nach unverkennbaren Anzeichen der Schreiber der Handschrift bereits

Die Frage, ob der Dichter selbst sie angelegt, die Dümmler unentschieden lässt, müssen mit Wattenbach Heidelb. Jahrb. 1871, S. 357 und Scheffer-Boichorst, v. Sybel H. Z. 1871, S. 484 entschieden verneinen. Bemerkungen, wie I, 19: *deus falsum est*; 264: *si volumus accipere secundum quod Servius dicit, noxam pro noxiam dictum erit* (II, 114); 164: *bene dicit* (vgl. II, 278; III, 52); 147: ... *nam aliter non procedit, quia supra* etc. — konnte doch der Dichter selbst machen. Die verschiedene Schreibweise in Text und Glossen, wie I, 80: *Berinchium* und *Berengarium*; 82: *fedus* und *foedus* u. a. möchte daherhin vom Abschreiber herrühren, zumal auch Guido II, 102 das *Quido* der Glosse sich ebenfalls im Text auch einmal findet. Doch die Erklärungen des Scholiasten sind weder überall genau zutreffend (vgl. I, 230: *manipuli signiferi*; II, 15: *jure protervo* = *more antico*), noch so vollständig, wie zu erwarten wäre, wenn sie von dem Dichter selbst herrühren.

Während nämlich bei dem Glossator unentweder das Bestreben hervortritt, die aus andern Dichtern entlehnten Stellen zu bezeichnen (II, 261: *Terenz*; III, 160: *Sedulius*; 194: *Virgilius*; 270: *hic locus Virgilii est, verbum a Virgilio translatus* u. a.), sind ihm doch die meisten völlig entgangen. Dadurch wird der Werth der Glossen aber nicht viel geringer: sie sind vielmehr von einem Landsmann und Zeitgenossen des Dichters, wie allein schon die wenn auch sehr spärlichen historischen Bemerkungen zur Sprache darthun. Der Commentar zeigt uns, dass man im Mittelalter die Dichter las und interpretierte, in welchem Umfange und aus welcher

chen Quellen man die Kenntniss von Grammatik und Poetik sich aneignete.

Als derjenige, der auf das ganze Colorit der Sprache des Dichters am meisten einwirkte, tritt Vergil hervor: die meisten Entlehnungen aus ihm machen den Eindruck von Reminiscenzen. Förmlich geplündert ist Statius, besonders bei Bildern und Schlachtbeschreibungen, in einer Weise, wie sie weder in der Zeit Karl des Grossen noch im 11., 12. und 13. Jahrhundert vorkommt. Terenz, Juvenal und Horaz klingen auch mehrfach an; gründlicher wie diese hatte der Verfasser aber Prudentius, Sedulius und Boethius studiert, die neben Sidonius Apollinaris und Venantius Fortunatus auch in den folgenden Jahrhunderten noch vielfach gelesen wurden. Die Vulgata hat auf Stil und Ausdrucksweise weniger eingewirkt, als wir das bei ähnlichen Werken gewohnt sind, doch hat sich schon die Vermischung antiker und biblischer Vorstellungen, die Uebertragung verschiedener Prädicate, welche die alten Dichter Jupiter beilegen, auf Gott und Jesus vollzogen.

Der griechischen Sprache waren weder Dichter noch Glossator ganz unkundig — so möchten wir mit dem Herausgeber S. 7 sagen gegen Pertz, der den Dichter bezeichnet als *vir Graecarum aequae ac Latinarum litterarum peritus*, und Wattenbach a. a. O. S. 357, der annimmt die griechische Sprache sei »dem in seiner Art gelehrten Verfasser ganz bekannt« gewesen. Was hervortritt sind doch wesentlich nur einzelne Worte und technische Ausdrücke der Grammatik, wie sie sich in den nach Ausweis der Citate eifrig benutzten Arbeiten von Servius und Isidor, Fulgentius, Donatus, Priscian und Martianus Capella, sodann auch bei Beda und in

in späteren mittelalterlichen Vocabularien reichlich vorfinden. Mit Recht betont Dümmler, dass Homer dem Dichter nur dem Namen nach bekannt sei: die Hinweise auf ihn Prol. 3 und IV, 201 haben keine andere Bedeutung als wenn Donizo I, 63 neben Maro den Plato berühmten Versemacher bezeichnet. Man findet sicher in Italien, Frankreich und Deutschland im Mittelalter nicht den griechischen Homer, obgleich kaum ein lateinischer Dichter seiner Zeit es unterlässt auf ihn als unübertroffenes Muster zu verweisen. Der homerische Geniekreis freilich war bekannt genug und erst auf Grundlage der Schriften, die unter den Namen Dictys und Dares umgingen, später zahlreiche poetische Bearbeitungen in lateinischer Sprache.

Der Dichter lässt, hierin ganz episch, seine Persönlichkeit durchweg zurücktreten. Seine Heimat wird uns wohl stets verborgen bleiben; sein geistlicher Stand dürfen wir aus vielem schließen. Schwere Mühen hat er ertragen und lange Wege zurückgelegt Prol. 15 ff., d. h. nach dem Glossator, er hat eine Reise nach Frankreich gemacht; kümmerlich schafft er sich Kleidung und Nahrung. Dass er Langobarde war, ist leicht zu erkennen. Schon Valesius hat ihn in Padua, weil dort zuerst die Handschrift aufgefunden ist, oder in Verona, dem Lieblingsaufenthalt Berengars, gesucht. Zwar haben wir hier »mit allen Möglichkeiten« zu thun, doch ist nicht zu leugnen, dass Verona dem Dichter näher bekannt ist vgl. I, 148; IV, 45; II, 158. Hier ist wahrscheinlich hat er das Gedicht bald nach seiner Krönung, vielleicht schon im Jahre 916 — beginnt mit der Wahl Anfang 888 — abgefasst. (S. 10. 11). Unter den Argumenten für

seine italienische Abstammung hebt Dümmler hervor, dass er auch Arnolf und seine Deutschen als Barbaren bezeichnet III, 147. 159 — bemerkenswerth ist, dass der Scholiast das für Arnolf nicht gelten lassen will, da er mit Berengar verwandt sei. Die Beobachtung, »dass wir einer ähnlichen Geringschätzung der Nordländer auch bei manchen anderen italienischen Geschichtschreibern begegnen«, trifft zusammen mit dem, was Forschungen XI, S. 240. 251 für die spätere Zeit dargethan ist. Zu der Stelle III, 57: *Quam varios linguis, tam duros pectore et armis*, sowie zu III, 8. 10 durfte Isid. Etym. IX, 2, 97 (ed. Arevalo 1790) herangezogen werden. Schon bei Sidon. Apollinaris (ed. Savaro Par. 1598) S. 95 heisst es von den deutschen Völkern:

subito cum rupta tumultu

Barbaries totas in te transfuderat arctos;
und bei Venant. Fort. (ed. Luchi 1786) I, S. 391 in der viel gelesenen Vita S. Martini finden wir bereits für sie das *fera barbaries*, das Petrus de Ebulo I, 4 ebenso, und Lig. VII, 244 als *dissona barbaries* wieder erscheint. Vgl. noch Ven. Fort. I, S. 449. 470. 475. 482.

Von seiner dichterischen Fähigkeit spricht der Autor mit der grössten Bescheidenheit (vgl. S. 8; Prol. 13. 14 und lib. IV, fin.). Dies ist eine aus Horaz entnommene Eigenthümlichkeit lateinischer Poeten des Mittelalters von Fortunatus an bis ins 13. Jahrhundert; nicht weniger das Hervorheben der Beschränkung des Stoffes I, 15; II, 38 ff.; IV, 195: sie wollen sog. *summae* oder *compendia* geben vgl. Forsch. a. a. O. S. 198. Vorbild für manchen war hier vielleicht Venant. Fort. I, S. 460:

Historiae nobis oritur hic longior ordo,

Sed brevior via data per compendia currat.

Die Armut an bestimmten, besonders Ortsnamen, die z. B. Köpke auch bei der Hrotsuit betont, findet ihre Erklärung oft in der Scheu das Metrum zu verletzen. Die »seltsame Mischung von Unrichtigkeiten, ja Entstellungen des Thatbestandes« neben der genauen Kunde von Einzelheiten*) und einem lebhaften Antheil an den Dingen, wie sie nur ein Zeitgenosse haben kann, erklärt sich zwar zum grossen Theil aus der panegyristischen Tendenz des Werkes; wir erkennen aber zugleich daraus, dass es noch nicht wie später Brauch war, eine bestimmte prosaische Darstellung zu Grunde zu legen — höchstens bei der Beschreibung der Krönungsfeier in Rom könnte man auf eine solche schliessen, wenn man nicht annehmen will, dass der Dichter hier Augenzeuge gewesen. Auch die Nachlässigkeit und Ungenauigkeit der Zeitbestimmungen, die der Bearbeiter dem Dichter nachweist, finden in einer Reihe von ähnlichen Werken Analogien — man denke an Wilhelm von Apulien, die Vita Adelberti II. u. a. Die aufstachelnden Spott- und Hohnreden vor der Schlacht erinnern an die alte deutsche Heldensage, finden aber auch Vorbilder bei antiken Dichtern; ebenso wie diese sind die andern den handelnden Personen in den Mund gelegten Reden als freie Fictionen des Dichters zu betrachten. Wenn der Held dargestellt wird als *vir pius* (Prol. 30), wenn seine Milde gegen besiegte Feinde betont wird, so möchten wir solchen Aeusserungen nicht viel Gewicht beilegen (S. 47 ff.): dergleichen Prädi-

*) Vgl. dafür z. B. den Johannes Bracca-curta, Otto Rautenberg, Berengar von Friaul König in Italien 888—915, Berl. 1871, S. 57.

cate kehren als stereotype Redensarten gar zu oft an unpassender Stelle wieder, als dass man ihnen Vertrauen schenken dürfte. Auch der Ausmalung von Einzelheiten in den Schlachten darf man nicht historische Glaubwürdigkeit zu-messen; sie sind, wie Dümmler nachweist, nach antikem Muster gemacht, aus der feststehenden Schablone muss man die einzelnen Thatsachen mühsam eruieren.

So ist der geschichtliche Werth des ver-hältnismässig langen Gedichtes kein gar grosser, nur »nothgedrungen« benutzen wir es als Ge-schichtsquelle. Dennoch sind einzelne Partien von nicht geringer Wichtigkeit für den For-scher. Dahin gehört die Aufzählung der Käm-pfer vor der zweiten Schlacht, deren Per-sönlichkeit zum Theil schwer festzustellen war (S. 21—29). Einige gehören Geschlechtern an, die von Wido in Italien angesiedelt wurden, wie Anskar, den man durch Misverständnis der betreffenden Verse zu einem Bruder Wido's, andererseits gar zum Stammvater des Hauses Savoyen hat machen wollen. Dümmler hat mit Heranziehung des einschlägigen Materials die Einzelnen eingehend behandelt. Schwierigkeiten bereiten (S. 27. 28) die Verse II, 98 ff.:

Advolat Azo ferox subigens in bella sodales,
Vicinoque suas cogens ab limite turmas

Olricus, Latium Adriacis qua clauditur undis,
Ac labor est sevis gladios pretendere Hiberis.
Die Conjectur des Valesius, statt Hiberis Abaris zu lesen, ist mit dem Herausgeber zurückzu-weisen. Die Glosse bezeichnet die Hiberi als Saracenen, Ispani: diese per Adriaticum mare furtim ad Liguriam, quae pars est Italiae, navi-gantes maximam inferunt vastitatem. Dümmler nimmt Anstoss an »Ligurien«, das »allerdings

nals spanische Saracenen von Garde-Fraînet heimsuchten«, während die Saracenen die der Küste der Adria erschienen von Cretanen; er meint irgend eine Verwechslung esse hier vorliegen. Freilich: während der Dichter an die von Osten her kommenden Saracenen denkt, hat der Scholiast die spanischen Augen. Aufklärung giebt Papias, der nach vom Glossator citirten Stelle des Servius: *Hiberi nomen gentis juxta Hiberum fluvium posita beifügt: Hiberi vel Hiberes proprie gens Hiberis profecta, quae ultra Armeniam abit etc.*

Von besonderem geschichtlichen Interesse ist der die Kaiserkrönung, deren Beschreibung der zweite Theil des vierten Buchs ausmacht. Sie stimmt ganz mit dem, was wir sonst von dieser in feststehender Form sich vollziehenden öffentlichen Handlung wissen, wie das Dümmler im Einzelnen nachweist. Bestätigung erhalten einzelne Ausführungen des Dichters noch durch Guizot II, 1173 ff., wo die Krönung Heinrich V. dargestellt wird (vgl. bes. 1187: *Ad summam lae sua porrigit oscula papae* zu G. B. IV, c. 143). Der unserm Anonymus »eigenthümliche Zug, dass Berengar auf einem päpstlichen Rosse vorreitet«, dient vielleicht zur Erklärung von Otto Frising. G. F. II, c. 22, wonach Friedrich *equum faleratum insidens, ceteris pedibus stantibus*, von der Krönung zurückreitet. Auch wird jenes päpstliche Ross sein, dessen prächtige Ausstattung uns dann Lig. IV, 64 ff. beschrieben wird, wie überhaupt die ganze Schilderung daselbst v. 10 ff. bei näherer Verfolgung sich ebenfalls als auf genauer Kenntniss des Hergangs beruhend ausweist.

Mit grösster Sorgfalt hat der Herausgeber

die Entlehnungen aus anderen Dichtern verzeichnet. Da ihrer fast so viele sind, als überhaupt gute Verse oder Wendungen vorkommen, so werden sich immer noch einzelne unbedeutende Nachträge machen lassen: I, 47: *amor omnibus idem* vgl. Stat. Theb. V, 148; *innuptae puellae* Verg. Georg. IV, 476; I, 107: *sator terrae* Theb. III, 488; I, 175: *manus capulo* Theb. III, 362; IV, 557; 181: *spumantis equi* Aen. VI, 881; 201: *dejectum longe caput* Aen. IX, 770. 771; 196: *horrendisque sonat clamoribus aether* vgl. Aen. II, 222; 202: *fuso super arma cerebro* vgl. Aen. V, 412. 413; I, 207 ff. zu dem Bild vom Libyschen Löwen vgl. Luc. Phars. I, 205 ff.; I, 261: *Plus dixisse egisse, minus taxatur honestum*, wo vielleicht doch gegen die Meinung des Scholiasten hinter *dixisse* zu interpungieren und *minus* mit *egisse* zu verbinden ist, wird in der Glosse als *cujusdam sapientis Francigenae* bezeichnet; in etwas anderer Form klingt der Vers auch an Lig. IV, 37: *Ne plura loquens . . . inveniar dixisse minus*. — II, 181: *sternuntur corpora* aus Aen. II, 364. 365; II, 271: *oriturque miserrima caedes* aus Aen. II, 411; III, 76: *servate secundis Rebus eo vosmet* vgl. Aen. I, 207; III, 111: *ascensu petit ardua turris* vgl. Aen. VIII, 221; 115: *manibus . . . post terga revinctis* vgl. Aen. II, 57; 152: *placido sic pectore coepit* Aen. I, 521; der Halbvers aus Sedulius III, 160 findet sich auch Lig. VI, 389, wo das *moderator* Theb. III, 1 eingewirkt; III, 168: *has imo referebat pectore voces* Aen. V, 409; 169: *rerum metuenda potestas* vgl. Aen. X, 118. Zu dem *crimen vetiti pomi* 182 aus Sedul. vgl. auch *noxia vetiti pomi*, St. Donatus bei Ozanam, Doc. inéd. S. 55; 189: *dominabitur arvis* Aen. I, 285; 190: *vix effatus medio sermone*

mmmler, Gesta Berengarii Imperatoris. 1777

istit Aen. IV, 76; 279: condant ... sepulcro
n. III, 68; VI, 152; IV, 16: fama ... totum
gata per orbem Aen. I, 458; IV, 68 vgl.
eb. IV, 465: sancti de more parentis; 108
l. Aen. V, 688: pietas antiqua labores Respi-
humanos; 127: pervius usus Aen. II, 252;
6 ff. vgl. Georg. II, 105. 106; Boeth. II, 2, 1 ff.
eys.).

Für mittelalterliche Latinität bieten Text und
ossen des Interessanten nicht wenig. Die noch
n Pertz wiedergegebene Erklärung von Setina
, 159 = niederd. Setten, Satten, die Leibniz
gebracht, wird durch den Scholiasten = vina
etiosa a loco, wobei der Herausgeber auf
v. Sat. X, 27 verweist, endgültig beseitigt.
f das in elte = (ensis) in ore, in capulo I,
0; II, 74 ist S. 9 hingewiesen, ebenso auf
destuolum = cliothedrum; tirannus steht,
ereinstimmend mit mittelalterlichen Glossaren,
ld = rex fortis, wo es der Scholiast von
o ableitet, bald im bösen Sinne = invasor;
perbus sowohl = tumidus, supinus (I, 77. 79),
= nobilis; vector = currus; quirites III,
noch = Römer, im 11. und 12. Jahrh. =
rger überhaupt; III, 225 techna = fraus,
ecum est; häufig sophia = sapientia; III,
8: dedaleus = Grecus; III, 140: induviae =
icae ab induendo nach Isid. Etym., aus dem
auch wohl der Verfasser des Carmen de bello
konico kannte (II, 120) vgl. Waitz, Carm.
12; framea = lancea, auch häufig bei Donizo.
turma fremens II, 116, darf man anführen
Beleg für Carm. de bello Sax. II, 145, wo
itz das exercitus fremens gegen Ed. princeps
l Handschr. in frequens ändert. — pulsare
rogare. — repedare. — frivolum III, 136 =
um et vile, quasi fere obola scilicet valentia,

wozu der Herausgeber auf Papias verweist. Auch urkundliche Zeugnisse bestätigen diese im Mittelalter fast ausschliesslich geltende Bedeutung. So heisst es in einer Bulle Leo IX. für das Sophienkloster in Benevent v. 21. Mai 1052 Mansi XIX, 687 (Jaffé Reg. 3253): ita — soll das Kloster von jeder Dienstbarkeit gegen Montecasino frei sein — ut nec vox calumniatorum super hoc recipiatur aliqua, sed penitus habeatur *frivola et irrita*. Synonym mit *supervacaneum* steht es im Prolog zur 2. Distinctio von Eberhard, Fuld. Copialbuch, verfasst 1150—1165, gedr. bei Dronke, Antiqu. Fuld. p. VI. — IV, 94: castus = justus. — IV, 30 u. ö. inde = deinde, sehr häufig in Gedichten des 12. Jahrh.; quo fast immer statt ut; hic = tunc u. a.

I, 48. 49 finden sich Rhenus und Araris zusammengestellt als Vertreter der Deutschen und Burgunder; man könnte hier geneigt sein, wie Lig. II, 412 an die Aar zu denken, doch erklärt der Scholiast wohl richtig Sagonna. Vgl. Venant. Fort. I, S. 418: Rhenus, Arar, Rhodanus. Zu II, 104 wird nach Isid. der Rhenus a Rhodano abgeleitet: nam ex una provincia ambo fluunt. III, 27 heissen die Germani kurzweg Rheni, eine Bezeichnung, die im Mittelalter wohl nicht häufig vorkommt; vgl. Stat. Silv. I, 1, 51. Den Rhenus als Vertreter der Deutschen finden wir aber noch öfters im 12. Jahrh. grade in Italien. Zur Erklärung der von Lappenberg fälschlich aus gegenseitiger Benutzung abgeleiteten merkwürdigen Uebereinstimmung Helmolds und des Ligurinus in Bezug auf die Etsch Mon. Germ. SS. XXI, S. 5 dient noch die Bemerkung des Glossators zu I, 148: Athesis interpretatur »sine positione« i. e. instabilis: nam a privativa dictio

mmler, Gesta Berengarii Imperatoris. 1779

thesis dicitur positio; est autem rapidissima.

Wir schliessen unsere Bemerkungen über das Licht, das »trotz aller Mängel als geistiges einmal jener sonst so wirren und finsternen unvergänglichen Werth behauptet«, mit dem Wunsche, dass recht viele Herausgeber solcher Producte des Mittelalters sich die liegende meisterhafte Bearbeitung zum Muster nehmen mögen.

Den Gesta Berengarii hat Dümmler »einige Zeit nach nahe stehende Stücke, z. Th. unrukt, gleichfalls auf handschriftlicher Grundlage«, angeschlossen.

Das erste ist eine Ode auf den Bischof Adal- von Verona, bis 894 Erzkanzler und ver- ter Rathgeber Berengars, nach einer von Franz Rühl angefertigten Abschrift aus dem jetzt im Vatican befindlichen Codex des annten Klosters Bobio an der Trebbia Sec. in den sie eine Hand des 10. Jahrh. einge- gen. Das Gedicht, früher von Mansi und Nicolini fehlerhaft herausgegeben, besteht aus Sapphischen Strophen und ist, ganz im alten anenstil gehalten, immerhin »ein für jene bemerkenswerthes Beispiel gewandter Be- schung des Metrums«. Die Entstehung wird Sicherheit nach Verona gesetzt, der Autor gleichzeitig. Die beiden ersten Strophen be- ren sich mit G. B. II, 7 ff. (vgl. Aen. I, 230.); vgl. Carm.: *Siderum factor dominusque Qui regis ... Tu maris leges moderans et Tu poli lumen etc.*; dazu G. B. a. a. O.: *regis imperio celum, mare, sidera, terras, facis astra micent etc.* Doch darf man aus nicht sicher auf denselben Verfasser iessen, denn Aehnliches kehrt in Hymnen

jener Zeit wieder (vgl. auch Elpid. Carm. de Chr. Jes. benef. 3. 4. 61. 62). Die Worte sind hie und da des Metrums wegen merkwürdig durcheinander geworfen, besonders in Str. 10 und 11. Es heisst dort:

Ille sed diris stimulis resistit
 Galea scuto fideique spei
 Caritatisque, dominus que noster
 Contulit orbi;
 Isque lorica gladioque verbi
 Spiritus sancti etc.

Wattenbach a. a. O. S. 358 meint, wegen des Metrums müsse man v. 39 schreiben: Caritatis, quae dominusque noster, »wobei freilich que nur Flickwort ist«. Doch die von Dümmler gegebene Interpunction ist entschieden richtig. Man fasse das erste *que* als Eigenthümlichkeit des Codex oder als metrische Verlängerung, vertausche es einfach mit dem zweiten und lese:

Caritatisque, dominus que noster —

Wattenbach würde kaum Anstoss genommen haben, wenn der Herausgeber notiert hätte, dass dem Dichter ein paar Stellen aus der Vulgata im Sinne lagen. 1. Thess. 5, 8: *induti lorica[m] fidei et caritatis, et galeam spem salutis*, und Eph. 6, 16. 17: *scutum fidei et galeam salutis assume et gladium spiritus, quod est verbum dei* lehren, dass zu construieren ist: Galea spei, scuto fideique caritatisque, dominus quae noster. Das spiritus sancti ist nach der zweiten Stelle als Erklärung zu verbi zu fassen und zwischen Kommata einzuschliessen. — In Str. 13 erinnert senum baculum an baculum senectutis Tob. 5, 23; 10, 4; die Zusammenstellung mit virga an Jer. 48, 17; Ps. 22, 4. Zu Strophe 19 vgl. Joh. 14, 6. Den Druckfehler v. 115: *populus* statt -os hat bereits Wattenbach corrigiert; aber an

v. 54: vigor, v. 56: color, v. 66: substrahatur wegen Quantität und Position ändern zu wollen, scheint bei unserm Dichter nicht gerechtfertigt.

S. 137—154 vgl. 66—72 folgt die Invectiva in Romam pro Formoso papa aus einer von Dümmler März 1870 neu verglichenen Handschrift der Bibliothek des Veroneser Domcapitels. Ueber die berühmte Streitsache des Papstes Formosus handelte der Herausgeber bereits in seinem Werke Auxilius und Vulgarius. Die Abfassung wird frühestens 914 gesetzt, der Autor ist einer der von Formosus geweihten, nachmals der Weihe widerrechtlich beraubten Geistlichen, wahrscheinlich jener Eugenius Vulgarius, der auch den Libellus de causa Formosiana verfasste. Der Text, mehrfach zerrüttet, tritt uns hier in möglichst lesbarer Gestalt entgegen, und die Quellen sind auf's genaueste verzeichnet. Zu S. 137: tortuosus anguis vgl. Jes. 27, 1, dazu das Bild Theb. II, 410 ff.: *aspera erigitur serpens ... colla venenum = se-
vissimus anguis ... colla erigit ... sui livore
veneni* etc. Die Stelle S. 139: quem ab infancia ... elegisti ist zurückzuführen auf eine Vorschrift Stephan III. vom J. 769, Mansi XII, S. 719, und andere Bestimmungen, die sich bei Zoepffel, Papst-
wahlen S. 41. 44 ff. 74 zusammengestellt und erläutert finden. Zu S. 146 vgl. noch Jos. 9, 18: *Murmuravit itaque omne vulgus contra principes.* Die Sprache ist übrigens so sehr biblisch, dass sich leicht noch einzelne der Vulgata entnommene Wendungen erkennen lassen.

Aus einer Turiner Handschrift bieten S. 155. 156 vgl. 73 ff. vier bisher ungedruckte Bruchstücke von Briefen Johann VIII. Daran schliesst sich aus einer Pergamenthandschrift der Genter Universitätsbibliothek, von der Prof. Wagener

daselbst eine Abschrift besorgte, ein unbekannter Brief des Dogen Petrus Clerus an König Heinrich I. und Hildibert von Mainz, geschrieben zwischen 926 und 936. Er berichtet von einem in einem Grabe geschehenen Wunder und der erfolgten Taufe der Juden in Palästina und griechischen Reiche: Heinrich soll die Juden in seinem Reiche mittheilen, sie nöthigenfalls zur Taufe zwingen: si christianus, confusus et repudiatus regno abscedat!

Zu dem Anfang der rohen Version des Eptorediensers S. 159. 160 vgl. 75, die ebenfalls in der Agifred der Sammlung Pseudoisidor. Handschrift des Capitels von Ivrea vorkommt und die zur Verherrlichung des Königs dienen sollen, kann man noch verschiedene zahlreichen zum Theil wörtlich übereinstimmenden Subscriptionen in v. Leutsch, Pseudoeptorediensers 1870, Bd. II, S. 369 ff. Nach wie auch Wattenbach, Schriftwesen des Mittelalters S. 162 mitgetheilten Stelle des Codex Eptorediensers muss man wohl statt des unpassenden v. 3, vor dem Dümmler ein 'fit' setzen möchte, lesen: novissimus. Beigefügt sind einem anderen Eptorediensers Codex Bethmann aufgefundene Verse, deren Sinn der Herausgeber dem Leser durch Andeutungen hätte erschliessen dürfen.

Mit einem erneuten Abdruck des Codex Eptorediensers Wattenbach M. G. VIII edierten wieder das Zeichniss der Mailänder Erzbischofstele bis auf Arnulf († 1018) aus dem vorhandenen, einer ursprünglich Mailänder Bamberger Handschrift schliessen die Handschriften. Die letzten Blätter des i

Bändchens geben das bereits oben erwähnte Verzeichnis der Urkunden Kaiser Berengars und seiner Gegenkönige, dem wieder zur Einleitung eine kritische Erörterung vorausgeschickt ist.

Möchte dem Bearbeiter bald die »günstigere Gelegenheit« kommen, bei welcher er, wie er im Vorwort andeutet, in ähnlicher Weise »von seinen über Berengar hinausreichenden Studien Gebrauch zu machen« gedenkt! Deutsche wie Italiener — letztere haben bei dieser Gelegenheit ihm zuvorkommend ihren Beistand geliehen — werden sich ihm zu grossem Dank verpflichtet fühlen. Dr. A. Pannenburg.

Esperimenti sopra l'azione del cloralio idrato. Pei Dott. A. de Giovanni e A. Ranzoli. Milano, Fratelli Rechiedei. 10 Seiten in Octav. 1870.

Osservazioni sugli effetti terapeutici del idrato di cloralio. Lettera al Dott. Aliprando Moriglia dal Prof. Jacobo Moleschott. Torino 1870. 11 Seiten in Octav.

Sugli usi terapeutici del cloralio. Esperimenti clinici. Pei Dott. Verga e Valsuani. Milano, Gaetano Brigola. 1870. 39 Seiten in Octav.

Intorno l'efficacia ipnotica del cloralio idrato in diverse forme di malattie mentali. Cinquanta esperimenti fatti nel manicomio di Bologna ne' mesi di febbrajo, Marzo, Aprile 1870. Pel Dott. Ignazio Zani. Bologna, Tipogr. Gamberini e Parmeggiano. 1870. 89 Seiten in Octav.

Es gibt kaum ein neues Arzneimittel, die

Carbolsäure etwa ausgenommen, w
 Literatur der Arzneimittellehre und
 einen so reichen Zuwachs gebracht h
 Chloralhydrat, dem allein im Jahre
 als 100 Aufsätze in medicinischen
 ihre Genese verdanken. Besonders
 an Brochuren über diese Substanz
 lienische medicinische Literatur, a
 wir eine Hauptarbeit, die Abhan
 Luigi Porta, bereits in diesen B
 gesprochen haben. Die in der Uebe
 genannten Abhandlungen, ursprüngliche
 gesamt in Fachzeitschriften veröffe
 wie es jenseit der Alpen Sitte ist,
 selbständige kleine Schriften versen
 nen deshalb eine Hervorhebung, weil
 ren neben Porta und neben den
 Namias, Minich und Berti dieje
 welche um die Einführung der Chl
 in Italien die grössten Verdienste
 Schriften sind der von Porta entw
 alterig oder selbst von etwas früher
 z. B. die von Verga und Valsua
 rühren so ziemlich die sämtlichen V
 um welche es sich bei der therapeut
 wendung des Chloralhydrats handel
 dieses, die andre jenes, während ph
 Fragen ihre Beantwortung durch Th
 nur in der zuerst genannten Stu
 de Giovanni und A. Ranzoli ge
 ben. Es handelt sich in dieser Arbe
 lich um die Bestimmung desjenigen
 Nervensystems, auf welchen das Cl
 wirkt, in Bezug worauf die Verfass
 abweichenden Resultaten von dene
 Ländern angehöriger Autoren gelang
 Es stimmt mit unseren Erfahrung

was die Verfasser von der Irregularität der Respiration bei den mit Chloralhydrat vergifteten Thieren sagen, dass dadurch ein gefährlicher Grad des Chloralismus angedeutet ist; trotzdem in vielen Fällen der Chloraltod offenbar auf Lähmung des Herzens beruht, gibt es doch unzweifelhaft ebenso häufig Fälle, wo die respiratorische Lähmung dem Herzstillstande vorausgeht. Die Erscheinungen cerebraler Excitation, welche dem Schläfe vorausgehen, erklären Giovanni und Ranzoli für vorübergehend und daher minder markirt; für das Bestehen eines solchen Excitationsstadiums führen sie auch einen Fall aus der Klinik von Prof. Orsi in Pavia an, wo das Chloralhydrat eines Abends bei zwei Patientinnen, welche sonst nach dem Mittel vortrefflich schliefen, starke Aufregung und Delirien bedingte. Derartige Beobachtungen, zur Zeit der Publication der fraglichen Arbeit noch ziemlich selten, finden sich, wie meine Zusammenstellung in Schmidts Jahrbüchern (1871. N. 7. p. 91 sqq.) beweist, jetzt Dutzendweise in der Literatur, sind aber für die Frage vom Excitationsstadium nicht völlig beweisend, weil trotz aller gegentheiligen Behauptungen dem Chloralhydrat gar nicht selten, namentlich im Anfange, andre gechlorte Producte beigemischt waren. Das Excitationsstadium bei den Versuchsthieren der Italienischen Experimentatoren halten wir nicht für dargethan, weil es nur bei Hunden, welche verhältnissmässig langsam einschlafen, und bei diesen auch nur dann sich einstellte, wenn das Mittel in schmerzerregender Weise, d. h. subcutan denselben beigebracht wurde.

Auch Moleschott hat in seinem Sendschreiben an Aliprando Moriggia zwei

Fälle, wo das Chloralhydrat statt
tion hervorrief, mitgetheilt. Die
gesprochene Ansicht, dass die
kleinen Dosen allein vorkomme, ein
welche bei uns auch Oppenhe
ärztl. Intellbl. 32. 12. Aug. 1870)
die in Italien auch in Zani einen
gefunden hat, reicht nicht zur
von Porta und Cairns (Edinb
XVI. p. 371) mitgetheilten Thats
sehr grosse oder gewöhnliche D
wendung kamen. Offenbar genü
Erklärungsweise für sämtliche i
tung gemachten Beobachtungen, vi
bald die Dosis, bald mehr d
lität, bald mehr die Reinheit des
Betracht, ohne dass man in je
Falle im Stande wäre, das bezü
mit Sicherheit zu bestimmen.

Das Wesentlichste in der Mole
Brochure ist das Plädoyer des Ver
Anwendung des Chloralhydrats al
bei Neuralgien und bei cutaner
z. B. bei Eczema universale, wo
im Gegensatze zu einer Reihe
anderer Autoren sich befindet, wel
Neuralgien am wenigsten vom
wissen wollen, weil dem Mittel
Wirkungen des Opiums abgehen.
das Chloralhydrat auch als Hyp
schlägt, wenn die Schmerzen sehr
und dass nach Beendigung der
Schmerzen meistens in der alten
kehren, während nach der Anwend
cutanen Morphininjectionen dem
Periode zu folgen pflegt, wo die
weniger intensiver Weise als sonst

Moleschott, Osservazioni sugli effetti etc. 1787

beobachtet, dass es als feststehend angenommen werden kann. Besonders concludent sind dieser Beziehung die Erfahrungen von Alex. Well Adams (Glasgow med. Journ. II. 364. May 1870) und John W. Ogle (Lancet, IV. p. 267. May 1870). Dass die nervösen Schmerzen der Tabetiker nicht durch Chloralhydrat gemildert werden, wie dies Moleschott hervorhebt, findet auch durch Palmer (Arch. für klin. Med. VII. 2. p. 353. Bestätigung. Moleschott hat auch Chloralhydrat gegen Enuresis versucht, jedoch ohne Erfolg. Moleschott ist der Erste, welcher betont, dass weder Gehirnkrankheiten noch Nerven im Allgemeinen den Gebrauch des Chloralhydrats contraindiciren; ja er spricht die Ansicht unter Mittheilung eines erläuternden Falles aus, dass sich das Mittel besonders gut bei Schlaflosigkeit von Herzkranken bewähre. Das Mittel in mässigen Gaben bei Herzkranken unbedenklich gereicht werden kann, ist unsere Meinung, welche ihre Begründung in Beobachtungen findet, die Williams (Med. Times and Gaz. Sept. 1870) im General Hospital zu Worcester gemacht hat. Andererseits aber mahnen die Erfahrungen von Da Costa (Amer. Journ. of med. Sci. 1870), Drasche (Wien. med. Wochenschr. 21. 1870) und Habershon (Lancet 1870) zur Vorsicht bei der Darreichung, selbst mittlere Gaben bei einzelnen mit organischen Herzfehler oder einer Krankheit der grossen Gefässe behafteten Individuen, welche von Collapsus bedingen können. Ueberrasscht Moleschott selbst das Chloralhydrat nur in verhältnissmässig kleinen Gaben Anwendung gebracht.

Verga und Valsuani geht reits oben bemerkt wurde, welche in Italien das Chloralhydrat brachten. Leider stand reines Präparat nicht zu Gebote: benutzte war von der Mailänder *corrugiamento* geliefert und hint Lösung in Wasser stets 20% bestand. Es ist dieser Umstand bedadurch ihre Angabe von der coactiven Wirkung des Chloralhydrats in Application nicht conclusent, sen freilich durch Versuche mit Chloralhydratsorten, dass diese (ausreich auch von manchen Italienern wie Berti und Namias befürwortet) sationsweise unbedingt zu verwenden fallend ist ein Fall von Immunität gegen die in Rede stehende Substanz. Verga und Valsuani beobachtete schließ selbst nach 12 Gmm. des Mittels. Unter den Affectionen, in welchen Valsuani das Mittel gaben, sind Hyperästhesen, Manie und melancholie, auch ein Fall von Tetanus, der Ausgang nicht günstig war. Die Anwendung von Chloralsalbe auf Valsuani bei Uterinleiden und als Suppositorien den Erwartungen kaum entsprechend.

Die grösste, umfangreichste und dem Inhalte nach interessanteste Italienischen Schriften ist unstreitig die genannte von Zani, der im Irrenhospitale von Bologna unter der Direction von Biondi sehr ausgedehnte Versuche bei Geisteskranken der verschiedensten Art anstellte, sich auf nicht minder als 500

n. Die Resultate, welche er dabei erhielt, sind ziemlich genau mit den von Deutschen Ärzten erhaltenen. Zani erblickt in dem Chloralhydrat kein Heilmittel irgend welcher Krankheit, dagegen ein Mittel, um vorübergehend Ruhe und Schlaf zu schaffen, die in verschiedenen Formen des Irreseins, bei Manie mit oder ohne Hallucinationen, bei Dementia, bei Melancholia und selbst bei paralytischen Zuständen in geeigneten Dosen zu erzielen sind. Der Erfolg des Chloralhydrats auf den Verlauf der Nervenkrankheiten ist überall nur ein indirecter, indem das häufigste und lästigste, ja oft hauptsächlichste Symptom derselben, die Insomnie, dadurch beseitigt wird. Wir finden bei Zani, ferner, beiläufig bemerkt, auch auf die Möglichkeit, epileptische Anfälle durch Chloralhydrat zu kupiren, was später Weidner in Jena auszuführen hat, bereits hervorhebt, als Vorzüge des Mittels vor dem Opium den Mangel der verstopfenden Wirkung und die grössere Sicherheit der Misserfolge besonders betont. Eigenthümlich ist die Darreichungsweise, welche Zani empfiehlt. Statt das Mittel in irgend welcher Form innerlich oder in Klystierform zu geben, was bei uns üblich ist, rath er an, bei Nervenkranken dasselbe in der Form der Boli als Pulver in Oblaten zu reichen, auf die letztergenannten Applicationsweise, wenn nachtrinkend Wasser nachgetrunken wird, niemals Nebenphänomene seitens der Magenschleimhaut auftreten sollen. Zani hat ausserdem bei Nervenkranken, welche stark schnupfen, Chloralhydrat unter den Tabak mischen lassen und so in einzelnen Fällen grössere Ruhe, jedoch keinen Schlaf erzielt.

Theod. Husemann.

Gesta Romanorum von Herm
ley. Berlin, Weidmanns, 1872
1—320. gr. 8.

Die unter dem Titel Gesta Ro
kannte Sammlung von moralisire
Fabeln und Erzählungen bildet e
tigsten, aber auch der dunkels
wickeltesten Capitel in der Geschic
literatur. Es ist so viel und so
diese Sammlung geschrieben, d
überflüssig erscheint, auf die W
selben, auf ihre fast unberechenb
für die Literaturentwicklung nic
einzelnen Nation oder einer einz
gruppe, sondern der ganzen ge
von den Zeiten des Mittelalter
Gegenwart hinein, noch näher ei
Dunkelheit und Verwicklung der
bedarf einer ausführlicheren Darl
durch die bisherigen Untersuchun
mindert, sondern nur vermehrt w

Das Thatsächliche besteht k
dem. Die ältesten, um 1472 ged
lateinischer Sprache geschrieben
der Gesta Romanorum enthielten
Nummern; dieser Bestand erwei
sehr bald, noch früh in den si
des fünfzehnten Jahrhunderts, zu
und das so erweiterte Werk is
zählige Male gedruckte, übersetz
beitete Sammlung, die im gewöh
allein unter der Bezeichnung Ges
verstanden wird. Ich nenne diese
umfassende lateinische Sammlun
schiede zu den übrigen, sowohl ha
wie gedruckten Recensionen de

Daneben ist eine ähnliche, freilich nur einmal (Augsburg 1489) gedruckte Sammlung in deutscher Sprache vorhanden, welche denselben Titel führt, aber nur fünfundneunzig Capitel enthält, von denen manche mit dem lateinischen Texte übereinstimmen, andere dagegen völlig neu sind. Endlich existirt noch eine mindestens zehn Mal gedruckte und nur 43—44 Nummern umfassende Recension in englischer Sprache, welche gleichfalls eine Reihe im lateinischen Vulgärtexte nicht enthaltener Stücke in sich schliesst, und wie die deutsche Ausgabe das mit dem lateinischen Texte übereinstimmende vielfach in gänzlich verschiedener Anordnung wiedergibt, abgesehen von mannigfacher, oft einer Umarbeitung gleichkommenden Abweichung im Texte und namentlich in den Moralisationen. Die in französischer und holländischer Sprache erschienenen Ausgaben des Werkes sind nur Auszüge oder vollständige Uebersetzungen des Vulgärtextes.

Neben diesen, drei verschiedene Recensionen darstellenden gedruckten Ausgaben wurde allmählig noch eine lange Reihe von handschriftlichen Fassungen der Gesta Romanorum bekannt, ebenfalls sowohl in lateinischer, wie in deutscher und englischer Sprache, und auch hier zeigte sich fast durchgängig eine tiefgehende Mannigfaltigkeit der verschiedenen Handschriften, sowohl an Zahl und Anordnung, wie an Darstellung und Sprache der einzelnen Stücke.

Natürlich wurde die Frage über die Entstehungsweise, über Alter, Heimath und Verfasser oder Compiler der Gesta um so verwickelter und schwieriger — aber auch um so interessanter und verlockender — je bedeutender der Kreis der bekannt gewordenen Recen-

sionen sich erweiterte, namentlich eine ältere Handschrift aufgefunden nur mit einigem Rechte als die Grund-Vulgärtextes hätte gelten können. Die Recension wandte sich deshalb mit richtiger Einsicht und Verständnisse vom Vulgärtexte als einer unvollständigen Producte ab und den Handschriften der Vulgarität zwar zunächst in England; aber die Verbreitung der Handschriften brachte nur noch mehr Verwirrung in die bereits hinlänglich verwirrende Frage, weil sie sich auf den verhältnissmässig engen Kreis der in England aufgefundenen Manuscripte beschränkte, ohne die für die Geschichte ungehobenen Schätze des Continents zu berücksichtigen. Der bei Weitem grösste Theil der in England bekannt gewordenen Handschriften der Vulgarität war lateinisch geschrieben, es fanden sich nur einzelne Bearbeitungen in englischer Sprache, die aber bald als treue Uebersetzungen der in England befindlicher lateinischen Handschriften erkannt wurden, wie auch die lateinische gedruckte Text durch den Nachweis der handschriftlichen lateinischen Vulgarität blosser Uebersetzung sich erwies. Da diese Verhältnisse man Veranlassung, zwei verschiedene Grundrecensionen der Gesta anzunehmen, deren eine der continentale Vulgarität entsprach, deren andere aber eine der in England handschriftlich aufbewahrten Fassungen (meine Ms. Harl. 2270) betrachtet wurde. Zwar dachte man sich das Verhältniss zwischen der anglo-lateinischen Recension aus der die lateinische ständige Nachahmung des Vulgärtextes hervorging, freilich aus einer älteren, vom Continente stammenden handschriftlichen Fassung her, die die Grundlage sei. Diese Annahme einer continentalen und einer anglo-lateinischen Grund-

wurde in England zum Glaubensartikel, und auch in Deutschland schloss man sich derselben ohne jede Prüfung an, ohne daran zu denken, dass man sich damit selbst den Weg zur Aufhellung des allmählich tiefschwarz gewordenen Dunkels abschnitt.

Der einzige Weg aus diesem Labyrinth verwickelter Fragen, der einzige Grund, auf dem man hoffen konnte mit Erfolg weiterzubauen, war nämlich die Vergleichung nicht nur der von englischen Händen geschriebenen, sondern möglichst aller irgend zugänglichen Handschriften der Gesta Romanorum; und auf diesen Weg hingedeutet, ihn zum Theile schon selbst betreten zu haben, ist das Verdienst Sir Frederic Madden's, der in der Einleitung zu seiner im Jahre 1838 für den Roxburgh-Club veröffentlichten, leider nur in sehr wenigen Exemplaren gedruckten Ausgabe von zwei altenglischen Uebersetzungen der Gesta Romanorum das inhaltreichste und beste geliefert hat, was bis jetzt über unsere Sammlung geschrieben worden ist. Sir Frederic steht zwar noch vollständig auf dem Boden eines besonderen anglo-lateinischen Textes und betrachtet den gesamten Bestand der aus englischen Händen stammenden Handschriften als ein völlig abgeschlossenes und selbstständiges Ganzes, aber er erklärt doch ausdrücklich, dass eine endgültige Entscheidung aller einschlagenden Fragen nur von einer Vergleichung sämmtlicher erreichbaren Handschriften erwartet werden könne. Er selbst hat die Aufgabe übernommen, die Gruppe der in England geschriebenen Manuscripte durchzuarbeiten, unter gelegentlicher Benutzung der einen oder anderen Handschrift des Continents, von denen ihm fünf wenigstens theilweise bekannt geworden

waren, und er hat diese Aufgabe in der Weise gelöst, so dass das engl. Material einer umfassenderen Forschung und Grossen vollständig gesichtet und füglich stand.

Der bei Weitem grössere Theil blieb indessen noch zu thun; zunächst die Gleichung der auf dem Continente erhaltenen Handschriften, ferner aber die Ausbeute aus dem so gewonnenen Gesamtmaterial; die Lösung der mannigfachen mit den Gestalten verknüpften Fragen. In letzterer Hinsicht nämlich hatte die Durchforschung der Handschriften absolut Nichts geleistet. Eine definitive Lösung der gehäuften Schwierigkeiten konnte also, so weit sie überhaupt nur noch von der Bearbeitung der continentalen Manuscripte erwartet werden.

Der Lösung dieser Aufgabe ist das vorliegende Werk gewidmet. Um einen vollständigen Einblick in die zu diesem Zwecke angestellten Untersuchungen gewähren, und die aus denselben Resultate urkundlich belegen zu können, musste zunächst das von mir benutzte Material, die Verzeichnisse der Handschriften und Auszüge der handschriftlichen Handschriften vorgelegt werden. Der Reichtum an continentalen Manuscripten, die mir im Verlaufe meiner Arbeit bekannt wurden, ist, wie ich zu bemerken anfangen möchte, eine Benutzung zugänglich geworden ist, was mich sehr überraschen; dennoch haben sich manche Schwierigkeiten nach Titel und Aufbewahrungsort der Handschriften durch die Ungunst der Verhältnisse durch Verlust, Unauffindbarkeit oder Unmöglichkeit für Auswärtige der Benutzung

dennoch fürchte ich, dass meiner Nachforschung noch mancher in Klöstern und kleineren Bibliotheken oder im Privatbesitz befindliche Codex entgangen sein wird — aber auf der anderen Seite hege ich doch die feste Zuversicht, dass keiner derselben im Stande sein würde, die auf Grund des massenhaften, wirklich benutzten Materials gewonnenen Resultate wieder umzustossen oder auch nur in Frage zu stellen.

Die Handschriften der Gesta Romanorum, von denen ich mehr oder minder genaue Kenntniss erlangt habe, und deren Beschreibungen und Auszüge die Grundlage der vorliegenden Untersuchungen bilden, sind hundertachtunddreissig. No. 1—111 enthalten die lateinischen Recensionen aus Deutschland, Frankreich, Italien und England, No. 112—135 geben die deutschen Bearbeitungen, und No. 136—138 endlich die englischen Uebersetzungen, so weit wie möglich und erforderlich mit vollständigen Inhaltsangaben und Vergleichen; ihnen reihen sich die bereits erwähnten drei alten Drucke gleichberechtigt an. Dieser Bestand, obwohl von der überraschendsten Mannigfaltigkeit an Inhalt, Umfang und Anordnung, gliedert sich doch leicht zu drei durch bestimmte Merkmale characterisirten Gruppen, die sich am bequemsten an die drei Drucke, als ihre bekanntesten Repräsentanten, anschliessen. Diese zunächst sich darbietende Gruppierung wird aber wieder verschoben, wenn man den Einfluss, den eine Reihe von fremden Werken ähnlichen Inhalts auf die Gesta Romanorum ausgeübt haben, in Betracht zieht, und der mehrfach so tiefgreifend ist, dass er die Handschriften in einer völlig neuen Gliederung erscheinen lässt. Unter diesen Werken stehen die *Moralitates* des Englän-

ders Robert Holkot oben an, dann Moralisationen über die Declamationen weiter ein dem Fulgentius zugeschrieben, endlich die Fabeln Odo's von St. Alexander Neckam's, Werke und Notizen fast sämmtlich nach England hinweisen, daher für die Frage nach der Heimath der Gesta, zugleich aber auch für die Alter derselben von Wichtigkeit sind.

Die Resultate der auf Grund der Materialien angestellten Untersuchungen durchgängig negativ. Ueber den erstem oder Compiler des Werks bis auf die Handschriften die geringste Andeutung schon die nächstliegende Frage, die Namen desselben entzieht sich also keine Antwort; aber es hat doch Alles das werden können, was bis jetzt mit dem Schein eines Grundes an solchen hervorgehoben war. Die Entstehung der Gesta wurde meist in die Mitte des zwölften Jahrhunderts gesetzt; die Handschriften weisen verschiedenen Indicien auf ein bedeutend älteres Alter hin, aber Genaueres kann mit voller Bestimmtheit nicht festgestellt werden. Von jeder der drei Hauptgruppen wenigstens Ein Repräsentant aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts erhalten, und schon durch die gesonderte Gliederung, noch mehr durch die Reihe von inneren Merkmalen, liefert das Werk, das es zeigt, dass das Werk etwa ein halbes Jahrhundert früher entstanden ist. In Beziehung auf die ursprüngliche Heimath der Sammlung sprechen alle Indicien für die Heimath in England, aber die Möglichkeit, dass sie anderswo in Deutschland entstanden, bereits

nach England eingeführt, und dann erst auf dem fremden Boden zur vollen Entfaltung gelangt sei.

Eine letzte Frage betrifft das Verhältniss der alten Drucke zu den Handschriften. Von dem englischen Texte hatte sich schon früher herausgestellt, dass er nur die treue Uebersetzung einer noch vorhandenen lateinischen Handschrift sei, und ziemlich dasselbe ist der Fall gewesen bei der Bearbeitung in deutscher Sprache; der gedruckte lateinische Vulgärtext endlich ist nach Ausweis der handschriftlichen Fassungen so entstanden, dass den beiden ältesten, 150 und 151 Capitel enthaltenden Drucken ein einzelner, freilich nicht mehr nachweislicher Codex zu Grunde lag, welcher durch die Extravaganzen einer anderen, der zweiten Familie angehörenden Recension zu dem eigentlichen Vulgärtexte, der Ausgabe von 181 Capiteln erweitert wurde.

In Bezug auf die Darlegung und Begründung des vorstehend kurz Angedeuteten muss ich auf die Arbeit selbst verweisen. Die vorliegende erste Hälfte desselben enthält die Einleitung (S. 1—269) und den Anfang des Textes, welcher zunächst die Fassungen der ältesten Drucke Cap. 1—150 und 151—181, dann die Extravaganzen der deutschen Ausgabe, endlich einen umfangreichen Anhang der bis jetzt nur handschriftlich vorhandenen Stücke giebt. Den Schluss werden umfassende Nachweisungen über den Ursprung und die Verbreitung der einzelnen Capitel bilden, während über die unmittelbaren, zum grossen Theile völlig unbekannt gebliebenen Quellen der Sammlung bereits die Einleitung vielfachen Aufschluss giebt.

Hermann Oesterley.

Rabh. Ein Lebensbild zur Geschichte des Talmud. Nach den Quellen dargestellt von Dr. M. J. Mühlfelder. Leipzig, Oskar Leiner, 1871. XI und 83 S. in 8.

Rabh ist ein verkürzter Name welcher etwa dasselbe bedeutet wie wenn man jemanden unter uns Doctor nennen wollte. Der eigentliche Name des damit gemeinten Mannes war Abba: weil er aber der berühmte Stifter einer sehr verbreiteten Schule von Rabbinen wurde, nannte man ihn kurz Rabh oder, wie man gewöhnlich schreibt, Rab. Durch ihn wurde die Hauptschule Jüdischer Gelehrsamkeit gegen die Neige des zweiten Jahrh. nach Chr. aus Palästina nach Babylonien versetzt, wo sie dann einige Jahrhunderte hindurch auch nach ihm sich immer weiter entwickelte und als ihr grosses geschichtliches Denkmal den Babylonischen Talmud hinterliess. Von ihm ist daher auch im Talmude so oft die Rede; und wenn man die vielen zerstreuten Erinnerungen an ihn besonders aus diesen ältesten Quellen sammelt, so kann man noch ein ziemlich vollständiges Lebensbild von ihm entwerfen, wie das der Verf. der oben bemerkten neuen kleinen Schrift versucht. Ein wissenschaftlich sicheres und ebenes Verständniss des Talmud's gehört freilich heute noch zu den wünschenswerthen Dingen der Zukunft; und ehe dies grosse Bedürfniss näher befriedigt wird, lassen sich die einzelnen zerstreuten Züge von Erinnerung an einen solchen Mann schwer zu einem Bilde vereinigen welches ihn und seine Zeit als den Hintergrund seines Bildes sicher genug gezeichnet wiedergibt. Abba (Rabh) trug z. B. den Beinamen Arikha אריכא: unser Verf. meint dieser solle ihn als

den Restaurator oder Reformator bezeichnen. Allein dass das Wort diesen Sinn tragen könne, finden wir hier nicht hinreichend bewiesen, meinen vielmehr der Nebename gebe nur denselben Sinn wie wenn der Name Lang bei uns zu einem Mannes- und Familiennamen geworden ist. Es liegt aber unsern heutigen Begriffen und Redensarten zufolge nahe jemanden gern als einen Reformator zu denken: dieses mag den Verf. zu seiner Vermuthung geleitet haben. Aehnlich wäre es sehr unterrichtend wenn man aus der Geschichte Abba's nach S. 39—41 auch etwas über die Gnostische Secte der Peraten und die aus der Kirchengeschichte des dritten und vierten Jahrhunderts nach Chr. bekannten Monarchianer lernen könnte. Der Talmud erzählt nämlich etwas von dem Verhältnisse Abba's und seines jüngeren Freundes und Nachfolgers Samuel zu **בי אבירן** und **בי נצרטי**, und es leidet keinen Zweifel dass damit zwei Schulen oder vielmehr Secten jener Zeit gemeint werden; denn hierauf führt das aus **בי** abgekürzte **ביה**. Die sprachlichen Künsteleien aber durch welche der Verf. in jenem Worte die sehr selten genannten Peraten, in diesem die mit ihnen in gar keinem Zusammenhange stehenden Monarchianer finden will, scheinen uns äusserst bedenklich zu sein: ja schon ihre Erklärung und Widerlegung würde hier so umständlich werden müssen dass wir die Leser welche das nähere erfahren wollen, lieber auf das Buch selbst verweisen. Sind jedoch unter den zwei Namen die Ehjonäer und Nassaräer zu verstehen, wie nach den Zeitumständen wahrscheinlich ist, so würden wir einfach **אבירן** für **בי אבירן** und **נצרטי** für **בי נצרטי** zu lesen rathen. Beide sind auch nicht einerlei, wie der Verf.

meint, sondern verschiedene obwohl einander verwandte Arten von Juden.

Sind nun die einzelnen Stoffe zu ein Ganzes entworfen werden soll rein und klar genug gegeben, so gibt auch das Ganze welches aus ihnen gesetzt wird vielleicht auf den ersten Blick wohl sehr lebendig, wenn man nämlich eignen willkürlichen Lebendigkeit mehr zuthut, aber nicht so sprechend lebendig als das wirkliche Leben einst war. Vielleicht dass das auch hier vielfach der Fall sein kann das auch schon aus den vielen Ausdrücken und Schlagwörtern dieser Tage erkennen womit der Verf. seine Sprache zu beleben sucht. Ob mit seinen besten Schlagwörtern die alte Welt mit der neuesten Münze geschlagen werden kann? Frage: wir haben aber schon zu oft solche neueste noch ganz glänzende Münzen wieder umgeschlagen werden müssen. Solche Leser jedoch welche sich ein Kenntniss von dem etwaigen Angesichte des Gründers der Talmudischen Schule erwerben wollen, genügen die lebendigen Darstellungen des Verf. vollkommen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 46.

15. November 1871.

Ernst Immanuel Bekker, Professor zu
Greifswald, die Aktionen des Römischen
Privatrechts. I. Band. Jus civile. Ber-
lin, Verlag von Franz Vahlen, 1871. XIV und
201 S. 8^o.

Begriff und Wesen der Actio sind seit
Windescheids bekannter Schrift über dieselbe
der Gegenstand einer Reihe von Meinungs-
äusserungen und Erörterungen gewesen, deren
Verfasser diesen Grundbegriff, seine Stellung zu
unserem Deutschen Wort Anspruch, seine spe-
zielleren Verhältnisse bei actiones in rem und
in personam und seine Beziehung zum Begriff
der obligatio aus den Quellen zu eruiren und zu
formuliren mit Aufbietung alles Scharfsinns be-
müht gewesen sind. Auch der Verfasser des
unter der Ueberschrift genannten Werkes gehört zu
den Schriftstellern, die sich an diesen Erörte-
rungen betheiligt haben (Jahrbb. f. gem. R.
Bd. 4 S. 178 ff. Krit. VJS. Bd. 5 S. 389 ff.)
Seine gegenwärtige Arbeit, welcher er in
der Zeitschrift für Rechtsgeschichte (Bd. 9

S. 366 ff.) eine kurze Ankündigung, Verhältniss von Actio zu Obligation vorausgesandt hat, ist bestimmt, seine Meinung über denselben Gegenstand auszulegen und zu begründen: nicht ausschliesslich diesen Zweck verfolgend intendirt der Verf. eine historische Entwicklung des gesammten Actionenrechts und der wichtigsten Spezies, dabei aber mit Rücksichtnahme auf den Grundbegriff und die gemeineren Beziehungen. Die Früher angeordnete Arbeit, von welcher der vorliegende Band das Jus civile umfasst, während der zweite prätorisches und Kaiserrecht behandelt, denkt der Verf. demnächst für eine Darstellung des Obligationenrechts zu verwenden.

Die Grundzüge der Theorie des Actionenrechts von ihm in der Einleitung dargelegt, werden jetzt zunächst zwischen actio und obligatio vertheilt. Das Wort Anspruch ist ein deutsches Wort, in welchem es sich um das römische Recht handelt, fragt es sich vor Allem, was der Verf. unter Anspruch versteht? Die Antwort verweist uns auf die römische Frage: »quid venit in actionem?« gegen andere: »an sit actio?« Wie die Fragen im römischen Prozesse zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Stellen (in iudicio), von verschiedenen Personen (actor, iudex, arbitri, recuperatores) gestellt worden, so habe auch die römische Theorie die actio und das quid venit in actionem die Ansprüche, streng auseinander gesetzt. Actio nämlich sei ein Rechtsverhältniss zwischen dem Activsubjecte, dem Passivsubjecte, dem Magistrat; ein publicistisches Recht

gegen den Magistrat auf Einsetzung eines judicium, ein privates gegen das Passivsubject auf Uebernahme des judicii, d. h. auf die zum Zustandekommen desselben erforderliche Mitwirkung; Anspruch ein Rechtsverhältniss zwischen Activsubject, Passivsubject und judex: gegen das Passivsubject ein privates Recht auf die nach richterlicher Anerkennung zu exequierende Leistung, gegen den judex ein publicistisches Recht auf Gewährung dieser Anerkennung bezw. unter Litisästimation. Anspruch somit ein selbständiges, der actio gegenwärtiges, concretes Recht auf Leistung, zwar ausgestattet mit öffentlicher Anerkennung, d. h. in der öffentlichen Meinung, aber staatlich nur dann geschützt, wenn es zugleich in eine actio fällt, wie es wiederum auch unter mehrere actiones fallen kann; actio hingegen ein möglicherweise gänzlich inhaltleeres, abstractes Recht, so lange es nicht durch besondere Ansprüche erfüllt ist (actio tutelae), oder auch vielleicht sofort mit dem Ansprüche verbunden (actiones ex delicto).

Weiter bezeichnen »obligatio« und »actio in rem« dasselbe Verhältniss, die Möglichkeit des Zwanges zur Uebernahme des judicii. »Eine Person kann nur durch eine actio in personam gebunden werden,« nicht durch actio in rem, »in rem actionem nemo suscipere cogitur« (1. 156 pr. D. de R. J. 50, 17. L. 80 D. de V. 6, 1). »Wol aber mag die actio in rem gebunden zur rei obligatio, denn an der Sache haftet diese actio so fest, wie die actio in personam an der Person, die Sache ist unweigerlich gebunden durch den Aktionszwang«, ein Rechtsverhältniss, welches der Ausdruck rei obligatio in Pfandbestellung bewährt, während bei der

Vindication, die älter ist als die Actionen, Obligationenbegriffs, dasselbe durch die Worte »res mea est«, »res Auli Agerii« eine geeignete technische Bezeichnung erhalten. Mehr als dies, dass die Sache durch actio gebunden sei, besagt die rei obligatio nicht, namentlich sind sie nie darauf verfallen, dass die oblige verpflichtet sei zu dem ihrer Natur möglichen Handeln Allerdings sollte werden, das ist die im Hintergrunde liegende Absicht, und gezwungen wird aber nicht zum Leisten, sondern von dem, was dem Zwingenden eventuelle für das Ausbleiben der Leistung gebietet. Die Obligation ist der heutigen Zeit das Recht einer Person wider eine andere auf Leistung; darin dass wir das als Recht bezeichnen, liegt die eventuelle Möglichkeit eines staatlichen Zwanges. Obligation im heutigen Sinne umschliesst Gezwungenwerdenkönnen und die Verpflichtung zur Leistung, während der römische Begriff ersteres ausdrückt, letztere dem Anspruch angehört. —

Der weitere Inhalt des Buches ist der Weise disponirt, dass der Verfasser von den Legis-Actionen ausgeht und darauf von der l. a. per condictionem zum Formularprozess gelangt (Kap. 4). Der letztere zerfällt ihm in das de actionibus und in das de sponsionibus, das eine eigenthümliche Gruppe bildet, die sich mit Interdicten so gut wie verbunden, bald die Hauptfrage, bald Nebenpunkte betreffen, bald Präjudizialpunkte betreffen. Unter den Actionen sind den actio

nam die Kap. 5—10 gewidmet, nämlich die Kap. 5—7, den bonae dei actiones Kap. 8, das Kap. 9 nehmen die Delictsklagen, Kap. 10 Noxalklagen und actio damni infecti ein. Dann folgen Kap. 11 die actiones in rem, Kap. 12 die judicia duplicia mit Ausschluss der interdicta duplicia, also die »Auseinandersetzungs-« und Theilungsklagen. In Kap. 13 werden die erwähnten »Streitprovisionen« erörtert, an welche sich in Kap. 14 querela inofficiosi testamenti und praejudicia anreihen. Den Schluss bilden die Beilagen —N.

Die nähere Darlegung des Zusammenhanges der obligatio mit dem Actionsbegriff scheint der Verf., abgesehen von demjenigen, was er in der Zeitschrift f. R. G. (a. a. O.) darüber vorgebracht hat, späterer Ausführung vorbehalten zu haben. Fragen wir dagegen, wie sich des Verf. allgemeine Anschauung über die Begriffe Anspruch und actio bei den einzelnen Actionsarten gestaltet, so gehört die Scheidung zwischen ihnen nicht schon den executorischen Legisactionen der manus injectio und pignoris capio an, sondern erst den später entstandenen cognitorischen, der sacramenti actio, der iudicis arbitrive postulatio, der l. a. per conditionem, bei denen kein störendes Ueberwiegen der Selbsthülfe mehr stattfindet« (S. 74). Hier wo der Magistrat die »Aktionszeugungskraft« der vom Kläger behaupteten Vorgänge, die Zulässigkeit der actio nach allen Richtungen (insbesondere auch gegenüber confessio und iuramentum in iure) beurtheile, der iudex dagegen, wie am Beispiel der actio fiduciae näher gezeigt wird, entscheide, ob diese Vorgänge dargethan seien, ein Punkt, der seine Thätigkeit derjenigen der

modernen Geschwornen in Strafsache (S. 70), ferner ob dieselben den Begehren des Klägers entsprechen und welche Action auf diesem Grunde dem Kläger erwachsen — hier sei der Dualismus zwischen Anspruch entstanden, und wiederum in diesem Zusammenhang entwickelt worden, dass jede Action beliebige Ansprüche in sich enthalten könne und jeder Anspruch nur mit einer Action zu verfolgen sei, mit denen die Actionen in ihren gehörigkeitsverhältnissen stehe (S. 70). Der Formularprocess, zu dem wahrscheinlich per condictionem die Brücke gebildet ist, in der diese Verhältnisse die gleichen geben, dass insbesondere noch die Aestimation der Action mit der Hauptsache verschmolzen ist (S. 88). So bilde die Zeit von der Entstehung der Formeln bis zu Julians Edictsredaction und der römischen Juristen eine einzige Geschichte der Entwicklung des Actionenrechts, theils auf Herstellung und Fortbildung der Actionen, theils auf Normirung der Formeln, der ertheilten Formeln und die Gränzen der einzelnen Formelfelder bezogen. Der Schwerpunkt der Entwicklung der Actionen liegt in letzteren Theil der Arbeit, und sei dem officium judicis zugefallen. Die römische Verf. zunächst an den Conditionen der Actionen. Sei die Gränzlinie des dare oportere der zwölf Tafeln eine feste nicht veränderliche, ergebe theils die Natur der Verhältnisse, theils Plautus an verschiedenen Stellen, dass die conditio certi nicht auf Ansprüche beschränkt, latio, expensi latio, adnumeratio etc. haben könne, sondern auch solche Actionen, die Delict und Delict, namentlich aber die aus den realen Quasicontracten (inductio, etc.) umfasst habe, dass über

letzung, Wille und Bereicherung als allgemeine »Actionsgründe« bis in die älteste Zeit zurück angesehen werden müssten (S. 133). Handle es sich dabei um die Capacität der Formeln, so dürften, sofern die *condictio certi* in die Formeln *de certa pecunia* und *de alia certa re* zerfalle, die realen Quasicontracte vorzugsweise an die letztere gewiesen worden sein, also die *condictio triticaria*, deren Formel (*quantum ea res erit*) dem »zum Theil sehr elastischen Erfolge« derselben entspreche (S. 107). Bei der *condictio incerti* komme, was die Formel anbelangt, nur die Differenz des Objects in Betracht, die Ansprüche, die mit ihr geltend gemacht werden können, seien keine anderen, wie bei der *condictio certi*. Demnach stellten sich die angeführten Actionsgründe als allgemeine Gründe der *condictio* dar, und seien selbst da, wo bei der späteren Entfaltung des Actionenrechts eine Concurrenz von Conditionen und anderen Actionen statuirt werde, die unterscheidenden Kennzeichen der Conditionen geblieben, während es nach Keller nur auf das Moment der bestimmten Geldsumme angekommen sei, auf welche die Klage zu richten (S. 136 ff.). — Bei den *bonae fidei actionibus*, deren Entstehung der Verf. in die Zeit zwischen Cato und Qu. Mucius und Cicero verlegt, erweitere sich mit dem Zusatz *ex fide bona* zur Formel *quidquid d. f. oportet das officium iudicis* und das Gebiet des Anspruchs, so namentlich in Beziehung auf *dolus*, *culpa* und *casus*, wie umgekehrt Compensation eine Verminderung begründen könne. Die Clausel, deren Bedeutung mit der Zeit allmählig gewachsen, wie sie auch nicht gleichzeitig allen *b. f. actiones*, die wir kennen, zugetheilt sei, beruhe wesentlich auf der Berücksichtigung des

consensuellen Moments bei den Gesch
dasselbe seinen Ausdruck gefunden
nur nach Sitte und Gebrauch zu
sein (Kap. 8). — Einen Gegensatz
her betrachteten Klagen bieten die
delicto dar (Kap. 9). Aus dem Delict
nämlich actio und Anspruch zu gl
doch zeigen auch hier die Concurr
licts- und Contractsklagen für den
spruch, wie auch die Möglichkeit i
ren u. A. das dualistische Verhältni
spruch und actio. Schärfer noch t
bei den Noxalklagen und dem dam
hervor (Kap. 10), wo die Klage g
thümer auf noxae dare oportere ge
der Anspruch selbst aber eigentl
Schaden stiftenden Objecte haftet,
bei actiones in rem.

Damit ist der Verf. an die zweite Klagengebiets gelangt, die actiones, unter welchen er (Kap. 11) rei vindicatio, confessoria und negatoria, hereditaria, schliesslich die actio ad exhibendum, welche letztere mit dem Erfordernis der Verbindung der Sache in der Verbindung gebracht und mit der in der von Personen verglichen wird. Unter diesen ist es vorzugsweise die Vindicatio, den Vordergrund tritt und deren Inhalt namentlich auch confessoria und negatoria, den hauptsächlichsten Beziehungen der actio steht immer nur gegen die Sache, auch die actio in rem, aber hier ist es diese das Verhältniss des Klägers zur Sache, da das Recht in rem ist und in rem actionem suscipere coartat, ausgeprägt ist diese Auffassung b

gleichseitigen Vindication; Contravindication und
 licienvertheilung bringen mit sich, dass die
 ge nur gegen den juristischen Besitzer ange-
 t werden kann. Seit aber, in Folge wahr-
 inlich der Einführung der Besitzinterdicte,
 Gleichseitigkeit wegfällt und das agere per
 sionem und per formulam petitoriam auf-
 amt und endlich die actio in rem allein
 schende Form wird, kann jeder Detentor Be-
 ter werden, ja, wenigstens bei den Servituten-
 gen, das judicium, wenn beide Parteien wollen,
 ohne jede factische Störung stattfinden. Mit
 Wegfall der Gleichseitigkeit verliert sich auch
 exclusiv dingliche Character der Klage, zu
 Anspruch auf die Sache treten persönliche
 prüche hinzu »ex praesenti possessione« und
 commissio«. In diesem Umfange besteht sie
 Justin. Recht fort, — ein wenig befriedigen-
 Zwittergebilde, da mit dem Wegfall der
 ge auch die persönlichen Ansprüche hinfällig
 den, weil sie durch keine persönliche Klage
 schützt sind.

Die Gleichseitigkeit lässt den Verf. den
 iones in rem die judicia duplicia mit Aus-
 me der Interdicte, also die actio finium re-
 dorum und die Theilungsklagen anschliessen
 ap. 12), obwohl sie den actiones in rem und
 personam gegenüber eigentlich eine besondere
 te Gruppe bilden. Die Aufgabe des Rich-
 s besteht hier nämlich nicht in Feststellung
 l Anerkennung bestehender Rechte, sondern
 soll bei den Theilungsklagen Partialrechte an
 em Ganzen in Totalrechte an Stücken des
 nzen oder in anderer Weise umschaffen, bei
 r actio fin. reg. Gränzen ermitteln bezw.
 affen, nöthigenfalls in der Weise, dass er so-
 unzweifelhaftes Eigenthum der einen Partei

auf die andere übertragen kann. Die actio hiebei immer noch Recht besteht dagegen bezüglich des Eigenthümlichkeit, dass mit ihr können Ansprüche, aber auch und gerade der Nichtansprüche Rechtsmittel erfunden.

Ausserhalb des eigentlichen steht das Sponsionsverfahren (anerkannte causa klagbarer Anspon sion fähig, nicht bloss für oder künftige Ansprüche, sondern bloss That- und Rechtsfragen zu schaffen. So ist es möglich das Sponsionsverfahren bald al ordentlichen Verfahrens auftritt gänzungsmittel desselben bildet, nicht erkennbar ist, in welcher scheidung über die Spon sion für Verfahren zur Geltung gebracht ähnliche Function, wie die Spon teren Art, versehen auch die 14), wobei hinzukommt, dass d der L. 30 D. de reb. auct. judic ben Inhalt hat, wie die in der Quinctio in Frage stehende Spon ist der Gebrauch der Präjudizial Sponsionen nicht zu vergleichen eine geschlossene ist und sich au lieferten beschränkt haben dürft lichkeiten auch den Sponsionen die querela inofficiosi testamenti Verhältnisse der querela non n und pecuniae n. n. entsprochen nen. Entstanden wahrscheinlich cidentverfahren vor den Centum sie sich alsbald zu einem besond

lich der Anstellung der hereditatis petitio geforderten, *judicium de inofficioso* und endlich zu einem selbständigen Rechtsmittel, bei dem die Intention auf »*testamentum inofficiosum esse*« ohne den Zusatz »*erga me*« gelautet haben muss. Damit ist indessen nicht ausgeschlossen, dass die Inoffiziosität nicht auch *incidenter*, wie einst, bei der hereditatis petitio erörtert worden wäre.

Das vorstehende Referat beansprucht keineswegs den Inhalt der Arbeit des Verf. zu erschöpfen. Nur ein summarischer Ueberblick sollte gegeben werden, in welcher Weise der Verf. sich der Begründung seiner mehrerwähnten allgemeinen Theorie entledigt hat. Dürfen wir annehmen, dass wir die Ausführungen des Verf. nicht missverstanden, so haben wir nunmehr unsere Stellung zu den von ihm entwickelten Ansichten näher zu präcisiren.

Wir geben dem Verf. zu, dass das, was er Anspruch nennt, — wobei wir gegen diese Art der Verwendung des Ausdrucks, dessen oft mit *actio* identisch gebrauchte Bedeutung wir nicht verkennen, auch weiter keine Einwendung erheben wollen, — dass das Recht auf die besondere materielle Leistung von der *actio* als dem allgemeineren Begriffe geschieden werden kann und muss. Eine derartige Scheidung wird uns hinreichend durch die Thatsache begründet, dass derselbe Anspruch mit verschiedenen *Actionen* und verschiedenen *processualischen* Mitteln überhaupt geltend gemacht werden kann, wie wir auch die Möglichkeit nicht verkennen, dass die Trennung der Verhandlungen in *jure* und in *judicio* zu dieser Scheidung Veranlassung geboten haben mag, sofern die *actio* zwar in *jure* ertheilt, ihre Begründung und ihr Gegenstand

aber erst in *judicio* näher erörtert. Wird nun die *actio*, wenn man sie dem Anspruch gegenüberstellt, zu einer factischen *Categorie*, wie der Verf. es thut, so wird zu einem abstracten Begriffe, so vollkommen, wenn die römischen *actiones* der Verf. namentlich am Beispiele der *tutela*, *mandati*, zeigt, eine *actio* statuiren, wo überhaupt ein ihr entsprechendes Verhältniss gegeben ist, mögen auch die *actiones* geltend zu machenden Ansprüchen weilen noch als erst in der Zukunft erscheinen.

Je mehr man das Richtige der Gesichtspunkte anerkennt, desto üblicher erscheinen nun die Definitionen des *publicistischen* Recht gegen den *privatistischen* *Constitutirung* eines *judicii*, *privates* den Beklagten auf *judicium suscipere*, *publicistes* Recht gegen den Beklagten nach erfolgter Anerkennung zu *executiv* stung, *publicistisches* Recht gegen die Gewährung dieser Anerkennung. Dies beruht aber nicht auf *Nm. judicium cupere oportere*, sondern auf *Nm. Ao. cupere oportere*, und die *actio* mag Voraussetzungen der *Constitutirung* eines *judicii* sein, nicht der Anspruch auf *Constitutio*. Darf man ferner die *actio* als ein Verhältniss des Beklagten auf Uebernahme der Sache definiren, wenn man die *actio* in *rem* an der Sache haftend darstellt, so ist dies in *rem actionem pati non comp* Bethmann-Hollweg, gem. Civ. 569 Not. 62 L. 7 §. 16 D. quib. poss. 42, 4 L. 2 §. 8 D. si quis on 29, 3) für einen von Alters her

Rechtsgrundsatz der in rem actio erklärt, wie-
 wohl derselbe nur auf der Concurrenz der Inter-
 esse mit der in rem actio beruhen dürfte? An-
 sichts der *judicati actio* und der *legis actio*
 r *manus injectionem* tragen wir weiter Be-
 denken, die actio als Recht auf Constituirung
 zw. Uebernahme des *judicii* zu definiren.
 überhaupt will uns scheinen, dass, sowie der
 Verf. seine Definitionen auf den Process stellt,
 während in seinem Aufsatz in der Ztschr. f.
 G. die Begriffe auf Abstraction der römi-
 schen Juristen zurückgeführt und durch die
 Regese begründet werden, die Scheidung zwi-
 schen actio und Anspruch gefährdet ist. Denn
 mag der Magistrat die actio auch in jure ohne
 weitere Prüfung ertheilt haben, die actio ist
 doch nicht weniger, wie der Verf. S. 72 f. selbst
 erkennt, Gegenstand der Prüfung auch in
judicio, und zwar hier nicht als abstractes, son-
 dern als mit den Ansprüchen erfülltes concretes
 Recht. Nicht ob ein *dare oportere* allein, son-
 dern ob ein *centum d. o.* dieses Beklagten im
 Verhältniss zu diesem Kläger gegenwärtig be-
 stehe, hat der *judex* zu cognosciren, und selbst
 in der weiten Fassung des *quidquid d. f. o. ex*
re bona handelt es sich um eine allgemeine,
 jeden Anspruch einschliessende Formulirung
 der actio. Im Uebrigen verkennen wir nicht,
 dass die Formulirung von Definitionen von ge-
 ringem Belang ist und die an sich richtige
 Scheidung zwischen actio und Anspruch in an-
 derer Fassung zu ihrem Rechte gelangen kann.
 Im Schluss aber möchten wir noch auf die fol-
 gende Stelle des

Theophilus (ed. Reitz) IV, 6 (p. 783):
ὡς δίκας ἐκάλουν οἱ Ἀθηναῖοι, ταύτας
ἀπτίωνας καλοῦσιν οἱ Ῥωμαῖοι. εἰρηνται δὲ

*ἀγωγαί παρὰ τὸ ἀγεῖν τοὺς ἀγ-
probos) ἐπὶ τὸ δικάστηριον.*

aufmerksam machen. Gewöhnlich actio von agere im Sinne des Handl. Ableitung von agere i. S. des in judicium dürfte die Nachhülfe der Phantasia weniger in Anspruch nehmen.

Gehen wir hiernach auf die Ausführungen des Verf. über, so haben wir mit seinen Ansichten über das l. a. p. c. verfahren nicht überall befreunden. Seine Vermuthung, dass die sacra actio ein späteres Annexum der l. a. p. c. per pignorem sei und diese in ältester Form das einzige Verfahren in personam gewese- nen sei, können wir nicht billigen. In Civilsachen ist die Beschränkung des Beklagten auf die Klage durch einen vindex nur durch eine vorhergegangene Verurtheilung oder einen sonst stehenden Titel gerechtfertigt zu sein. Auch sich der Verf. auf das executivische Verfahren des deutschen Rechts beruft, wie es in der (Process der Lex Salica) entwickelt ist. Aber auch wir bei Sohm eine Analogie zwischen dem l. a. p. c. und dem deutschen auf diesen Punkt nicht gefunden. Das l. a. p. c. per pignoris capionem zeigt deutlich, dass die Nachrichten sind, die der Kläger selbst besitzen. Wollen wir uns eine Vorstellung von derselben im Wege der Analogie bilden, so hat Iherings (Geist. 2. Aufl. Bd. 1 S. 158 ff.) sich am meisten für sich, als sie sich auf die l. a. p. c. stützt und die Beziehung dieser auf die alte l. a. p. c. nach dem Zustand der l. a. p. c. nicht zweifelhaft ist. Dabei schließt die Klägerrolle des pignerator, für die wir mit gutem Grunde auf die Analogie

actio verweist, durch das »certis verbis« bei j. IV, 29 auch sogar direct indicirt zu sein, gegen die mögliche Abwesenheit des Gepfändeten gelegentlich der Pfändung um so weniger ein Gegenargument liefert, als dem pignerator ein Recht auf die Einlösungssumme, nicht auf Behalten des Pfandes statt der Zahlung zugeschrieben wird. — Der manus injectio und ignoris capio reiht der Verf. als Act rechtlicher Selbsthülfe, daher als executorischer Selbsthülfe, an die operis novi nuntiatio an. Sie bewirke das jus prohibendi, das im Fall der Verletzung Reaction, in späterer Zeit durch das Medium interdictum demolitorium, in älterer Zeit durch Selbsthülfe berechnete, von welcher man vielleicht in der Selbsthülfe »ex magna et satis necessaria causa« der L. 7 §. 3 D. quod vi aut iniuria 43, 24 noch einen Ueberrest besitze (S. 75). Dringlichkeit aber der Umstände, die ein näheres Angehen des Richters nicht gestattet, überall ein Rechtfertigungsgrund der Selbsthülfe, wie sie denn umgekehrt auch den Nuntiation von der Beachtung des Verbots befreit (L. 5 §. 11. 12 D. de o. n. n. 39, 1). Für andere Fälle scheint die Möglichkeit chikanöser Nuntiation, wegen deren, und zwar ja wohl erst in späterer Zeit, das jusjurandum calumniae gesetzet werden musste, eine von Anfang an exekutive Bedeutung der o. n. n. ebenso sehr anzuschliessen, wie die Gefahr, nach entschiedener Sache restituiren zu müssen und somit gezwungen gearbeitet zu haben, bei berechtigter Nuntiation den Nuntiaten auch ohne drohende Selbsthülfe durchweg von der Fortsetzung des Unrechtes abgehalten haben wird. — Die denuntiatio l. a. per conditionem hält der Verf. (S. 75) für eine »einleitende«, die gegenüber der so-

gleich in manus injectio umschlagenden in jus vocatio »einem vorgeschritteneren Stadium der Civilisirung« entspreche; er sieht sie daher für eine der in jus vocatio gleichstehende, sie vertretende Einleitungsform an. Welcher Quelle der Verf. diesen einleitenden Character der Denuntiation entnimmt, ist nicht zu ersehen. Die denuntiatio der l. a. p. c. ist speziell »ad judicem capiendum« gefasst. Scheint sie darum schon äusserlich von der in jus vocatio sich abzuheben, so dürfte ihr beschränkterer Inhalt sie von dieser auch innerlich scheiden, da im Sacramentsprocess ebenfalls eine denuntiatio ad judicem capiendum vorkommt und dieses judicem capere (ex l. Pinaria) ein besonderer gerichtlicher Act war, dem ein früherer Termin in jure bereits vorausgegangen war (*reversis dabatur judex*). Eine ähnliche Beschränktheit einer Denuntiation ergibt auch die denuntiatio in comperendinum diem ut ad judicem venirent (Gaj. IV, 15). Dazu kommt, dass nach Gaj. IV, 29 mit Ausnahme der pignoris capio alle Legislationen vor dem Prätor vollzogen werden, — eine Anführung, die unter Anderem auch die gerichtliche manus injectio der l. actio scharf genug von dem aussergerichtlichen manum injicere bei der in jus vocatio scheidet (S. 37 Anm. 30 S. 39 Abs. 1). Bei der l. a. per conditionem besteht die eigenthümliche Form des Verfahrens in der denuntiatio, diese muss daher auch ein gerichtlicher Act gewesen sein. Der beschränkte Inhalt also der denuntiatio und ihre Eigenschaft als Form der l. a. p. c. gestatten ihre Gleichstellung mit der aussergerichtlichen in jus vocatio nicht. Sie ist vielmehr ein in jure erfolgender Act, und wenn sie als solcher sich als eine Ladung zum Erscheinen in einem fer-

neren Termin darstellt, in welchem lediglich das *judicem capere* geschehen soll, so wird man auch anzunehmen haben, dass die *sponsio tertiae partis* im Denuntiationstermin eingegangen wurde und nicht erst am dies XXX., wie der Verf. (S. 260 Anm. 1) für möglich hält. Sodann können wir die fernere Annahme des Verf. (a. a. O.), dass die von Gaj. IV, 13 bei der *actio certae pecuniae creditae* des Formularprozesses erwähnte *restipulatio* des Beklagten schon der *condictio ex l. Silia* angehört habe, für zulässig nicht ansehen, weil zwischen beiden die *leges Juliae judiciorum*, auch nach der Ansicht des Verf., in der Mitte liegen, namentlich aber, weil die *denuntiatio* in diem XXX. weggefallen war, die auch nur vom Kläger geschah (Gaj. IV, 18), während bei *restipulatio* auch der Beklagte ein Interesse an *denuntiatio* und *judicem capere* gehabt hätte. Endlich scheint die *l. Julia municipalis V. l. 43 sqq.* vom Verf. unterschätzt zu sein. Da hier für die *tertia pars* die gesetzliche Vorschrift an die Stelle der klägerischen Sponsion tritt, so mangelt es an einer Sponsion; gegenüber welcher eine *restipulatio* möglich wäre, welche letztere auch für den Eintritt eines *redemptor* in die Stelle des widerspenstigen Anliegers und somit für die Refection des Weges ein Hinderniss gebildet hätte, dessen Errichtung schwerlich im öffentlichen Interesse gelegen gewesen wäre.

Die Ansicht, dass die *Legisactiones* nicht durch die *l. Aebutia* abgeschafft seien, dieselben vielmehr noch zu Cicero's Zeit und bis zu den *ll. Juliae* neben dem Formularprocess in rechtlicher Geltung bestanden, hat der Verf. schon in einer früheren Arbeit ausgesprochen. Da Ref. die gleiche Auffassung hegt, so ist für

ihn keine Veranlassung gegeben, aufs Neue diesen Punkt zu berühren, nur mag noch auf die interessante Erörterung des Verf. über die *condemnatio in rem ipsam* (S. 76 ff.) hingewiesen sein. Von der Existenz der durch die *Quasi-realcontracte* gegebenen *Conditionsgründe* schon in älterer Zeit haben die Ausführungen des Verf. uns überzeugt, ebenso vom Fortbestehen des *jus poenitendi* im Justinianischen Recht. Auch stehen wir nicht an, seiner Annahme beizutreten, dass für den Fall der Concurrenz von *Conditionen* und anderen *Actionen* das Vorhandensein eines eigentlichen *Conditionsgrundes* nothwendige Voraussetzung gewesen sei. Nicht weniger befriedigend erscheint die Entwicklung der *bonae fidei actiones*. Dagegen möchten wir in Beziehung auf die *Noxalklagen* eine Differenz äussern. Hat nämlich ein Sklave mehrere *Delicte* begangen, so wird der *dominus* von allen Klagen frei, wenn er einem der Kläger gegenüber, und zwar demjenigen, welcher zuerst ein obsiegliches Urtheil erlangt (L. 14 pr. D. de noxal. act. 9, 4), die *noxae datio* vornimmt. Was aber das Verhältniss der mehreren Kläger unter sich nach dieser *noxae datio* anlangt, so ist der Verf. der Meinung, dass im Justinianischen Rechte die von *Ofilius* in der L. 1 D. si ex noxali 2, 9 berichtete ältere »Praxis« (?): »*noxae deditione ceteris noxalem actionem perimi*« verworfen, das geltende Princip vielmehr in der, den *Ofilius* berichtenden, Aeusserung von *Paulus* L. 2 D. eod.: »*Sed alio jure utimur. nam ex praecedentibus causis non liberatur noxae deditus: perinde enim noxa caput sequitur ac si venisset*« zu sehen sei. Diese Entscheidung hält er für verwerflich, denn von den concurrenden Klägern erlange nur derjenige ihr zu-

folge eine relative Befriedigung, welcher zuletzt Klage erhebe, die übrigen erreichten als Kläger die *noxae datio* nur, um sie dem nachfolgenden Kläger wieder zu beschaffen. Die einzig rationelle Entscheidung hätte zu Gunsten des aus dem jüngsten Delict klagenden Beschädigten erfolgen müssen (S. 191 Beil. K. S. 363). Der Grund hierfür soll der sein, dass wer zuerst verletzt sei, auch sofort und somit zuerst hätte klagen müssen. und wenn er in Folge dessen *noxae datio* erlangt hätte, nunmehr als rechter Beklagter in Absicht auf jedes spätere Delict erschienen wäre. Wir müssen anderer Meinung sein. Werden denn die mehreren Delicte immer nur zu verschiedenen Zeiten begangen, oder nicht auch gleichzeitig? werden sie von den verschiedenen Beschädigten niemals später, sondern immer sofort nach ihrem Eintritt entdeckt? Ein Prioritätsgrund im Verhältniss der Delictsansprüche zu einander lässt sich u. E. nicht entdecken, das römische Recht hat daher dem natürlichen Lauf der Prozesse mit Recht keinen Einhalt gethan und demjenigen die ordnungsmässige Befriedigung, hier durch *noxae datio*, zu Theil werden lassen, dessen Anspruch zuerst *executionsreif* wird. Wir wollen nun dahin gestellt sein lassen, ob die L. 2 cit. das für die Noxalklagen im Justin. Rechte geltende Princip ausspreche, da sie zunächst sich auf die *promissio serum iudicio sisti* bezieht. Der Grundsatz: *noxa caput sequitur*, steht nichts desto weniger fest, und somit sind die nicht befriedigten Gläubiger allerdings berechtigt, ihre Klage später gegen den Noxä-Empfänger zu richten, während dessen eigene *actio* mit dem Uebergang des Sklaven an ihn erlischt. Aber damit ist weder gesagt, dass A, wie der Noxä-Em-

pfänger heissen möge, dem B, dem sich nunmehr gegen ihn kehrenden Beschädigten, den Sklaven ohne Weiteres herausgeben müsste, noch dass B niemals zu seinem Schaden käme. Letzteres wird dadurch ausgeschlossen, dass der *seruus noxae deditus*, wenn seine Schuld an A bezahlt ist, von A frei wird (§. 3 J. h. t. 4, 8. Collat. leg. Mos. et Rom. II, 3 §. 1) und dann von B belangt werden kann; ersteres dadurch, dass, wenn B gegen den A ohne Oblation der *litis aestimatio* klagen wollte, dem A die *exceptio doli* gewährt werden müsste (arg. L. 28 D. h. t. 9, 4). Dem A wird gegen den formalen Untergang seiner Noxalklage Restitution gewährt, wenn der *dominus* zur *noxae datio* geschritten, jedoch am Sklaven ein *Ususfructus* besteht und der *Usufructuar* die Defension in Anspruch nimmt (L. 26 §. 6 h. t.): ebenso muss sie dem A gewährt werden, wo nach der *noxae datio* des *dominus* der B seinen Noxalanspruch gegen ihn geltend machen will. Müsste nun A dem B den Sklaven auf seine Klage herausgeben, so würde A mit seiner restituirten Klage demnächst den Sklaven wieder von B zurückfordern: aber *dolo facit, qui id petit, quod mox redditurus est*. Verliert A den Besitz des *noxae deditus*, so hat er die *act. Publiciana*, und wollte B dieser gegenüber seinen Noxalanspruch geltend machen, so würde A sich durch die *replicatio doli* schützen können. Der eine Noxalanspruch ist so gut wie der andere, aber *»verius est«*, wie Ulpian L. 14 pr. D. cit. sagt, *»occupantis esse meliorem conditionem«*: wer zuerst zur *Execution* gelangt, erhält zuerst Befriedigung und wirkliche.

Gehen wir auf die in *rem actiones* über, so vermögen wir der Behauptung des Verf., dass der Prätor bei der älteren *vindicatio* durch die

Vindicierenrtheilung Besitz und Beweislast bestimmte, nur zuzustimmen. Im Munde des Gajus (IV, 16) kann das »interim aliquem possessorem constituebatur« schwerlich anders verstanden werden. Der Verf. geht aber u. E. zu weit, wenn er deshalb die Zweiseitigkeit der Vindication auf das Verfahren in jure beschränken will: wir sind in diesem Punkte anderer Ansicht, nicht der Sacramente wegen, wohl aber darum, weil die intentio in jure später in judicio begründet und bewiesen werden soll, wenn die Partei sie nicht selbst fallen lässt. Hier nun stehen sich zwei Intentionen in jure gegenüber, die daher auch in judicio verhandelt sein müssen, wofür nicht die eine Partei die ihrige unbenutzt liess. Ein solches Fallenlassen ergibt sich für den possessor sehr natürlich, wenn Begründung und Beweis dem petitor misslingen; vermag dieser dagegen dem Richter oder Gericht seine intentio zu bewähren, so bietet die eigene intentio dem possessor das Mittel, die causa seines entgegenstehenden Eigenthumsanspruchs darzuthun. Die Entscheidung ist einfach: misslingt die Begründung des petitor oder gelingt dem possessor, seine auf ein Wiederabstreiten hinauslaufende intentio durchzuführen, so ist der possessor aus der stipulatio pro praede litis et vindiciarum dem petitor nichts schuldig, und unter Absolvirung des possessor daher von ihr hat der judex das sacramentum des letzteren für justum zu erklären. Das Unnatürliche einer solchen, eigentlich auf eine Reconvention hinauskommen- den, Vertheidigung des possessor kann nicht schon das agere per sponsionem beseitigt haben, für welches die von dem Verf. (S. 250) angezogene Stelle des Val. Maximus II. 8. 2 in den Worten »itaque Lutati, quamvis adhuc tacueris,

secundum te litem do« auf ein ähnliches Verhältniss der Vertheidigung in *judicio* schliessen lässt, sondern erst die *formula petitoria*, indem sie der *causa* der *intentio* des *possessor* die angemessenere Form einer *exceptio* von der *Condemnation* zu Theil werden liess. Mit dem Wegfall der klagweisen Gestaltung der Vertheidigung des *possessor*, also wie der Verf. sagt, der Gleichseitigkeit, ergab sich dann auch die Möglichkeit, jeden *qui detinet* (S. 213 Anm. 16) mit der *Vindication* zu belangen, und wenn der Magistrat früher entweder die *Vindicien* erteilt oder seit Aufstellung der *Interdicte* die Parteien in »verwickelten« d. h. wohl Streitfällen auf den *Interdictenweg* verwiesen hatte (S. 210), so fiel jetzt die *Vindicienvertheilung* fort und boten die *Interdicte* dem Angreifer das einzige Mittel, sich für das *judicium* Besitz und Beklagtenrolle zu verschaffen. Die Entscheidung im *Interdictenstreit*, sofern sich die Parteien nicht bei ihr beruhigen, giebt dann dem *Eigenthumsstreit* einen scheinbar präjudiziellen Character, doch ist derselbe, da der Besitz auf den *Interdictensieger* übertragen war, ebenso wenig präjudiziell, wie wenn die *Vindication* ohne Beschreitung des *Interdictsweges* angestellt ward. Der Verf. giebt die Möglichkeit präjudizieller Anstellung der *actiones in rem* für den Fall des Einverständnisses beider Parteien zu (S. 213 f.). Wir halten dies auch bezüglich der *confessoria* nicht für geboten, da für den hervorgehobenen Fall der L. 9 pr. D. si seruit. 8, 5 und den ersten Fall der L. 15 D. de O. N. N. 39, 1 das »*non-dum aedificavit*« Bauvorbereitungen, die auch eine Störung involviren können, noch nicht ausschliesst und im zweiten Falle der L. 15 cit. das »*officio judicis continebitur*« auf ein *judicium*

verweist, bei dem die Störung bereits in Betracht gekommen sein kann. — Dem nach der Ansicht des Verf. (S. 216) der *negatoria* zu Grunde liegenden *jus prohibendi* hätten wir eine ausführlichere Erörterung gewünscht, an sich schon darf dasselbe einigen Glauben in Anspruch nehmen.

Mit grossem Interesse haben wir die Ausführungen des Verf. über die Auseinandersetzungs und Theilungsklagen gelesen, und namentlich glauben wir, dass er das *officium judicis* bei diesen Klagen scharf und richtig gezeichnet hat, wobei wir freilich hinzufügen wollen, dass es ihm vor Allem hier, wenn auch wider Willen gelungen ist, die extensive und intensive Verschiedenheit des römischen *officium judicis* in Civilsachen von dem Beruf »der modernen Geschworenen in Strafsachen« zur Anschauung zu bringen. Auch dass die *querela inofficiosi testamenti* für ein selbständiges *judicium* über die von dem Verf. angegebene Intention zu halten sei, haben wir anzuerkennen, nur haben wir darüber keine Aufklärung gefunden, woher diese Intention den Namen Querel führe. Bei der *querela non numeratae pecuniae* (Beil. N) dürfte nach L. 9 D. de n. n. pec. 4, 30 (*tempus, intra quod . . querela deferri debet, transiit, vel si intra hoc in testando juri paritum sit*) L. 14 §. 4. C. eod. L. 5 C. si certum pet. 4, 2 die Querel in einem mittelst Denuntiationslibell, und vor Zeugen erklärten Proteste bestanden haben, der die Beweiskraft der Urkunde als solcher aufhebt und den Gläubiger nöthigt, den Beweis der Numeration nunmehr mit anderen Beweismitteln, wohl insonderheit den bei Aufnahme der cautio gegenwärtigen und unterschriebenen Zeugen, zu führen (L. 3. 7. 10 C. 4, 30),

während der Beklagte durch die testatio des Denuntiationslibells in Vergleich mit dem Datum der Cautionsurkunde den Beweis der Rechtzeitigkeit des Protestes führt. Wir entfernen uns mit dieser Annahme in der Form, dagegen weniger hinsichtlich der materiellen Bedeutung der Querel vom Verf. (S. 387. S. 392 f. 395), verwerfen mit ihm namentlich auch die *condictio* (S. 392).

Von den in den Beilagen enthaltenen Erörterungen, so weit sie nicht bereits schon hier berücksichtigt worden sind, möchten wir besonders noch auf die über die Consumption in der Beil. H und namentlich auf die über *negotia claudicantia* und *exceptio non adimpleti contractus* in der Beil. L. hinweisen. Der Ansicht des Verf. über die letztere *exceptio* glauben wir ohne Bedenken beipflichten zu dürfen.

Damit sind wir zum Schluss dieser Anzeige gelangt. Eine historische Entwicklung der Actionen des römischen Privatrechts ist ein Unternehmen, dessen Schwierigkeiten unverkennbar sind. Sie liegen nicht bloss im fragmentarischen Zustande der meisten uns überlieferten Quellen, sie liegen für die in diesem Bande vom Verf. behandelte Periode vor allem in der Dürftigkeit derselben. Wenn der Verf. schon hier seinem Scharfsinn und seiner Gründlichkeit, vor Allem aber seiner fleissigen Quellenforschung manches glückliche und werthvolle Ergebniss zu verdanken gehabt hat, so sehen wir der Fortsetzung des Werkes, für welche die Quellen reichlicher fliessen, mit um so grösserer Hoffnung auf ein gedeihliches Resultat entgegen.

Kiel.

K. Wieding.

Williamson, Journeys in North China etc. 1825

Journeys in North China, Manchuria and Eastern Mongolia; with some account of Corea. By the Rev. Alexander Williamson, B. A., Agent of the national Bible society of Scotland. With illustrations and two maps. In two volumes. London, Smith, Elder and Co. 1870. Vol. I. XX und 444 Seiten. Vol. II. VIII und 444 Seiten. Klein Octav.

Man könnte glauben, in diesem von einem Agenten der schottischen Bibelgesellschaft verfassten und den Vorstehern dieser Gesellschaft gewidmeten Buche einen Bericht über die durch den Verf. versuchte Bibelverbreitung in China vor sich zu haben. Dem ist aber nicht so. Hr. Williamson schreibt: »I met with much that was interesting in the natural features of the country, in the character and aspect of the people, and not a little which was both new and important in reference to the products of the soil and the mineral resources of the different provinces«. Dieses alles bekannt zu machen erschien ihm Pflicht, und wir glauben auch, dass er in manchen Beziehungen die Kunde von China durch seine Beobachtungen bereichert hat. Es ist nur ein Uebelstand, dass man sich bis dahin, wo er die Erlebnisse und Observationen seiner Reisen erzählt, durch eine Menge allgemeiner Bemerkungen hindurcharbeiten muss, die er sich hätte ersparen können. So bilden im ersten Bande die eilf ersten Kapitel von S. 1—185 die Einleitung, und erst von Chapt. XII. (S. 186) an folgt der Reisebericht. Ebenso ist es im zweiten Bande, wo Ch. I. bis IV. S. 1—91 allgemeine Schilderungen von der Mongolei und Mandschurei enthalten, und mit Ch. V. S. 92 der Reisebericht beginnt, der mit Ch. XIV. S. 294 endigt. Das folgende

Kapitel über Korea, wo der Verf. selbst nicht gewesen (Ch. XV. S. 240—294); enthält auch nicht gerade Neues. Wichtiger ist der Bericht (Ch. XVI.) von Rev. Joseph Edkins über Peking, mit welchem das Buch schliesst. Angehängt sind: Appendix A.: Oxenham's Reise von Peking nach Hankau nebst Verzeichniss der durchreisten Städte S. 393—427; App. B.: Drei Mittheilungen über Kohlenlager S. 428—436; App. C.: Einige landwirthschaftliche Beobachtungen S. 437 und 438; App. D.: Verzeichniss der von Hrn. Williamson in Schantung, Nordchina und der Mandschurei gesammelten Pflanzen. — Die erwähnten allgemeinen Bemerkungen über China und die Chinesen sind nicht ohne Geist geschrieben, auch zum Theil fleissig gesammelt. Aber sie wiederholen doch nur grossentheils schon Bekanntes. Als Leser mag sich der Verf. Leute gedacht haben, die von China entweder nichts oder nur wenig gehört, und ihnen wollte er eine möglichst vollständige Beschreibung der Nordprovinzen vorlegen. Auch mochte es ihm darum zu thun sein, Raum für sein Urtheil über chinesische Zustände und Verhältnisse zu gewinnen. Denn dergleichen tritt in diesen allgemeinen Bemerkungen unverhüllt zu Tage. So polemisiert er gleich S. 13 gegen die Ansicht von der Ahnenverehrung als eine harmlose Sitte (so Davis). Er meint, diese Sitte sei gegen das erste Gebot, befördere den Aberglauben, hindere die Auswanderung ganzer Familien, begünstige Polygamie, Armuth, Selbstmord u. dgl. m. Von der britischen Regierung fordert er strengste Durchführung der Verträge: »If the Chinese see we are in earnest, they will interpret it as fate and yield to our demands« etc. (S. 31).

Von der Zukunft China's hegt er grosse Hoffnungen: »as far as I can judge, China is now on the eve of a new and grander career than she has ever yet known This great empire will yet form a part of that glorious Kosmos to which we all look forward«. (S. 39). Von Ch. V. an beschäftigt er sich mit einer allgemeinen Charakteristik von Nord-China, wozu er die Provinzen Shantung, Chili, Shansi, Shensi und Kansu, im Ganzen 333,329 Quadratmeilen mit 213,330,350 Bewohnern, zählt. Er machte seine Reisen in den Jahren 1864, 65, 66 und 67, wie aus mehreren Andeutungen hervorgeht (Vgl. z. B. Vol. II S. 92. Vol. I S. 63. S. 409) und bedauert sehr das Fehlen von Eisenbahnen, trotz der zum Theil trefflichen Landstrassen, da das grossentheils ebene Land für diese Anlage ausserordentlich geeignet ist. »Steam or anarchy«, so drückt er sich aus S. 80, »appears to me the only alternative now left to the Chinese people«. Ch. VI. handelt von der Provinz Shantung, ihren Bewohnern, Erzeugnissen etc. S. 84—137; Ch. VIII. von Chili S. 137—150; Ch. IX. von Shansi S. 151—169; Ch. X. von Shensi, Kansu und Honan; und Ch. XI. führt die Ueberschrift: »the terrace deposits in North China«. Dies letztgenannte Kapitel enthält einige interessante geologische Aufschlüsse, da Hr. Williamson, im Gegensatz gegen die Ansichten Anderer, glaubt nachweisen zu können, dass der Lauf der Flüsse Ching-shing-ho, Fun-ho, des Gelben Flusses und wahrscheinlich auch des Poo-too-ho die Richtung von vier Reihen von Landseen bezeichnet, die alle unter einander verbunden waren, indem der Gelbe Fluss langsam durch diese Seen sich ergoss und in fünf verschiedenen Kanälen in das Meer mündete.

Daher waren damals die Bergreihen in Shansi und Chili Inseln (S. 181 u. f.). Die Trockenlegung dieser Landstriche geschah jedesfalls in vorhistorischer Zeit (ibid.). Diese Anschauungen erklären manches bis dahin nicht Verstandene im Shoo-King und in Mencius' Schriften, in denen man von einer grossen Wasserfülle im Norden von China liest, aus welcher die grosse Ebene in Shansi entstand, deren Boden weisslich ist und leicht zu Pulver gerieben werden kann (S. 185 vgl. S. 182). Von Ch. XII. an bis zu Ende folgt im ersten Bande die Beschreibung der Reisen des Verf. in den südlich von Peking gelegenen Provinzen. Es sind deren drei, zwei kürzere und eine längere. Die erste, welche er »journey round the Shan-tung promontory« überschreibt (Ch. XII. S. 186—192) trat er am 21. Februar 1865 von Cheefoo an. Sie führte ihn über Ninghai, Sang-chwang, Weihai-wei (an der Seeküste östlich von Chee-foo), Yong-ching, dann in südlicher Richtung nach Shih-tau d. h. Stone road sea-port. Von da wandte er sich wieder nördlich nach Kau-tswun und Wuntun, und kehrte über Loong-chuen-tang und Ninghai nach Cheefoo zurück, wo er etwa den 9. oder 10. März wieder eintraf. Er fand unterwegs die Bevölkerung im Allgemeinen freundlich gesinnt, bisweilen etwas zudringlich aus Neugierde. Die zweite, längere Reise macht er von Peking aus über Land nach Cheefoo im Herbst 1865 (Ch. XIII. S. 193—245). Er war vom 17. October bis 29. November unterwegs. Der südlichste Punkt, den er berührte, war Yen-chow-foo, an der Mündung des Flusses Sze-shui in den Yün-ho d. h. Grossen Kanal (S. 216). Von Peking nach Toong-chow-foo »the port of Peking« fuhr der Verf. nicht die kaiser-

liche, sehr holperige Landstrasse, sondern über Landwege, oft über Felder (S. 193). In Toongchow bestieg er ein bedecktes Boot, welches er bis Lin-tsing miethete (4 sh. 6 d. sterl. pr. Tag). Von Tien-tsin an fuhr er den Grossen Kanal hinab, dessen Tiefe er wiederholt von 6 bis zu 10 Fuss, durchschnittlich 7 Fuss fand. Die Breite beträgt von 80 bis zu 100 Fuss. Zu gewissen Jahreszeiten muss er noch tiefer und breiter sein; seine Länge beträgt in gerader Richtung 650 Meilen (englische). Der Verf. fand fast überall reichlichen Absatz für seine Bibeln und christlichen Schriften. Auch predigte er an mehreren Orten vor einer aufmerksamen Zuhörerschaft (S. 196, 198, 199 u. s. w.). »The absence of animal life is very remarkable« (S. 200), ausgenommen einige wilde Enten und Gänse, Krähen und Elstern, letztere überall zahlreich und von den Chinesen, weil von der Seele ihrer Ahnen erfüllt, werth gehalten. Der Kanal hat an manchen Stellen sehr starke Windungen, weil er dem Laufe der Flüsse folgt, die ihm begegnen (S. 197, 201 etc.). Lin-tsing lag in Folge der Kriegsergebnisse in Ruinen; die Gegend war unterhaltender als bisher, aber die Weiterreise beschwerlicher: »instead of a boat we had a huge cart drawn by three mules and one horse« (S. 203). Von Toong-chang-foo an wird das Land klassischer Boden: hier lebte Chang der Gründer der Chow-Dynastie 1100 vor Chr. Der Weg war lehmig, kaum zu befahren: »slowly the (yellow) river dawned on our vision like a mighty yellow dragon lying at rest on the flat land« (S. 205). Der Verf. fand hier Gelegenheit, den Verlauf der schon erwähnten im Shooking und von Mencius beschriebenen Ueberfluthung und Trockenlegung näher

zu untersuchen (S. 207 u. ff.). Die nächste Stadt von besonderem Interesse war Tsiu-hien, »the city of Mencius«, sehr schön am Fuss einer Hügelreihe gelegen (S. 216 ff.). Eine genaue Beschreibung des Tempels des Mencius folgt (S. 217—219); ein directer Nachkomme, das Haupt der siebenzigsten Generation des berühmten Mannes, ward besucht (S. 220). Nicht sehr entfernt liegt Kio-foo, »the city of Confucius«, »much better and busier than that of Mencius and chiefly inhabited by the descendants of the great sage — eight families out of every ten bearing his surname« (S. 223). Der Tempel des Confucius, einige Nebentempel, das Grabmal, zu dem eine schöne Allee führt (S. die Abbildung S. 228), einige andere Grabmäler berühmter Männer werden vom Verf. aufgesucht und beschrieben (S. 223—235). Die nächste Umgegend ist kaum weniger sehenswerth: der Nekew-Berg, wohin die Mutter des Confucius ging, um sich einen Sohn zu erbitten, der Tempel des Tze-loo, eines Schülers des Confucius, die Stadt Sze-chin-hien am Fuss der Berge (S. 235 u. ff.). In Mung-yin-hien erkrankt der Verf. am Fieber (15. Novbr.), doch gönnte er sich keine Rast, und kam am 20. Novbr. nach Wei-hien (S. 243 »where we sold a great number of books«). Das Gebirge, welches der Verf. nun überschritten hatte, besteht aus drei Bergreihen: Hoong-shan, Yeh-shan, Sung-shan und enthält Kohlenlager (Vgl. die Karte zu Vol. I). Ueber Lai-chow und Whang-hien kam er nach Chee-foo. Die nun folgende grössere Reise durch die Provinzen Chihli, Shansi u. s. w. trat der Verf. 1866 den 26. August an. Das Kanonenboot »Weasel« brachte ihn nach Tientsin, von wo er sich nach Peking begab und dann am 11. Septbr. wieder

abreiste (S. 250). Es war eine Reise zu Wagen, d. h. *twowheeled vehicles without springs*. Wir bemerken hier, dass Hr. Williamson im Ganzen etwas breit und ausführlich erzählt, manches unnöthiger Weise detaillirt, überhaupt sovielerlei wie möglich anführt, bekanntes und weniger bekanntes; wir können in dieser Skizze immer nur Einiges berühren. Die Reise ging in südwestlicher Richtung: bei Lu-kú-chiau über die prächtige Brücke über den Hwen-Fluss, die 700 Fuss lang und 12 breit, und mit 280 steinernen Löwen verziert ist (S. 253); und über Chong-ching nach Tso-chow, wo eine noch prächtigere Brücke aus weissem Marmor, 430 Ellen lang (S. 257). Durch Ting-hing und Ngan-hsü gelangte der Verf. nach Pauting-foo, der Hauptstadt der Provinz Chihli, mit ca. 120 — 150,000 Einwohnern (S. 261); er hält sie zu einer Missionsstation sehr geeignet (S. 263). Im benachbarten Wang-tu-hien ist ein dem ersten Kaiser von China, Yaou, geweihter Tempel mit einem grossen Bilde des Kaisers aus Thon (S. 265). Man hielt den Verf. oft für einen Arzt (S. 269): »China is certainly an inviting sphere for medical missions« (S. 270). Meistentheils besitzen heutzutage englische und deutsche Missionare auch medizinische Kenntnisse, und europäische Aerzte sind in Hongkong, Schanghai, Canton u. s. w. sehr geschätzt. Je weiter südlich, desto öder wurde das Land; und die Bevölkerung zu Hunderten »were raised little above the brutes«, namentlich die Frauen: »to eat, drink, and sleep is plainly all they think of; in many a village hardly a soul can read« (S. 270). Aber es ist weniger Vorurtheil bei den ungelehrten Menschen, daher bei diesen sich eher das Herz dem Evangelio eröffnet, und dann »it is wonder-

ful how rapidly the intellectual powers strenghten« (S. 271). Am 18. Septbr. war der Verf. in Ching-ting-foo (630 li von Peking) — er reiste mit Musse. Hier sah er ein grosses buddhistisches Götzenbild (abgebildet S. 272) und ein anderes von Bronze, was noch merkwürdiger ist (S. 273 u. f.) und ihn an die Diana der Epheser erinnert. Die katholischen Missionare haben hier eine Hauptstation (S. 271 und 276). Der Verf. wandte sich nun westlich, »forsaking now the plain of Chih-li and entering soon those deep sand-cuttings, which lie at the foot of the Tae-hang mountains« (S. 277). Ch. XV. führt die Reisebeschreibung weiter. Bei Tu-mun waren die ersten »gateways«, deren jedes Gebirgsdorf zwei hat, welche zum Schutz bei einem feindlichen Einfall dienen (S. 281). Das Gebirge besteht aus vier grossen Bergreihen, die Landstrasse ist der Ku-kwan-Pass, 70 Meilen lang. Nahe bei Ching-shing ist die Grenze zwischen Chih-li und Shansi, »marked by a rough but massive stone pailow, which spans the road« (S. 287). Auf dem höchsten Bergrücken steht das Pei-tien-mun d. h. Nördliches Himmelsthor, welches Nachts geschlossen wird, daneben vier Soldatenzelte mit entsprechender Wachtmannschaft und vier alte zwölf Fuss lange Kanonen (S. 288). Nahe dabei wurde die »Grosse Mauer« passirt »a sort of arm of this celebrated barrier« (S. 288). Die Berge liefern Kupfer, Eisen und Kohlen (S. 295). In Ping-ding-chow sind die Häuser terrassenförmig über einander an Felswände gebaut, sehr hübsch und zierlich, wie die Abbildung neben S. 291 beweist. Die Landstrasse führt steil bergan (Ch. XVI. S. 297) (bis zu dem »Südlichen Himmelsthor«, von wo sie sich der jenseitigen Ebene zuneigt (in der

Provinz Shansi). Auffallend waren hier die sonst nicht vorkommenden Grenzsteine zwischen den Dörfern: »their use here may indicate a certain sense of insecurity« (S. 300). Bei der Stadt Tai-yuen endet der Ku-kwan-Pass (S. 302). In der Nähe befindet sich eine alte Akazie, welche angeblich Heilkräfte besitzt (S. 303). Der Kranke trinkt die pulverisirte, in Wasser aufgelöste Rinde. Der Verf. besuchte eine kaiserliche Kanonengiesserei in Tai-yuen, die täglich 60 Menschen beschäftigte (S. 308 u. f.). Südlich von der Stadt führt die Strasse an »tower houses« vorüber, deren Zweck bekanntlich verschiedentlich angegeben wird, die aber schon häufiger von Reisenden beschrieben worden sind (S. 313). Die Wachtthürme sind kleiner (S. 314); ehemals verbrannte man auf diesen als Signal am Tage »wolf's dung«, wovon der Rauch höher und mehr gerade aufsteigen soll als jeder andere Rauch (ibid.). Bei jedem dieser Thürme ist ein Wachtposten; Reisende erhalten bei Nacht von diesen eine militärische Escorte (ibid.). In Hieu-kow, mit 20—25,000 Einw., war die Neugierde der Bevölkerung sehr lästig (S. 315 u. f.); in Chi-hien (30,000 Einw.) erhob sich »a furious fight about purchasing books«, und fand der Verf. einen sehr wohl unterrichteten, römisch-katholischen Eingebornen (S. 317). Ch. XVII., was nun folgt, führt die angefangene Beschreibung der Reise durch die Provinz Shansi weiter über Chang-tung, Hoa, Ping-yang, Puchow bis Toong-kwan am Gelben Fluss (S. 358), wo die Erscheinung der Fremden eine grosse Bewegung veranlasste; und Ch. XVIII. führt den Leser bis zu der südlichsten Stadt, welche der Verf. besuchte, Si-ngan-foq, wo er am 17. October anlangte. Wir unter-

lassen eine nähere Darlegung der Reiseerlebnisse von Chin-hien bis hierher, um auf das kurz hinzuweisen, was Hr. Williamson hier über das alte Denkmal der Nestorianischen Christen, eines der merkwürdigsten Denkmale der Welt, an dieser Stelle bemerkt. Es ist abgebildet S. 281 u. ff., ebendasselbst auch beschrieben. Ein alter buddhistischer Priester, der vor einem Kloster stand, sagte zu dem Verf., der ihn fragte, wo das Denkmal zu finden: »this is not your temple, it is there!« Es ist vollständig erhalten »with not a scratch on it«. Die syrische Inschrift auf der Vorderseite besagt, dass es im Jahr 781 errichtet worden sei. Aus dieser Inschrift geht hervor, dass ein Bischof Oloben 636 nach China das Christenthum gebracht habe. Näheres Urkundliche über dieses Denkmal findet sich in den »Arbeiten der Kaiserlich Russischen Gesandtschaft in Peking über China, sein Volk, seine Religion etc. A. d. Russischen nach dem in St. Petersburg 1852—57 veröffentlichten Original von Dr. Carl Abel und F. A. Mecklenburg. Berlin 1858. Bd. I. S. 71—73: Ein Nestorianer Denkmal aus dem siebenten Jahrhundert. Vom verstorbenen Hieromonach P. Zwehtkoff«. Bei Marco Polo führt die Stadt Si-ngan-fu, »die Capitale der Provinz Shensi«, den Namen Quen-zan-fu, die italienische Schreibart des persischen Namens Ken-tchan-fu (Vgl. C. Ritter, Asien Bd. III. S. 517 u. f.). Auf der Rückreise schlägt der Verf. zuerst bis Toongkwan denselben Weg ein, den er gekommen ist (S. 387). Dann zieht er am Südufer des Gelben Flusses entlang nach Ling-pai-hien in Honan. Hier herrschten beunruhigende Gerüchte wegen Annäherung der Rebellen; die Verbindung mit Ho-nan-foo sei unterbrochen (S. 394).

Daher setzten die Reisenden über den Gelben Fluss und zogen über Hia-hien und Ping-yang-foo den Weg, den sie gekommen waren, weiter (S. 396—403) bis nach Fu-ching-i in Chih-li, wo sie am 15. November ankamen. Von hier schlugen sie einen näheren Weg über Ki-chu, Li-hien und Sen-chow-hien nach Tientsin ein (S. 405), welches sie am 18. Novbr. erreichten (S. 406). Eine Eigenthümlichkeit des Verf. ist es, seine Reisebeschreibungen mit denselben Worten einzuleiten. Ch. XIV. S. 217 »I looked forward to this journey with great interest« vgl. Ch. XIX. S. 408 »We had long looked forward etc.« In Vol. II. findet sich nur einmal eine ähnliche Wendung Ch. IX. S. 149, obwol dort im Ganzen fünf Reisen erzählt werden. Das am meisten in die Augen Fallende in dieser Beziehung ist übrigens der völlig gleichlautende längere Satz, mit welchem in beiden Bänden die Reiseabschnitte, »Journeys« überschrieben, eingeleitet werden. Vol. I. S. 186 und Vol. II. S. 92: »In these notes I shall confine myself in the first instance, chiefly to the route and natural scenery, noticing afterwards the most interesting objects that came under my observation«. Was mag davon der Grund sein? Die im letzten Kapitel Vol. I. erzählte Reise durch die südlichen und mittleren Districte der Provinz Shantung dauerte vom 7. März bis 19. April 1867 (vgl. S. 407 und 444) und wurde von Che-foo aus angetreten. Auf der dem ersten Bande beigegebenen Karte ist diese, wie die übrigen vorher skizzirten Reisen, verzeichnet. Yi-chow-foo ist die am meisten südlich gelegene Stadt, welche der Verf. auf dieser Reise besuchte (S. 427 u. ff.). Von hier wandte er sich in nord-westlicher Richtung nach Tai-ngan-foo (S. 431 u. f.);

dann nach Tsinan-foo (S. 438) und Tsing-chow-foo (S. 443) bis zurück nach Chee-foo oder »wie diesmal der Verf. sagt, »home«; »and found all well« setzt er hinzu (S. 444). — Es wird für diese Anzeige genügen, wenn wir, nach den vorstehenden ausführlicheren Mittheilungen aus dem Inhalt des ersten Bandes, uns in Betreff des zweiten Bandes kürzer fassen. An die schon oben erwähnten einleitenden ersten Kapitel: Inner or Eastern Mongolia (I), Southern Manchuria (II.), Kirin or Central-Manchuria (III.), schliesst sich im Ch. IV. S. 76 eine geschichtliche Skizze der Mandschus aus der Feder des britischen Consuls in New-chwang Hrn. T. T. Meadows an, die bei ihrem populären Ton in die Arbeit des Verf. gut hineinpasst, Neues aber nicht bringt. Darauf folgen die Reisen des Hrn. W. in die Mongolei und Mandschurei. Die erste umfasst drei Kapitel: von Peking durch »Inner Mongolia«. Er unternahm sie mit seinem Bruder am 14. October 1864; sie dauerte ca. 4 Wochen. Die Route ist auf der Karte in Vol. I angegeben. Sie ging anfangs nordöstlich über Kau-pei-kow, nahe an der Grossen Mauer, anmuthig gelegen (S. 95), nach Jehol (S. 97 u. ff.); von da wand sie sich an dem Lan-ho entlang nordwestlich bis nach De-la-nor, wo die Reisenden am 29. October wieder umkehrten (S. 112 und 116) und in einem südwestlich gebogenen Halbkreise über Tou-tai (S. d. Karte) und Suien-wha-foo (S. 123 u. ff.) nach Peking zurückreisten. Die Beschreibung entspricht der Grossartigkeit der landschaftlichen Scenerie dieser Gegenden und der Bauwerke, denen man hier begegnet. Ch. VIII (S. 129—148) berichtet über eine Reise von Chefoo (am 9. April 1866) über New-chwang nach Peking (5. Mai desselben Jahres). Von

New-chwang über Land zuerst längs der Küste des Golfs von Lian-tung bis Shan-hai-kwan (S. 144), dann quer westlich das Land hindurch bis Peking. Diese Reise ist noch auf der Karte zu Vol. I. verzeichnet; nur das Stück von New-chwang nach Shan-hai-kwan, wie die folgenden Reisen werden durch die Karte in Vol. II, viel feiner gezeichnet als die in Vol. I, illustriert. Zuerst die Reise durch die Süd- und Südost-Mandschurei (Ch. IX. S. 149—189) von Che-foo aus am 9. Septbr. 1867 nach Ying-tze, dem Hafen von New-chwang (16. Sept.), und von da über Land nach Hai-chung an berühmten heißen Bädern vorüber (S. 152 u. f.) nach Lian-yang (S. 154) und Moukden (S. 155 u. ff.), wo viele Bibeln und Neue Testamente verkauft wurden (S. 158). Hier kehrte der Verf. um und war am 29. Sept. in New-chwang (S. 159), von wo er über Ying-tze in die südliche Mandschurei reiste. Hier kam er bis Kin-chau (10. October), trat dann seine Rückreise an, aber auf einem andern Wege, als er gekommen, über Pi-tze-woa, einem Seehafen am Gelben Meer (S. 168), und weiter diese Küste hinauf bis Ta-koo-shan »the chief seaport in this quater of Manchuria« (S. 173). Von hier wandte er sich landeinwärts nach Siu-yen (S. 176), begegnete weiter Koreanern und kam nach Fung-whang-chung an der Grenze von Korea (S. 184). In westlicher Richtung über Sur-mu-ching kam er nach Ying-tze zurück (28. October). Bei der Reise in Ch. X. bis Ch. XIII. fehlt die Jahreszahl, es steht nur: »we embarked on the morning of April 14.«, wahrscheinlich von Che-foo ab; denn bei günstigem Winde waren sie nach 48 Stunden »at the bar of the New-chwang river« (S. 189). Nach einem Abstecher nach Hoo-chwang-tun, wo Jahr-

markt war, um Bücher zu verkaufen, ward die grössere Reise am 23. April angetreten, über Moukden nach Fa-kwho-mun an dem grossen Pallisadenwall gegen die Mongolei (S. 194 u. f.); von hier in diese hinein in einiger Entfernung den Wall entlang bis Kwan-chung-tze (S. 198). Von da zogen die Reisenden nordwestlich über Noong-ngan-chung (8. Mai S. 201) durch Indigo und Opium-Districte (S. 202 u. ff.) nach Petuna am Sungari-Flusse (S. 206). Hier wendeten sie sich nordöstlich in der Richtung des genannten Flusses über Shwang-shing-pu (die Karte hat Shwang-chung-pu) nach A-she-hoh (auf der Karte A-she-hoor) und weiter nach San-sing (24. Mai S. 221). Weil von hier keine Strasse nach Ningu-ta führte, kehrten sie wieder um nach A-she-hoh (S. 228) und zogen nun am 1. Juni über La-lin nach Kirin (S. 232 u. ff.), von da über Moukden nach Ying-taze (?), wo sie am 18. Juni nach einer Abwesenheit von 58 Tagen eintrafen. Die Ch. XIV. beschriebene Reise geht durch bekanntere Gegenden von Che-foo durch die Provinzen Shantung und Kiang-su nach Nanking und Shanghai und von letzterer Stadt auf einem Dampfschiff nach Chefoo zurück; in welchem Jahr? (S. 239—294). Ch. XV. enthält die schon oben erwähnte Beschreibung von Korea, nach mündlichen Mittheilungen von Koreanern und Chinesen (S. 295—312). Wir wollen nur den Schlusssatz hervorheben S. 312: »If Prussia wishes territory in the East, Corea is infinitely preferable to Formosa«. Das letzte Kapitel XVI. S. 313—392, enger gedruckt als die vorhergehenden, bringt eine sehr ausführliche Abhandlung über Peking, historisch und topographisch reichhaltig, von Rev. Joseph Edkins. Uns sind die Auslassungen über das Opfer der

Chinesen S. 352 u. ff. besonders anziehend erschienen, indem der Verf. den Zusammenhang mit der Opferidee bei anderen Völkern nachzuweisen versucht. Wir verweisen zum Schluss auf ein Verzeichniss der Maasse, Gewichte und Münzen in Vol. I. S. XIX., sowie auf das Vocabularium einiger chinesischen und mongolischen Wörter *ibid.* S. XX. Vol. I. hat dreizehn grössere und kleinere Bilder, Vol. II. drei, die recht ansprechend erscheinen. Das Werk giebt im Ganzen ein reichhaltiges Material für die Kunde des nördlichen China und seiner im Allgemeinen noch an Geist und Körper gesunden, urkräftigen Bewohner. Als ein solches wird es daher seinen Platz behaupten.

Altona.

Dr. Biernatzki.

Historia Apollonii regis Tyri. Recensuit et praefatus est Alexander Riese. Lipsiae, 1871. XVIII et 68 pp. 8.

Bei der Behandlung der Räthsel des Symphosius (Anthol. Lat. 1 p. 187 ff.) kam der Herausgeber auf diesen uralten Roman, der eine Anzahl derselben enthält. Wie die Vorrede zeigt, war er ursprünglich griechisch, aber schon im 6. Jahrh. (Riese im Rhein. Mus. 26 S. 638) wird auch die lateinische Uebersetzung angeführt. Sie gehört also zu den letzten Ausläufern der lateinischen Literatur und die vorliegende Ausgabe, die zuerst die handschriftliche Ueberlieferung kennen lehrt, ist höchst dankenswerth. Riese unterscheidet drei Recensionen, die erste in der HS. (A) der Laurentiana 66, 40 des 9. oder 10. Jahrh., die zweite B'', deren beste HS. eine Tegernseer des 10. Jahrh. in München ist; die dritte liegt in sehr vielen HSS. vor und ist auch schon im 10. Jahrh. entstanden, da ihr die angelsächsische Uebersetzung

folgt. A hat die reinste Ueberlieferung, ist aber leider nicht vollständig erhalten, so dass in den Lücken die zweite nothwendig eintreten muss. Aus der dritten, am meisten interpolierten, ist nur an einzelnen Stellen, wenn die beiden ersten verdorben sind, etwas zu gewinnen. Ref. meint aber, dass im vorliegenden Text, so weit A erhalten ist, sich noch zu viel aus B" aufgenommen findet. Denn wenn auch in dieser Recension Einzelnes richtiger ist, so haben wir doch offenbar in ihr eine sehr erweiternde, frei ausbeugende, nach einer gewissen Zierlichkeit strebende Ueberarbeitung. Ref. würde daher (mit Ausnahme etwa der praef. p. VI Anm. bezeichneten und ähnlicher Stellen) das in A nicht Vorhandene alles in den Anmerkungen gelassen haben. So hat p. 6, 2 *accepto commeatu* keinen Sinn an der Stelle und, dass *tendit* in A fehlt, weist auf eine Verwirrung in A, die wir, allerdings nach Anleitung von B", in Ordnung bringen können. Denn die Zeilen p. 6, 3—9 gehören, wie Riese selbst bemerkt, dorthin nicht, sondern nach p. 7, 2 *et introivit*. Die hier in A vorhergehenden Worte *ad patriam suam* sind eben die, welche ohne *tendit* in A p. 6, 2 keinen Sinn geben und dorthin ebenfalls nur verirrt sind. p. 7, 1 ist also zu lesen: *pervenit innocens tamen* (mit R.) *Apollonius prior ad patriam suam Tyron et introivit [in domum suam]. Et aperto — ut neceris. Atque ita onerari praecepit naves frumento.* B" hat die richtige Ordnung, aber verschnörkelte Fassung. Den Unterschied von A und B" zeigt anschaulich die Fassung der Inschrift p. 46, 14 (A) und p. 38, 16 (B"). — In *senelo* p. 34, 6 liegt eher *Pentapolis* (p. 13, 15. 15, 4. 54, 11), als *Cyrene*. — p. 33, 9 ist *nuptam* vielleicht nur Druckfehler für *nuptum*: 34, 19. 58, 24. H. S.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 47.

22. November 1871.

Annals of the Bodleian Library. Oxford, A. D. 1598 — A. D. 1867; with a preliminary notice of the earlier Library founded in the Fourteenth Century. By the Rev. William Dunn Macray, M. A. Chaplain of St. Mary Magdalene and St. Mary Winton Colleges; Editor of »Chronicon Abbatiae Eveshamensis« etc. Rivingtons London, Oxford and Cambridge 1868. (V, 369).

Lives of the Founders of the British Museum with notices of its chief augmentors and other benefactors. 1570—1870. By Edward Edwards. London: Trübner and Co. 1870. (X, 780. 2 parts).

Der Untergang der Strassburger Bibliothek und der rüstige, opferfreudige Wetteifer sie zu ersetzen, so weit hier überhaupt Ersatz möglich ist, reizen nicht wenig der Entstehung und dem Werden anderer berühmter Büchersammlungen nachzugehen. Die beiden unlängst erschienenen Werke, welche sich mit den grössten Bibliotheken Englands befassen, bieten dazu einen be-

sonderen Anlass. In Grossbritannien werden diese Institute zwar mit peinlichster Sorgfalt gegen Feuers- und Wassergefahr wie gegen Diebstahl gehütet, aber bei dem riesigen Anwachs ihrer Schätze sind sie anderweitig nicht unbedeutend gefährdet, indem sie neuerdings um die Wette ihre festen und stattlichen Gehäuse zu sprengen und, nachdem dieselben viel zu eng geworden, sich ihrem eigentlichen Nutzen und Zweck zu entfremden drohen. In Oxford hat die Bodleysche Bibliothek trotz schrittweiser Erweiterung ihrer Räumlichkeiten doch höchstens nur auf einige Zeit mehr Platz gewonnen, nachdem ihr im Jahre 1860 der benachbarte nach Vollendung des Neuen Museums ausgeleerte prächtige Rundbau der Ratcliffe Bibliothek sowohl zur Aufstellung von Büchern als zur Errichtung einer grossen Lesehalle überwiesen worden ist. Und in Edinburgh hat der Vorstand der Advocates' Library, die in ihren engen, dunklen, dem Parlamentshause angeklebten Sälen nicht mehr aus und ein wusste, durch die fast unverhoffte, überraschende Offenlegung einer gewaltigen, vom Himmelslicht erhellten Krypta auf eine Reihe von Jahren wieder Raum gewonnen. Ganz unerledigt dagegen ist die grosse Schwierigkeit, unter welcher das Britische Museum dahin lebt, indem ungeachtet der grossartigen Schöpfungen Panizzi's, namentlich des weltberühmten Lesesaals der Mangel an Platz als kaum zu bewältigen immer ärger auch auf Bücher und Handschriften drückt. Hier gilt es schleunig entweder riesenmässige Bauten in Angriff zu nehmen, wenn die naturhistorischen Sammlungen, die Gallerien der Alterthümer aller Welt und die Bibliothek durchaus unter einem Dache bleiben sollen, oder aber, wie längst

verlangt wird, die möglichst rationelle Trennung so vieler heterogener Bestandtheile des Nationalmuseums zu vollziehen. Was endlich die öffentliche Bibliothek der Universität in Cambridge betrifft, so ist auch sie trotz ihren bescheideneren Dimensionen von der allgemeinen Noth nicht verschont geblieben und erfordert, wenn wir nicht irren, längst eine gehörige Erweiterung um auf geraume Zeit derselben leidigen Sorge überhoben zu werden.

Sehr erwünscht auch für den auswärtigen Gelehrten würden neben den gedruckten Katalogen von Handschriften und Druckwerken sorgfältige historische Arbeiten über alle diese Institute sein, deren Hauptbestandtheile, wie nicht überall bekannt sein wird, in grossartigen patriotischen Schenkungen beruhen, mit denen sich an Werth noch lange nicht vergleichen lässt was gegenwärtig in Strassburg zusammenströmt. Wir zweifeln, ob die beiden vorstehenden Werke jenes Bedürfniss, wie sie es sollten, erfüllen werden. Am nächsten kommen ihm noch die Annalen der Bodleyschen Bibliothek, die von einem verdienten langjährigen Beamten derselben fast in der Weise mittelalterlicher Jahrbücher, aber mit sorgfältiger Benutzung der eigenen Archivalien dieser berühmten Büchersammlung abgefasst sind. Es sei uns gestattet zunächst über dieses Buch zu berichten und an diese oder jene Notiz desselben einige Bemerkungen anzureihen. Gerade ein solches Werk sollte man wünschen weniger für das grosse nach Lectüre haschende Publicum geschrieben zu sehn, als ausdrücklich für alle diejenigen, die sich ernstlich in der Bodleiana zu schaffen machen. Nichtsdestoweniger wird man Herrn Macray dankbar sein müssen für das Bild, das

er entwirft, und die gewissenhafte, den echten Bücherfreund verrathende Angabe jedes namhaften Zuwachses.

Erst neuerdings in den von Henry Anstey 1868 für die historische Commission des Master's of the Rolls herausgegebenen »Munimenta Academica« sind auch die urkundlichen Nachrichten über die mittelalterlichen Büchersammlungen der Universität Oxford veröffentlicht worden, über die Schenkung des Bischofs Cobham aus dem vierzehnten, die noch berühmtere des Herzogs Humphrey von Gloucester aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Beide waren anfänglich in einem zu dem Zwecke bestimmten Anbau der Universitätskirche St. Mary untergebracht, ähnlich wie in der Thresekammer der Rathskirchen unserer norddeutschen Hansestädte das Archiv derselben aufbewahrt zu werden pflegte und zum Theil noch heute aufbewahrt wird. Erst gegen Ausgang des Mittelalters wurde in Oxford ein statthlicher Büchersaal über den »Neuen Schulen« eröffnet. Dort mussten Magister und Studierende die Bücher entweder an Ort und Stelle benutzen oder behufs Entleihung dem von der Universität eingesetzten Bibliothekar ein sehr beträchtliches Pfand hinterlegen. Diese Sammlung und was sich ihr sonst anschloss ist weniger durch leichtfertige Ausbeutung als durch die Stürme der Reformationsepoche zu Grunde gegangen. Unter der stark umwälzenden Regentschaft für den minorennen Eduard VI. wurde auch in Oxford allen vermeintlich papistischen Schriften der Krieg erklärt, indem man blind und muthwillig alle alterthümlichen und oft die werthvollsten Codices ohne Unterschied zerstörte, zu gemeinem Gebrauch zerschnitt oder verschleuderte. Nach einem Convocationsbe-

schluss vom 25. Januar 1556 sollen selbst die »subsellia librorum in publica Academiae bibliotheca« öffentlich versteigert werden. Da sind denn auch die zum Theil schon humanistischen Bücher Herzog Humphrey's bis auf wenige Reste zu Grunde gegangen, von denen Macray heute nur noch drei Bände als Eigenthum der Bodleiana, sechs im Britischen Museum befindlich nachweist.

Da war es nun in den letzten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts das Ehrgefühl, der Sammelfleiss und die Freigebigkeit Thomas Bodley's, der an den leeren Raum anknüpfend seine Hochschule mit einer ihrer würdigen Bibliothek auszustatten trachtete. Es ist sehr bezeichnend, wie das vollbracht wurde. Noch liegt zu Jedermanns Ansicht in der von prächtiger Holzdecke überspannten Haupthalle Bodley's das pergamentene Original Register, welches der Stifter einst am 25. Juni 1600 mit Genehmigung der akademischen Behörde zur Einzeichnung von Benefactoren nebst ihren Gaben auflegen durfte. Es ist zu zwei gewaltigen, kostbar ausgestatteten Bänden angewachsen, deren erster von 1600 bis 1688, deren zweiter von 1692 bis 1795 reicht, nach der Weise des Statutenbuchs der Universität selber ein ungefüges, vielfach lückenhaftes und doch unvergleichliches Urkundenbuch der Bibliothek. Das System der späteren Accessions-, der alphabetischen, der Separat- und Fachkataloge hat sich sichtlich aus dieser Unterlage heraus entwickelt. Ursprünglich aber appellirte Bodley an alle Gönner der Universität seinem Beispiel nachzuahmen und zu schenken, kaum anders als es heute nach Strassburg geschieht. Und noch bei seinen Lebzeiten überboten sich die reichen Do-

natoren. Es muss dem Leser überlassen bleiben am chronologischen Faden der Annalen die genaue Aufzählung der einzelnen Schenkungen besonders an Manuscripten aus den verschiedenen Literaturen zu verfolgen. Nur auf Weniges kann hier aufmerksam gemacht werden.

Man kennt die grosse allgemeine literarische Thätigkeit Englands zu Anfang der Stuart-Epoche. Es war gerade in dieser Hinsicht im Jahre 1610 ein sehr glücklicher Gedanke Bodley's sich für seine Stiftung ein Freixemplar sämmtlicher in der Stationers' Company eingetragenen Werke zu verschaffen. Dies wurde der Vorläufer der späteren »Copyright Acts« in England und entsprechender Nachahmung auf dem Continent, wonach trotz der Reclamation der Verleger die grossen öffentlichen Bibliotheken Freixemplare der neuen Publicationen beanspruchen sollen. Sodann wird bereits in der zweiten Auflage des ersten Katalogs der Bodleiana vom Jahre 1620 hervorgehoben, welche Vortheile diese Bibliothek fremden Gelehrten darbiete. Sie rühmt sich mit Recht die erste öffentliche Anstalt der Art in Europa zu sein, denn die des Angelo Rocca in Rom entstand erst 1604 und die Ambrosiana in Mailand gar erst 1609. In einem Document aus dem Jahre 1641 finden sich unter den fremden Benutzern schon elf aus Preussen und Deutschland, darunter ein Baro ab Eulenburg und sechs Dänen aufgeführt. Die Stuart-Fürsten erscheinen in vertrauter Beziehung zu dem Institut. Wie Jakob I. ein Prachtexemplar seiner gelehrten Werke »in hoc immortali literarum sacrario« deponiren liess, so wurde sein Sohn Karl I. bei seinem ersten Besuche 1629 im Saale der Bibliothek von dem öffentlichen Redner der Universität mit

Macray, Annals of the Bodleian Library. 1847

der nur in Oxford möglichen blasphemischen Schmeichelei: »Excellentissime Vice-Deus« angesprochen. Während die Bibliothek bereits Grundstücke und Wohnhäuser zu eigen besass, erhielt sie vom Grafen von Pembroke die Barocci Sammlung mit 242 griechischen Handschriften zum Geschenk und wandte ihr mächtigster Gönner, Erzbischof Laud, ihr nach und nach nicht weniger als 1300 Codices als seine Gabe zu, darunter 46 lateinische »e collegio Herbipolensi in Germania sumpti A. D. 1631, cum Suecorum Regis exercitus per universam fere Germaniam grassarentur«. Den meisten Schenkungen waren strenge Bestimmungen hinzugefügt, welche das Entleihen der Bücher fast unmöglich machten und ihre Benutzung an Ort und Stelle zum Princip erhoben. Als Karl I. 1646 nach seinen Niederlagen kurz vor der Auslieferung an die Schotten zum letzten Mal in Oxford verweilte, verlangte er die *Histoire universelle du Sieur d'Aubigné* zur Lectüre und der Vicekanzler acceptirte den Wunsch als königlichen Befehl. Allein der Bibliothekar Rous, freilich ein persönlicher Freund Milton's, wies den König auf den Wortlaut seiner Statuten hin, die dergleichen nicht gestatteten. Dasselbe ist nicht nur dem Erzbischof Laud, sondern dem Protektor Oliver Cromwell widerfahren, als er 1654 eine ähnliche Vergünstigung für den portugiesischen Gesandten nachsuchte. Nur dem gelehrten John Selden wurde gegen streng bemessene Garantien gestattet selbst Handschriften in seiner Wohnung benutzen zu dürfen, wogegen er denn freilich aus seinem Nachlass an 8000 Bände der Bibliothek vermacht hat. Das scharfe Gutachten des Bibliothekars Barlow vom Jahre 1679 gegen alle und jede Erlaubniss der Benutzung ausser dem

Hause berief sich auf einige Bücherdiebstähle, deren erster im Jahre 1624 registrirt ist. Der Verfasser Herr Macray erzählt auch von einigen besonders merkwürdigen Fällen, die der strengen Beaufsichtigung zum Trotz und vielleicht gerade, weil Bücher schlechterdings nicht verliehen werden durften, sich in anderer Zeit ereignet haben. Einer dürfte in Deutschland noch von Interesse sein. S. 81 in der Note nämlich heisst es: »Im Jahre 1789 besuchte Heinr. E. G. Paulus von Jena, späterhin der nur zu wohl bekannte Verfasser eines Lebens Jesu, die Bibliothek und schrieb aus Pococke Ms. 32 in klein Octav eine arabische Uebersetzung des Jesaia in hebräischen Buchstaben von Rabbi Saadiah ab, die er im nächsten Jahre in arabischer Schrift umgesetzt herausgab. Fortan war das Manuscript aus der Bibliothek verschwunden, ohne dass man sich einen directen Nachweis darüber verschafft zu haben scheint. Indess nach dem Tode von Paulus im Jahre 1850 trat ein Buchhändler in Breslau, dem der Band zum Kauf angeboten worden, mit dem Bibliothekar Dr. Bandinel in Beziehung und die Folge war die Restitution der verlorenen Handschrift in einem durchaus verschiedenen Deutschen Einband und ohne irgend ein Anzeichen ihrer ursprünglichen Zugehörigkeit«. Uebrigens hatte schon Dr. Pusey's Gutachten in dem Parlamentsreport über die Universität Oxford vom Jahre 1853 auf die Entwendung der Handschrift durch einen »Professor der orientalischen Sprachen« und ihre Wiedererlangung angespielt. Viel ehrenwerther hatte sich eine geraume Zeit zuvor ein anderer deutscher Gelehrter benommen. Aus dem einst im Jahre 1678 von dem 1589 in Heidelberg geborenen Franz Junius geschenkt

sehr kostbaren handschriftlichen Schätzen hatte ein Däne beträchtliche Stücke entwendet. Im Jahre 1720 stellte sie J. G. Eccard, Bibliothekar zu Hannover und Mitarbeiter von Leibnitz, »pro singulari sua humanitate ... propriis sumptibus« zurück, S. 103 Note. Es ist sehr bezeichnend, dass man, wie die Rechnungen ausweisen, bis zum Jahre 1751 fortfuhr Ketten anzuschaffen, um die grossen Bände an den Lesepulten zu befestigen. Erst seit 1757 wurde der Anfang gemacht diese lästige und unwürdige Sicherheit zu entfernen.

Das Gedächtniss Cromwell's und seiner Gesinnungsgenossen wurde in Oxford selbstverständlich so gut wie möglich unterdrückt. Jenes Register indess bezeugt, wie sehr auch er zu den Donatoren gehörte. Man verdankte ihm 22 griechische und 2 russische Codices, und Aehnliches seinem independentischen Feldprediger Hugh Peters; nur ist unmittelbar nach dessen Namen ein Blatt aus dem Verzeichniss ausgeschnitten. Ueber Lord Fairfax, den edlen Bücherfreund, und seine Freigebigkeit brauchte man um so weniger verschämt zu thun, als er beim Einrücken der parlamentarischen Truppen im Jahre 1646 der Bibliothek sofort eine Schutzwache stellen liess.

Aus den späteren zum Theil unvergleichlichen und hoch berühmten Erwerbungen, deren Geschichte gemeinsam mit der Baugeschichte, mit den Angaben über die Verwaltung und das Personal derselben gewissenhaft bis zum Jahre 1867 herabgeführt ist, soll nur noch hervorgehoben werden, dass im Jahre 1796 einige Incunabeln und Aldinen der Göttinger Bibliothek abgekauft wurden, die ein Theil der seit 1784 in länge-

rer Auction versteigerten Doubletten der letzten Anstalt gewesen sein müssen.

Das Werk des Herrn Edwards steht in seiner Bedeutung und Brauchbarkeit weit hinter dem vorübergehenden zurück, nicht sowohl weil man aus ihm die Geschichte der Bibliothek des Britischen Museums nicht kennen lernt, als weil es durchaus nach einem irrigen Plan gearbeitet eher unterhalten und zerstreuen als systematisch über Ursprung und Wachsthum irgend einer der Sammlungen orientiren will. Jedesfalls ist es ein ganz unglücklicher Gedanke Dies oder Aehnliches durch die Lebensbeschreibung der Männer erreichen zu wollen, deren Namen den Urbestandtheilen des Museums meist auf Grund gesetzlicher Verfügung anhaften. So findet sich sehr viel Ueberflüssiges, was anderswo viel besser gesagt worden ist, so werden eine Menge Wiederholungen unvermeidlich. Es soll damit nicht gesagt sein, dass sich der Verfasser bei seinen Nachforschungen nicht viel Mühe gegeben hätte, dieselbe wird im Gegentheil durch die vielen Citate aus den ihm zugänglichen Akten der einzelnen Sammlungen selber hinreichend bezeugt. Allein Herr Edwards, offenbar ein älterer Literat, ein ausgesprochener Tory und anglikanischer Orthodoxer, der mit grosser Selbstgefälligkeit viel zu sehr von seinen eigenen Leistungen zu reden liebt, hat uns durch die letzteren bisher nicht eben hohe Achtung abgewonnen. Wenigstens entsprechen die für die historische Commission des Master's of the Rolls besorgte Ausgabe des »Liber monasterii de Hyda 1866«, einer von ihm als Bibliothekar des Grafen von Macclesfield auf Schloss Shirburn in Oxfordshire wieder aufgefundenen historischen Handschrift aus angelsächsischer Zeit, und ein

Leben Sir W. Raleigh's keineswegs den Anforderungen, die an solche Arbeiten erhoben werden müssen. Er ist zwar nach seiner eigenen Aussage, S. 568, im Jahre 1839 bei der Entwerfung des Plans zum Generalkatalog der gedruckten Bücher des Britischen Museums beschäftigt gewesen und besitzt gewiss schätzenswerthe Kenntniss der Bibliothek, aber die Fähigkeit ihre Geschichte zu schreiben und damit eine gründliche Anleitung zu ihrer Benutzung zu geben hat er sich schwerlich selber zugetraut.

Chronologische Tabellen über die vielen Schenkungen, Vermächtnisse und Ankäufe, aus denen das Britische Museum zusammengewachsen ist, bilden die übersichtliche und sehr dankenswerthe Einleitung. Es ist dies indess nicht der Ort den Ausführungen des Verfassers im Einzelnen nachzugehen, doch wird auch aus seinem Buche Verschiedenes theils zur Rüge, theils als der Erinnerung werth hervorgehoben werden dürfen. Sehr ausführlich behandelt der Verfasser das Leben Sir Robert Cotton's, des Begründers des allerältesten Bestandtheils. Er sucht diesen Mann, der in den schwülen Tagen Jakob's I. und Karl's I. im Staatsdienst eine mindestens zweifelhafte Rolle spielte und, nachdem seine unvergleichliche Bibliothek mit Beschlag belegt worden war, im Mai 1631 gebrochenen Herzens starb, in zwiefacher Richtung rein zu waschen. Allein weder die Gegenbeweise wider die von S. R. Gardiner aus den in Simancas aufbewahrten Berichten des spanischen Botschafters Gomomar excerptirten höchst verfänglichen Angaben genügen Cotton als ehrenwerthen Politiker zu rehabilitiren, noch ist er durch irgend welche Einände von dem Verdacht zu befreien, dass er in umfassender Weise die öffentlichen Archive

seiner Heimath bestohlen habe. Zwar weiss man, dass Sir Robert Cotton zu mehreren Malen um Aufträge der Regierung auszuarbeiten mit den dahin gehörenden Staatsakten betraut worden ist. Aber rein zufällig können er und seine Erben doch unmöglich solche Massen der allerwerthvollsten Documente behalten haben. Der Umstand, dass die Staatsdocumente fast ein Drittel der ganzen in den kostbarsten Handschriften besonders auch der Landesgeschichte dienenden Sammlung ausmachten, berechtigt vielmehr zu der Annahme, dass unter Jacob I. wie gar vieles Andere auch die Administration der Archive dermassen lüderlich gewesen, dass eine angesehene Persönlichkeit, die mit den Vorständen viel verkehrte, nach Gutdünken einstecken und behalten konnte. Der Diebstahl erstreckt sich über die ganze Tudor-Periode. Jeder mit ihr vertraute Forscher weiss sehr wohl, dass er die auseinander gerissenen Theile einer und derselben Correspondenz, ja, derselben Berichte und Aktenstücke je in der Cottonschen Sammlung des Britischen Museums und im Public Record Office mühsam zusammensuchen hat. J. S. Brewer, der grösste Kenner der sämmtlichen archivalischen Hinterlassenschaft Heinrich's VIII. hat erklärt: dass im Jahre 1616 wenn nicht schon etwas früher, grosse Stücke derselben von Sir R. Cotton entführt wurden, indem die Aktenfascikel unter der Direction des Archivars Agarde geöffnet worden sein müssen. Es wird Edwards demnach schwer werden, eine solche Anklage zu zertrümmern. Sie wird lediglich verstärkt durch den Nachweis Riley in der Vorrede zu seiner Ausgabe des »Liber Custumarum«, dass die Originalhandschrift dieser Rechtssammlung der Stadt London so v

eine zweite, der »Liber legum antiquarum« gleichfalls auf höchst verdächtige Weise aus dem Stadtarchiv in der Gildhalle in Sir Robert's Besitz gekommen sein müssen. Der zweijährige Sequester, der von Karl I. über Cotton's Bibliothek verhängt wurde, hieng unstreitig mit der Eigenthumsfrage wegen gar mancher ihrer Stücke zusammen, und Nichts ist absurder als zu behaupten, dass Cotton als grosser Bücherfreund ohne verbrecherische Absicht nur schwer herausgab was er einmal entliehen. Es ist bekannt, dass, nachdem durch die Schenkung des Sir John Cotton auf Grund einer Parlamentsakte vom Jahre 1700 die Bibliothek Nationaleigenthum geworden und zugleich mit der alten königlichen Bibliothek in Ashburnham House zu Westminster untergebracht war, während des Bibliothekariats Richard Bentley's durch einen vom Kamin ausgehenden Brand am 23. October 1731 eine Menge der werthvollsten Codices arg beschädigt worden sind. Von 958, der damaligen Gesamtzahl der Manuscripte, galten 114 irrettungslos verloren, 98 für schwer verletzt. Erst nach mehr als hundert Jahren ist es den Vorständen des Departements, Forshall und Madden, gelungen an 300 Manuscripte, natürlich abgesehen von den angebrannten Rändern, einigermaassen wieder benutzbar zu machen, namentlich die durch den Buchbinder auseinander gerissenen wieder richtig einzureihen. Dass der fünfzehnjährige Erstgeborene Jacob's I., Prinz Henry, der schon nach drei Jahren stirbt, den Grund zu der alten Royal Library gelegt habe, klingt mindestens höchst wahrscheinlich. Ihre und die Geschichte der Sammlung des Grafen Arundel lässt bei vielem Interessanten noch manche Lücke offen. Klare

nach den Papieren des Bibliothekars, Humphrey Wanley, liegt das Werden der Harleyschen Bibliothek vor; ihr Begründer, Lord Oxford, hinterliess dem Sohne bereits 6000 Manuscripte und 14,500 Urkunden und Aehnliches. Nachdem der Sohn die Handschriften auf 8000 vermehrt, wurde die Bibliothek im Jahre 1753 für 10,000 Pfund Sterling vom Staate erworben. In diesem Jahre nämlich wurde damit begonnen jene vier Bibliotheken sowie die grosse naturhistorische und Raritätensammlung Sir Hans Sloane's nach Montagu House in Great Russell Street überzuführen, auf dessen Boden heute das Britische Museum steht. Unter letzterem Namen hat erst im Jahre 1759 eine sehr beschränkte Eröffnung für das Publicum angefangen. Ueber Sloane wie über Sir William Hamilton, dem die herrlichen Vasen und andere Schätze aus Neapel zu verdanken sind, über Towneley, Lord Elgin *), R. Payne Knight u. A., die durch das, was sie geschenkt oder verkauft haben, zu den Mitbegründern der ungeheueren Nationalsammlung zählen, werden doch wieder mit Vorliebe biographische und literarische Einzelheiten zusammengetragen, einen wissenschaftlichen Wegweiser für die verschiedensten archäologischen, anthropologischen und naturhistorischen Collectionen zu liefern lag gar nicht in der Absicht des Verfassers.

Der erste Ankauf aus öffentlichen Mitteln für die Bibliothek betraf im Jahre 1805 die

*) Edwards' Notizen über die Elgin Marbles erscheinen besonders geringfügig im Vergleich mit der sorgfältigen Erörterung aller dahin gehörenden Fragen von A. Michaelis in dem Text zu seinem Parthenon S. 73. Er hätte aus dem fast gleichzeitig erschienenen Buch von Schaubach nichts mehr lernen können.

Lansdowne Handschriften. Ihre Druckwerke wuchsen erst zu einer namhaften Sammlung heran, nachdem Georg IV. die sehr sorgfältig auserlesene Bibliothek seines Vaters zum Geschenk gemacht, 1828 ein eigener prächtiger Saalbau zur Aufnahme derselben fertig geworden und die grossartigen Büchermassen des berühmten Reisenden und Naturforschers Sir Joseph Banks hinzugekommen waren. Auch der Anspruch auf Freiemplare neuer Werke war bereits erworben. Erst jetzt in seinem letzten Theil tritt der biographische und encyklopädische Charakter des Buchs etwas zurück und macht der organischen Geschichte des Museums als eines Ganzen in Verbindung mit den unerlässlichen Erweiterungsbauten zur Unterbringung so heterogener massenhafter Schätze mehr Platz. Der Leser wird mit der Administration der von der Krone und dem Ministerium ernannten unter der Controle des Parlaments arbeitenden Trustees, mit dem ersten Beamten, dem Principal Librarian, namentlich den drei Männern bekannt gemacht, denen neuerdings nach einander das Institut seinen Aufschwung verdankt, dem Engadiner Joseph Planta, Sir Henry Ellis und dem verdienstvollen Italiener Panizzi, der, als er 1837 zuerst über die Druckwerke gesetzt wurde, sich vornahm die Bibliothek an Masse und Werth über die Pariser hinauszubringen und mit seinem sprachgewandten Gehilfen Thomas Watts, einem Masterbibliothekar, der nach seinem Tode Allen, die sich einst seines Rathes zu erfreuen hatten, unvergesslich bleiben wird, energisch daran gieng diesen Vorsatz auf Grund immer höherer parlamentarischer Bewilligungen durch Anschaffung, Aufstellung, Katalogisirung und endlich weiteste Nutzbarmachung vermit-

telst des grossen Lesesaals auszuführen. Unter Panizzi's oberster Leitung, in welcher er 1866 seinem Nachfolger J. W. Jones Platz machte, sind die gedruckten Bände, wie deren letzte Zählung aufwies, auf eine Million und sechstausend gebracht worden und glaubt man in den Antiquitäten ebenfalls Paris und Neapel überholt zu haben.

In seiner gewohnten Weise berichtet Edwards dann noch von den Sendungen zu den syrischen Klöstern, aus denen eine grosse Anzahl unschätzbbarer Handschriften zum Vorschein kam, von Layard's Ausgrabungen im Gebiet des alten Nive und Babylon, von den durch C. Fellows in Syrien gesammelten Alterthümern, von den Sculpturen aus Halikarnass, Branchidae und Knidos, von den Resten, welche Davis aus den Trümmern von Karthago ausgrub, von Henry Christie's Museum, von der von Thomas Grenville vermachten in seltenen und vollkommenen Exemplaren fast unerreichten Bibliothek. Der Verfasser scheut durchweg vor bestimmten Urtheilen. Mehr als einmal, besonders aber gegen den Schluss kommt er auf die Frage zu reden, die, seit 1848 angeregt, noch immer ohne Lösung geblieben ist und durch welche die gelehrte und kunstsinnige Welt der britischen Hauptstadt nicht wenig in Athem gehalten wird, die Frage nach der längst nothwendig gewordenen Trennung der verschiedenen Sammlungen des Britischen Museums. Der Raumangel ist wahrhaft erdrückend geworden, ein Ankauf in der nächsten Umgebung würde gewaltige Summen verschlingen; und dennoch ist Nichts geschehen, seitdem das Haus der Gemeinen im Mai 1862 die von den Trustees selber beantragte Trennung verworfen hat. Was ist naturgemässer als für

die allerdings ebenfalls viel Platz beanspruchenden naturhistorischen Cabinette bei anderen verwandten Instituten der Hauptstadt für ein Unterkommen zu sorgen, die Bibliothek beider Departements aber, der gedruckten Bücher wie der Handschriften, und die Antiquitäten beisammen zu lassen da, wo sie sich befinden. Dagegen nimmt die öffentliche Meinung im Unterhause und natürlich auch Herr Edwards lediglich nur Rücksicht auf den zweifelhaften Bildungsdrang der grossen Haufen, welche täglich in Great Russell Street vor den ausgestopften Thieren des Museums zusammenströmen, als wenn sie das nicht in jedem anderen Stadttheile eben so machen würden. Den Zwecken der Wissenschaft und des Studiums steht der demokratische Gemeinnutzen über die Gebühr im Wege.

R. Pauli.

1. Th. Büd de us: Humanes Christenthum. In Briefen. Ohrdruf, Verlag von August Stadermann jun. 1871. 134 S. kl. 8.

2. A. Decker, Pastor zu Leezen: Bekenntniskirche oder Landeskirche? Vortrag, gehalten bei der am 20. Juli versammelten schleswig-holsteinischen kirchlichen Conferenz, nebst einem Nachtrage. Kiel, Ernst Homann, 1871. 63 S. gr. 8.

Zwei Schriften, deren Zusammenstellung und Vergleichung gewiss von Interesse ist, weil sie recht deutlich die beiden äussersten Pole bezeichnen, zwischen denen unser heutiges kirchliches Leben und Streben sich hin- und her-

bewegt. Nr. 1. so radikal, wie möglich, jede confessionelle und dogmatisch ausgeprägte Bestimmtheit des Christenthums verwischend, um für alle möglichen Richtungen in der Kirche Raum zu schaffen, Nr. 2. dagegen so enge, wie es nur geschehen kann, die confessionellen Schranken ziehend, um von der Gemeinschaft der s. g. Bekenntniskirche auszuschliessen, was sich nicht wenigstens in äusserlicher Weise dem hergebrachten Typus eines partikularistischen Kirchenthums fügen will, aber Beide auch, was Ref. meint, von vorn herein bezeugen zu müssen, in einer Oberflächlichkeit sich ergehend, die auch kaum grösser sein könnte und die gerade an denjenigen Gesichtspunkten vorüber geht, welche vor allen Dingen in Erwägung gezogen werden sollten und von denen aus allein eine befriedigende und zum Frieden führende Lösung unsrer kirchlichen Zeitfragen möglich sein dürfte. Man sieht, wenn man diese beiden Schriften mit einander vergleicht, so recht deutlich, nicht bloss wie gross die Parteigegensätze in unsrer Zeit sind und wie schwer es für die nächste Zukunft sein wird, über dieselben hinaus zu einer im Frieden wirklicher Gemeinschaft mit einander lebenden evangelischen Kirche zu kommen, sondern auch wie unser Parteitreiben zum Theil wenigstens auf den Standpunkt der rein banalen Phrase gekommen ist, mit der man sich begnügt, ohne sich um tiefere Erforschung der wahrhaften Grundlagen des kirchlichen Lebens weiter zu bemühen.

Nr. 1. ist äusserst glatt und elegant geschrieben, man möchte sagen, ein Muster conversirender Behandlung kirchlicher Fragen, aber — gewiss kein Muster, wie solche Fragen wirklich behandelt werden sollten, und wenn wir

sagen sollten, in welcher Erkenntniss wir denn durch das Buch gefördert worden seien, so könnten wir höchstens die eine nennen, dass es doch immer Leute giebt, die ihren Mangel an Einsicht in das Wesen der Dinge für Weisheit halten. »Humanes Christenthum«, nennt der Verf. das, was er seinem Freunde »Julius« anzupfehlen sucht, aber wie das gemeint ist, das geht wohl am Besten aus den immer wiederkehrenden Darstellungen hervor, dass man eigentlich doch über Christus und die Bibel hinaus sei und dass man »Kosmopolit« sein müsse, alles Gute, Wahre, Rechte, wo man es finde, sich zu Nutze machen, aber sich keineswegs binden an die eine Form der Offenbarung des Göttlichen, wie sie in Christus und der Bibel etwa gegeben sein möge. Seine Religion, sagt der Verf., sei eigentlich doch die des Cultus des Genies, und in seinem Pantheon will er freilich Christus und die Apostel auch aufstellen, aber neben ihnen und ihnen gleich alle Grössen des Menschengeschlechtes, und — als annehmbar gilt ihm im Grunde Alles, wobei ein Mensch sich wohl fühlt. Religion aber ist ihm Gefühl, und eben deshalb ist es ein ästhetisches Geniessen, was ihm doch die Hauptsache ist; Poesie, Malerei und die andren Künste vertreten ihm im Grunde die Religion, und durch die Aesthetik, meint er im Anschluss an die bekannten Briefe Schillers, sei das Menschengeschlecht zu erziehen Nun, das Alles mag ja ganz gut sein, auch wir verachten unsre ästhetischen Heroen nicht und meinen keineswegs, dass man sie vernachlässigen solle, und was den Verf. betrifft, so halten wir ihn gewiss für einen guten Gesellen, einen liebenswürdigen Gesellschaften, mit dem sich ganz vortreflich plan-

dem und, wenn man's haben kann, auch ein gutes Glas Wein in aller Vergnüglichkeit trinken lässt, aber — dass das, was er als seine Religion hinstellt, noch Christenthum sei, das wird er uns nicht einreden können und bei näherer Besinnung auch selbst nicht glauben. »Human« mag seine Welt- und Lebensanschauung sein, wenn sie auch nicht gerade recht tief in die Erkenntniss der menschlichen Wesensverhältnisse eingedrungen ist, aber — es sollte doch ihm selbst klar sein, dass er von derselben Alles das abgestreift hat, was das Christenthum eigentlich zum Christenthum macht. Im Grunde ist es ein eklektischer Epikuräismus, was er da in seinen Briefen herauskehrt, der darauf ausgeht, das Leben massvoll zu geniessen und aus allen Blumen Honig zu saugen, der sich aber sehr wohl hütet, die schweren Gedanken, in denen deutsche Philosophie und Theologie sich abgemüht hat, sich auch nur recht näher treten zu lassen, und dass wir ihm in diesem Urtheile nicht Unrecht thun, wird Jeder zugeben, der liest, wie er seinem »Julius« eine Kleidung von lichterem Farben, als dem traurigen Schwarz der Theologen empfiehlt, wie er ihm plausibel zu machen sucht, dass es eines Pastors ganz und gar nicht unwürdig sei, auch gleich anderen Menschenkindern in's Bierhaus zu gehen, wie er in der Erinnerung an die dampfenden Gläser schwelgt, mit welchen die Freunde sich dem Cultus des Schönen einst zugeschworen, und wie es ihm so sehr auf das Jubiliren ankommt, dass er mit klingenden Worten, aber freilich mit wenig Verständniss, sogar von dem Jubel redet, mit dem Schleiermacher einst den Herrnhutern und seinem Vater ihre Weltanschauung vor die Füsse geworfen. Wer

Schleiermacher's Jugend-Entwicklung wirklich kennt, der wird auch wissen, dass der Bruch mit der Herrnhutergemeinde und mit dem Vater keineswegs mit so viel Jubel von seiner Seite, sondern mit sehr vielen Schmerzen, wenn auch mit grosser Festigkeit vollzogen worden ist, aber — das wäre vielleicht doch »ein falscher Tropfen in dem Blute« des Verfassers, wie sich Göthe's Egmont einmal ausdrückt, als ihm ernste Gedanken kommen, und — darum muss Schleiermacher denn allerdings gejubelt haben. Doch — sapienti sat! und jedenfalls hat der Protestantenverein, in dessen Sinne der Verf. zu reden vorgiebt, schwerlich Ursache, sich dieses Streitgenossen sonderlich zu freuen. Ref. weiss zwar längst, dass Richtungen, wie die des Verf. nicht zu den Seltenheiten in unserer Zeit gehören, aber ein Verein, der sich die Hebung des kirchlichen Lebens auf dem Grunde des evangelischen Christenthums zum Ziele gesetzt hat, sollte solchen im Grunde doch zerfahrenen Geistern nicht seine Firma leihen, zumal sie doch nur dazu dienen, bei Manchen, denen es um das Christenthum ernstlich zu thun ist, den Extremen nach der andren Seite hin die Wege zu bahnen, wie ein solches in Nr. 2 vorliegt.

Nr. 2. ist das gerade Gegentheil von Nr. 1. Ist es dort eine Auflösung aller bestimmten Gestaltung des Christenthums in bloss ganz allgemeine und eben deshalb sehr vage Redensarten, mit denen man eben Nichts anzufangen weiss, weil ihnen die Bestimmtheit fehlt, so ist es hier eine Verengung auf einen hergebrachten confessionellen Partikularismus, dem schliesslich Blick und Sinn auch für das abgeht, was es Tüchtiges und Beachtenswerthes ausserhalb sei-

nes enggezogenen Kreises giebt. Denn das ist das Interesse des Verf. dieser 2. Schrift, dass er um jeden Preis die lutherische Confession und zwar in ihrer concordistischen Ausprägung gegenüber allen Unionsbestrebungen sicher zu stellen sucht. In diesem Interesse weist er die »Landeskirche« zurück und verlangt, dass es statt ihrer zu fest in sich geschlossenen, aber alle Territorialgränzen ignorirenden Confessionskirchen komme, weil ihm mit dem Begriffe einer »preussischen Landeskirche« denn freilich der der »Unionskirche« identisch ist; und in eben diesem Interesse kommt er denn auch dahin, dass er die vom Staate völlig losgelöste und rein auf dem Grundsatz der Freiwilligkeit beruhende »Freikirche« eventuell, d. h. für den Fall zu acceptiren bereit ist, wenn der Staat dem Confessionalismus zu nahe treten sollte, ja, dass er die »Freikirche« gewissermassen als ein zu erstrebendes Ideal hinstellt und sich bemüht, die sonst von orthodoxer Seite gegen dieselbe erhobenen Bedenken nach Möglichkeit und namentlich mit Berufung auf das amerikanische Muster zu zerstreuen. In dieser Beziehung ist das Buch sehr beachtenswerth: auf der einen Seite so durchaus confessionell gebunden, dass es sich sogar nicht scheut, auch das alte »damnant secus docentes« der Symbole wieder auf seine Fahne zu schreiben, redet es auf der andren Seite einer Freiheit das Wort, wie sie bisher der Schrecken aller confessionellen Kirchenmänner gewesen ist; aber diese Vereinigung von Freiheit und Gebundenheit darf uns keineswegs Wunder nehmen, denn die Freiheit soll hier nur der Zufluchtsort jener Gebundenheit sein und der Verf. will nur deshalb eine Freiwilligkeitskirche, weil er so am Besten

die Elemente los zu werden denkt, die ihm für seinen Confessionalismus sehr störend und selbst verderblich werden könnten, eben so wie in neuester Zeit Solche, die eine von den Confessionsschranken befreite Kirche wollen, mehrfach wieder dahin gekommen sind, dass sie der Abhängigkeit der Kirche vom Staate das Wort reden, weil sie hoffen, der Staat werde seiner Natur und seinen Bedürfnissen nach weniger die confessionelle Zersplitterung seiner Angehörigen, als vielmehr ihre Vereinigung zu einem sie alle umschliessenden, aber eben deshalb die Confession hintansetzenden Kirchenwesen begünstigen. Auch ist diese Erscheinung keineswegs ohne Vorgänger in der Vergangenheit, wie denn wohl namentlich daran zu erinnern sein dürfte, dass der Thomasius'sche »Territorialismus«, also das recht eigentliche Betonen des Landeskirchentums, zu keinem anderen Zwecke aufgebracht worden ist, als um damit der Herrschaft der confessionalistischen Theologen in der Kirche ein Ende zu machen. Aber — ob nun diese Art Freiheit, wie sie der Verf. da proklamirt, wirklich etwas so Wünschenswerthes sein würde, das ist freilich eine andre Frage. Der Verf. meint, in einer confessionell bestimmten Freikirche werde sich Niemand über Redefreiheit beklagen können, da ja Niemand gezwungen sei, dieser Kirche Mitglied zu sein oder gar ein Amt in ihr anzunehmen, aber — ist es nicht doch sehr oberflächlich und äusserlich gedacht, wenn man die Freiheit bloss in der Abwesenheit eines von Aussen her kommenden Zwanges erblickt und nicht einsieht, dass es eine freiwillig übernommene Knechtschaft geben kann, die um nichts weniger Knechtschaft ist, wie völlig freiwillig sie auch mag übernommen worden sein,

ja, die der heillosesten, unwürdigsten und verderblichsten Art sein kann ungeachtet aller formellen Freiheit bei ihrer Uebernahme? Und an solchen Oberflächlichkeiten leidet die ganze Schrift, trotz des gelehrten Anstriches, den sie sich zu geben sucht. Schon die Verwechslung zwischen Bekenntniss und Bekenntnissformel, die sie überall begeht, zeugt von der Oberflächlichkeit im Denken des Verf., denn wie, wenn er nur ein wenig näher nachgedacht hätte, wie hätte es ihm da nicht auffallen müssen, dass das Bekenntniss, welches der Kirche als christlicher eignet, das innerliche Bekenntniss zu Christo, doch noch ganz etwas Anderes ist, als die theologische Formel, in der dies Bekenntniss sich vielleicht einen zeitlichen und ihrer Zeit angemessenen Ausdruck gegeben hat, die aber denn doch immer nur ein zeitlich bedingter, partikularer Ausdruck des einen allgemeinen christlichen Bekenntnisses ist. Eben so der öfter wiederkehrende und eine Grundmaxime des Verf. aussprechende Satz: das Bekenntniss steht unter der Schrift, aber über der Gemeinde, — der Verf. stellt ihn geflissentlich als die Quintessenz seiner Weisheit hin, als die eigentliche Formel des Confessionalismus, den er vertritt, aber wem fielen nicht doch sogleich auf, wie gedankenlos doch eigentlich das geredet ist? Nach unseren Begriffen ist dieser Satz nichts Anderes, als eine beschönigende Phrase, die aber ihren Dienst sofort versagt, sobald es sich um die Lösung wirklich praktischer und in unsrer Zeit, wie jedem Kundigen bekannt, sogar brennender Fragen handelt. Wie, wenn nun aber die Gemeinde auf Grund tieferer und genauerer Schrifterkenntniss mit der Formel der Confession in Widerspruch gerathen ist, was

soll denn entscheiden? An diesen einfachen, und täglich, möchte man sagen, vorkommenden Fall denkt der Verf. gar nicht, weil ihm von seinem confessionalistischem Standpunkte aus die Confession eine absolute Bedeutung hat, aber — dass er an so Etwas nicht denkt, sondern eine Formel als höchste Weisheit immer wiederholt, die doch so sehr in die Gefahr führt, eben so wohl der Schrift, wie der Gemeinde dadurch Schaden zu thun, dass sie die Confession in so unbedingter Weise zwischen die Schrift und die Gemeinde einschiebt, das ist gewiss kein Zeichen davon, dass sich der Verf. um genauere Ergründung der hier in Rede stehenden Verhältnisse sonderlich viel Mühe gegeben hat.

Doch freilich wollen wir nun nicht sagen, dass wir den Gedanken der »Freikirche«, für den der Verfasser hier in seinem partikularistischen Interesse meint plädiren zu sollen, von der Hand zu weisen gesonnen wären. Meinen wir auch, dass dem Staate, gemäss seiner Natur als der Rechtsgemeinschaft und seiner Pflicht, den Rechtsfrieden unter seinen Angehörigen zu sichern, eine Reihe von unveräusserlichen Hoheitsrechten der Kirche gegenüber zukommen müssen, so sind wir doch nicht weniger der Meinung, dass in allen Angelegenheiten, die wirklich nur Angelegenheiten der Kirche sind, auch die Selbständigkeit der Kirche anerkannt und gewährleistet werden müsse, und dass namentlich in Beziehung auf den Bekenntnisstand des Einzelnen jede Art von Polizeizwang wegzufallen habe. Damit fällt denn aber von selbst jenes exclusive Staatskirchentum, das in dem Satze »cujus regio, ejus religio« seinen congruenten Ausdruck gefunden hat, und

es führt dies völlige Wegfallen des äusserlichen Zwanges schliesslich ohne Zweifel zu dem Princip der »Freikirche« und damit auch zu einer Mannigfaltigkeit von kirchlichen Bildungen innerhalb des einen Staates unter seinem für alle gleichen Rechte. Aber ob damit die Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit des Confessionalismus gegeben ist? Wir denken uns die »freie Kirche« zugleich als die »Gemeindkirche« und das würde eine Gefahr confessioneller Verknöcherung schwerlich mit sich führen, während dann allerdings die Erneuerung des Episcopats, wie der Verf. sie nach Stahl's Vorgange in Aussicht nimmt, auch wenn derselbe mit presbyterialen und synodalen Bildungen bekleidet würde, kaum eine andre Wirkung haben könnte, als »kraft göttlichen Rechtes« die Conservirung des Confessionalismus in aller seiner Härte und Strenge und damit denn auch schliesslich den völligen Tod einer Gemeinschaft, die dadurch in eine doppelte Knechtschaft gerathen würde und deren Lebenselement, was man auch sagen möge, doch allein die Freiheit ist. Diese von Stahl (eine Zeit lang auch von Bunsen) so besonders cultivirten Projecte, die Verfassung der evangelischen Kirche in der Weise »fortzubilden«, dass daraus eine einfache Rückbildung zu dem durch die Reformation beseitigen übergemeindlichen Episcopate würde, der kraft göttlichen und deshalb auch absoluten Rechtes die Kirche zu regieren hätte, sind ja allerdings seit Stahl's Zeit von der confessionalistischen Richtung, der der Verf. angehört, wiederholt und immer von Neuem hervorgekehrt worden, aber man braucht doch wirklich nur die Geschichte zu fragen, namentlich auch die Geschichte der Episcopalkirche in England, um zu sehen, welche Früchte

diese Einrichtung — auch bei evangelischem Bekenntniss — bringen würde, und uns scheint denn doch kein anderer Weg zu sein, als der, der Gemeinde auch ihre natürlichen Rechte zu gewähren, zumal auch schwerlich der Episcopalismus ohne Gewaltthat sich würde durchsetzen lassen. — —

Es sind in der That ungeheure Gegensätze, welche durch die beiden vorliegenden Schriften in's Licht gestellt werden, und dass es Gegensätze sind, welche unsre heutige Zeit wirklich bewegen, daran kann kein Zweifel sein. Weder die eine, noch die andre Schrift steht vereinzelt da, sondern sie repräsentiren ganze Gruppen von Parteistellungen in der gegenwärtigen Zeit. Aber das kann uns auch nicht entgehen, dass es ein Bedürfniss und zwar dringender Art ist, über dieselben hinaus zu kommen, namentlich aber hinauszukommen über all dies oberflächliche, mit Phrasen sich behelfende Treiben. Hüben wie drüben gilt es, den Dingen wieder mehr auf den Grund zu gehen, als man dies im Lager der Parteien zu thun sich gewöhnt hat, dann werden wir auch schon über die Gefahren hinauskommen, die aus der Kluft herauf drohen, die da im Bewusstsein unseres Geschlechtes aufgethan ist.

F. Brandes.

W. Müller. Beiträge zur pathologischen Anatomie und Physiologie des menschlichen Rückenmarks. Zur Feier des 25jährigen Amtsjubiläums des geh. Hofraths Franz Ried. Leipzig, Voss 1871. 4°.

Der Verfasser berichtet in der vorliegenden

Gratulationsschrift in drei Abschnitten über ebensoviele Fälle, welche von ihm anatomisch untersucht wurden. Sie beziehen sich zwar sämmtlich auf Verletzungen des Rückenmarkes, sind jedoch von einander unabhängig und jeder ist für sich mit der einschlägigen Literatur und ähnlichen Fällen aus des Verf. eigener Erfahrung zusammengestellt.

W. Müller bewährt hier wieder aufs Neue seinen alten Ruf als vortrefflicher Beobachter. Aber auch die Art, in welcher die interessanten Fälle für die Wissenschaft verwerthet werden, verdienen gewiss die vollste Anerkennung. Mit umfassender Klarheit weiss er alle, auch die anscheinend unbedeutendsten Momente zu beachtenswerthen Thatsachen umzugestalten, und der Leser wird diese von der Art der gewöhnlichen Casuistik wohlthuend abstechende Schrift mit Vergnügen aus der Hand legen.

Was nun die einzelnen Fälle selbst betrifft, so genügt für weitere Kreise ein Hervorheben der hauptsächlichsten Ergebnisse um einen Einblick in das Interesse, welches die Schrift bietet, zu gewinnen, während dem Fachmann die Lektüre des Originals unbedingt zu empfehlen ist.

Der erste Abschnitt betrifft einen Fall von Durchschneidung des Rückenmarkes. Ein 21jähriges Mädchen wurde so unglücklich in den Rücken gestochen, dass die linke Hälfte des Rückenmarkes vollständig und noch der rechte Hinterstrang in der Gegend des vierten Dornwirbels durchgetrennt wurde. Es stellte sich dies bei der Section heraus, aber schon im Leben war die Diagnose richtig gestellt worden. Besonders die Untersuchungen von Brown-Sequard sind es, welche bewiesen haben, dass bei einer

Verletzung, wie die vorliegende, sofort Hyperästhesie der entsprechenden Körperhälfte verbunden mit vollständiger Lähmung und Anästhesie der anderen Seite bei ungestörter Bewegungsfähigkeit eintritt. Dieses für die Physiologie so wichtige Ergebniss wird durch den mitgetheilten Fall glänzend bestätigt und ist die Publikation desselben auch deshalb schon besonders dankenswerth. Die mikroskopische Untersuchung des verletzten Rückenmarks ergibt, so wie die von 2 ähnlichen vom Verf. beobachteten Fällen, ebenfalls eine Bestätigung, und zwar für die von andern Autoren ausgesprochene Ansicht, dass die von der verletzten Stelle ausgehende Degeneration nach dem Gehirn zu hauptsächlich die Hinterstränge, nach unten aber die Seitenstränge betrifft. Wenn nun auch dem Verfasser nicht Unrecht zu geben ist, wenn er sagt, dass letztere Beobachtung noch nicht reif für die physiologische Verwerthung sei, so wäre doch der Versuch einer Deutung immerhin erwünscht gewesen, wenn er auch nur einen Gesichtspunkt für erneute Untersuchungen gegeben hätte. Eine Beobachtung, die Verf. ferner noch gemacht, möchte allerdings vielleicht Anfechtung erfahren. Er findet nämlich an verschiedenen Stellen des Rückenmarks Concretionen von kugliger und krystallinischer Form, die er als während des Lebens entstanden auffasst. Es kommen aber, besonders wenn die Section, wie hier, erst später gemacht ist, sehr häufig den beschriebenen Gebilde ähnliche Dinge als Leichenveränderungen vor. Es ist deshalb sehr zu beklagen, dass Verf. nicht eine mikroskopische Abbildung der fraglichen Gebilde gegeben hat, welche alle Zweifel sofort hätte lösen müssen.

Der zweite Fall ist ganz besonders inter-

essant, da Verf. hierbei Gelegenheit nimmt, eine fälschlich angenommene Krankheitsform zu beseitigen. Es wird nämlich ein Fall der von den Franzosen sogenannten »Paralysie pseudohypertrophique« vorgeführt. Einzelne Muskelgruppen (Wadenmuskeln) scheinen sehr kräftig und stark ausgebildet, bei der anatomischen Untersuchung findet man jedoch einen vollkommenen Schwund der Muskelsubstanz und Ersetzung derselben durch Fettmasse. Wir erfahren nun durch des Verf. eigene Untersuchungen und durch eine fleissige Benutzung der Literatur, dass mit diesem Leiden stets ein Schwund der betreffenden Ganglien des Vorderhorns einhergeht. Diese Veränderung des Centralnervensystemes ist als primäres Leiden anzusehen, dem dann erst die lipomatöse Muskelatrophie als secundäres folgt. Diese ist aber keine abgerundete Krankheitsform, wie Duchenne sie beschreibt, sondern als nothwendige Folge tritt auf die Veränderung des Centralnervensystemes nur die gewöhnliche Atrophie der respektiven Muskelgruppe ein. Eine lipomatöse Einlagerung ist durchaus nicht immer damit verbunden und man kann sogar an einem und demselben Individuum beide Formen nebeneinander beobachten. Woher es nun kommt, dass die atrophischen Muskeln hier und da fettig entarten und was der Grund des primären Rückenmarksleidens ist, kann Verf. nicht entscheiden. Bei seiner eigenen Beobachtung freilich, an die er anknüpft, war die Veranlassung eine traumatische; von einem Fall aus dem Bett mussten die Veränderungen datirt werden. Gar manche Fälle sind aber bekannt, in denen man keine Ursache nachzuweisen im Stande war. Es muss also die Lösung dieser Frage der Zukunft vorbehalten bleiben.

Der letzte Fall gibt die geringste wissenschaftliche Ausbeute. Er bezieht sich auf eine Rückenmarksverletzung, welche heilte, und erst 2¹/₂ Jahre später zur Autopsie kam. Der Kranke hatte 4 Wochen nach der Verwundung, — er war von einer Leiter gefallen — Symptome von Diabetes bemerkt und war auch dann in Folge desselben zu Grunde gegangen.

Die Verletzung lag an der Grenze des Cervical- und Dorsalmarkes, also noch innerhalb des Bezirkes, in welchem sie nach Schiff und Eckhard Diabetes erzeugen kann. Ob aber derselbe in dem speciellen Fall wirklich durch das Trauma entstanden sei, muss Verf. selbst zweifelhaft lassen. Der vierwöchentliche Zeitraum, der zwischen der Verletzung und der Entstehung des inneren Leidens lag, in welcher Dauer eine Heilung, und dadurch die definitive Regulirung der veränderten Struktur- und Circulationsverhältnisse eintreten konnte, erhöht für den Verf. die Wahrscheinlichkeit des Zusammenhanges beider Leiden. Dieser Zusammenhang möchte nun allerdings für Andre dadurch gerade problematisch werden, denn viel wahrscheinlicher ist es doch, dass, wie beim Bernard'schen Zuckerstich der Diabetes immer im Moment der Verletzung eintritt, er auch hier sofort der Verletzung gefolgt wäre und dass er später mit der Heilung eher schwächer geworden wäre. Zum Schluss weist Verf. noch nach, dass durchaus nicht allgemein, wie behauptet wurde, bei Diabetes die perivaskulären Räume des Rückenmarkes erweitert sind.

Aus dem Vorstehenden geht hervor, dass die besprochene Schrift neben andern Vorzügen noch den hat, dass sie eine ganze Anzahl interessanter Fragen anregt, deren Lösung

ebenso erspriesslich für die Wissenschaft, wie dankenswerth für den Bearbeiter wäre.

Um schliesslich noch ein Wort über den redaktionellen Theil der Schrift zu sagen, so möchte das Studium, vorzüglich des zweiten Falles, dem Studirenden ganz besonders zu empfehlen sein. Denn die meisten Dissertationen haben Themata, wie das vorliegende, und man kann dessen Bearbeitung als ein vortreffliches Muster zum Gebrauch für ungeübte Schriftsteller hinstellen. M.

Ursprung der Sagen von Abraham, Isaak und Jacob. Kritische Untersuchung von A. Bernstein. Berlin, Verlag von Franz Duncker, 1871. — VI und 95 S. in 8.

Es ist zwar nicht auffallend dass in einer Zeit wie der unsrigen wo die wissenschaftlichen Forschungen über den Inhalt der Bibel erst recht ohne Ausnahme nach allen Seiten hin und mit der äussersten Freiheit sich regen, auch die allerseltsamsten und allerunrichtigsten Meinungen aufgestellt werden. Denn in einer solchen gährenden Zwischenzeit wie diese ist, wollen die Leute der allerverschiedensten Bildungen und Richtungen auch ein jeder seinen eignen Stein zu dem neuesten Baue herbeschaffen: und wer kann das hindern? Zu erstreben und zugleich zu hoffen ist nur dass die ungesunden und faulen Gewässer welchen da ebenfalls in aller Freiheit sich über die Felder vor unsern Augen hin zu ergiessen gestattet wird, immer sogleich wieder durch den starken

Luftzug der besseren Wissenschaft ja einem grossen Theile nach auch schon des gesunden Menschenverstandes wieder verflüchtigt und ausgetrocknet werden, damit sie die Luft nicht völlig verpesten und der Ausgang der allerärmste werde. Aber zu läugnen ist nicht dass die Liebe zu verkehrten Bestrebungen in der neuesten Zeit ganz ungewöhnlich anwächst.

Wir können das obige Buch nur zu diesen höchst ungesunden Bestrebungen rechnen. Sein Verfasser ist uns völlig unbekannt: seinem glatten Schreibgriffel und seinem ganzen übrigen Wesen nach gehört er aber zu der ungeheuren Menge solcher welche in Berlin und sonst heute mit dem breiten Tagesstromer dahin segeln und die jetzt allen geöffnete Freiheit darin suchen dass sie namentlich auch in der Bibel alles recht niedrig und den heute zufällig herrschenden Bestrebungen gemäss machen wollen. Zugleich gleicht er stark den Rabbinen des Mittelalters welche in ihrer Art zwar recht scharfsinnig und fein nachdenkend waren, aber weil sie von grundlosen Voraussetzungen ausgingen ihr vieles Grübeln nur zu ebenso grundlosen Ergebnissen verwandten. Man kann jedoch das innerste Treiben welches den Geist des Verf. so zeigt wie er sich in dieser Schrift bewegt, nicht besser als mit den Worten beschreiben mit welchen er S. 80 den Ursprung aller der Sagen der Genesis über die drei Erzväter schildern will. »Es scheint wirklich so als ob die Zeiten welche die Menschen regieren, auch ihrer Phantasie das Gepräge verleihen. Sie erfinden was sie erleben«. Er meint demnach die Menschen seien sämtlich der Herrschaft ihrer Zeiten dahingegeben, und all ihr Denken und Bilden sei dieser Macht widerstandslos unterthan. Das mag heute bei

den meisten Schriftstellern und namentlich bei allen von der Art des Verf. eintreffen: ob es aber zu loben sei und ob es bei allen auch bei den besseren eintreffe, hätte er näher bedenken müssen.

Allein er beurtheilt nun einmahl die Biblischen Schriftsteller der Genesis nach diesem Grundsatz und dieser Sitte von heute: und so bildet er sich ein die Sagen der Genesis über die drei Erzväter seien ganz freie Dichtungen oder vielmehr absichtliche und damit völlig ungeschichtliche Erdichtungen von ein paar feindselig gegen einander gesinnten Schriftstellern. Es ist dabei nur verwunderlich dass er anders als andere neueste Schriftsteller seiner Art diese willkürlichen Erdichtungen nicht etwa erst in die letzten Jahrhunderte vor Chr. sondern etwa tausend Jahre vor diesem setzt, indem er meint Abraham sei von einem Schriftsteller in Juda erdichtet welcher in ihm den König David seiner Zeit und dessen weites Reich habe darstellen und empfehlen wollen, Jakob aber von einem solchen im Zehnstämmereiche welcher sogleich unter dessen erstem Könige Jerobeam den David und sein ganzes Haus nicht genug verächtlich und niedrig machen zu können gemeint habe. Mit Isaak weiss demnach dieser Sagendeuter unsrer neuesten Zeit und ihres Erlebens nichts rechtes anzufangen: offenbar hätte er neben einem solchen Abraham-David und dessen Feinde Jakob-Jerobeam keinen Sinn, da es zwischen Juda und dem Zehnstämmereiche kein Drittes gab; mit Saul aber etwa und mit dessen Nachkommen ihn zusammenzustellen hütet sich der hier sonst alles wagende Sagendeuter wohl. Man weiss also nach dieser ganzen Anlage nicht was er solle und wozu er beständig in die Mitte der

zwei grösseren gestellt sei; wenn aber Hr. B. lehren will der ältere Name dieses Erzvaters laute nicht אַבְרָהָם sondern wie er bei 'Amôs und einigen wenigen anderen Schriftstellern des ATs geschrieben wird אַבְרָם , so beachtet er nicht was man darüber heute längst wissen kann. Will er aber die Dreiheit zuletzt daher erklären dass wie die Abrahamssage von Hebron und die Jakobssage von Bâthel so die Isaakssage von Beérshéba' ausgegangen sei, so gab es ja neben diesen dreien noch viel mehrere ebenso berühmte uralte Heiligthümer im Lande; und die Dreiheit der Erzväter würde sich auch so nicht erklären lassen. Welches Heiligthum war gerade für Israel einst viele Jahrhunderte hindurch grösser als das von Shiloh? und warum wird keiner der Erzväter mit ihm in eine solche Verbindung gebracht? — Um aber begreifbar zu machen wie die Erdichtungen zweier so sich gegenseitig befeindender Schriftsteller dennoch so in eins verschmelzen konnten wie wir dies jetzt sehen, denkt sich der Verf. obenein einen späteren Schriftsteller welcher sie in Harmonie zu bringen gesueht habe: und man sieht wie damit nur die Kunst wiederkehrt nach welcher die Strauss-Baur'sche Schule die Harmonie der Evangelien lächerlich zu machen unternahm. Die neuen Lorbeeren welche sich jene Schule des NTs in neuester Zeit wieder erwirbt, lassen nun auch den Lesern des ATs keine Ruhe.

Wäre nun was der Verf. über Abraham und Jakob aufstellt richtig, so müsste er sich vor allem hüten hier von Sagen zu reden: nach den heute sich immer ärger verwirrenden Gedanken und Redensarten vieler Deutscher Schriftsteller kann man freilich alles ganz willkürlich sich denken und vor den Augen oder Ohren der Men-

schen alles das Sagen nennen was die Alten nie so nannten und was auch wir nicht so nennen können wenn wir nicht vollkommen willkürliche Erdichtungen irgendeines in der warmen Stube sitzenden Schriftstellers mit ihnen verwechseln wollen. Ein heutiger Verfasser von Romanen Novellen Feuilletons u. s. w. mag auf das willkürlichste alles was er schreibt erdichten, Namen der Handelnden, Ereignisse, Verhältnisse, alles wie er es seinem willkürlich erdachten Zwecke gemäss für das beste hält: schreibt er nur so dass die Leser augenblicklich befriedigt sind, so fühlt er sich gerechtfertigt, und schreibt tausend solcher beliebig erdachter Erzählungen weiter. Allein man sollte doch heute innerhalb Deutscher Grenzen wissen dass die Sagen welche sei es das Morgenländische oder das Griechisch-Römische oder das Deutsche oder irgendein anderes Alterthum in seinem Schoosse trug und die wir von ihm überkommen haben, ganz anderen Ursprunges und Wesens sind. Auch sie hatten einst ihre Geschichte, und wurden in gewissen Zeiten sehr frei behandelt, wie man das alles jetzt was die Sagen der Bibel betrifft sehr genau wissen kann: aber nie waren oder wurden sie das was der Verf. sich über sie einbildet und hier ohne allen Beweis voraussetzt. Wären sie aber das gewesen was der Verf. heute aus ihnen machen will, so wäre es gar nicht der Mühe werth sich ernstlich um sie zu bekümmern. Vergeblich sucht dieser seine Meinung von ihrem Ursprunge und Wesen durch solche allgemeine Behauptungen zu entschuldigen wie »diese Erdichtungen der paar sich unter einander bestreitenden Schriftsteller etwa des zehnten Jahrh. vor Chr. hätten ja doch gute Zwecke gehabt; ihre Erdichtungen seien ja

Bernstein, Ursprung d. Sagen v. Abraham etc. 1877

doch so bezaubernd schön, und der Erfolg habe sie in der Meinung des Volkes doch geadelt; der Erfolg, zumal der lobende und adelnde, sei ja doch immer zuletzt allein das entscheidende. Man sieht daraus nur dass solche neueste Schriftsteller welche am stärksten gegen Jesuiten schreien, selbst thun was sie verschreien. Aber ein Werk welches wissenschaftlich sein will und doch nur aus den verkehrten Anschauungen und Bestrebungen hervorgeht welche seine Zeit beherrschen, kann sogar von vorne an sich nicht an die ewigen Gesetze aller wahren Wissenschaft kehren, sondern muss diese sofern sie in einem bestimmten Fache schon gegeben sind entweder stillschweigend umgehen oder sogar offen verachten; wir bemerken jedoch hier gerne dass unser Verf. sich mit der ersteren dieser beiden Möglichkeiten begnügt.

Blickt man aber auf die einzelnen Annahmen hin auf welchen die allgemeine Ansicht und das gesammte Verfahren des Verfassers beruhen soll, so trifft man da nirgends auf einen festen Grund. Die ganze Schrift wird z. B. durchzogen von der Meinung der grosse Prophet Jesaja wisse nichts von einem Abraham, oder wolle wenigstens nichts von ihm wissen: auf diese Entdeckung (oder wie man es sonst nennen will) thut sich der Verf. wirklich etwas zu gute, und kommt wiederholt mit hohen Worten auf sie zurück. Allein wenn der Verf. noch einmahl die Stellen durchliest welche wir wirklich noch von Jesaja besitzen, so wird er seinen Irrthum leicht einsehen. Was sodann den Namen Abraham selbst betrifft, so muss der Verf. ihn ebenso wie die ähnlichen für rein künstlich erdichtet halten; ja er beginnt sogar mit dieser Meinung über die geschichtliche Grundlosigkeit und Un-

möglichkeit dieser blossen drei bis vier Namen der Erzväter seinen ganzen Beweis. Es genügt aber hier zu bemerken dass er bei dem Namen Abraham nicht diese offenbar ursprünglichere sondern die verkürzte Aussprache Abrám für die ursprüngliche hält. Wie nämlich diese beiden Aussprachen neben einander bestehen konnten, ist eine Frage auf welche er sich gar nicht einlässt, ja die er nicht einmahl aufwirft: und doch würde schon das ernstliche Aufwerfen und Verfolgen solcher Fragen seinen ganzen Grundgedanken leicht haben zerstören können. Denn es ist klar dass ein Eigennamen der uns schon in den ältesten Quellen in zweierlei wohl unterschiedenen Aussprachen vorliegt, nicht so spät und so willkürlich entstanden sein kann als der Verf. will. Aber die eine dieser beiden Aussprachen welche allen Anzeichen zufolge die ältere ist, Abraham, führt uns auf ein uraltes Wort welches im Hebräischen selbst wie wir es kennen keinen Sinn hat und schon den uns jetzt bekannten ältesten Erzählern seiner Urbedeutung nach unklar war. Wie hätte denn nun ein so später Erzähler oder vielmehr blosser Schriftsteller wie der Verf. meint, einen solchen Namen willkürlich erdichten können?

Beobachtet man aber weiter dass der Verf. die neueren wissenschaftlichen Einsichten und Erkenntnisse auf diesem ganzen Gebiete zwar (wie viele Spuren zeigen) nicht unbeachtet gelassen hat ja sich von ihnen in manchem leiten lässt, aber sie ihrer Begründung und ihrer Wahrheit nach offenbar nicht begreift noch begreifen kann, weil er nur mit den vorgefassten Meinungen und Bestrebungen dieses Augenblickes an sie herantritt: so ist die ganze Entstehung einer solchen neuen Schrift in unseren Tagen

Bernstein, Ursprung d. Sagen v. Abraham etc. 1879

nicht weiter auffallend. Auch die hohen Gestalten der Erzväter sollen in diese heutige Enge und Niedrigkeit gezwängt, und ihr reines edles Erz in die weit ausgebreiteten Schlacken dieser neuesten Zeit zerfliessen: alsob wir sie nur dann erst recht nahe anschauen und in ihrer Auflösung uns bequem soviel als wir von ihnen für der Mühe werth halten uns aneignen könnten! Ein so bequemes Verfahren ist aber anderen Geistern doch noch immer nicht bequem genug: und so erscheint so eben ein auf drei Bände berechnetes Werk »Das Alte Testament von Der-von-Schiloh (so!); seinem wahren Inhalte nach zum ersten Mahle gemeinverständlich ausgeschrieben von H. Haug«, dessen ersten Band man beim Verfasser (Berlin, Princessinnen-Strasse 5) für 3 Thaler portofrei kaufen kann. Der ausführliche Prospectus gibt für Sachkenner den Inhalt vollkommen verständlich an: wir mögen ihn unsern Lesern hier nicht andeuten, bemerken aber dass der Verf. das vorige Werk von A. Bernstein ausdrücklich belobt und das dort rühmlichst angefangene nur in seiner eignen Weise vollenden will. Nun wohl! warum soll man in dieser Weise nicht immer noch etwas weiter auch über H. Haug hinausgehen? Das Glück der Zeit lächelt: und warum dieses Glück nicht benutzen?

23. October 1871.

H. E.

Erwiderung¹⁾.

In dem am 5. Juli dieses Jahres erschienenen 27. Stück dieser Anzeigen befindet sich eine Selbstbesprechung von Aug. und Theod. Husemann's Pflanzenstoffen, in welcher Herr Dr. Theod. Husemann Beschuldigungen gegen mich erhebt, die ich deshalb nicht ohne Erwiderung lassen darf, weil ihr Erscheinen in dem »unter Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften« herausgegebenen Blatte ihnen einen Anschein von Bedeutung verleihen könnte.

Ich habe mir diese Angriffe zugezogen durch eine Recension in Zarncke's Literarischem Centralblatt 1871, 506, aus welcher ich folgende Stelle hier anführen muss:

»Sieht man nun, dass viele Artikel einen ziemlich vollständigen Literaturnachweis an der Spitze tragen, so erwartet man wenigstens, dass die Verf. selbständig nach den citierten Originalien gearbeitet haben. Das ist aber nicht der Fall. Herr Dr. Aug. Husemann hat diese Artikel, soweit Gmelin's Handbuch oder die vom Referenten geschriebene Fortsetzung desselben dazu die Möglichkeit boten, aus demselben abgeschrieben und nur durch die seitdem erschienenen Untersuchungen ergänzt. Die Anordnung, ja der Wortlaut bezeugen das an zahlreichen Stellen auch dann, wenn in der Aufeinanderfolge einzelne Veränderungen vorgenommen sind; sie bezeugen, dass hier nicht eine Gleichartigkeit vorliegt, wie sie durch Behandeln desselben Gegenstandes nach den gleichen Quellen entstehen konnte, sondern ein wirkliches Abschreiben.«

Herr Dr. Theod. Husemann stellt die Richtigkeit meiner Behauptung in Abrede, nennt sie ein im hohen Grade lächerliches Hirngespinnst und wiederholt die Angabe, sein Mitarbeiter Aug. Husemann habe jeden Artikel, soweit es ihm irgend möglich gewesen, nach den Originalien

1) Aufgenommen zufolge §. 26. des K. preuss. Pressgesetzes.
Die Redaction.

oder doch nach Referaten des Chem. Centralblatts, des Kopp'schen oder Wiggers'schen Jahresberichts bearbeitet. Durch die Benutzung der nämlichen Quellen und durch das Bestreben nach kurzer und präciser Fassung seien Anklänge entstanden; auch wohl dadurch, dass Aug. Husemann als früherer Mitarbeiter an den Supplementen von Gmelin's Handbuch die Darstellungsweise Gmelin's in Anwendung gebracht habe.

Die Frage ist also einfach, hat Herr Prof. Aug. Husemann von Gmelin's Handbuch oder Fortsetzung des Handbuchs abgeschrieben oder nicht? Die Beantwortung ergibt sich aus nachstehendem Vergleich, den ich an das Ende dieser Erwiderung setze, um den Vorschriften des Pressgesetzes gemäss, meine Vertheidigung nicht über den Umfang des Angriffs auszudehnen.

Wer nach Einsicht dieser Vergleichsstellen die Berechtigung meines Herrn Dr. Aug. Husemann gedachten Vorwurfs anerkennt, und ich glaube kein sachverständiger Beurtheiler kann bei einigermaßen aufmerksamem Lesen darüber in Zweifel bleiben; der wird mir das Recht zugestehen, die übrigen Ausfälle des Herrn Dr. Theod. Husemann unbeantwortet zu lassen. Nur weil letzterer den Versuch macht, meinen Verleger in diese Angelegenheit hineinzuziehen und behauptet:

»Die angemessene und prompte Bearbeitung eines nicht unbedeutenden Theils des Supplementbandes zum Gmelin'schen Werke (seitens des Herrn Prof. Aug. Husemann) habe die Verlagshandlung zu dem nur aus Rücksicht für Herrn Kraut abgelehnten Antrage geführt, ihm (Herrn Prof. Aug. Husemann) die Bearbeitung des ganzen rückständigen Materials für Supplement und Hauptwerk unter Enthebung des Herrn Kraut von seinen lukrativen Functionen zu übertragen,«

so füge ich Herrn Karl Winter's Erwiderung hinzu:

»Auf Ihre Bemerkung über den Versuch Husemann's mein Verhältniss zu Ihnen mit hineinzuziehen, resp. zu stören, kann ich nur erwidern, dass ein solches Anerbieten nie stattgefunden hat, indem ja vielmehr Sie den Schluss des von Herrn Husemann übernommenen Theils des Manuscripts noch bearbeitet und ich seither in keinen Verkehr mehr mit ihm gestanden habe. Möglich ist, dass er wie viele andere auch früher zur Mitarbeiter-schaft aufgefordert worden ist, aber ohne Beziehung auf Ihre vertragsmässige Stellung zum Gmelin'schen Werk. —

Uebrigens richtet sich das Verfahren, ein Werk, an dem man selbst mitgearbeitet und sich Honorar hat zahlen lassen, zu Gunsten eines eigenen Konkurrenzwerks auszubenten und hernach herunterzumachen, doch wohl von selbst.

Zum Vergleich der beiden Bücher wähle ich zunächst das Morphin, Strychnin und Chinin, also Stoffe, welche nach Herrn Theod. Husemann's Angabe als »therapeutisch und toxi-kologisch bedeutungsvoll in seinem Buche eine besonders eingehende und detaillirte Behandlung erfahren mussten.« Für ersteres, das Morphin, sind eine grosse Zahl von Darstellungsweisen in Vorschlag gebracht, welche sich in ebensoviel verschiedenen Zeitschriften oder Bänden von Zeitschriften zerstreut finden. Bei Gmelin's und meiner Art zu arbeiten mussten alle diese Vorschriften bei Durchsicht der Zeitschriften vollständig excerptirt werden, der Vergleich der Excerpte bei Ausarbeitung des Artikels Morphin ergab dann, dass die sonst im Handbuche übliche getrennte Wiedergabe der einzelnen Darstellungsweisen in diesem Falle umgangen werden konnte, wenn man dieselben unter allgemeine Gesichtspuncte zusammen fasste. Daher schrieb ich:

Band 7, 1927. Die zahlreichen übrigen Darstellungsgeweißen weichen von einander ab in Bezug auf das Ausziehen, die Fällung und die Reinigung des Morphins.

Herr Dr. Aug. Husemann schreibt nun

S. 112. Die zahlreichen in Vorschlag gebrachten Darstellungsmethoden unterscheiden sich von einander in der Wahl des zum Ausziehen des Opiums benutzten Lösungsmittels, ferner darin, wie das Morphin aus der erhaltenen Lösung gefällt und die Beimengung der begleitenden Basen verhindert wird und endlich in der Art und Weise der schliesslichen Reinigung.

Er umschreibt und verlängert also meine Worte, um das Plagiat zu verdecken, aber er schreibt nichts desto weniger ab. Oder ist er grade an dieser selben Stelle genau auf denselben Gedanken gekommen, wie ich 5 Jahre früher, bei seiner Arbeit »nach den nämlichen Quellen, bei seinem Bestreben nach kurzer und präciser Fassung?« Und welches war seine Quelle bei den folgenden Stellen, die der eben erläuterten folgen?

Kraut, Gmelin's Handbuch
4. Aufl.

Morphin Bd. 7, 1927.

1. Ausziehen. Kaltes oder das bei der Ausführung bequemere kochende Wasser entzieht dem Opium in der Regel alles Morphin, Biltz (N. Tr. 23, 1, 292), Mohr,

so dass die Anwendung von essigsäurehaltigem Wasser (Sertürner, Duflos, Winckler, Staples), oder die von salzsäurehaltigem Wasser (Henry und Plisson, Wittstock, Lange, Merck), auch die von Weingeist (Guillermont, Tilloy), welche von den genann-

Husemann, Pflanzenstoffe.

Morphin S. 112.

Bezüglich der Extraction des Morphins aus dem Opium sind Mohr, Biltz und Andere der Meinung, dass Wasser, sowohl kaltes wie kochendes, dem Opium in der Regel alles Morphin entzieht.

Hiernach ist die Anwendung von säurehaltigem Wasser oder Weingeist

Krant, Gmelin's Handbuch
4. Aufl.

ten Chemikern vorgeschlagen wurde, als überflüssig angesehen wird.

Weingeist oder Säuren können einen grösseren Theil des Narcotins in Lösung bringen, während beim Ausziehen mit Wasser der Regel nach das meiste Narcotin im Rückstande bleibt.

Doch fand de Vrij (N. J. Pharm. 17, 439), dass nicht bei jedem Opium alles Morphin, und in einem Falle, dass nur Spuren davon in das wässrige Extract übergingen.

Auch nach Sertürner, Berzelius und Petit entzieht Säure dem mit Wasser erschöpften Opiummark noch etwas Morphin.

Bley und Diesel (N. Br. Arch. 39, 440) — wenden Salzsäure zum Ausziehen an, weil dabei Pressen und Koliren leichter erfolgt.

7. 1828 bis 1830.

2. Fällung. Ammoniakwasser wird meistens zum Füllen des Opiumauszuges angewandt, —

Fügt man bei der Fällung des Morphins das Ammoniak nur bis zur neutralen Reaction hinzu, so fällt

Husemann, Pflanzestoffe.

nicht nur überflüssig,

sondern in sofern nachtheilig, als diese Lösungsmittel den grössten Theil des Narcotins in Lösung bringen, was reines Wasser nicht thut.

Nach de Vry (Journ. Pharm. B. XVII, 439) geht indess nicht bei jedem Opium alles Morphin in Lösung

und schon Sertürner und Berzelius fanden, dass dem mit Wasser erschöpften Opiummark Säure noch etwas Morphin entzieht.

Die Extraction mit verdünnter Salzsäure soll ausserdem nach Bley und Diesel (Arch. Pharm. (2) XXXIX, 440) den Vortheil gewähren, dass dabei Koliren und Pressen leichter zu bewerkstelligen ist.

8. 113.

Zur Fällung des Morphins aus dem Opiumauszuge wandte schon Sertürner Ammoniak an, dem noch jetzt im Allgemeinen der Vorzug gegeben wird.

Doch ist zu beachten, dass dasselbe im Ueberschuss zugesetzt werden muss, wenn nicht neben freiem Morphin

Kraut, Gmelin's Handbuch
4. Aufl.

das Morphin theilweis als mekonsaures Salz nieder, daher man überschüssiges Ammoniak anwendet — — doch muss man das überschüssige Ammoniak in einer Schale bei 50° abdunsten lassen.

Versetzt man den bis auf 2°B. eingedampften Opiumauszug, noch etwas warm, zuerst mit wenig Ammoniak, so dass die Flüssigkeit neutral wird, so fällt braunes Weichharz nieder, so dass überschüssiges Ammoniak aus dem Filtrat nunmehr reineres Morphin fällt. Hottot (J. Pharm. 10, 475; Schw. 42, 461). Merck.

3. Reinigung. Da das durch Ammoniak gefällte Morphin Farbstoff, Harze, Narcotin, Thebain und Papaverin hält oder enthalten kann. —

Aether entzieht dem feingepulverten Morphin alles oder fast alles Narcotin. — Winckler wendet statt des Aethers Aetherweingeist an.

Husemann, Pflanzenstoffe.

auch mekonsaures Morphin nieder geschlagen werden soll.

Da aber dieser Ueberschuss einen Theil des Morphins gelöst erhält, so muss derselbe durch Abdunsten bei etwa 50° wieder entfernt werden.

Wird zu dem conc. wässrigem Opiumauszug noch warm anfangs nur wenig Ammoniak gesetzt, so scheidet sich nach einigem Stehen ein braunes Weichharz [mit fast allem Narcotin und nur sehr wenig Morphin]¹⁾ ab; aus dem Filtrat scheidet sich nun auf ferneren Ammoniakzusatz das Morphin bei weitem reiner ab (Hottot. Merck).

Abgesehen von beigemengtem Harz und Farbstoff kann das mittelst Ammoniak gefällte unreine Morphin mit Narcotin, sowie mit kleinen Mengen Thebains und Papaverins verunreinigt sein.

Zur Beseitigung des Narcotins kann man das rohe Morphin im feingepulverten Zustande mit Aether oder Aetherweingeist ausziehen, wodurch nur das Narcotin gelöst wird. —

1) Hier könnte man in den eingeklammerten Worten einen auf Quellenstudium beruhenden Zusatz vermuthen, aber wenige Zeilen später habe ich (Gmelin 7, 1329) nach Girardin's und Dublanc's Angaben diesen Gehalt des Niederschlages an Morphin und Narcotin erwähnt, während weder Hottot, noch Merck von einem Gehalt an Morphin im Niederschlage sprechen.

Kraut, Gmelin's Handbuch
4. Aufl.

a. Erwärmt man gepulvertes narcotinhaltiges Morphin mit Wasser unter Zutropfen von Essigsäure (oder Salzsäure), bis die Flüssigkeit anfängt Lackmus zu röthen, und filtrirt, so hat sich alles Morphin gelöst und das Narcotin bleibt auf dem Filter. Pelletier. Robiquet. Merck.

Strychnin.

7, 1872.

Die als Strychnin bezeichnete Base ist nach Schützenberger ein Gemenge von drei verschiedenen Basen mit den Formeln —

Diejenige mit 42 At. C scheide sich, aus verdünntem salzsauren Strychnin auf Zusatz von Ammoniak sogleich in langen feinen Nadeln, diejenige mit 40 At. O aus dem Filtrat nach $\frac{1}{4}$ Stunde in Octaedern.

Diese Angabe bedarf sehr der Bestätigung. Kr.

7, 1876.

Frühere Formeln — und —, Liebig, — Regnault, — und — Gerhardt. Die obige Formel, von Regnault (Ann. Pharm. 29, 58) vorgeschlagen, wurde von Nicholson und Abel als die richtige erwiesen.

Husemann, Pflanzenstoffe.

oder es mit Wasser unter Zusatz von Essigsäure bis zur schwach sauren Reaction behandeln, wobei Morphin gelöst wird und Narcotin im Rückstande bleibt. Pelletier. Robiquet. Merck.

Strychnin.

S. 381.

Schützenberger hält die als Strychnin bezeichnete Base für ein Gemenge von drei Basen mit den Formeln —

Denn aus einer verdünnten Auflösung von salzsaurem Strychnin fälle Ammoniak zuerst und in einer halben Minute lange feine Nadeln einer Base mit 21 At. Kohlenstoff, worauf die Mutterlauge nach $\frac{1}{4}$ Stunde Octaeder eine Base mit 20 At. Kohlenstoff absetze. Diese Angabe bedarf sehr der Bestätigung.

S. 381.

Ältere Formeln des Strychnins sind — und — (Liebig), — (Regnault), — (Gerhardt und Will). Die jetzt angenommene, von Regnault später vorgeschlagene Formel wurde durch Analysen der Base und vieler ihrer Salze von Nicholson und Abel als richtig erwiesen.

Kraut, Gmelin's Handbuch
4. Aufl.

7, 1881.

b. Mit Säuren. — Strychnin löst sich leicht selbst in sehr verdünnten Säuren und neutralisirt sie vollständig; auch fällt es aus den meisten schweren Metallsalzen die Oxyde, jedoch oft nur theilweis, indem sich ein Doppelsalz erzeugt.

Die Strychninsalze sind meist krystallisirbar, unerträglich bitter —

7, 1882—1883.

B. Einfach. — Man digerirt mässig verdünnte Phosphorsäure mit Strychnin, wo beim Erkalten strahlig vereinigte lange Nadeln anschliessen, die Lackmusröthen und sehr bitter schmecken.

Verliert bei 127° — = 4 At. Wasser. — Löst sich in 5 bis 6 Th. kaltem; in viel weniger heissem Wasser.

Man digerirt die wässrige Lösung von B längere Zeit mit feingepulvertem Strychnin, und reinigt — — — Grosse rectanguläre Tafeln, oft so dünn, dass sie prächtig grün erscheinen.

Röthet Lackmus nicht. Löst sich viel schwieriger in Wasser als B.

Unterschwefligsaures Strychnin. — Bildet sich beim Stehen einer Mi-

Husemann, Pflanzenstoffe.

S. 381—382.

Das Strychnin ist eine starke Base. Es neutralisirt nicht nur die stärksten Säuren vollständig, sondern fällt auch viele Metalloxyde aus ihren Salzlösungen nicht selten unter gleichzeitiger Bildung von Doppelsalzen.

Die Strychninsalze sind meistens krystallisirbar und schmecken unerträglich bitter.

S. 382.

Digerirt man mässig verdünnte Phosphorsäure mit Strychnin, so schiessen beim Erkalten strahlig vereinigte sauer reagirende Nadeln, von — an,

die ihr Krystallwasser über 100° verlieren, und sich in 5 bis 6 Th. kaltem, viel reichlicher in heissem Wasser lösen.

Wird dieses Salz längere Zeit in wässriger Lösung mit feingepulvertem Strychnin erwärmt, so entstehen grosse rectanguläre, sehr dünne,

neutral reagirende, in Wasser viel schwerer lösliche Tafeln des Salzes — —

Beim Stehen einer Mischung von weingeistigem Strychnin und Schwefelam-

Kraut, Gmelin's Handbuch
4. Aufl.

schung von Strychnin, Wein-
geist und Hydrothion-Ammo-
niak an der Luft. — Grosse
rhombische Platten. Neutral.
Löst sich in 114 Th. kaltem,
in weniger heissem Wasser.
H. How (Pharm. Centr. 1855,
25).

7, 1886.

Die Lösung von Strych-
nin in warmer wässriger Salz-
säure gesteht beim Erkalten
zur seidenartigen Nadelmasse.
Regnault. — Neutral gegen
Pflanzenfarben, Nicholson u.
Abel; linksdrehend, $[\alpha]_D =$
28, 18°. Löst sich in etwa
50° Th. Wasser von 22°. Bou-
chardat. — Die Nadeln ver-
lieren bei 120°, auch im Va-
cuum neben Vitriolöl alles
Krystallwasser — —

7, 1893.

Schwefelblaus. Strych-
nin. — Wässrige Strychnin-
salze scheiden auf Zusatz
von Schwefelcyankalium dichter
krystallischen Nieder-
schlag ab, welcher beim Er-
hitzen verschwindet, beim
Erkalten in Form langer sei-
denglänzender Nadeln wieder-
erscheint. Artus. v. Planta.

Chinin Bd. 7, 1689 u. 1691.

Trennung des Chinins
vom Cinchonin.

1. Das schwefelsaure
Chinin ist viel weniger in
Wasser löslich und viel leicht-

Husemann, Pflanzenstoffe.

monium an der Luft scheiden
sich grosse rhombische neu-
tral reagirende, in 114 Th.
kalten Wasser sich lösende
Tafeln ab von unterschweif-
ligs. Strychnin — (How.
Chem. Centr. 1855, 35.)

S. 382 — 383.

Eine Auflösung von Strych-
nin in warmer verdünnter Salz-
säure gesteht beim Erkalten
zu einer aus seidenglänzenden
Nadeln bestehenden Krystall-
masse von — Das Salz rea-
girt neutral, verliert das
Krystallwasser schon in Va-
cuum über Schwefelsäure, löst
sich in etwa 50° Th. kaltem
Wasser und besitzt das Ro-
tationsvermögen $[\alpha]_D = -$
28, 18°. (Regnault, Nicholson
und Abel).

S. 383.

Schwefelcyanwasserstoff.
Strychnin — wird aus wä-
ssrigen Strychninsalzen durch
Schwefelcyankalium als dichter
weisser Niederschlag ge-
fällt, der beim Erwärmen
sich löst und beim Erkalten
in Form langer seidenglä-
nzender Nadeln wieder er-
scheint. (Actus. v. Planta).

Chinin S. 286.

Zur Trennung des Chinins
vom Cinchonin wurde in den

meisten der vorstehend be-
schriebenen Darstellungsme-
thoden der Umstand benutzt,

Kraut, Gmelin's Handbuch
4. Aufl.

ter krystallisirbar als schwefelsaures Cinchonin, welches in der Mutterlauge bleibt. —

2. Das Chinin ist viel leichter als Cinchonin im kalten Weingeist löslich, daher schießt letzteres aus der heiss gesättigten Lösung grösstentheils an, während alles Chinin mit wenig Cinchonin gelöst bleibt; auch löst kalter schwacher Weingeist aus einem Gemisch beider fast nur Chinin. —

8. Chinin ist viel reichlicher in Aether löslich als Cinchonin.

Zur Trennung von Chinin, Cinchonin, Chinidin und einer 4. Base, welche sich in Java-Chinarinden fand (s. unten), neutralisirt man die Lösung in möglichst wenig starkem Weingeist mit Hydriod,

filtrirt nach 24 Stunden das als schweres sandiges Pulver ausgeschiedene Hydriod-Chinidin ab, fügt zum Filtrat Aetznatron bis zur alkalischen Reaction und lässt das Cinchonin auskrystallisiren. Die Mutterlauge genau mit verdünnter Schwefelsäure neutralisirt, mit Thierkohle entfärbt und erkaltet liefert fast farbloses Chininsulfat. de Vrij.

Husemann, Pflanzenstoffe.

dass neutrales schwefelsaures Chinin viel weniger in Wasser löslich und viel leichter krystallisirbar ist, als schwefelsaures Cinchonin. Auch durch Weingeist können die beiden Basen getrennt werden, aus dessen heiss gesättigter Lösung das Cinchonin beim Erkalten grösstentheils herauskrystallisirt, während das darin sehr leicht lösliche Chinin vollständig mit nur wenig Cinchonin in Lösung bleibt. Endlich löst sich das Chinin auch in Aether viel reichlicher als das Cinchonin.

Ist neben Cinchonin auch Chinidin von Chinin zu trennen, so

neutralisirt man nach de Vrij die Lösung der Basen in möglichst wenig starkem Weingeist mit Jodwasserstoffsäure, filtrirt nach 24 Stunden das als schweres sandiges Pulver ausgeschiedene jodwasserstoffsäure Chinidin ab, fügt zum Filtrat Aetznatron bis zur alkalischen Reaction und lässt das Cinchonin auskrystallisiren. Die hierauf mit verdünnter Schwefelsäure neutralisirte und nöthigenfalls mit Thierkohle entfärbte Mutterlauge liefert beim Verdunsten schwefelsaures Chinin.

Kraut, Gmelin's Handbuch
4. Aufl.

Chinin Bd. 7, 1689.

Da käufliches Chininsulfat selbst der besten Fabriken Spuren Chinidin oder ähnlicher Basen hält, so verwandelt de Vrij und Alluard (N. J. Pharm. 46, 194) dasselbe zur Reinigung in schwefelsaures Jodechinin, welches Salz sich seiner geringen Löslichkeit wegen leicht von fremden Basen reinigen lässt. Sie zerlegen das schwefelsaure Jodechinin mit wässrigem Hydrothion, fällen die kalte wässrige Lösung mit Natronlauge, waschen das als weiches Harz niederfallende Chinin und trocknen es an der Luft, dann im Wasserbade, wobei es hart und zerreiblich wird.

Crataegin 7, 2176.

In der frischen Rinde der jungen Zweige von *Crataegus Oxyacantha*.

Man behandelt das wässrige Decoct mit Kalkhydrat,

verdunstet das Filtrat zum Syrup,

mischt zur Fällung von Gummi und Salzen Weingeist zu und befördert das Filtrat zur Krystallisation.

Sehr bittere grauweisse Warzen, neutral.

Löst sich leicht in Was-

Husemann, Pflanzenstoffe.

Chinin S. 287.

Da das käufliche Chininsulfat stets Spuren von Chinidin oder anderen Chinbasen enthält, so verwandelt de Vrij und Alluard (Journ. Pharm. (2) XLVI. 194) zur Herstellung von völlig reinem Chinin dasselbe in das wegen seiner Schwerlöslichkeit leicht ganz rein zu erhaltende schwefelsaure Jodechinin (s. unten), zerlegen dieses mit Wasser mit Schwefelwasserstoff, fällen das Filtrat mit Natronlauge, waschen das als

weiches Harz niederfallende Chinin mit Wasser und trocknen es erst an der Luft, dann im Wasserbade.

Crataegin S. 703.

Dieser Bitterstoff erhielt Leroy aus der frischen Rinde der jungen Zweige von *Crataegus Oxyacantha*, indem er die wässrige Abkochung mit Kalkhydrat versetzte, das Filtrat zum Syrup verdunstete, diesen durch Ausfällen mit Weingeist reinigte und die resultierende Flüssigkeit zur Krystallisation brachte.

Es bildet grauweisse Krystallwarzen von sehr bitterem Geschmack und neutraler Reaction,

löst sich leicht in Wasser,

Kraut, Gmelin's. Handbuch
4. Aufl.

ser, weniger in Weingeist
von 38°, nicht in Aether.

Verbindet sich nicht mit
Säuren oder Alkalien. Leroy
(J. Chim. méd. 17, 8).

Rhusgerbsäure 7, 945.

J. Khittel. Pharm. Vier-
telj. 7, 348.

In den Blättern von Rhus
Toxicodendron. — Manschüt-
telt das ätherische Extract
der gepulverten Blätter

mit warmem Wasser, filtrirt,
stellt 2 Tage bei Seite, —

versetzt zum Ausfällen von
Schwefelsäure und Phosphor-
säure mit wenig Bleizucker.

Das Filtrat wird völlig
mit Bleizucker ausgefällt; —

Durch Zerlegen des noch
feuchten Bleisalzes mit Hy-
drothion unter Wasser
erhält man die wässrige Säure,

die beim Verdunsten amorph
gelblich grünen Firniss
bist.

Die wässrige Säure färbt
und fällt Aenderthalb-Chlor-
eisen dunkelgrün, färbt Brech-
weinstein dunkelgelb ohne
Fällung und trübt Leimlö-
sung bei Concentration.

(Hier folgt bei Gmelin
die Analyse des bei 110° ge-
trockneten Bleisalzes mit der
Formel $C^{16} H^{44} O^{18}, 2 Pb O$.)

Husemann, Pflanzenstoffe.

weniger gut in Weingeist,
nicht in Aether

und geht weder mit Säuren
noch mit Basen Verbindungen
ein.

Rhusgerbsäure S. 705.

Zieht man nach

J. Khittel (Viertelj. pract.
Pharm. VII, 348)

das ätherische Extract der
Blätter von Rhus Toxicoden-
dron L.

mit warmem Wasser aus, fil-
trirt den Auszug nach zwei-
tägigem Stehen,

entfernt daraus Schwefelsäure
und Phosphorsäure erst durch
wenig Bleizucker,

fällt nun damit vollständig
aus,

zerlegt den ausgewaschenen
Niederschlag unter Wasser
durch Schwefelwasserstoff
und verdunstet das wässrige
Filtrat zur Trockne,
so hinterbleibt Rhusgerbsäure
als gelblich grüne firnissartige
Masse.

Ihre wässrige Lösung färbt
und fällt Eisenchlorid dun-
kelgrün, färbt Brechweinstein
dunkelgelb und trübt bei
grösserer Concentration Leim-
lösung. Der bei 110° getrock-
nete Bleiniederschlag ergab
die Formel:



Kraut, Gmelin's Handbuch
4. Aufl.

Maynasharz oder Mayna-
resin. $C^{28}H^{18}O^8$.

7, 1121.

Das aus Einschnitten in
den Stamm von *Cholophyl-
lum caloba* oder *longifolium*
(VIII, 34), eines Baumes der
amerikanischen Provinz May-
nas, ausfliessende Harz wird
aus kochendem Weingeist in
Krystallen erhalten.

Schöne, gelbe Säulen des
2- und 1.-gliedrigen Systems
— — — Schmilzt bei 105° .

7, 1935. Gurgunsäure.

Bildet einen Bestandtheil
des Woodöls oder Gurgun-
balsams, eines aus Diptero-
carpusarten erhaltenen Pro-
ducts. — — — Wird der
rothbraune Balsam mit Was-
ser der Destillation unter-
worfen, so geht ein flüchti-
ges Oel = $C^{40}H^{32}$ über, —
Man löst den Rückstand
in kochender Kalilauge, ver-
setzt die rothbraune Lösung
mit überschüssigem Salmiak,
filtrirt und fällt das Filtrat
mit Salzsäure.

Die in dicken gelben Flo-
cken niederfallende Säure,
durch Schütteln mit Aether
in Lösung gebracht, wird
durch Abheben und Verdun-
sten als Kruste erhalten

und durch wiederholtes Um-
krystallisiren aus Weingeist
gereinigt.

Hannover, 4. Nov. 1871.

Husemann, Pflanzenstoffe.

Maynaresin. Maynasharz.
 $C^{14}H^{18}O^4$.

S. 755.

— Das aus Einschnitten
in den Stamm des in Süd-
amerika in der Provinz May-
nas vorkommenden Baumes
Calophyllum longifolium H.
u. B. ausfliessende Harz kry-
stallisirt nach Lewy aus ko-
chendem Weingeist in schö-
nen gelben klinorhombischen
Prismen, die bei 105° schmel-
zen, — — —

S. 755. Gurgunsäure.

Diese Säure bildet einen
Bestandtheil des aus verschie-
denen Dipterocarpus - Arten
gewonnenen Gurgunbalsams
oder Woodöls. Zu ihrer Dar-
stellung destillirt man den
Balsam mit Wasser, um den
flüchtigen Kohlenwasserstoff
 $C^{20}H^{32}$ zu entfernen,
löst den Rückstand
in kochender Kalilauge, fügt
Salmiak im Ueberschuss hin-
zu, filtrirt und fällt das Fil-
trat mit Salzsäure.

Es fallen dicke gelbe
Flocken der Säure aus, die
man durch Schütteln mit Ae-
ther der Flüssigkeit entzieht,
und durch Verdunsten der
Aetherlösung in Krusten er-
hält.

Durch wiederholtes Um-
krystallisiren aus Weingeist
wird sie gereinigt.

Karl Kraut.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 48.

29. November 1871.

Das Gedicht von Hiob. Hebräischer Text, kritisch bearbeitet und übersetzt, nebst sachlicher und kritischer Einleitung von Adalbert Merx. Jena, Mauke's Verlag, 1871. 6, LXXXVIII und 218 S. in 8.

Die Schreibart Hiob welche Luther beibehielt obgleich sie sich noch nicht einmahl bei Hieronymus nach den heutigen besten Ausgaben der Vulgata findet, ist bekanntlich nur deswegen herrschend geworden weil die Lateinisch Redenden die aus dem Griechischen herübergenommene Aussprache Iob der Vulgata früh nach gut Lateinischer Art einsylbig Job zu lesen und dadurch den Namen so entstellen lernten wie man dies aus den Romanischen Sprachen und aus dem Englischen weiss. Durch die Aussprache Hiob war wenigstens die Einsylbigkeit entfernt. Die Schreibart *Ἰωβ* unterliegt nach den Griechischen Lautgesetzen dieser Entstellung des Namens zur Einsylbigkeit nicht, leidet aber an der anderen Schwäche wonach die Griechen kein *j* haben. Man hat daher längst

seit den letzten Jahrzehenden die richtige Aussprache und Schreibart *Ijôb* im Deutschen wieder hergestellt; und wenn der Verf. dafür in einer scheinbar richtigen Nachahmung des Dagesch der Massôra *Ijjob* schreiben will, so ist das eine ganz unnöthige Nachahmung: nach den Semitischen Lautgesetzen fällt *ij* oder *ü* in *i* zusammen, und das Dagesch erklärt sich aus anderen Schriftgesetzen, welche auseinanderzusetzen hier überflüssig ist. Schreibt der Verf. dabei beständig sogar *Ijjob*, so bedenkt er nicht wozu uns der Accent vorne dienen solle und dass er dazu auch nach dem Hebräischen unnütz ist. Das Seltsamste ist jedoch dass der Verf. zwar in seinem Buche selbst beständig *Ijjob* schreibt, für die Aufschrift desselben aber dennoch den Hiob wieder zurückführt. Forderte das etwa der Verleger, da die Herren Verleger in der neuesten Zeit manches Seltsame fordern? Der Verf. sagt uns das nicht; und jedenfalls sollte in solchen Dingen der Verfasser mehr gelten als der Verleger.

Wir wollten diese Kleinigkeit hier erörtern theils weil manche die keine Sachkenner sind es wünschen werden, theils weil sie uns unwillkürlich wie ein Sinnbild der ganzen Art und Weise erscheint wie der Verf. sich seiner Aufgabe das Buch *Ijob* zu erklären entledigt. Ueber dieses sowie über alle anderen Bücher der Bibel sind in unsern letzten Zeiten so viele tiefer alles erschöpfende Untersuchungen von der höchsten Bedeutung angestellt dass alle die jüngeren Gelehrten offenbar am besten thun würden diese Untersuchungen mit ihren weitreichenden Ergebnissen nur erst richtig zu verstehen und sich anzueignen. Es gibt auch einige Jüngere welche dieses sehr wohl begreifen: diese hier zu nen-

nen ist unnöthig. Andere aber verstehen was hier gewonnen ist noch so wenig und sind doch von der anderen Seite von einer so hochmüthigen Verachtung besserer Wissenschaft und eiteln Einbildung auf das eigne Können und Verstehen erfüllt dass sie nur in die alten Irrthümer und Fehler zurückfallen welche längst überwunden sein sollten. Diese zerfallen nun zwar selbst wieder in zwei sonst sehr verschiedene Gattungen. Es lässt sich nicht läugnen dass sehr viele kirchlich gesinnte Jüngere in diese Netze fielen: doch die kirchlichen Dinge werden in den neuesten Zeiten in Deutschland so ernst und so schwer dass jeder Leichtsinn sichtbar hier immer seltener ja unmöglicher wird, und dass wir wenigstens keine Ursache haben von dieser Seite für das Wirken einer gesunden Wissenschaft noch viele Gefahren zu befürchten. Es sind vielmehr die Einbildungen und die schweren Missgriffe solcher die sich um Religion und Kirche keine Sorge machen sondern sich rein der Freiheit und der Wissenschaft rühmen wollen, welche hier ganz unnöthige neue Verwirrungen schaffen. Vorzüglich sind es die letzten Ueberbleibsel der tiefverderblichen Tübingischen Bestrebungen der Strauss-Baur'schen Schule welche in der neuesten Zeit ihre Flügel wieder einmal recht frei bewegen zu können meint. Zwar hat diese Schule in allen den das Alte Testament betreffenden Fragen, so ungeheuer sie sich auch deswegen anstrengte, nie irgendetwas namhaftes ausrichten können: zu sichere und zu feste Grundlagen einer guten Wissenschaft waren gerade für dieses Fach schon vorher gewonnen. Nur in den NTlichen Fragen konnte sie scheinbar manches erreichen, aber auch dies nur solange die Arbeiten einer

tiefer alles erschöpfenden Wissenschaft auf diesem Gebiete noch nicht vollendet waren; denn welche Veränderungen auf ihm seitdem eingetreten sind, ist leicht zu sehen. Der Verf. der hier zu beurtheilenden neuen Schrift veröffentlicht nun als einer der Nachzügler jener Schule hier zum ersten Male ein Werk über ein ganzes ATliches Buch: er will im wesentlichen noch von dem Geiste jener Schule getragen, ohne eine vollständige Erklärung des B. Ijob zu geben, doch über dieses so äusserst wichtige Buch allerlei Neues aufstellen, verfällt aber überall nur in schwere neue Rückschritte und Verirrungen, auch deshalb weil er nicht einmal gründlich begreift noch vollständig beachtet was heute längst schon viel richtiger erkannt und erläutert ist.

Vor allem will der Verf. ein neues Wortgefüge des B. Ijob herstellen. Bekanntlich gehören zu einem solchen Beginnen bei jedem alten Buche zweierlei Dinge: einmal die richtigen Grundsätze und die besten Hilfsmittel, und zweitens eine gute Ausführung. Der Verf. meint nun, da er keine noch unbekannte Hilfsmittel benutzt, wenigstens bessere Grundsätze aufzustellen: inderthat sind diese aber gar nicht neu, sondern in unseren Tagen längst eingeführt. Hätte der Verf. vor einem halben Jahrhundert und länger als Rosenmüller in Leipzig und Gesenius in Halle dieses Gebiet zu beherrschen suchten aber es nur voll alter Irrthümer beherrschten, solche Grundsätze aufgestellt, so wäre es damals verdienstlich gewesen: jetzt aber ist dies alles längst von der besseren Wissenschaft schon besser erkannt und jene Schen überwunden mit welcher man damals das Wortgefüge der Massôra wieder betrachtete. Ob man

nun dieses Wortgefüge der Massôra só zu Grunde legt dass man die besseren Lesarten (wie dies ja schon das Q'rî sollte) am Rande bemerkt oder umgekehrt diese sogleich in das Wortgefüge aufnimmt und dann die Lesarten der Massôra am Rande bemerkt wie der Verf. thut, ist für die Sache selbst höchst gleichgültig. Unrichtig ist es aber mit dem Verf. das Wortgefüge der Massôra welches wenigstens auf eine sehr alte Handschrift zurückgeht, dem Elzevirischen N. T. gleichzustellen: das Wortgefüge des AT. hat eine ganz andere Geschichte durchlaufen als die Griechische Bibel, und das Elzevirische NT. ist weit mehr als tausend Jahre jünger; solche Gleichstellungen höchst ungleicher Dinge können nur schaden, und jede Uebertreibung einer guten Sache macht diese nur ungesund und übel. Sind nun die richtigen Grundsätze längst gegeben, so kommt es nur auf die richtige Ausführung an: diese aber gerade ist bei dem Verf. höchst verkehrt, wie man leider sagen muss wenn man auf das Ganze sieht. Wir wollen übersehen dass der Verf. indem er das Wortgefüge der Massôra mit seinen vermeintlichen Verbesserungen abdrucken lässt, nicht einmal die nöthigsten Accente setzt: man kann das als gleichgültig betrachten, obgleich dem Unkundigen (und auch für solche werden doch die Worte gedruckt) damit kein Dienst geschieht; sehen wir nur die einzelnen Fälle an, sogar die am leichtesten zu entscheidenden, und begnügen uns deshalb mit den ziemlich leichten Worten in der einfachen Erzählung vorne C. 1 f. Hier verbessert der Verf. die Massôra nur an wenigen Stellen: und das ist wahrlich kein Zeichen dass dies Wortgefüge so übel sei; vielmehr lässt sich leicht zeigen dass das der LXX hier

und sonst aus einer viel späteren Herstellung abstammt, was obwohl schon genügend gezeigt dennoch von dem Verf. nicht beachtet ist. Aber sogar an allen den Stellen wo der Verf. hier die Massôra sogleich mit seinen eignen Vermuthungen verbessern will, verbessert er sie unrichtig. Wir wollen dieses hier kurz zeigen, weil es in diesen Fällen nicht vieler Worte bedarf: die Sache selbst aber ist wichtig genug.

Es gehören dahin zunächst die Stellen 1, 5. 11. 2, 5. 9. Hier hat die Massôra בָּרַךְ, und auch die LXX lasen so, obgleich sie an der ersten dieser vier Stellen ihrer bei dem B. Ijob gewöhnlichen grossen Freiheit nach den Sinn freier ausdrücken. Das בָּרַךְ segnen im Sinne von abschiednehmen, lebewohlsagen hat hier nur den höheren oder sittlichen Sinn den es auf Dinge oder auf Personen sofern sie mehr ihrer sittlichen Bedeutung nach betrachtet werden, so leicht in jeder Sprache annimmt, und den es im Hebräischen um so leichter annahm da dieses überhaupt in allen sittlichen Begriffen eine höchst feine und zartgesinnte Sprache ist. Der Zusammenhang der Rede lässt in jedem besondern Falle nicht den mindesten Zweifel darüber, wo diese gleichsam gepfefferte Bedeutung Anwendung habe oder nicht: und die Sache selbst ist durch Aehnlichkeiten von andern Sprachen her so deutlich dass man nicht begreift warum der Verf. sich S. XLVIII f. so viele Mühe gibt ausführlich das Gegentheil davon als allein richtig beweisen zu wollen. Bis dahin wäre das jedoch bloss ein Mangel an Begreifen von Seiten des Verf.: wenn er nun aber das Wort an vier Stellen für unrichtig hält und eigenmächtig dafür בָּרַךְ fluchen in das Wortgefüge setzt, so ist das zu viel. Dazu berech-

tigte den Verf. nichts: aber das Wort ist näher betrachtet sogar ganz unzutreffend und kehrt den Sinn der Rede arg um. Denn Gott fluchen ist doch wieder noch etwas anderes als Gott lebewohlsagen oder ihm den Rücken kehren: jenes ist etwas offenes und höchst rohes, dieses kann schon dadurch geschehen dass man die Furcht Gottes irgendwie verläugnet und ihn nicht mehr für den wahren Gott hält; wird letzteres dazu so wie 1, 5 auf das Herz beschränkt, so ist es schon mit dem vorübergehenden Vergessen Gottes eins, und wahrlich etwas ganz anderes als das rohe Fluchen; ja strenggenommen ist ein Fluchen Gottes im Herzen entweder überhaupt unmöglich, oder es würde nur eine Stufe der äussersten Heuchelei ausdrücken was zu der Erzählung 1, 5 nicht im geringsten passt. Und so wird der Verf. wohl, je weiter er über die Sache nachdenkt, desto deutlicher einsehen welches Unrecht er an allen vier Stellen dem herrlichen Dichter gethan hat; denn auch mitten in der Erzählung springt unwillkürlich der zarteste Sinn hervor in welchem der Dichter alles auffasst. — Zweitens will er 2, 9 in der Rede des Weibes Ijob's für וְאַתָּה noch hältst du fest an deiner Unschuld? lesen כַּךְ אֵין wie lange willst du ...? Da die LXX hier μέχρι τίνος haben, so meint er die Stelle 16, 2 vergleichen zu müssen. Allein er überlegt in seinem Eifer nicht dass man dann nothwendig ein וְאַתָּה du einsetzen müsste, da das blosses מְחִיצִיק nicht bedeuten kann du hältst fest. Ausserdem müsste er, da die Lesart der Massôra einen viel kürzer gefassten aber eben deshalb zu dieser Lage viel passenderen Sinn gibt, zuvor beweisen dass die LXX in jedem Falle besser über-

setzen: und das zu beweisen würde ihm sicher schwer werden. — Drittens will er 2, 10 für נָא lesen וְנָא mit anderer Satzabtheilung: als sagte Ijob zum Weibe »wie eine der Thörinnen redest auch du?« Dieses auch du! würde sich vielleicht auf dem Theater recht gut ausnehmen: dass es aber in diese Erzählung nicht passt, ist deutlich; Ijob blickt hier nicht zugleich auf andere Glieder seines Hauses, und ist überhaupt hier nicht in der Laune viel zu reden. Aber auch die LXX verstehen ja hier die Worte richtig; und indem der Verf. נָא in וְנָא verwandeln will, bedenkt er nicht wie einzig passend es nach einem bekannten Sprachgesetze im folgenden Satze steht.

Doch genug hiervon. Wollten wir die vermeintlichen Verbesserungen bei der weit weniger leichten eigentlichen Dichterrede beurtheilen, so würden wir einen ganz andern Ort dazu suchen müssen. Wir schliessen aber hier sogleich daran dass uns das Verständniss der Worte und ihre Uebersetzung wie der Verf. sie hier gibt, sofern sie neu sind, höchst mangelhaft und untreffend zu sein scheint. Man nehme nur sogleich (da wir eben dabei verweilten) das Wort womit das Weib 2, 10 ihrer Verwunderung über Ijob's Treue und ihrer Verzweiflung Raum gibt: sage Gott Lebewohl und stirb! Denn sie weiss ihm nichts andres mehr zu sagen und zu rathen, fürchtend dass auch wenn er jetzt Gott Lebewohl sagen wollte, es zu spät sein werde ihn vom Tode zu retten. Sagte sie aber was unser Verf. sie sagen lässt »So fluche Gott, damit du stirbst!« so wäre sie nicht eine kleinmüthig verzweifelnde, sondern eine so rein boßhafte Frau, dass kein guter Dichter sie so einführen konnte. Uebrigens können die Worte

auch ansich so gar nicht übersetzt werden. — Wenn ferner der Satan 2, 4 sprichwörtlich sagt »Haut um Haut!« um anzudeuten man könne leicht ein Gut (das äussere, das Vermögen) hingeben wenn man ein anderes ebenso grosses (das innere, das Leben) wie im Tausche dafür noch behalte, das eine sei das andere werth: so soll das nach unserm Verf. S. XIX f. bedeuten »ein Fell sitzt um das (andere) Fell herum«, ja er übersetzt sogleich »das Hemd sitzt näher als der Rock«, was nur bedeuten könnte das eine sei dem Menschen doch näher und lieber als das andere. Allein von zwei ungleichen Dingen ist nicht die Rede, sondern von zwei gleich grossen Gütern, sodass wer sie beide zu verlieren in Gefahr ist das eine gerne hingibt wenn er dafür nur das andere behalten kann. Der Verf. macht hier aus einer sprichwörtlichen Redensart erst etwas was gar nicht darin liegt, und dann setzt er wieder ein anderes Sprichwort dafür welches einen völlig verschiedenen Sinn gibt. Ein Sprichwort ist aber an seiner Stelle immer von selbst klar: was würde aber werden wenn der Verf. die wörtliche Uebersetzung die er davon als die richtige sich denkt, aufnehmen wollte? wer könnte das auch nur den Worten nach verstehen?

Aber der Verf. gibt meistens gar keine Erklärung der Worte und des Sinnes. Dagegen will er S. LXXV—LXXXVIII den Bau der Wendungen (Strophen) in den Dichterzeilen des Buches ganz besonders erläutern, und darüber etwas neues sagen. Aber auch dieser Gegenstand ist in den letzten Jahrzehenden wiederholt der Gegenstand vieler und sehr genauer Untersuchungen geworden; und ist bereits in den Hauptsachen so erschöpft dass nur Zerstreutes

noch zu ergänzen bleibt. So hat sich der Unterz. schon vor mehreren Jahren überzeugt dass die grosse Rede Ijob's c. 31 wirklich am besten in fünf grosse Wenden zu je 8 Zeilen zu vertheilen ist, v. 32 aber ursprünglich hinter v. 15 stand; dann entsprechen diesen 5 grossen Wenden die 5 Verwünschungen v. 8. 10. 12. 22. 40, und die ganze Rede gibt eine höchst kunstvolle und doch sehr einfache Verknüpfung von 5 grossartigen herausfordernden Selbstschwüren und 5 Verwünschungen, indem die letzteren zunächst sich zu stark häufen wollen, dann aber durch Selbstmässigung dennoch auf 5 beschränkt werden und der Redner beim Ueberblicke des gesammten sittlichen Lebens 1) heimliche, 2) häusliche, 3) öffentliche Sünden gegen Schwächere, darauf wie zum Schlusse sich immer mehr steigend 4) drei grössere und endlich 5) zwei der grössten aufführt. Allein unser Verf. hat was hier längst richtig erkannt ist offenbar weder richtig noch vollständig beachtet, und gibt dagegen neues was keinerlei festen Grund hat und dazu die schon sicher genug erkannten Grundlagen der grossartigen Kunst des Althebräischen Wendenbaues wieder verkennt. Schon dass er die Worte 1, 5. 2, 9. 10 welche nicht das mindeste von dichterischer Gestaltung und Erhebung an sich haben zu Dichterzeilen machen will, woran bis jetzt aus guten Gründen niemand gedacht hat, erweckt uns einen übeln Vorgesmack. Nicht minder sodann seine Meinung man dürfe die Wenden nicht ihrem Baue in Zeilen nach, sondern nur nach Halbzeilen zählen: das ist aber eine Zerstörung des Unterbaues aller Wenden, und der Verf. hätte zuvor wenigstens die Frage aufwerfen und beantworten müssen wiefern es dem Wendenbaue erlaubt ge-

wesen sei von diesem seinem Unterbaue sich freier zu entfernen ohne ihn (was unmöglich ist) ganz zerstören zu wollen. Nehmen wir aber auch nur das erste dichterische Stück, Ijob's Trauerklage c. 3, und sehen ob die Kunst welche der Verf. darin gefunden zu haben meint erträglich sei. Er meint, indem er die Halbzeile als die Einheit rechnet, darin folgendes Muster zu finden: 2 || 666 | 444 | 666 || 2. Das sieht vielleicht auf den ersten Blick nach etwas aus: inderthat aber hebt sich das Gesetz welches er mit dieser Eintheilung gefunden zu haben meint, beim näheren Einblicke sofort wieder auf. Denn wollten wir auch zugeben dass die zwei Halbzeilen vorne v. 3 ein Vorspiel ausmachten, so sind doch die letzten v. 26 in keiner Weise von den vorigen zu trennen. Sodann hapert die Eintheilung der drei ersten Wenden zu je 6 Halbzeilen vollständig bei v. 8, wo die zwei völlig untrennbaren Halbzeilen zerrissen werden müssen: denn den neuen Sinn welchen der Verf. hier gefunden zu haben meint, müsste er zuvor ganz anders als durch eine unverständliche Uebersetzung erhärten, was ihm gewiss übel gelingen würde. Wenn endlich drei Wenden zu je 4 Halbzeilen, dann drei zu je sechs auf einander folgen sollen als wären da wieder zwei grössere Einheiten, so zerschlägt sich diese Annahme vollständig bei den 6 Halbzeilen v. 17—19 welche deutlich zum vorigen nicht zum folgenden Grundgedanken gehören. So wenig bestätigt sich was der Verf. als richtig gefunden zu haben meint, schon bei diesem ersten und verhältnissmässig leichtesten Stücke.

Höher hinauf ist jetzt bewiesen dass das B. Ijob schon im Alterthume drei sehr verschiedene Ausgaben durchlief, welche wir noch heute sehr

wohl unterscheiden können. Wenn der Verf. diesen Wink beachtet und die wichtige Wahrheit welche in ihm liegt weiter ausgeführt hätte, so hätte er sich ein wirkliches Verdienst erwerben können. Allein er erwähnt diese wichtige Sache nicht einmal. Da er sich nun der freien Wissenschaft rühmen will (obgleich uns dieser Ruhm sehr trübe zu leuchten scheint), so ist es zwar leicht erklärlich dass er Elihu's reden c. 32—37 einem späteren Dichter zuschreibt: ja er lässt sie hier ganz aus und versucht nicht einmal sie zu übersetzen, obgleich sie nach vielen Seiten hin nicht so leicht zu verstehen sind. Allein über das grosse Stück der Beschreibung des Nilpferds und des Krokodil's 40, 15—41, 26 stellt er etwas neues auf, wofür man ihm auf den ersten Blick dankbar sein könnte, kehrte es sich nicht sofort ebenfalls wieder ganz zu dem gewohnten grau in grau um an welchem der Verf. zufolge seiner Art diese Dinge zu fassen so viel Geschmack zu haben scheint. Der Unterz. stand mit seiner schon vor 40 Jahren und länger ausgesprochenen und bewiesenen Behauptung das ganze Stück sei von einer späteren Hand, bis in die neueste Zeit ganz einzeln: von dem sel. Umbreit in Heidelberg an wollten alle die sogenannten Herren Kritiker eine solche Meinung weit von sich weisen, und meinten damit Wunder wie weise zu sein. Dies hat sich jedoch in der neuesten Zeit sehr geändert: man gibt zu dass das Stück weder an diese Stelle noch überhaupt ursprünglich in das B. Ijob gehöre, und auch unser Verf. will in dieser Sache die alte Meinung verlassen. Kaum aber freut man sich über diese Wendung der Sache, so stellt der Verf. eine neue Meinung auf welche, so weitläufig er sie mit allem Ernste verthei-

dig, kaum verkehrter sein kann als sie ist. Er meint dieses Stück sei von demselben Dichter, ja auch für dasselbe Gedicht ursprünglich von ihm bestimmt gewesen: nur habe der Dichter später gefunden es passe doch nicht recht gut, habe er als alten Entwurf in seinem Pulte liegen lassen, und endlich habe dann irgendein späterer Mann doch dieses Stück retten zu müssen geglaubt. So habe man ja auch manches was Göthe in seine Werke nicht aufnehmen wollte, dennoch später in dieselben aufgenommen. Man sieht also auch an diesem Beispiele wohin solche heutige Schriftsteller kommen die vor allem immer nur Göthe und Göthisches im Sinne haben. Inderthat ist der Abstand zwischen diesem Dichter und dem des alten B. Ijob so weit wie etwa der zwischen Göthe (um hier bei dem zu bleiben) und einem seiner heutigen jüngsten Nachahmer: dies ist der erste und unauslöschliche Eindruck welchen das Stück auf uns macht. Aber auch im Einzelnen, in der Farbe der Rede, in der Wahl und Zeichnung der Bilder und im Baue der Wenden, klappt der Abstand zwischen beiden unausfüllbar. Und so wird man immer wieder darauf zurückkommen dass dieses Stück einem späteren Gedichte entlehnt ist welches ein weit jüngerer Dichter dem älteren nachbildete, und dass es erst von dem Verfasser der Elihureden bei der zweiten Ausgabe des alten Buches diesem eingeschaltet wurde. Gerade diese doppelte Annahme lässt sich vielfach weiter beweisen.

Wie indess Dr. M. auch sonst so viele eitle Worte macht, so erhebt er S. XXXIII ff. ein ganz grundloses Geschrei gegen die welche das B. Ijob ein Drama nennen. So ganz einfach hat das unsres Wissens durchaus niemand ge-

than: insofern ist diese ganze Rede grundlos. Man hat nur behauptet dieses Gedicht sei zwar nicht zum Spielen auf einer wirklichen Bühne bestimmt gewesen, habe aber sonst vollkommen dramatische Anlage und sei so seiner Kunstanlage nach zum Drama zu rechnen. Und dieses bleibt, wie man sich auch dagegen wehren mag, dennoch so unläugbar und ist in anderer Weise bereits so ausführlich und so bestimmt bewiesen dass mehr darüber zu sagen jetzt völlig unnöthig ist. Auch die Meinung des Verf. die Handlung rücke in diesem Drama höherer Art nicht fort, ist gänzlich ungegründet: wer das Kunstwerk genau kennt, der weiss wie sehr sie in jedem seiner fünf Haupttheile (die man *actus* nennen kann) wirklich vorrücke und wie das Ganze vollkommen wie ein Drama angelegt und ausgeführt ist. Unser Herr Kritiker meint nun aber wunder was gutes zu thun indem er sich anstrengt zu beweisen der Dichter habe alles rein erdichtet und nicht einmal eine alte Sage über Ijob empfangen; vielleicht nennt er deshalb auch in der Aufschrift sogleich das Werk des grossen Dichters das Gedicht von Ijob, als sei dieser Mann selbst erdichtet. Wir können aber eine solche Ereiferung um ein wahres Nichts nur bedauern. Denn nur wenn wir heute die alten Sagen vom Lande 'Uss etwa ebenso umfangreich kennennten wie wir die alten Griechischen oder Deutschen kennen, und wir fänden dann in ihnen nicht die geringste Spur von dem einstigen Leben eines Ijob, könnte man behaupten dieser Mann sei ganz erdichtet. Solange es aber feststeht dass die alten Inder ebenso wie die Griechen und sogar die grossen Neupersischen Dichter bei solchen Kunstgedichten die sie in ihrem

Alterthume spielen liessen in den unerschöpflichen Schatz ihrer alten Sagen griffen um das jedesmal passende lebendige Vorbild in ihnen zu finden, werden wir das vollste Recht haben dasselbe auch bei dem Dichter dieser Tragödie voranzusetzen; und eine Menge besonderer Beweise für diese Annahme kommen uns dann zur weiteren Unterstützung entgegen. Die Gründe dagegen auf welche sich der Verf. beruft, sind durch und durch morsch. Er behauptet schon der Name Ijob sei erdichtet, denn **איוב** bedeute den Befeinder oder Angreifer, und der Held des Dichters sei ja nichts als einer der Gott angreife und befeinde. Hier ist jede Behauptung des Dr. M. grundlos. Dass der Name Ijob diesen Sinn trage, ist weder beweisbar (denn der Befeinder heisst **אויב**) noch von Dr. M. bewiesen; aber ein Befeinder wäre ja doch wahrlich noch nicht ein Befeinder Gottes; und das äusserste Unrecht ist es wenn man meinen wollte dem Dichter sei sein Ijob weiter nichts als ein Befeinder und Angreifer Gottes; wir werden darauf sogleich noch weiter zurückkommen. Wenn er sodann meint das ganze Gedicht sei doch nur ein **משל** oder Gleichniss, und könne eben deshalb auch reine Erdichtung geben: so hätte er sich dabei auf einen alten Rabbi berufen können welcher nach dem Talmud schon dieselbe Weisheit vorbrachte. Allein wir kennen heute das Alterthum besser als es die Talmudisten kannten; und im B. Ijob selbst hat das Wort **משל** eine ganz andere Bedeutung als die hier angenommene.

Können wir nun leider bei diesem jüngsten Schriftsteller über das B. Ijob nur grosse und schwere Fehler sehen, so gestehen wir schliesslich dass uns nichts tiefer betrübt hat als das

philosophische und theologische Gerede über den Zweck des B. Ijob mit welchem der Verf. sein Werk S. I—XXXIII eröffnet. Der Verf. geht hier offen in den längst abgetragenen Kleidern der Rationalisten und der Strauss-Baur'schen Schule einher; und das Ergebniss seiner Gedanken ist dass die Aufgabe welche der alte Dichter sich gestellt habe, erst von Kant gelöst sei. Allein dann müsste Kant und mit ihm unser Verf. das B. Ijob besser verstanden haben als sie es verstanden haben: war jedoch Kant zu seiner Zeit deshalb leichter zu entschuldigen, so ist es unser Verf. nicht mehr, da er das Bessere welches man heute längst über das B. Ijob wissen kann nicht einmal gehörig beachtet hat und dennoch so schlechte Dinge von ihm behauptet wie innere Widersprüche u. s. w. Es hängt dies aber auch damit zusammen dass der Verf. von der Religion des ATs überhaupt nur eine viel zu niedrige und zu unrichtige Vorstellung hat: wo zu soviel allgemeiner Unkenntniss auch noch ein so durchgreifendes Missverständniss des grossen Gedichtes selbst (wie z. B. dass Ijob wesentlich nichts als der Befeinder und Angreifer Gottes sei) hinzukommt, da können freilich die Ergebnisse nur so traurige sein. Da indess der Verf. das richtige was längst über die höchste Bedeutung und die Lehre des B. Ijob aufgestellt ist nicht beachtet und noch weniger widerlegt hat, so wäre es fruchtlos hier seine Irrthümer widerlegen zu wollen. Sie sind nur eins der vielen Kennzeichen unserer Zeit.

Wir würden überhaupt einem solchen neuen Werke keine so ausführliche Anzeige gewidmet haben wenn es nicht höchst nöthig wäre einmal wieder deutlicher auf die schwere Entartung

aller besseren Wissenschaft hinzuweisen welche in unseren neuesten Tagen einreissen will. Solche Schriftsteller meinen sie dienen der Freiheit: aber sie wissen noch gar nicht was geistige Freiheit ist, noch weniger bewähren sie solche in der That. Sie wollen neues vorbringen und rühmen sich der Fortschritte in der Wissenschaft welche sie bringen wollen: wirklich aber führen sie nur neue Rückschritte ein. Sind nun die neuen sprachlichen und geschichtlichen Irrthümer und Rückschritte in welche sie ihre Leser stürzen wollen, durch die bessere Wissenschaft noch immer leicht zurückzuweisen wenn diese nur nicht ermüdet, so schliessen diese philosophischen und theologischen Leerheiten die Widerlegung aller solcher Unternehmungen schon von selbst in sich. Denn ist der erhabene Dichter des B. Ijob ein Mann der seine eigene dichterische Aufgabe nicht lösen konnte, so werfe man ihn doch lieber fort, da er uns dann gerade in dem was wir am meisten von ihm erwarten nicht den geringsten Nutzen schafft. Zieht aber unser Verf. aus Gründen die er am besten wissen muss, einen solchen Schluss nicht: so ziehen ihn doch andere, wenn sie solchem gelehrten Worte glauben wollen. Das ganze löst sich also am Ende in ein Nichts auf: doch dies wollen wir denen überlassen die daran ihre Freude finden.

H. E.

Al-Harîrî's Durrat-al-gawwâs. Herausgegeben von Heinrich Thorbecke. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel. 1871. — 228 und 52 S. in Octav.

Den arabischen Philologen galt bekanntlich nur die Sprache der alten Araber als classisch und als würdiger Gegenstand der Forschung. Die Berechtigung einer Fortentwicklung der Sprache ward so gut wie gar nicht anerkannt. Man verlangte daher auch von allen Leuten der oberen Stände, dass sie sich mündlich und schriftlich so rein wie die alten Beduinen ausdrückten. Natürlich war eine solche Forderung nicht durchzuführen, und mit grossem Missvergnügen bemerkten die Gelehrten schon seit ziemlich früher Zeit allerlei Neuerungen und Vulgarismen selbst im Munde gebildeter Leute. Dieser Umstand rief nun eine Reihe von Werken über Sprachfehler hervor, deren berühmtestes »die Perle des Tauchers (handelnd) über die Sprachfehler der Gebildeten« von Harîrî, jetzt durch Thorbecke herausgegeben ist, nachdem schon de Sacy umfangreiche Auszüge daraus gegeben hatte. Harîrî ist ein strenger Purist und verlangt selbst da classische Ausdrucksweise, wo nicht bloss der allgemeine Sprachgebrauch, sondern auch das Bedürfniss des Verständnisses ein Abweichen davon bedingt. Wir wollen hier gleich einen Fall davon erörtern. In vorislamischer Zeit war es möglich, die Nisba von zusammengesetzten Eigennamen so zu bilden, dass der Ursprung des Wortes deutlich blieb, ohne dass die abgeleitete Form eine allerdings dem semitischen Sprachgefühl unbequeme Länge erhielt. Aber als die Araber

mit dem Islam auf ganz andere Gebiete übersiedelten, auf denen lange Ortsnamen sehr gewöhnlich waren, da zwang die Noth dazu, auch aus solchen ohne wesentliche Verkürzung Nisba's zu bilden. Wenn nun Harîrî verlangt, man solle aus *Râmahormuz* im Geiste der altarabischen Art *Râmî* bilden und nicht *Râmahormuzî* (S. 153 ff.), so ist dagegen zu erwiedern, dass eine solche Bildung viel zu wenig verständlich gewesen wäre; und wie hätte man nun erst mit den Namen unbekannter Dörfer solche Verstümmelungen vornehmen dürfen? In Wirklichkeit hat sich denn auch Niemand an solche Regeln gekehrt, und ein Blick in das *Lubb al lubb* oder in den *Jâkût* zeigt uns eine Menge von barbarisch aussehenden, aber verständlichen Nisba's. Zwang doch selbst ein dringendes Bedürfniss sogar zu Bildungen wie *Ithnâ'asartja* »Duodecimaner« aus rein arabischen Bestandtheilen. Verschiedne Lebensverhältnisse und Culturstufen können sich eben nicht ganz nach denselben Regeln ausdrücken! — Die altarabische Sprache zeigt ferner eine grosse Kraft, Fremdwörtern eine arabische Gestalt aufzuprägen (obgleich sich freilich auch da ganze Classen von Nomina sofort durch ihre Form als entlehnt kennzeichnen); es ist aber doch wohl etwas zu viel verlangt, dass man deshalb entgegen dem wirklichen Sprachgebrauch z. B. *sausan* für *sûsan* »Lilie« (S. 128) oder *ši'trang* für *satrang* »Schachspiel« (S. 131) sprechen sollte, bloss um den Schein einer arabischen Nominalform zu erlangen. Das Verbot der Anwendung des Namens *Sâmarrâ* für die bekannte Stadt (S. 180) erklärt sich übrigens nicht sowohl aus dem Streben nach echt arabischer

Form als daraus, dass der Verfasser nicht wusste, dass dies eben der alte Name und *Surra man raâ* nur eine spielende Umbildung daraus ist.

Uebrigens verwirft Harîrî aus theoretischen Gründen auch nicht selten Formen und Redeweisen, welche wirklich altarabisch sind. Der Commentator Chasâdschî giebt sich viele Mühe, ihm in dieser Hinsicht Fehler nachzuweisen, und wenn er darin auch oft zu weit geht, so beweist er doch nicht selten seine Einwände sehr gut. Und auch wir können aus classischen Literaturdenkmälern Harîrî's Purismus in manchen Fällen als zu ängstlich nachweisen. So verbietet er die Bildung des Elativs von Adjectiven, die an sich schon die Form *af'alu* haben (30 f.); eine Koranstelle, die ihm dabei im Wege ist, weiss er, in solchen sophistischen Künsten äusserst geübt, durch geschickte Deutung fortzuschaffen: nun genügen aber zu seiner Widerlegung schon die zahlreichen Sprichwörter bei Maidânî, die mit *ahmagu min*, »thörichter als« beginnen; ferner kann ich aus Versen, die von Grammatikern angeführt werden, *abjadu* »weisser« (auch *abjaduhum* »der Weissste von ihnen«) und *aswadu* »schwärzer« belegen. Für den von ihm verworfenen Elativ vom 4ten Verbalstamm (S. 119 f.) führe ich zu dem bei ihm selbst gegebenen Fall noch an *الذوب* »mehr wegschaffend« Hamâsa 499 und 522 (vgl. zu beiden Stellen den Scholiasten); *ابقى* »besser erhaltend« eb. 512; *اعطى* »mehr gebend« Ibn Hischâm 964, 10. Selbst *أخير* für *خير* hätte er nicht so unbedingt verbieten sollen (S. 40), denn es steht bei Buchârî

Thorbecke, Al-Hariri's Durrat-al-gawwās. 1919

Bd. I, 385, 5 v. u.; 436, 12; III, 167, 1. Der Einspruch gegen die Anwendung von **اِ** nach **بِ** (S. 63 f.) wird etwas entkräftet durch Fälle wie Buchârî I, 6, 3; Ibn Hischâm 579, 13 (vgl. übrigens Schol. Hamâsa 778 oben). Die Wiederholung von *baina* vor Substantiven (S. 60 ff.) belegt Chafâdschî ausreichend. Selbst die Setzung des Artikels vor dem Zahlwort im Stat. constr. (S. 93 f.) kommt einzeln in klassischen Denkmälern vor, vgl. **العَشْرَ آيَاتِ**

Buchârî I, 301, 4 v. u.; **المائة ناقة** Ibn Hischâm 331, 14, und das von Chafâdschî gegebne, auch von Fleischer »Ueber einige Arten der Nominalapposition« S. 38 aus Buchârî angeführte **بالالف ديمان** (siehe noch Mufasssal 95). Freilich will ich gern zugeben, dass in einigen der hier angeführten Fällen durch Einfluss späteren Sprachgebrauchs in die mündliche oder schriftliche Ueberlieferung eine Entstellung eingedrungen sein könnte.

Ueherhaupt haben wir Hariri's Forderungen auch da, wo er nicht geradezu Recht hat, immer Beachtung zu schenken, denn er entscheidet sich doch fast immer mit gutem Bedacht und erklärt nur zu ängstlich den seltneren oder weniger rationell erscheinenden Sprachgebrauch für ganz unstatthaft. Zugleich müssen wir beachten, dass er unter dem Einfluss mächtiger Schul- und Zeitansichten steht, so dass er für seine Irrthümer durchaus nicht immer selbst verantwortlich ist. Billigen werden wir es, dass er Fremdwörtern wie dem persischen *ham* und

das keinen Zutritt gewähren will (S. 183). So erklärt er auch **قرف** »früh reifen« für schlecht als ein »nabatäisches« Wort (S. 149); wirklich bedeutet **חרסי** im Talmud »Erstlinge«, vrgl. **אחרק** »eilen«, **ממה** nicht selten »schnell«. Das **ח** ist hier nach babylonischer Weise zu **ה** geworden. Beiläufig bemerke ich hier, dass nicht bloss **اطروش**, welches er nicht recht billigt (S. 102), aramäisch ist (»zugeschmiert, verstopft« dann »taub«; die mandäische Form ist **כריש**), sondern dass auch alle vom Herausgeber dazu angeführten Bedeutungen des vulgären **طرش** aus dem aramäischen **כרש** (»schmieren«, zuschmieren, besudeln«) herkommen, vrgl. z. B. Zingerle, Mon. syr. 1, 35 v. 7; Joh. Eph. 210; Geop. 58, 28; Wright, Catal. 682 a auch im Mandäischen, wie das ebenda angeführte **طرش** das schon von Ephraim gebrauchte und sonst nicht seltene **כרש** ist. *)

Hariri ist auch da, wo wir ihm nicht beistimmen können, immer belehrend und anregend; er giebt uns eine Fülle feiner Bemerkungen über Sprachliches, und wir erfahren von ihm gar Manches selbst in stofflicher Hinsicht, das wir nicht leicht anderswo finden würden. Dazu ist das Buch in ganzen Abschnitten gradezu unterhaltend. Der Verfasser befolgt keine systematische Anordnung, sondern springt

*) Aramäisch ist auch **ارتشم** oder **ارتسم** (S. 181; 184) »das Zeichen des Kreuzes (vrgl. **روشم** (روسم) machen«.

gern von einem Gegenstand auf einen ganz andern über. Durch Verse und theilweise recht interessante Anekdoten unterbricht er nicht selten die sprachlichen Erörterungen, und mitunter kehrt er sogar in den elegantesten Wendungen den Rhetor heraus, als welcher er so berühmt geworden ist. Stellen wie *man talaba g'âniba 'lchalâs g'ânaba talaba 'lchilâs* (S. 854 etwa »die streben nach dem wahren Gut, wahren sich zu streben nach Gut«) zeigen ganz den Verfasser der Makamen, den grössten Wortkünstler der Araber.

Harîrî hat, wie das Thorbecke in der Einleitung darthut, die von ihm besprochenen Verstösse nicht alle selbst zuerst beobachtet, sondern er folgt in Vielem älteren Vorgängern, namentlich dem Werke *Adab alkâtib* des Ibn Kutaiba. Es wäre zu wünschen, dass der Herausgeber, welcher dieses Buch zur Hand hatte, uns einige Mittheilungen über die Art und den Umfang der Benutzung desselben gegeben hätte. Noch wichtiger wäre es gewesen, wenn er uns zu jedem einzelnen Abschnitte nachgewiesen hätte, wie weit Harîrî darin Recht hat; mindestens hätten wir öfter kurze Mittheilungen über die Gegengründe des Commentators gewünscht, soweit diese nämlich Werth haben. Ferner wäre es ausserordentlich belehrend, die in Harîrî's Werk enthaltenen Angaben über Vulgarismen und Sprachfehler weiter bis in die späteren arabischen Dialecte zu verfolgen; denn ein Hauptwerth dieses Buches besteht ja grade darin, dass es uns wenigstens einige Nachrichten über die Entstehung neuer arabischer Formen und Redeweisen in einem frühen Stadium giebt. Zu alle dem wäre Thor-

becke auf's beste ausgerüstet, besonders auch durch seine grosse Kenntniss des Vulgärarabischen; leider aber sah er sich durch äussere Gründe genöthigt, die Anmerkungen möglichst zu beschränken, und nur durch ein paar Proben deutet er an, was er hier hätte leisten können. Sollte es ihm nicht nachträglich noch möglich sein, der Ausgabe einen solchen Commentar folgen zu lassen?

Thorbecke hat zu seiner Ausgabe neben dem Bulaker Druck, der einer guten Handschrift gleich zu achten, eine Gothaer und eine Münchener Handschrift, beide von hohem Alter, benutzt und ausserdem noch zwei Manuscripte des Commentar's, von denen eins den vollständigen Text enthält. Als ich vor 15 Jahren eine Ausgabe dieses Buches beabsichtigte, habe ich mir einen Text aus einer Wiener Handschrift, einer Pariser und zwei Leidener constituirt. Nun sind Thorbecke's Textquellen bei Weitem besser als meine, aber doch bedaure ich, dass er nicht wenigstens die Pariser und die Wiener mit verglichen hat; dadurch wäre er von selbst davor bewahrt, der an sich allerdings unbedingt besten Handschrift, der Gothaer, gar zu ängstlich zu folgen. Freilich lassen sich die Codices der Durra nicht einfach in Familien theilen; schon aus der in ihnen üblichen Notierung von Varianten am Rande erklärt es sich, dass wir hier vielfach gemischte Texte haben: aber im Allgemeinen stimmt die Wiener Handschrift ziemlich zu der Gothaer und die Pariser noch mehr zu der Bulaker Ausgabe. Wo nun die Gothaer mit ihren Lesarten dem Consensus aller andern gegenübersteht, da ist durchgängig ein Fehler in ihr anzunehmen. So sind z. B.

S. 19, 12 und 18 die von allen übrigen Zeugen gegebenen Lesarten **ذاته** und **أحد** den an sich eben so guten des Gothaer Codex vorzuziehen. Meine sämtlichen Handschriften bestätigen denn auch vielfach die von Fleischer entweder nach einem Zeugen oder ganz nach Vermuthung gemachten Verbesserungen. Solche Fälle haben wir S. 38, 3; 39, 8; 54, 4; 57, 3 (Einschiebung des **و**); 75, 9; 84, 3 (**تلقح**); 94, 15; 98, 11 (ohne **و**); 99 (immer mit **و**); 115, 18; 119, 13; 140, 11; 160, 15; 161, 17. S. 145, 8 und 9 lassen meine Codices **منه** weg. Ausserdem noch einige Kleinigkeiten.

Im Ganzen ist überhaupt der Text des Buches sehr gut bezeugt; wie fehlerhaft auch einige Handschriften sind, so deckt doch die Uebereinstimmung der meisten oder aller fast jede Stelle. Da sich nun keine einzige der Handschriften als ganz alleiniger Repräsentant einer völlig getrennten Textüberlieferung zeigt, so ist es für den, der im Besitz eines reichen critischen Apparats ist, immer sehr bedenklich, einer einzelnen zu Liebe von allen andern abzugehen oder gar bloss nach Conjectur zu ändern. So muss ich denn einigen von Fleischer's Vorschlägen gegenüber die gut bezeugten Lesarten der Ausgabe vertheidigen, obwohl ich gern zugebe, dass Harîrî in den meisten Fällen besser gethan hätte, nach Fleischer's Wünschen zu schreiben. Thorbecke's Lesart wird gegen Fleischer gesichert durch alle oder durch alle bis auf einen Zeugen S. 44, 7; 57 ult.; 71, 4 (die Form **أزقية** ist übrigens durch **مؤكبة** Hamâsa Schol. 270, 8 gedeckt; beiläufig bemerkt, eine

der wenigen alten Spuren einer Nisba vom Plural, denn jene Form setzt natürlich ein Adjectiv *mulukt* voraus); 141, 17 (nur eine Handschrift hat انصرفت); 142, 3; 147, 15; 170 ult; 171, 7. Weniger Gewicht lege ich darauf, wenn es sich bloss um diacritische Punkte handelt, da diese oft nach Willkühr gesetzt und ausgelassen wurden; doch ist mir z. B. gegenüber der viel besseren Bezeugung von مقاد 57, 3 und 102, 13 (meine Handschriften haben an beiden Stellen alle so) die an sich nahe liegende Verbesserung مقاد etwas bedenklich. Am wenigsten darf man sich natürlich auf die Vocalisation der Handschriften verlassen.

Die in den Anmerkungen gegebne Verbesserung des Verses S. 81a wird durch die Pariser Handschrift bestätigt.

Während die verschiedenen Zeugen in Bezug auf den eigentlichen Text im Grunde nicht stark von einander abweichen, so dass von mehreren Recensionen des Buches durch den Verfasser nicht die Rede sein kann, finden wir doch ein grosses Schwanken in der Anführung seiner eignen Person (»es sagt der Schaich u. a. m.«), in den Segensformeln über heilige Männer u. s. w., und, was wichtiger ist, in einigen bald grösseren, bald kleineren Zusätzen. Am meisten von solchen hat die Bulaker Ausgabe; doch steht wieder die Mehrzahl von deren Zusätzen auch in einer oder in mehreren der Handschriften; nur sehr wenige sind in anderen, welche in jener fehlen (so ein grosser zu S. 131 nach Z. 2 in der einen Leidener). Natürlich ist nicht hierher zu rechnen, was bloss aus Versehen in der Gothaer oder sonst einer ausgelassen ist

und in allen andern steht. Jene Zusätze sind verschiedner Natur. Die meisten dürften als Glossen zu betrachten sein; sie finden sich ja auch theilweise in einer Handschrift noch am Rande, in der andern im Text. Doch können einige davon allerdings auf Harirî zurückgehn. Das Alles verdiente noch eine genauere Untersuchung.

Thorbecke hat seinen Text sehr sorgfältig vocalisiert. Dass er hie und da, namentlich durch zu grosses Vertrauen auf die Handschrift oder durch Freytag's Irrthümer verleitet, einen Fehler gemacht hat, den Fleischer (welcher die Aushängebogen las) in den Anmerkungen zu corrigieren hatte, wird keinen Einsichtigen wundern. Thorbecke kann getrost fragen, wie viele der tüchtigsten Arabisten wohl im Stande wären, eine so gute Vocalisation herzustellen. Jedenfalls bin ich auch in dieser Hinsicht froh, dass ich meinen Jugendplan der Herausgabe dieses Buches früh aufgegeben habe; meine damals erschienene ungenügende Ausgabe hätte wenigstens den Erfolg gehabt, eine gute zu verhindern, wie eine solche uns jetzt vorliegt.

Kiel.

Th. Nöldeke.

Danmarks Gamle Folkeviser, udgivne af Svend Grundtvig. 4. Dels 2. Hefte. Kjöbenhavn. Forlagt af Samfundet til den danske Litteratur Fremme. 1870. Seite 193—400. Grossquart.

Die alte Schuldforderung der Gelehrtenwelt
146 *

an den trefflichen Herausgeber des dänischen Nationalwerks, zu dessen Vollendung die Regierung unlängst wieder 2500 Rigsdaler bewilligt hat, wird so langsam gelöscht, die Ratenzahlungen geschehen, wie die bekannten »Engelsbesuche«, in so langen Zwischenräumen, dass man eine der letztern wohl als ein Ereigniss in der genannten Welt betrachten kann. Zwar ist das rubricirte Heft schon vor ungefähr einem Jahre in die Oeffentlichkeit getreten (nicht weniger als diese Zeit hat es bedurft, um an den hiesigen Sitz der Musen und Waffen zu gelangen), gleichwohl war es bereits damals durch mehr als einen ebenso langen Termin von dem vorhergehenden Hefte geschieden (s. GGA. 1869 S. 1966 ff.), und es gehört dem Vernehmen nach zu Grundtvigs kühnsten Hoffnungen im April des nächsten Jahres ein neues ans Licht treten lassen zu können! Das sind nun freilich keine »sieben Jahre«, wie sie in den Volksliedern gewöhnlich vorkommen und auch jenes von mir an dieser Stelle besprochene Heft von dem unmittelbar vorhergehenden trennten, allein wenn der Wille des Herausgebers seine Arbeit zu vollenden sich auch wirklich immer alle Jahre einmal durch die That kund thun sollte, so würde die »Krönung des Werkes« gleich der manches andern trotzdem doch gar zu lange auf sich warten lassen und selbst von vielen Subscribenten oder sonstigen Lesern nicht erlebt werden, wie dies das Loos von nicht wenigen derselben schon gewesen. Indess genug der Klagen, und wenden wir uns nun dem Inhalt des vorliegenden Hefes zu, welches wie alle seine Vorgänger gleichfalls eine Reihe meist interessanter Volkslieder bringt, obschon sie zu

eingehenden Untersuchungen diesmal weniger Anlass gegeben. Wir erhalten hier von der letzten und dritten Abtheilung, nämlich der der Ritterlieder, welche das erste Heft des vierten Bandes begann (s. oben 1869 S. 1968) weitere 31 Lieder (no. 206—237), deren Stoff ich wiederum kurz angeben will. So erzählt das bisher ungedruckte und nach Grundtvig sehr alte Lied no. 206 *Wellemands Vanoid*, dass Welleman zu seiner Hochzeit auch seine bisherige Geliebte einlädt und diese ihm dann beim Mahl Speise und Trank reicht, welche ihn wahnsinnig machen, so dass er viele Gäste und endlich die Braut selbst tödtet. Dann wieder zu Sinnen gekommen und hörend, was er gethan, haut er erst die Uebelthäterin in Stücke und stösst sich selbst hierauf das Schwert in die Brust. — No. 207 *Hertugens Stegfred*. Des Herzogs Knecht vergiftet ihn bei seiner Hochzeit mit einer Andern durch einen Becher Wein, so dass er vor Mitternacht stirbt und alsbald vor Kummer auch die Braut. Des Herzogs Bruder lässt dann die Missethäterin verbrennen. — No. 208 *Frillens Hævn* in vier Versionen. Ritter Samson begiebt sich trotz der Warnung seiner Mutter zu seiner Geliebten, um ihr zu sagen, dass er eine Andere heirathen will, worauf jene ihn, da er Speise und Trank ablehnt, um einen Abschiedskuss bittet und ihn dabei ersticht, indem er sich über den Sattelknopf zu ihr herablehnt. Er reitet dann nach Haus, wo er das rinnende Blut auf die Frage der Mutter durch den Stoss eines Lindenzweigs erklären will, sich aber zu Bett legen muss und bald darauf stirbt. — In den Versionen C Str. 15 ff. und D. 6 so wie in dem von Gr. angeführten

schwedischen Liede (S. 203 Str. 14 ff.) theilt der Sterbende seine Hinterlassenschaft aus, ein Zug, der sich in zahlreichen Volksliedern wiederholt; s. meine Nachweise GGA. 1869 S. 539 ff. — No. 209 *Stolt Elin's Hævn*. Bei Ritter Renolds Hochzeit versteckt sich seine bisherige Geliebte Elin hinter dem Bettvorhang und hört auf des Bräutigams Geständniss seines Verhältnisses zu ihr die Antwort der Braut, dass er Elin hätte ehelichen sollen, worauf diese Renold ersticht, die Braut aber leben und zu ihrem Vater zurückkehren lässt. — In Str. 13 sagt Ritter Renold zur Braut: »Isiger meg nu thett, min unge brud«, dagegen Str. 14 zu derselben: »förind ieg loffued deg«. Ueber diesen auch noch in vielen andern der nachfolgenden Lieder vorkommenden Wechsel von ihr und du s. meine Bemerkung GGA. 1870 S. 1232. — No. 210 *Herr Peders Slegfred* in fünf Versionen, die in zwei Hauptklassen zerfallen. Nach der einen begiebt Klein-Kirsten sich zur Hochzeit ihres Geliebten, des Herrn Peter, wo sie über sich eine freundliche Aeusserung der Braut hört und deshalb, nachdem sie mit den Fackelträgern in die Brautkammer gelangt ist, die Braut am Leben lässt, nachdem sie Herrn Peter erstochen. — Nach der zweiten Hauptversion verlässt Klein-Kirsten die Brautkammer, nachdem sie das neuvermählte Paar zugedeckt, und erhängt sich im Apfelgarten, worauf der Bräutigam, dies vernehmend, dorthin eilt und sich ersticht, die Braut aber vor Kummer stirbt. — No. 211 *Sigvord Kongesön*, bisher ungedruckt, in vier Versionen. Prinz Sigvord nimmt eine Jungfrau aus einem Kloster zur Geliebten, will aber dann nach acht Jahren sich mit einer Andern

vermählen, weshalb ihn jene vergiftet. — No. 212 *Utroskabs Straf*. Nach der einen Version will Herr Peter seine Geliebte, Klein-Kirsten, verlassen und eine Andere heirathen, die ihn aber wegen jener zurückweist, und auch Kirsten will ihn nicht mehr annehmen, so dass er erkrankt und stirbt, worauf Kirsten sich mit einem reichen Ritter vermählt. Nach der andern Version stirbt Herr Peter nicht, sondern begiebt sich an den Hof des Kaisers, wo ihn aber Jedermann verspottet. — No. 213 *Fru Sidsels Hævn*. Herrn Peter, der fortreiten will, eine Ehefrau zu suchen, bietet Frau Sidsel einen Abschiedskuss, und während er sich herabbeugt, ersticht sie ihn. — No. 214 *Lokkesangen*. Ein Ritter preist auf seinem Söller dasjenige Weib für glücklich, die ihn zum Gemahl bekommen könne; eine Jungfrau, die ihn hört, schleicht sich zu ihm, raubt ihm durch einen (zauberischen) Kuss die Sprache und ersticht ihn dann mit seinem eigenen Messer, damit er keine Frauen mehr betrüge. — No. 215 *Stolt Bodils Hævn*. Herr Peter hat Stolz-Bodil geschwängert und sie ersticht ihn im Schlaf. — No. 216 *Herr Jons Bøder*. Die Königin lässt Herrn Jon vor sich kommen und da sie ihm das Haupt abzuschlagen befiehlt, will er sich durch die reichsten Bussen lösen. Sie fragt ihn dann, welche von ihren Jungfrauen er zur Frau haben will, und da er, wie sie zu wünschen scheint, Klein-Kirsten verlangt, so erhält er sie. — No. 217 *To Brude om en Brudgom*. Herr Lafve verlobt sich erst mit der Schwester des Herrn Jens, Ingerlille, und dann mit Jungfrau Kirsten, vor welcher Herr Jens mit Ingerlille an der Kirchenthür anlangt, so

dass Herr Lafve sich mit beiden Bräuten trauen lassen und dann mit beiden Hochzeit halten muss, worauf Herr Jens seine Schwester zuerst ins Brautbett trägt und Herr Lafve sich auch für sie entscheidet. Ersterer benutzt dann die Hochzeit, um sich mit Kirsten zu vermählen. — No. 218 *Stolt Ellensborg*, ein vorzüglich schönes Lied in zwölf Versionen. Herr Peter verheisst seiner Braut Ellensborg binnen acht Jahren von der Fahrt ins heilige Land wieder zu kommen. Da dies aber nicht geschieht und sie hört, dass er dort verheirathet sei, so fährt sie, als sein Schwestersohn verkleidet, mit ihren Zofen, welche rudern, übers Meer und wird von Herrn Peter anfangs für seinen Neffen gehalten, bis sie sich ihm entdeckt, worauf er sich unter dem Vorwande, denselben nach Hause zu begleiten, bei seiner Gemahlin beurlaubt, mit Ellensborg in ihre Heimath fährt und zu jener nicht wiederkehrt. — No. 219 *Jomfru Amedy*. Knud von Gothland führt aus England Jungfrau Amedy als Weib in seine Heimath, wo aber seine Mutter und Schwester sie schlecht empfangen und sie für so hässlich wie eine Hexe erklären. In einem Boote von ihnen dem Meere preisgegeben, gelangt sie nach England zurück, von wo dann ihre Brüder, um sie zu rächen, Gothland mit Feuer und Schwert verheeren, während Amedy um Schonung Knuds bittet, welcher, auf den Knien flehend, auch ihre Vergebung erlangt, worauf sie sich mit ihm vermählt. — No. 220 *Stolt Elselille*, ein Lied von romanhaftem, aber dabei alterthümlichem Charakter, in fünf Versionen. Herr Ifver Lange's Schwester Elselille, die in einem Kloster einer Nonneneinkleidung beiwohnt, will

von dort der König fortführen, sie aber tauscht vorher ihre Gewänder mit ihrer Zofe, die der König erst im Walde erkennt und zornig entlässt, worauf er das Heer zu einem Kriegszuge aufbietet, um Herrn Ifver von seiner Schwester zu entfernen. Dieser jedoch verbirgt sie vorher in einem Versteck unter der Erde; allein ein bellendes Hündchen verräth sie, und der König reitet dann mit ihr am Ufer entlang, wo Seeräuber sie ihm wegnehmen, deren Schiff aber im Sturm versinkt, so dass nur Elselille allein auf einem Brett ans Ufer gelangt. Dort findet sie Herr Adelmord, der sie in seine Burg führt und unter Beistimmung seiner Mutter heirathet. Auch Herr Ifver, die Schwester suchend, langt bei der Hochzeit an und bleibt im Hause des Schwagers, dessen Schwester seine Frau wird. — In den ersten drei Versionen dieses Liedes kehrt eine Ausdrucksweise wieder, die ich hervorheben will. Der König nämlich sagt zu Elselille in Vers. A. 54. 55. »Stolte Elselille, lader det iche fortryde — *de grønne lindegrens meg mig ad bryde!* — *I lader os bryde de lindeblad,* — deraf giör vi vor hierte glad!« — Vers. B. 52. 53. »Stallt Elsselielle, lader eder iche fortryde — *di liendeløeff saa ville vi bryde!* — *I lader oss bryde di lindeblade!* — dermed giörer vi voress hieretter glad.« — Vers. C. 55. 56. »Stolten Else, laader eder icher fortryde — *di grønne lindeløff at bryde!* — *I lader os bryde di lilleblade!* — deraff giör vi woris hiertte glade!« Man vergleiche hierzu meine Bemerkung GGA. 1870 S. 1773 f. über die Bedeutung des »Blumenbrechens«. — No. 221 *Herr Enevolds Søster* bisher ungedruckt, in fünf Versionen. Von ihrem Bruder, Herrn

Enevold, um den Grund ihrer Traurigkeit befragt, gesteht ihm seine Schwester, sie sei vor neun Jahren von einem Ritter verführt worden, den sie seitdem nicht wieder gesehen. An dem ihr zurückgelassenen Armbande erkennt Enevold, dass jener aus Island gewesen sein müsse, und fährt mit ihr hinüber, wo der Verführer, Herr Woldemar, sich am Ufer befindet und sich nach Herrn Enevolds Schwester erkundigt, die er denn auch alsbald heirathet und zugleich seine eigene dem Schwager zur Frau giebt. — No. 22 *Jomfruen paa Ting*. Eine elternlose Jungfrau kommt allein auf das Thing und beklagt sich beim Könige über ihre sieben Oheime, die ihr alle ihre Güter verwüsten, so dass sie es vorzieht, sie lieber dem Könige zu schenken. Dieser dankt und bietet ihr die Wahl eines Gatten; sie wählt Herrn Ofvy, der aber ablehnt, da er wohl zu jagen und sich zu schmücken, aber nicht zu ackern und pflügen verstehe. Der König jedoch lehrt ihn dies rasch und er heirathet dann die Jungfrau, deren Erbe er als Mitgift erhält. — No. 223 *Brud og Bejler*; ein eigenthümliches, jedoch unvollständiges Lied. Ingelille sieht ihren Freier, Herrn Erik, kommen und da ihre Eltern ihn nicht ins Haus laden wollen, so thut sie es selbst Er will jedoch nicht eher kommen, als bis er sie erkämpft hat alsdann führt er sie heim. — No. 224 *Vaeddemaal*; ein schönes, weitverbreitetes Lied in elf Versionen. Herr Peter rühmt sich gegen Herrn Lauge, er könne jede Jungfrau verführen, wogegen letzterer Herrn Thorlofs Tochter Ingelill davon ausnimmt, und nun setzt Herr Peter Gut und Leben ein, dass er seinen Zweck bei

ihr erreiche. Er täuscht sich gleichwohl trotz aller seiner Verlockungen bei der Jungfrau und verliert sein vieles Gold an Herrn Lauge, der dann Ingelill zum Weibe erhält. — No. 225 *I Tugt og Aere*, in zwölf Versionen. Herr Niels sucht vergeblich Mettelill zu verführen und heirathet sie daher. — No. 226 *Hertug Henrik*; eine andere Behandlung des vorhergehenden Liedes in sechs Versionen. Jungfrau Addelus hört den Herzog Heinrich seine Goldharfe schlagen und wünscht ihn sich zum Gemahl. Er vernimmt diese Aeusserung und besucht sie bei Nacht, wird aber trotz aller Ueberredungskünste nicht eingelassen, so dass er die Jungfrau dann heirathet. — No. 227 *Iver Himmerbo*. Iver Himmerbo besucht Jungfrau Ingelille und wird von ihr bestens empfangen und bewirthet, seine Bewerbung aber zurückgewiesen, weil die Himmerbo untreu seien, sie auch schon Karl Magnus zum Bräutigam habe. Während dieser Rede langt letzterer an und Iver reitet zornig fort, worauf Karl Magnus seine Hochzeit mit ihr hält. — Dieses bisher ungedruckte Lied bezweckte nach Grundtvigs Ansicht ursprünglich wohl nur die Verspottung eines unglücklichen Freiers, hat sich jedoch später dem Anschein nach als lokales Spottlied gegen die Bewohner von Himmerland, südlich vom Limsfjord erhalten. — No. 228 *Svar som Tiltale*. Bei der Tafel der Königin sprechen die Ritter von den Frauen und Herr Peter zählt die Eigenschaften auf, die seine Frau haben müsste. Jungfrau Klein-Kirsten meint, sie besässe dieselben wohl, er aber besässe diejenigen nicht, die für ihn geziemend wären. Ueber diese kecke Rede er-

frent, heirathet er sie. — No. 229 *Den forsmåde Bejler*, in sechs Versionen und zwei Hauptfassungen. Nach der einen unternimmt der Freier einen langen nächtlichen Ritt zu der stolzen Jungfrau, wird aber trotz aller Be-theurungen seiner Liebe nicht eingelassen. Die zweite Fassung fügt hinzu, dass die Jungfrau ihn deswegen nicht einlässt, weil sie die bösen Absichten behorcht hat, die er am Trinktisch mit Bezug auf sie ausgesprochen. — No. 230 *I Rosenlund*, in fünf Versionen und zwei Hauptfassungen. Nach der ersten findet ein Ritter bei Nacht eine Jungfrau im Walde, die ihm auf seine Anträge erwiedert, sie erwarte ihren Geliebten, dem sie nicht untreu werden könne, vielmehr bittet sie den Ritter, er möge sie unberührt nach Hause führen. Dort schlüpft sie vor ihm hinein und schliesst ihn aus, so dass er mit langer Nase abziehen muss, während sie ihn laut auslacht und hinzufügt, er habe die Hindin entwischen lassen, die er in seiner Gewalt gehabt. — Nach der andern Wendung geht die Jungfrau auf die Anträge des Ritters ein, welcher dann seinen Mantel ausbreitet (vgl. das folgende Lied) und sich mit ihr auf demselben belustigt, sie aber am andern Morgen verlässt, so dass sie traurig zurückbleibt. — Ich habe diesen Liederkreis GGA. 1870 S. 393 f. (zu Uhland no. 101 »Jäger«) besprochen und dieselben in drei Klassen getheilt; das vorliegende Lied gehört in der ersten Fassung der ersten Klasse an. — No. 231 *Den dyre Kaabe*. Eine Jungfrau begegnet Herrn Magnus im Walde und fordert ihn auf, seinen Mantel als Lager für beide auf die Erde zu breiten, was er aber nicht thun will, da der

Mantel von theurem Scharlach sei und im Thau Schaden leiden könne. Darauf erbietet sich die Jungfrau Kissen von Hause zu holen, kehrt aber nicht wieder, und als Herr Magnus ihr später Vorwürfe macht, meint sie, sie hätte an seiner Stelle den herrlichsten Mantel nicht geschont. — Vgl. das vorhergehende Lied. — No. 232 *Mö fra Dandsen*. Klein-Kirsten bittet den Vater (die Mutter) so lange, bis ihr endlich gestattet wird zu Herrn Peter zum Tanz zu gehen, von wo es ihr trotz seiner schlimmen Absichten gelingt als Jungfrau wieder nach Hause zu kehren. — No. 233 *Ellen Ovesdatter*, in fünf Versionen. Herr Magnus hört, Ellen, Ove's Tochter, sei wegen ihres schönen Haares weit und breit bekannt, reitet deshalb zur Kirche, wo er sie weiss, und tritt hinein, nachdem er sein Pferd an die Thür gebunden. In der Kirche macht er Ellen Liebesanträge, die sie vergeblich abzuweisen sucht. Während dann Herr Magnus auf die zum Opfer an den Altar tretenden Jungfrauen achtet, vertauscht Ellen ihre Kleider und sendet dem amtirenden Priester einen Goldring, damit er die »lange Lection« lese, worauf sie sich dann draussen auf Herrn Magnus Ross schwingt und sich von einem Fischer über das Wasser rudern lässt, welchem sie dafür ihre Strümpfe und Schuhe giebt. Nachdem der in die Länge gezogene Gottesdienst zu Ende ist und Herr Magnus Jungfrau Ellen auf seinem Rosse entflohen findet, eilt er ans Ufer und sieht, wie sie mitten auf dem Sunde ihr Haar herablässt und den Hut schwingt, wobei sie ruft: »Heuer bleibe ich noch Jungfer!« — No. 234 *Herr Palles Bryllup*. Herr Palle begegnet der Jungfrau Gunde-

lill, als sie zur Kirche fährt und auf seine Heirathsanträge erwiedert sie, sie wolle erst die Messe hören. Während er dann voranreitet, wechselt sie mit ihrem Kutscher die Kleider, welcher in Folge dessen Herrn Palle als Braut von der Kirche nach Hause begleitet und mit sich Hochzeit machen lässt, aber aus dem Brautbett durch's Fenster entspringt, nachdem er sich dem Ritter bekannt gegeben, worauf er mit Gundelill auf dem von ihr bereitgehaltenen Rosse entflieht. Letztere sendet demnächst Herrn Palle spottweise Wiege und Windeln für das Kutscherkind und lässt ihn fragen, ob er den Kutscher als Jungfer befunden. — Dieses schwankhafte Lied in acht Versionen ist nach Gr. nicht jünger als das 13te Jahrhundert und hat seine Heimath in Dänemark. — No. 235 *Koindelst*, bisher ungedruckt. Der König vernimmt, dass Herrn Peters Schwester einem Herzog den Korb gegeben und geäußert habe, sie würde den König selbst abweisen, so dass dieser ihre Bekanntschaft machen will. Ihr Bruder theilt ihr dies mit, und für ihre Ehre fürchtend, räth er ihr sich als todt begraben zu lassen. Als nun der König in die Nähe ihres Wohnsitzes kommt, hört er alle Glocken läuten und begegnet einem Begräbniss, welches, wie man ihm sagt, das der Schwester Herrn Peters ist. Er folgt der Leiche in die Kirche und fragt, warum man sie nicht beerdige. Die Antwort lautet, es sei Sitte neun Nächte lang über der Leiche einer Jungfrau zu wachen, worauf er wegreitet, die Jungfrau aber frisch und gesund von der Bahre aufsteht und ihr Haar bürstet. Als der König später dies vernimmt und voll Verdruss

darüber, dass er sich von der Jungfrau so sehr habe täuschen lassen, zu ihr zurückkehrt, ist sie bereits vor seiner Ankunft im Kloster in Sicherheit. — Grundvigs vergleichende Nachweise zu diesem und einigen andern der vorliegenden Lieder behalte ich mir an einem andern Orte zu ergänzen vor. — No. 236 *Gundelills Harpeslaet*. In Abwesenheit ihres Gatten, des Herrn Bunde, vom König um ihre Liebe und ihr Harfenspiel angegangen, lässt ihn Frau Gundelill letzteres erst dann nur hören, als ihr der König nach und nach vier Provinzen geschenkt, worauf sie die Harfe so bezaubernd schlägt, dass alle Rosse, das ganze Gefolge und der König selbst zu tanzen beginnen, dieser dann auch zufrieden und fröhlich abzieht. Herr Bunde bei seiner Heimkunft von den herrlichen Geschenken des Königs hörend, muthmasst Schlimmes in Bezug auf die Ehre seiner Frau, erfährt aber von ihr die Grundlosigkeit seines Verdachts. — No. 237 *Jomfru ved Taalebord*. Der König von Dänemark hört von dem Stolz der schönen Malfred und verlangt von ihrer Mutter ihn sie sehen zu lassen. Diese sucht Ausflüchte, muss aber zuletzt nachgeben und der König spielt dann mit Malfred im Brette. Er verliert dabei zweimal; das dritte Mal, wo er seinen Kopf gegen ihre Ehre einsetzt, gewinnt er und will dies eben benutzen, da tritt Mettelill ein und versetzt der Tochter einen heftigen Backenstreich, weil sie mit dem König gespielt, dieser jedoch nimmt die schöne Malfred schliesslich zur Gemahlin. — Es sind vier Versionen, deren vierte nebst mehreren Strophen der dritten in dem vorliegenden Hefte fehlt, welches mit S. 400 schliesst, und auch ich will

diese Anzeige schliessen mit dem Wunsche, dass die sonstigen Arbeiten Grundtvigs, von denen einige auch nach Lüttich gedrungen sind und gleichfalls von seinem umfassenden Wissen Zeugniß ablegen, ihm Musse genug lassen mögen, um das Werk, welches die Hauptaufgabe seines Lebens zu bilden scheint und eine Zierde dänischer Gelehrsamkeit ausmacht, in nicht gar zu langer Zeit zu Ende zu führen. Das nächste Heft soll dem Vernehmen nach bis No. 250 reichen, also etwa bis zur Hälfte der vorhandenen Volkslieder Dänemarks, und fast zwanzig Jahre werden dann seit dem Erscheinen des ersten Heftes verflossen sein, wobei überdies die sonst noch verheissenen Beigaben doch auch ihre Bekanntmachung erwarten; also periculum in moral

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 49.

6. December 1871.

Der Parthenon herausgegeben von Adolf Michaelis. Text, begleitet von einem Tafelbande in Folio. Leipzig, 1871.

Wenn Kenner und Freunde des classischen Alterthums mit einiger Ungeduld der Vollendung dieses Werkes entgegen gesehen haben, so werden sie doch jetzt, wo es in ihren Händen ist, schwerlich mehr behaupten wollen, dass der Verfasser sie über Gebühr lange habe warten lassen.

Ein äusserst mannigfaltiges, weit zerstreutes Material ist hier zum ersten Mal kritisch gesichtet, übersichtlich zusammengestellt und mit besonnener in streng philologischer Schule gebildeter Methode verarbeitet worden. Das Streben etwas hervorzubringen, was der hohen Vollkommenheit des Monumentes, dessen Trümmer hier verzeichnet und erklärt werden, wenigstens annähernd entspricht, hat den Verfasser keine Mühe des Durcharbeitens oder Feilens scheuen lassen, und so ist ein Buch entstanden würdig des bedeutenden Gegenstandes und wür-

dig des Mannes, dessen Andenken es gewidmet ist.

Dieses Gepräge allseitiger Durchbildung und Vollendung trägt nicht wenig zu dem Gefühl angenehmer Befriedigung bei, mit dem man das Buch stets aus der Hand legt: da giebt es keine flüchtiger gearbeiteten Parthieen; jeder auch entlegenere Abschnitt ist mit derselben hingebenden Liebe und gleichmässigen Sorgfalt gepflegt worden.

Das Buch zerfällt in drei Theile von ungleichem Umfang: Wir erhalten zuerst einen historischen Abschnitt, der die Geschichte und Schicksale des Baues bis auf unsere Tage verfolgt und zugleich eine knapp gehaltene aber doch schon alles Wesentliche umfassende Beschreibung enthält; einen zweiten — der Natur der Sache nach den weitaus kürzesten — der eine Uebersicht und Kritik der Quellen giebt, und endlich einen dritten, der in engem Anschluss an die Tafeln zeigt, was aus dem vorliegenden Material für die Kenntniss der Architectur und des Sculpturenschmuckes des Parthenon noch gewonnen werden kann. Ueber den vorpersischen Bau, dessen Reconstruction im Grossen und Ganzen durch die Wiederaufindung einiger zugehöriger Bauglieder und namentlich durch eine Untersuchung der Fundamente des jetzigen Parthenon möglich geworden ist, wird ausführlich noch einmal in einem Excurs S. 119—123 gehandelt, woselbst auch das einzige schriftliche Zeugniss, das wir über ihn besitzen, eine Interpretation findet, mit der ich mich jedoch nicht ganz einverstanden erklären kann. Es handelt sich um die Worte des Hesych s. v. *ἐκατόνπεδος· νεὼς ἐν τῇ ἀκροπόλει τῇ Παρθένου κατασκευασθεῖς ὑπὸ Ἀθηναίων, μείζων τοῦ ἐπ-*

περιστέντος ὑπὸ Περγῶν ποστὶ πεντήκοντα. — Um nicht mit den Resultaten der eben erwähnten Untersuchung in Widerspruch zu kommen, hat Michaelis sich nach dem Vorgange Anderer dahin entschieden, dass das Wort *νεώς* hier im engeren Sinne als »der geschlossene Raum des Tempels« zu fassen sei, ich glaube mit Unrecht. Wenn hier Hesychs Quelle das augenscheinlich in seiner populären Bedeutung stehende Wort *ἑκατόνπεδος**) durch *νεώς ἐν τῇ ἀκροπόλει* erklärt, so kann unmöglich das erklärende *νεώς* in dem beschränkten Sinne aufgefasst werden, in welchem es einen zwar wesentlichen Theil, aber doch eben nur einen Theil des zu erklärenden Begriffes umfasst. An den so ausserordentlich klaren und unzweideutigen Worten des Lexikographen dürfen wir deshalb nicht deuteln. Wenn hier kein Irrthum vorliegt, so halte ich es immer noch für möglich, dass das Fundament, welches also für den Neubau nur um ein wenig verbreitert worden zu sein scheint, sich vor der Front des alten Tempels als geräumige Plattform vorschob, und die Längendifferenz sich nur auf den Hochbau bezieht.

Die Bauzeit des neuen Tempels, die früher mit Berufung auf Plutarchs Aeussierung über die perikleischen Bauten im Allgemeinen (Pericles c. 13) *μάλιστα θαυμάσιον ἦν τὸ τάχος* ganz unglaublich kurz angesetzt wurde, hat Michaelis über sechzehn Jahre (454—438) nicht zu verlängern gewagt. Ich glaube, dass man nicht

*) In dieser bezeichnet es den Tempel in seiner gesamten Ausdehnung selbstverständlich mit den Säulenhallen. Ueber den Hekatompedos im engeren Sinne, wie er im officiellen Sprachgebrauch der Inschriften vorkommt, handelt Michaelis S. 25 ff.

umhin können wird, sich der Ansicht R. Schönes anzuschliessen, der diesen Punkt noch einmal im »Neuen Reich« No. 33 erörtert hat. Indem derselbe nämlich im Jahr 454 mindestens schon den Opisthodomos vollendet sein lässt, befreit er uns von der grossen Unbequemlichkeit, den damals von Delos herübergebrachten Schatz interimistisch noch im Poliastempel unterbringen zu müssen, von dem wir nur wissen, dass er viel später als der Parthenon, gegen das Ende des fünften Jahrhunderts vollendet wurde.

Die Beschreibung des Parthenon als archi-tectonischen Kunstwerks ist derjenige Theil des Buches, wo der Verf. wohl am wenigsten ein hervorragendes selbstständiges Verdienst in Anspruch nimmt. Wie hier die eigentliche Detailforschung vorläufig noch den Technikern von Fach überlassen werden muss, so hat sich auch Michaelis darauf beschränkt, die Summe des bisher Geleisteten zu ziehen, und wo sichere Resultate nicht zu geben waren, in besonnener und klarer Weise den Stand der Untersuchung darzulegen. Von S. 32 an erhalten wir dann eine Schilderung des plastischen Schmuckes, bei welcher Gelegenheit die Ansichten des Verfassers über die demselben zu Grunde liegenden Ideen und namentlich seine Beziehungen zu der Burggöttin angedeutet werden. Einsprache möchte ich nur erheben gegen den allzugrossen und directen Antheil, den er nach dem Vorgange der meisten andern Forscher hier dem Phidias an den Sculpturen zugesteht. Es muss zunächst auffallen, dass bei den Alten nie von einem solchen die Rede ist; ausserdem aber glaube ich, dass wir in der That ein Zeugniß besitzen, welches gegen jene Annahme spricht, falls wir, wie Michaelis S. 12 und 161 offen-

bar thut, den Antheil des Phidias über eine Begutachtung ihm gemachter Vorlagen ausdehnen. Wenn Plutarch im Pericles cap. 13 sagt: *ὁ Φειδίας ἐργάζετο μὲν τῆς Θεοῦ τὸ χρυσοῦν ἔδος* und ausdrücklich hinzufügt: *καὶ τούτου δημοιοργὸς ἐν τῇ στήλῃ εἶναι γέγραπται*, dann aber fortfährt: *πάντα δ' ἦν σχεδὸν ἐπ' αὐτῷ, καὶ πᾶσιν, ὡς ἐρῆκαμεν, ἐπεστάται τοῖς τεχνίταις διὰ φιλίαν Περικλέους*, so giebt er damit, meine ich, auch wenn er unter der Stelle nur die versteht, welche den Rechenschaftsbericht über die chryselephantine Statue enthielt, ziemlich deutlich zu verstehen, dass Phidias in den auf den Parthenon bezüglichen Inschriften als *δημοιοργός* wenigstens nicht weiter vorkam. Wir sind demnach auch nicht berechtigt, ohne die zwingendsten Gründe dem Künstler eine Leistung für den plastischen Schmuck des Baues zuzuweisen, die sich nicht aus dem Titel eines *ἐπιστάτης τῶν ἔργων*, den Phidias geführt haben wird, unmittelbar ergibt. Hätte er wirklich neben seiner Oberaufsicht, wie Michaelis annimmt S. 12 Z. 19: componirt, entworfen, skizzirt und modellirt oder auch nur, wie einige wollen, »die letzte Hand« an die bedeutendsten Theile der Giebelgruppen und des Frieses gelegt, so hätte diese sehr reale Thätigkeit auch in den Urkunden ihren entsprechenden Ausdruck finden müssen, denn sie wäre nur im Grade, nicht in der Art verschieden gewesen von denjenigen der *παράδειγματα πλάττοντες*, die in den auf den Bau des Erechtheion bezüglichen Inschriften mehr als einmal erwähnt werden. Eine Frage wie: Wer denn anders als Phidias hätte diese Werke schaffen können? halte ich in der griechischen Kunstgeschichte, wo die Ueberlieferung eine so unendlich fragmentarische

und lückenhafte ist, überhaupt nur in sehr seltenen Fällen für einigermassen berechtigt. In diesem Falle spricht Plutarch (c. 13 init.) ausdrücklich von *μεγάλοι τεχνίται*, als neben den grossen Architekten unter der Oberleitung des Phidias stehend. Leider hat er es nicht für der Mühe werth gehalten, uns auch über jene etwas Näheres mitzuthellen. Von dem Zeitpunkte der Vollendung des Prachtbaues führt uns Michaelis Darstellung rasch abwärts. Der Umstand, dass mit dem Zusammenschwinden des Staatsschatzes der Opisthodomos seine ursprüngliche Bestimmung verlor, scheint grössere Veränderungen baulicher Art nicht nach sich gezogen zu haben, wenigstens sind solche nicht nachweisbar. Schon nach wenigen Seiten befinden wir uns sonach in dem Abschnitt, der die Umwandlung des Parthenon in eine christliche Kirche schildert. Der Verf. überrascht hier durch seine bis ins Einzelste gehende Bekanntschaft mit den Einrichtungen eines für die Bedürfnisse des so ceremonieusen griechischen Cultus hergerichteten Gotteshauses, eine Bekanntschaft, die nur die Frucht eingehender Specialstudien auf diesem Gebiete sein kann. Es folgt S. 52 die ins Jahr 1206 fallende Uebergabe an den römischen Cultus, welcher, wie es scheint, ehe die Türken im Jahre 1460 die Umwandlung in eine Moschee vornahmen, auf eine allerdings nur sehr kurze Zeit wieder der orthodoxen Kirche weichen musste. Ehe jedoch mit der Türkenherrschaft Athen aus dem Gesichtskreis des Abendlandes in nebelhafte Ferne verschwindet, hatte wenigstens einer der begeisterten Verehrer der erwachenden Studien des klassischen Alterthums der merkwürdige Reisende Kiriacus de' Pizziccolli sich durch eigene An-

schauung jene Herrlichkeiten auf der Burg Athens nahe gebracht und Aufzeichnungen sowie Skizzen gemacht, die uns leider nur fragmentarisch und durch ein trübes Medium überliefert sind. Wie kindlich und unbeholfen erscheinen doch diese ersten Daseinsäusserungen der Archäologie in einer Zeit, die schon mit so entschiedenem Erfolg auf philologischem Gebiete thätig war, und wie begreiflich findet man es, namentlich wenn man die noch tiefer stehenden Leistungen der Folgezeit ins Auge fasst, dass es noch Jahrhunderte dauern musste, ehe der rechte Sinn für diese Studien erwachte und man erkennen lernte, welches die Ziele seien, denen man hier nachzustreben habe. —

Aus den beiden in der Mitte des 15ten Jahrhunderts griechisch abgefassten Beschreibungen Athens, dem Wiener Anonymus, wie dem etwas älteren Pariser ist für die Kenntniss des Parthenon wenig zu gewinnen; nicht viel mehr ergiebt sich aus den dürftigen Nachrichten, die im folgenden Jahrhundert dem Tübinger Professor Martinus Crusius über das so gut wie verschollene Athen durch Griechen zukamen.

Die Nachrichten, die uns Spon und sein Begleiter Wheeler in ihren beiden Reisebeschreibungen aufbewahrt haben, sind namentlich für die Kenntniss der inneren Einrichtung der Moschee von Wichtigkeit; den grössten Dank schuldet jedoch die gebildete Welt unbedingt dem Marquis de Nointel, der etwa dreizehn Jahre vor der Zerstörung des Parthenon durch den Maler Carrey Zeichnungen von den Sculpturen nehmen liess, die uns wenigstens die Umrisse eines grossen Theils der Compositionen gerettet haben und häufig das Netz bilden, in welches wir die erhaltenen, oft recht

kümmerlichen Fragmente einzutragen haben. Wichtig und von Michaelis zum ersten Male publicirt ist eine zweite aus derselben Zeit stammende von der Carreyschen unabhängige Aufnahme des Westgiebels, die von W. Fröhner auf der Pariser Bibliothek aufgefunden wurde. Von Michaelis wird sie S. 97 vermuthungsweise einem der Zeichner, die sich bei der ins Jahr 1686 fallenden Expedition des Marquis Gravier d'Otières befanden, zugewiesen. Skizzen der Metopen, die sicher dieses Ursprungs sind und Michaelis gleichfalls durch Fröhner mitgetheilt wurden, sind von keinem Nutzen; von Bedeutung dagegen ist, dass zwischen diese vor der Zerstörung des Parthenon fallenden Aufnahmen und die Stuartschen Zeichnungen die Stiche Rich. Daltons eingeschoben werden konnten, dessen Abbildung des Westgiebels, wie er im Jahre 1749 war, von um so grösserem Werthe ist als Stuart uns hier so gut wie im Stiche lässt. Ueber Elgins »Raub« urtheilt Michaelis gewiss vollkommen richtig, wenn er meint, dass sein Verfahren in Anbetracht der Zeitverhältnisse sich nicht nur rechtfertigen lässt, sondern auch gebilligt werden muss. Niemand konnte ja damals wissen, was aus Griechenland werden würde und was wäre wohl von den Giebelgruppen übrig nach dem Bombardement, welches die Burg in den Freiheitskriegen noch auszuhalten hatte?

Grosses Interesse gewährt die von einigen wichtigen im Anhang gegebenen Actenstücken begleitete Schilderung der im Parlament stattgehabten Verhandlungen wegen des Ankaufs der Elginschen Sammlung. Es verdient wohl hervorgehoben zu werden, dass es damals zwei Italiener: Ennio Quirino Visconti und Canova

waren, die, obwohl ihr Auge in den Museen Roms gebildet werden, doch die hohe Bedeutung dieser Bildwerke zu würdigen vermochten und den Muth hatten, ihr Bekenntniß, das den Massstab, nach dem man die Werke der antiken Kunst abzuschätzen pflegte, so durchaus verändern sollte, frei und offen abzulegen. Als Autoritäten ersten Ranges wurde es ihnen freilich nicht schwer durchzudringen. Es ist dieser Wendepunkt in der Entwicklung kunstgeschichtlicher Forschung in der That von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Jetzt wo uns unzweifelhaft griechische Originale in so bedeutender Anzahl zu Gebote stehen, gehört nicht mehr ein besonders fein organisirtes Auge dazu, um Griechisches und Römisches zu unterscheiden; es wird uns schwer zu begreifen, dass es je anders war, und doch ist es vor der Aufstellung der Elgin Marbles selbst Männern von eminentem Blick für das Künstlerische nicht möglich gewesen, die ihnen von ihrer Zeit gesteckten Schranken hier zu durchbrechen; selbst einem Winckelmann nicht, denn es fanden sich — was man in der Regel übersieht — allerdings auch schon zu seiner Zeit eine Anzahl vortrefflicher griechischer Originale in Rom. Mehrere hat er selbst in seinen Monumenti Inediti bekannt gemacht und besprochen, so vor allem das schönste aller bisher bekannten griechischen Grabreliefs, das zu seiner Zeit dort gefunden wurde und in die Villa Albani kam. (M. I. No. 62). Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wie er vor einem Werk, das ihm die griechische Schönheit, die er so sehnüchtig sucht, leibhaftig vor Augen führt, in einer längeren Abhandlung eifrigst bemüht ist, den Leser glauben zu machen, dass ihn an diesem Relief nichts

weiter interessire als die Pankratiastenhoren, des einen der beiden Krieger. — Doch wir dürfen nicht ungerecht gegen ihn sein, und deshalb nicht unterlassen hinzuzufügen, dass diese griechischen Sculpturen allerdings in der Masse des Römischen verschwinden und für den doch immer wirkenden und nachhaltigen Totaleindruck, den man aus den Museen Italiens mitnimmt, wenig genug ausmachen. Damals zuerst in England war es möglich, den vollen durch die Umgebung nicht geschwächten Eindruck griechischer Originalwerke zu erhalten, und zwar von Werken, die allerdings wie keine anderen geeignet waren, die bedeutendste Vorstellung von dem, was die griechische Kunst überhaupt geleistet hat, zu erwecken. Nach einer kurzen Darstellung der neuesten Forschungen, namentlich der Ausgrabungen auf der Akropolis, die jetzt beinahe als vollendet gelten dürfen, wenden wir uns zum zweiten Abschnitt: der Uebersicht und Kritik der Quellen, ohne die eine Constatirung des Thatsächlichen nicht möglich ist. Wie nothwendig eine solche Kritik war, zeigt nichts deutlicher als C. Böttichers neuer Catalog der berliner Gipsabgüsse, wo Stuarts stilistisch unbrauchbare und für alles Detail unzuverlässige Zeichnungen bloß deshalb, weil ihr Urheber unter Umständen noch mehr gesehen hat, als uns übrig ist, selbst über den klaren Augenschein gesetzt werden. Vgl. S. 200 des Catalogs*).

*) Wie schlimm es in dieser Beziehung mit der Autorität Stuarts steht, zeigen besonders deutlich seine Zeichnungen der Figuren des Lysikratesdenkmals, wo er z. B. den Delphinen, weil er die Flossen nicht als solche erkannte, weitgeöffnete mit stacheligen Zähnen besetzte Haifischrachen gab. In der stattlichen Mähne, durch die

Aus dieser Kritik, die sich vor allem die älteren Zeichnungen und Stiche gefallen lassen müssen, ergibt sich die Zusammenstellung des Apparates und die Einrichtung der Tafeln von selbst.

In erster Linie sind überall die Zeichnungen nach den Originalen gegeben, wobei die guten Holzschnitte in Ellis: *Elgin Marbles* zu Grunde gelegt wurden. An einzelnen Stellen treten dann zum Theil als höchst wichtige Ergänzungen Zeichnungen nach den Gipsabgüssen ein, die vor Lord Elgins Wegnahme der Sculpturen genommen worden sind, endlich sind in ihrem ganzen Umfange Carreys Zeichnungen hinzugezogen, die, wo die Originale verloren gegangen, oder bis zur Unkenntlichkeit zertrümmert sind, als Grundlage dienen. Beim Fries und bei den Metopen liessen sie sich bei ihrer grossen Zuverlässigkeit in den allgemeinen Umrissen mit mässigen Accommodationen an und zwischen die nach den Originalen in ihrem jetzt so fragmentirten Zustande gemachten Zeichnungen schieben und einreihen. Unter diesen »Text« sind nun nach Art von Varianten alle bedeutenderen Abweichungen der verschiedenen von einander unabhängigen älteren Aufnahmen gegeben, damit jeder im Stande sei, sich ein unpartheiisches Urtheil über die Ueberlieferung zu bilden. Das hier zum ersten Male in Anwendung gebrachte sinnreiche Verfahren wird sich gewiss auch noch bei anderen Gelegenheiten als zweckmässig bewähren.

Von den Tafeln, zu denen wir uns im 3ten Abschnitt wenden, enthalten die beiden ersten er den Panther des Dionysos zum Löwen umgestaltete, haben wir ein schlagendes Analogon zu dem Bart der Demeter. Vgl. Michaelis Tf. XIV. n. 26.

Ansichten des Parthenon in seinem jetzigen Zustande und restaurirt, verschiedene Pläne und endlich architectonische Details. Ein der Erklärung angehängter Excurs über den vorpersischen Tempel wurde schon oben erwähnt.

Der vermuthlich am frühesten fertig gewordene plastische Schmuck des Tempels sind die Metopen, deren Abbildungen Taf. 3, 4 und 5 füllen. Es werden gewiss viele bedauern, dass nicht von den an Ort und Stelle befindlichen noch genauere von einem Gerüste aus aufgenommene Zeichnungen gegeben worden sind; indess fragt es sich doch, ob das so vielleicht gewonnene Resultat, den gewiss sehr bedeutenden Kosten entsprochen haben würde. Die Reliefs sind nämlich, wie jeder, der in Athen war, weiss, so gründlich zerstört, dass es nur Jemandem der über alle Möglichkeiten genau orientirt ist in unmittelbarster Nähe der Originale selbst gelingen kann etwas Zuverlässiges von dem Detail zu eruiren. Die Hand eines Zeichners, auch wenn sie von einem Kundigen geleitet würde, dürfte nur allzuleicht etwas Entscheidendes auslassen oder etwas hinzufügen, was nur der zufälligen Beleuchtung ein Scheindasein verdankt. Doch hat durch diese neuen Skizzen wenigstens der Inhalt mehrerer Serien und ausserdem noch manches andere constatirt werden können. Dass die Ostseite Giganten- die Westseite Amazonenkämpfe enthält, wird Niemand mehr in Zweifel ziehen können. Für die Nordseite ist an Metope XXIV und XXV eine Darstellung aus der Iliupersis gewonnen. Ob die übrigen auf dieser Seite auch troische Scenen enthalten, lässt sich nicht bejahen, doch ist es nicht unwahrscheinlich. Zweifelhaft ist mir auch, ob sich die fast unglaubliche Situa-

tion zweier auf einem strachelnden Rosse einander gegenüberstehenden Figuren Taf. 4, XXIX einer genaueren Untersuchung gegenüber bewahrheiten wird.

Was die Metopen der Südseite betrifft, so lassen sich hier die sehr bedeutenden Lücken durch Carreys Zeichnungen allerdings ausfüllen, doch sind die Situationen der einzelnen Szenen, deren äussere allgemeine Umrisse so wenigstens gerettet sind, nirgends so charakteristisch, dass wir auch nur eine einzige der Darstellungen mit einiger Wahrscheinlichkeit deuten könnten. Was Brøndsted, Welcker und Müller vorgebracht haben, sind bloss Phantasieen, die schon meist dadurch alles Anrecht auf Möglichkeit verloren haben, dass nicht einmal die Situationen scharf aufgefasst sind. Dass die Reliefs sich auf die ganz specielle attische Lokalsage beziehen, wie Brøndsted durchgehend annimmt, scheint mir von vorn herein äusserst unwahrscheinlich, sowohl wegen der andern Darstellungen, bei denen eine sichere Deutung zulässig ist, als wegen der allgemeinen bei jedem Volk und zu jeder Zeit zu machenden Erfahrung, dass der rein lokale Mythos nicht die Quelle zu sein pflegt, aus welcher die bildende Kunst schöpft. So engherzig waren die Athener nicht, dass sie einem Bau der ganz Hellas zur Zierde gereichen sollte mit Darstellungen ihrer damals ausserhalb Attikas wenig gekannten Königssage ausschmückten. Die Darstellung des Streites Poseidons und Athenes um das Land war gewiss ein kühner Griff selbstbewussten Stolzes, aber um ein wie viel glänzenderes und bekannteres Factum handelte es sich dort! Sonst hat auch die attische Kunst, wie grade die Metopen deutlich zeigen, denjenigen Mythen ihre Vor-

würfe entlehnt, die durch die Dichtung, namentlich durch das Epos Allgemeingut geworden waren. Dass sie da allerdings vorzugsweise an denjenigen Punkten einsetzt, wo die Bäche lokaler Tradition in den grossen Strom des Epos einlenken, ist, seitdem Jahn bei Gelegenheit der Codrusschale über diesen Punkt gehandelt, ebenso bekannt wie begreiflich. Obgleich ich es im Einzelnen zu begründen ausser Stande bin, so will ich nicht verschweigen, dass es mir scheint, als ob die betreffenden Metopen auf die Argonautensage zu beziehen seien. Namentlich die Verwandtschaft von III, 19 mit einem bekannten, vielleicht noch dem fünften Jahrhundert angehörigen attischen Relief, welches Medea mit den Töchtern des Pelias darstellt (Benndorf und Schoene, die antiken Bildwerke des Lateranens. Museums n. 92) scheint darauf hinzuführen. Darstellungen aus dem zweiten grossen Unternehmen der Griechen gegen die Barbaren (Hdt. I, 2) würden an und für sich einen vortrefflichen Contrapost zu den auf der Nordseite befindlichen vermuthlich troischen Darstellungen bilden. Bekanntlich war ja auch die berühmte Figur der Medea schon früh in die attische Landessage aufgenommen und kommt sie als Gemahlin des Aigeus auf der oben erwähnten Codrusschale vor. Endlich fehlt es auch auf der Akropolis ja nicht an einer Argonautendarstellung, die sogar ausgedehnt gewesen sein muss, wenn mit Blümner (Arch. Ztg. 1870 S. 55) Paus. I, 24, 2 mit Plin. 34, 79 zu combiniren ist. In eigenthümlicher Weise werden diese ruhigeren Darstellungen durch XV und XVI durchbrochen, die in so hohem Grade mit denjenigen der Ostseite verwandt sind, dass ich

kein Bedenken trage, auch in ihnen eine Scene des Gigantenkampfes zu erkennen.

Die sechste, siebente und achte Tafel enthalten das Material für die Reconstruction der Giebelfelder. Hier ist aus der Zusammenstellung und eingehenden Besprechung der verschiedenen Ansichten über jede einzelne Figur doch wieder recht klar geworden, wie geringe Hoffnung wir haben weit über das schon Gefundene hinauszukommen und das bis jetzt bloß Mögliche auch in den Bereich der Wahrscheinlichkeit zu erheben. Als sicher wird man im Ostgiebel nur Helios und Selene bezeichnen können, als wahrscheinlich Iris. Für Demeter und Persephone darf man Möglichkeit gerne zugestehen, aber für schlechterdings unmöglich halte ich Michaelis' Erklärung der links von diesen beiden lagernden Gestalt als Dionysos. Mir scheint, dass diese nervige, ja herculische Gestalt — Michaelis räumt der Deutung auf Herakles selbst das nächste Anrecht nach Dionysos ein — vollständig aus der Reihe der Mittelglieder herausfällt, die wir uns zwischen dem Typus des Dionysos, wie er uns in dem Sardanapal der sala della biga, den Reliefs mit der Darstellung des Besuches beim Ikarios — natürlich in Uebearbeitung einer etwas jüngeren Zeit — namentlich aber in zahlreichen gleichzeitigen Vasenbildern entgegentritt, und dem Gott, wie ihn Praxiteles schuf, zu denken haben. Auch der bärtige Dionysos mit seinem wohlgepflegten salbentriefenden Bart und Haar ist eine üppige weibische Erscheinung. Eine wie unorganische Entwicklung würden wir annehmen müssen, wenn man sich den Gott zu Phidias Zeit in Formen, wie sie jene Giebelstatue aufweist, gedacht hätte. Wollten wir

diesem Körper Farbe geben, so würde ohne Zweifel die tiefdunkle Carnation der männlichsten unter den männlichen Figuren, die wir auf pompejanischen und herculanensischen Bildern wahrnehmen, die allein angemessene sein. Wie würde das stimmen zu der zarten, weissen Haut, die die gleichzeitigen Dichter an dem Weichling Dionysos — *γύναις* nennt ihn Aeschylus in den Edonen (fr. 59 Nauck) — als charakteristisch hervorheben! Man erinnere sich nur an die Schilderung, die Pentheus von Dionysos in den Bacchen giebt v. 453 ff.

Was die Figur Tf. 6, 14 betrifft, so ist ihre Erklärung als Nike durch die für die Schulterflügel bestimmten Löcher ja allerdings sicher, doch ist es mir nach Erwägung aller Umstände doch mehr als zweifelhaft, ob sie überhaupt in den Ostgiebel gehört. Was den Fundort des fraglichen Torso betrifft, so ist Visconti mit sich selbst in Widerspruch, wenn er ihn in seinem Catalog (Michaelis S. 356 No. 11, 13) unter die Fragmente rechnet, deren Standort nicht zu bestimmen sei, dann aber in seinem *mémoire* (Michaelis S. 175, 14) angiebt, er sei gefunden *abbattu sur le plan inférieur du fronton*, was allerdings nicht anders heissen kann, als »auf der unteren Fläche des Giebelfeldes«. Also als sicher verbürgt kann diese Angabe nicht angesehen werden, ausserdem dürften die Mittheilungen, die über ein Jahrzehnt nach der Wegnahme der Statuen Visconti gemacht werden konnten, nicht in jeder Einzelheit mehr ganz zuverlässig gewesen sein. Auch Leake, der erst 1804 nach Griechenland kam, spricht ja nicht als Augenzeuge. In entschiedenem Widerspruch steht diese Angabe ausserdem mit der auch das Zufällige treu wiedergebenden Zeichnung Car-

reys (Tf. 6, 5). Man müsste hier den niedergestürzten Torso links von der mit K bezeichneten Figur ebenso gut sehen, wie man die Torsoen H und M auf der Daltonschen Zeichnung des westlichen Giebels (Hilfstafel 1.) erblickt. Dass Nike nach links eilend gedacht ist, ist jetzt wohl mit Ausnahme von Bötticher (Verzeichniss der Abgüsse des berl. Museums S. 235) allgemein anerkannt und schliesslich auch noch durch eine von Helbig (*Academy* Sept. 1 p. 413) gemachte Beobachtung bestätigt worden; aber weshalb sollen wir sie denn nicht in der Figur N des Westgiebels erkennen? Jetzt wo von Watkiss Lloyd ein bedeutendes Fragment des rechten, unten entblösten Oberschenkels an den Torso angefügt ist*), ist dieser der betreffenden Gestalt, namentlich auch der neuen von Michaelis zuerst veröffentlichten Zeichnung des Westgiebels so ähnlich geworden, dass ich keinen Grund sehe, an der Identität zu zweifeln**). Wie Michaelis nicht auf diesen Gedanken kam ist mir nur dadurch erklärlich, dass er sich zu rasch mit der Vorstellung befreundet hat, nach welcher die dem Haupte des Zeus entsprungene Athene hier sogleich von Nike begrüsst werden soll; eine Vorstellung, die ich nicht für unantik, aber dem Gedanken nach für etwas zu präziös halte. Wie viel einfacher und natürlicher ist es, die Nike auf die Seite zu setzen, wo es sich wirklich um einen Sieg

*) In diesem Fragment vermutheten nach Michaelis schon Woods und Quatremère de Quincy einen Rest von N.

***) Ueber den abgebrochenen linken Arm lässt sich, wie Michaelis selbst S. 176 zugiebt nur sagen, dass er nicht herabhing, was auch bei dem N der beiden Zeichnungen im Westgiebel nicht der Fall ist.

der Göttin handelt! Sie erscheint hier nicht im Vordergrund unter dem v. l. n. r. ziehenden Gefolge des Meerbeherrschers, sondern eilt von dem neutralen Hintergrunde — und von der Seite musste sie doch kommen — auf Athene zu. Poseidon ist bedroht und zieht sich zurück. Dies deutliche Zeichen des Unterliegens lässt auch den Beschauer nicht einen Augenblick zweifeln zu wem Nike sich wendet. Ist nun N wirklich Nike, so kann die Wagenlenkerin der Göttin G. es nicht sein. Aber auch ohne dies scheint es mir nicht wahrscheinlich, dass Michaelis Erklärung in diesem Punkte das Richtige trifft. Wäre Nike der Athene hier prolep-tisch beigegeben, so wäre die Vorstellung, dass hier ein Streit dargestellt sei, ohne Noth verdunkelt worden. Die Seite der Athene würde ausserdem von vorn herein ein solches Uebergewicht gewinnen, dass unser Interesse an dem ganzen Vorgang aufhören müsste. Endlich erwarten wir hier, wo es sich um einen Sieg handelt, Nike in einer andern Situation als an den Wagen gefesselt und vollauf damit beschäftigt, die feurigen Rosse desselben zu bändigen.

Unsere Besprechung hat uns so von selbst schon mitten in den Westgiebel hineingeführt, in dem sich verhältnissmässig mehr Figuren mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit bestimmen lassen. So vor Allem also die Hauptfiguren der ganzen Composition: Poseidon und Athene, dann Aphrodite im Schoosse der Thalassa, Amphitrite, Ino Leukothea mit Palämon, vielleicht auch Demeter Kora und Jakchos, endlich die Lokaldämonen Kephissos und Ilissos mit der Kallirhoe. Für die übrigen: H und U kann ich nur die Möglichkeit der vorgeschlagenen Deutungen (Hermes und Thetis) für B C kaum eine solche aner-

kennen. Wenn auch die Schlange sicher ist, so scheint mir doch in den Beziehungen der beiden Figuren zu einander das Verhältniss zwischen Vater und Tochter nicht ausgedrückt. Es wird dies namentlich deutlich auf der Rückseite, wo die weibliche Figur den Arm so voll und ruhig um den Nacken des Mannes gelegt hat.

Was die Mittelgruppe betrifft, so hält Michaelis S. 183 es für wahrscheinlich, dass Athene, während sie die Linke an den in der Mitte des Giebelfeldes aufsprossenden Oelbaum legte, mit der Rechten den Speer auf den Boden stützte und in dieser Stellung lebhaft triumphirend auf den Gegner blickte. Für eine triumphirende Athene ist jedoch die Bewegung der Figur nach links, die der des Poseidon nichts nachgiebt, eine viel zu gewaltsame und vollkommen treffend hat man von einem Auseinanderfahren der beiden Figuren gesprochen. Doch, nicht sowohl die triumphirende Athene, als vielmehr ihre Schöpfung, der Oelbaum, soll den gewaltigen Meerbeherrscher zum Rückzug veranlassen. Aber das Wunder des plötzlichen Aufsprossens kann ja der bildende Künstler in keiner Weise ausdrücken, also auch nicht, dass Poseidon dadurch zu seinem jähen Rückzug veranlasst werde, und fällt dies Moment der Ueberraschung weg, so ist auch die lebhafteste »Vergegenwärtigung der Ehrfurcht, die die Athener vor ihrem Lieblingsgewächs hatten«, nicht im Stande, das Zurückweichen Poseidons zu erklären, eine Ueberlegung, die auch in sofern nicht ganz logisch ist, als sie von den Athenern zu Poseidon abspringt. — Endlich hat sich aber auch die Sage gar nicht in der Weise ausgebildet, dass man etwa aus ihr jene vorausgesetzte Situation, die der Kraft sinnlicher Ueberzeugung vollkom-

men entbehrt, zu erklären vermöchte. Die Gaben, welche die beiden Gottheiten dem Lande darbringen, sind schon vorhanden, ehe der Streit beginnt (Appollod. III, 1). Das Moment, welches den Poseidon hier zum Weichen bringt, kann nur in der Athene gesucht werden und zwar nicht in der triumphirenden, sondern in der wirklich drohenden Göttin, wie Friederichs richtig erkannt hat (Bausteine S. 149). Das starke Seitwärtsbiegen des Oberkörpers erklärt sich nur daraus, dass sie in der Rechten den Speer schwang*). Wenn der Künstler hier offenbar deshalb von der Tradition des Mythos abwich, weil er sich von einer Composition, welche die Gottheiten im Kreise ihrer Schiedsrichter darstellte, keine Wirkung versprach, so durfte er sich auch zur Anwendung eines Motive entschliessen, wodurch er dem Beschauer allein die Niederlage des Poseidons deutlich machen konnte; er durfte es ohne, wie Michaelis meint, befürchten zu müssen, dass man darin einen Sieg der rohen Kraft sähe, denn eben diese, deren Incarnation wir heute noch in dem prachtvollen Fragmente des Poseidontorso bewundern können, ist ja der unterliegende Theil. Die Gruppe gewinnt dadurch in ihrem Bau eine gewisse Aehnlichkeit mit derjenigen des Marsyas und der Athene, wie sie sich Brunn und Hirzel nach Massgabe eines athenischen Reliefs dachten, der lateranensische Satyr erscheint

*) Auch Overbeck ist in seiner Geschichte der Plastik I⁴ S. 389 n. z. S. 273 dieser Ansicht beigetreten, nur dass er seltsamer Weise will, dass es doch wieder nicht, was doch jeder Beschauer annehmen muss, das Zücken des Speeres, sondern der Oelbaum sei, der Poseidon zurückschreckt.

fast wie eine Travestie des Poseidon*). Der Oelbaum mag immerhin noch accessorisch hinzugetreten sein, aber er spielte gewiss nur eine sehr nebensächliche, attributive Rolle. Leider bin ich der Fragmente, die Bötticher noch 1862 auf der Burg sah, nicht ansichtig geworden, obgleich ich jeden Marmorbrocken dort umgewendet und beschrieben zu haben glaube. Nach der Abbildung des einen Bruchstücks bei Michaelis wage ich es nicht, die Zugehörigkeit in Abrede zu stellen, die durch die angebliche Kolossalität des Fragmentes sehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Andererseits kann ich nicht läugnen, dass die von Ross behauptete Naturwahrheit der Bruchstücke und namentlich die Angabe der Blätter Bedenken erregt. Wie man am Ende des fünften Jahrhunderts den Oelbaum darstellte, ersieht man aus dem Relief über einen Rechenschaftsbericht der Schatzmeister des Parthenon aus dem Jahre 409 (Fröhner: *Les inscriptions grecques du Louvre* n. 46, wo auch p. 90 die beste Abbildung des Reliefs). Der Baum erscheint hier völlig blätterlos. Fröhner nimmt deshalb an, er sei hier dargestellt versengt durch den Brand des von den Persern angezündeten Erechtheions Hdt. VIII, 55. Aber abgesehen davon, dass hier gar kein

*) Der anscheinend so sehr glücklichen Vermuthung Brunn's, es sei uns in dieser Statue der Marsyas des Myron erhalten scheint durch die Auseinandersetzungen Benndorfs und Schönes (*Bildw. d. Lateran* n. 225) der Boden entzogen. Ich mache meine Römischen Freunde hier auf einen cippus im Erdgeschoss des Pal. Sciarra mit bacchischen Figuren aufmerksam. Auf der schwer sichtbaren, gegen die Wand gerückten Seite desselben, befindet sich ein tanzender Satyr, der am genauesten von allen Monumenten, die ich kenne, das Motiv der lateranischen Statue wiedergiebt.

Grund vorliegt, auf dies Ereigniss anzuspieren, so sind auch noch auf dem Lysikratesdenkmal die im Relief dargestellten Bäume völlig kahl und es scheint daher vielmehr, dass den Künstler ein später abhanden gekommenes Stilgefühl zu dieser Auffassung bestimmte. Auf alle Fälle wäre eine genaue Abbildung der athenischen Fragmente, wenn sie noch aufzufinden sein sollten, sehr erwünscht, weil sie, wenn die Zugehörigkeit sich sicher stellen liesse, erkennen lassen würden, wie weit man in einem solchen Falle Naturwahrheit anstrebte. Denn dass bei in grossem Massstabe ausgeführten Rundbildungen ein anderes Verfahren eingeschlagen worden sein kann als bei kleinen Reliefs, soll natürlich nicht von vorn herein in Abrede gestellt werden. Für ganz verunglückt halte ich die von Overbeck (Plastik I² S. 276) mitgetheilte Zeichnung Grosses rücksichtlich des Proseidon. Dieser Künstler hat nämlich das Zurückfahren des Meergottes und das Hervorrufen des Salzquells in einen Moment zusammenziehen zu können geglaubt. Das Aufstossen des Dreizacks aber, welches das Hervorsprudeln des Wassers zur Folge hat, erscheint bei ihm als etwas rein Zufälliges, nicht als die energische Willensäusserung des Gottes.

Einen besonders ausführlichen Commentar erforderte der Cellafries. Der Erklärung der Tafeln ist auch hier ein allgemeiner Theil vorausgeschickt, der nach Besprechung einiger technischer Fragen zu einer Revision der verschiedenen Erklärungsversuche übergeht. Michaelis hält durchaus mit Recht daran fest, dass hier die Pompe der Panathenäen und die Deponirung des Peplos dargestellt sei, indem er S. 206 ff. darlegt, mit welchem Un-

recht diese Erklärung deshalb in Zweifel gezogen worden, weil nicht alle Requisiten des Festapparates nachweisbar seien. Es ist diese namentlich gegen Bötticher gerichtete Polemik, welche die hellenische Kunst vor einer Richtung der Erklärung in Schutz nimmt, die sich das Verständniss dessen, was grade sie vor Allem auszeichnet, so geflissentlich verschliesst, eine der gelungensten und schönsten Parthieen in dem ganzen Buch. Hier wo das Herz der gesamten Kunsterklärung von einem bedeutenden Forscher so tief und empfindlich verletzt war, war bei der Widerlegung eine gewisse Schärfe nicht zu vermeiden, doch ist dieselbe überall gemildert durch die Wärme der tiefinnerlichen Ueberzeugung, die dem Verfasser hier ihren beredtesten Ausdruck leiht. Es ist in der That nicht abzusehen, warum hier, wo Andeutungen so vollständig ausreichen, der Künstler seine Gestalten mit allerlei Geräth und Zierrath nutzlos hätte überbürden sollen. Die hellenische Kunst erhebt sich aus der dumpfen Sphäre des Weihrauchnebels und der Alltäglichkeit, deren Beigeschmack selbst den glänzenden Festen Athens nicht gefehlt haben wird, in höhere und reinere Regionen, in die sie von irdischem Ballast nur soviel mitnimmt, als sie um sich verständlich zu machen unumgänglich nöthig hat. Auch dafür können wir dem Künstler nicht dankbar genug sein, dass er uns den Festzug nicht so vorführte, wie er — zur Ehre der Festordner wollen wir es annehmen — in normalster Weise verlief, sondern durch Einführung zufälliger, individueller, fein beobachteter Züge die Ordnung auf das anmuthigste zu lockern und namentlich in die herrliche Cavalcade Leben und Bewegung zu bringen gesucht

hat. Unzeitig wäre eine Frage nach der Zeit, in welcher sich der Künstler das Fest vorgehend denkt, nicht weniger unzeitig eine solche nach dem Ort, wo die einzelnen Momente der Darstellung sich abspielen. Auf jede, auch die allerleiseste Andeutung des Ortes hat er von vorn herein verzichtet: das Innere des Heiligtums ist durch nichts weiter bezeichnet als durch den Zwischenraum zwischen den Stühlen der Götter; dass zwischen diesen und den Archonten ein idealer Raum zu denken sei, ist für den entgegenkommenden Beschauer dadurch klar gemacht, dass die Archonten den Göttern, in deren unmittelbarste Nähe sie gerückt sind, gradezu den Rücken kehren; jede Beziehung also dadurch aufgehoben ist. Bei dem eifrigen Bestreben, die Monumente ihrem Inhalt nach bis aufs letzte auszupressen, wird es allerdings begreiflich, wie man diese Winke des Künstlers unbeachtet lassen konnte.

Um die Erklärung der Göttergruppen des Ostfrieses hatte sich Michaelis bekanntlich schon vor sechs Jahren im zweiten Band der *Memorie dell' Instituto* bedeutende Verdienste erworben, hauptsächlich dadurch, dass er die im Choiseulischen Abguss erhaltenen Flügel des Eros nachwies. Der Beweis ist so streng methodisch geführt, so absolut lückenlos, dass es vollkommen unbegreiflich ist, wie Bötticher ihn einfach negiren kann (a. a. O. S. 207). Von allen von Michaelis aufgestellten Deutungen der einzelnen Figuren ist mir nur die von n. 28 auf Dionysos einigermaßen zweifelhaft; grade der robustere Körperbau spricht gegen diesen, und die früher nachgewiesenen Beziehungen zu

Hermes sind nicht der Art, dass die Erklärung für mich dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt.

Was die von den thronenden Gottheiten eingeschlossene Gruppe betrifft, so lässt Michaelis, wie ich glaube mit Unrecht, die Möglichkeit zu, dass die Darstellung der beiden sesseltragenden Mädchen — denn dass es Sessel und nicht, wie noch Schwabe meinte, Tische sind, welche die Mädchen tragen, ist durch die von Michaelis gemachte Beobachtung über die Ungleichheit der Füße bis zur Evidenz erwiesen — aus bloss künstlerischen Rücksichten hier beliebt sei. Der Ort, an dem sie erscheinen, ist so ausgezeichnet, dass wir etwas eminent Bedeutendes hier erwarten und ein Künstler sich nothwendig dem Vorwurf der Platttheit ausgesetzt hätte, wenn er es gewagt, Figuren hier einzuschieben, die eben so gut an einer andern Stelle der Pompe hätte stehen können. Ausserdem würde die Peplosgruppe mit der Uebergabe eines durch nichts besonders ausgezeichneten Tempelgeräths in keinem Gleichgewichte stehen. Wenn wir nun die von Michaelis selbst durch die S. 256 abgedruckte Vignette in Erinnerung gebrachte Sitte Teppiche und Zeuge auf Sesseln zu tragen in Betracht ziehen, sollte da nicht bei der vollkommenen Rathlosigkeit der Interpreten die Frage erlaubt sein, ob nicht der Peplos etwa, nachdem er vom Schiff heruntergenommen war (das ja bekanntlich nicht auf die Burg gezogen wurde) auf diese Weise ins Heiligthum geschafft wurde? Undenkbar scheint es mir sogar nicht, dass er, um ihn den Augen des Volkes auch dann nicht zu sehr zu entziehen künstlich über die Polster beider Sessel weggezogen war, wenn gleich ich es für wahrscheinlicher halte, dass das

etwas kleinere Mädchen den vielleicht auch zur Ausstattung des Götterbildes gehörigen Gegenstand, den es jetzt im linken Arm hält, ursprünglich auf ihrem Sessel trug. Den Hauptvorteil einer solchen Erklärung würde ich darin sehen, dass die Darstellung nunmehr als ein durchaus einheitlicher Vorgang erscheint, nicht mehr als zwei verschiedenartige Handlungen.

Die Schilderung der einzelnen Theile des Festzuges ist dem Verf. vortrefflich gelungen, namentlich die der für den Laien doch ziemlich bedeutende Schwierigkeiten bietenden Reiterzüge. Man wird es ihm Dank wissen, dass er sich hier der Mühe unterzogen hat, überall die griechischen Ausdrücke beizusetzen, die uns die Sicherheit geben, dass hier nichts Modernes hineingetragen ist, sondern dass wir uns überall auf dem Boden antiker Anschauung bewegen.

Eine besonders eingehende Berücksichtigung finden die von den Frauen und Männern der Procession getragenen Geräte, die in der That unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade verdienen, wenn auch die Erklärung des Ganzen nicht von ihnen allein abhängig gemacht werden kann. Wegen der starken Verstümmelungen, die das Detail empfindlich getroffen haben, ist schon die Constatirung des Thatsächlichen mitunter ungemein schwierig. So ist es mir zweifelhaft, ob das von 49 gehaltene, mit Löchern versehene Geräth wirklich ein Korb, und für die beiden vor dem Manne stehenden Jungfrauen als *κρητόφορος* beweisend ist. Nicht nur lässt sich auf der Carreyschen Zeichnung der Korb auf dem Scheitel der zweiten nicht mehr nachweisen (vgl. Zeugn. 180 p. 329) sondern auch die correspondirenden Figuren auf der andern Seite

16 und 17, denen sicher doch nichts abgenommen ist, machen es wahrscheinlich, dass auch jene auf ihren Häuptern nichts getragen. Will man ihnen ein Geräth geben, so kann es nur ein solches sein, das sie mit herabhängenden Armen zwischen sich zu halten vermögen, wie dies bei 14 und 15 der Fall ist. Die Handlung von 49 weiss ich nicht zu bestimmen. Der Mann unterstützt das Geräth so sorglich mit beiden Händen, dass der Gedanke, es befinde sich eine Flüssigkeit darin, nahe liegt. Eine Erklärung, die befriedigen soll, müsste aber meiner Meinung nach auch hier wieder der entsprechenden Figur 18 gerecht werden. Die Bewegungen der Arme und Hände dieser Figur scheinen mir zu gezwungen, als dass ich in ihnen einen von ihr gesprochene Worte begleitenden Gestus erkennen könnte, und ich bin fast überzeugt, dass sich am Original noch Spuren desselben Geräthes werden nachweisen lassen, welches 49 trägt. Auffallend ist jedenfalls und doch gewiss nicht zufällig, dass sich gerade an diesen beiden das Motiv der beiden eingeschlagenen Finger der linken Hand findet. Dass Skiadephoren auf dem Friesen fehlen, erklärt sich, glaube ich, nicht daraus, dass an den Panathenäen die betreffende Verpflichtung der Metökinen nicht in Kraft trat. Dass sie, wie Michaelis S. 214 o. sagt für dies Fest ganz unerweislich sei, ist unrichtig, wenigstens nicht genau. Wenn sich nämlich bei den Hauptzeugen: Aelian V. H. 6, 1 und Harpokration *σκαφηφόροι* (Zeugn. 188 und 194), die ganz allgemeinen Worte; *ἐν ταῖς πομπαῖς* finden, so ist doch grosse Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass grade die Pompe des Hauptfestes der Athener nicht ausgeschlossen war. Die Jahreszeit

— der heisse Augustmonat — ist nicht so gewählt, dass für die Frauen und Jungfrauen ein Schirm entbehrlich gewesen wäre. Wenn irgend wo jedoch, so sind wir hier berechtigt anzunehmen, dass aus künstlerischen Rücksichten von der Darstellung dieses Geräthes Abstand genommen worden ist; denn wie schwierig, ja unmöglich eine Darstellung von Schirmträgerinnen in Thätigkeit sein musste, geht deutlich genug hervor aus der einzigen Stelle des Frieses, auf der ein aufgespannter Schirm dargestellt ist (Ueber dem Eros Taf. 14 Fig. 42).

Auf der letzten Tafel (15) sind die Hülfsmittel zusammengestellt, die uns zur Reconstruction der chryselephantinen Statue der Parthenos dienen. Rücksichtlich des angeblichen Perikles auf dem Strangfordschen Schilde Fig. 34, den Michaelis nach Conzes Vorgang rechts von dem muthmasslichen Phidias erkennen will, bemerke ich, dass doch die Worte des Plutarch (Perikles c. 31), namentlich der Schluss des betreffenden Satzes *ὅσον επικρύπτειν βούλεται τὴν ὁμοιότητα παραφαινομένην ἑκατέρωθεν* auf diese Figur, deren Untergesicht verdeckt ist, nicht recht passen wollen. Die imposante Athenestatue des Louvre, die sogenannte Minerve au collier Taf. 15, 3 lässt sich jetzt durch den codex Pighianus (wo Jahn sie merkwürdigerweise nicht erkannt hat, vgl. Ber. der s. Ges. d. W. 1868 p. 181 n. 26 f. 263) und durch die neuen Coburger Zeichnungen als zum ältesten Antikenbestande des modernen Rom gehörig nachweisen; die Statue ist dort noch ohne die Ergänzungen gegeben, die auch bei Michaelis — wie die Zeichnungen zeigen, durchaus richtig — weggelassen sind.

Eine sehr erwünschte Beigabe zu dem Buche

sind die vier Anhänge, von denen der erste ausser den traurigen Resten der muthmasslichen Baurechnung des Parthenon hauptsächlich die Schatzverzeichnisse enthält, geordnet nach den verschiedenen Abtheilungen des Tempels und mit einer die Summe ziehenden Uebersicht der *ἑστὰ χρήματα* versehen. Anhang 2 giebt eine Zusammenstellung der sämtlichen auf die Panathenäen bezüglichen Zeugnisse, für die man bisher auf die unkritische Sammlung des Meursius angewiesen war. Es folgen unter 3 die aus zum Theil schwer zugänglichen Werken zusammengestellten älteren Nachrichten über den Parthenon bis zur Katastrophe von 1687 und endlich giebt Anhang 4 die wichtigsten Actenstücke über die Erwerbung der Elginschen Sammlung mit dem nicht unwichtigen von Visconti verfassten Catalog der nach England gebrachten Stücke.

Darf Ref. noch etwas hervorheben, so ist es das erfreuliche Entgegenkommen des Verfassers gegen diejenigen, die sein Buch lesen und benutzen wollen, nicht durch Breite und Ausführlichkeit der Darstellung — der man im Gegentheil Knappheit und Kürze nachrühmen muss — sondern durch Uebersichtlichkeit in der Gruppierung des Ganzen und Anordnung des Einzelnen, endlich durch eine Reihe von Tabellen, in denen man die zahlreichen Erklärungsversuche rasch zu übersehen vermag.

Friedrich Matz.

The Philology of the English Tongue by John Earle, M. A. Oxford at the Clarendon Press. 1871. 8°. (V. 599).

Seitdem in England nicht mehr die Fürsprache hoher Gönner, sondern das Ergebniss strenger Concurrenzprüfung zur Anstellung im öffentlichen Dienst befähigt, im Allgemeinen etwa seit zwölf Jahren, hat sich die Qualität der Lehrbücher in den verschiedensten Disciplinen ungemein gehoben. Namentlich die Clarendon Press Series, Schul- und Lehrbücher für die Literatur der antiken wie der modernen Sprachen, für Geschichte und Naturwissenschaften, die unter Sanction der Universität Oxford erscheinen, führen den sprechenden Beweis, wie gross und erfreulich im Vergleich zu den früheren Anforderungen und Leistungen die Umwandlung ist, die seit verhältnissmässig kurzer Zeit stattfindet. Es sei mir erlaubt, mit wenigen Worten der Empfehlung auf das eben genannte Werk hinzuweisen, das jener Sammlung angehört und ohne ein abgeschlossenes mustergiltiges System über Geschichte, Structur und Anwendung der englischen Sprache aufstellen zu wollen den Engländern doch ganz anders, als es etwa die nur in den alten Sprachen Bewanderten gewohnt sind, auf wissenschaftlichem Untergrund das Werden und Dasein ihrer eigenen Zunge vorführt. Herr Earle, der vor einigen Jahren in seiner Ausgabe der angelsächsischen Jahrbücher eine für den Sprachforscher wie für den Historiker gleich werthvolle Arbeit veröffentlicht hat, der in weiteren Kreisen wegen tüchtiger Kenntniss in den verschiedenen germanischen Dialecten bekannt ist, hat an sich selber erfahren, welchen Nutzen die andauernde Beschäftigung

mit comparativer Philologie in dem praktischen Bereiche der eigenen Sprache stiftet. Noch immer hat es sich bewährt und über Nichts darf **Max Müller** unter allen seinen glänzenden Erfolgen so stolz sein, dass nämlich in England die Resultate strenger Wissenschaft in geeigneter Weise popularisirt leicht in viel weiteren Kreisen Wurzel schlagen als bei uns viel schulmässiger gebildeten Continentalen.

In dem langen einleitenden Abschnitt, welcher eine Geschichte der englischen Sprache von ihrer arischen, ihrer germanischen Urverwandtschaft anhebend entwirft, erklärt sich der Verfasser in der Hauptsache als Schüler **Jacob Grimm's**, den er p. 245 »the venerable sire of Gothic philology« nennt. Das Gesetz der Lautverschiebung in England längst **Grimm's law** genannt, dient ihm mit Recht dazu, dem Schüler den Sinn für die geheimnissvollen Beziehungen der engeren und weiteren Sprachfamilie zu wecken. Vortrefflich sind die Gesichtspunkte, unter welchen das Angelsächsische mit seiner reich entwickelten Dichtung und Prosa, seiner geordneten Grammatik und Orthographie den ersten Cultursprachen seiner Zeit beigezählt wird. Ob, nachdem das erobernde Normännisch-Französisch eingedrungen, p. 46 die Uebergangszeit, namentlich was die Terminologie betrifft, in folgender Weise nicht zu willkürlich angesetzt worden: von 1100 bis 1215 gebrochenes Sächsisch und lateinische Urkunden, von 1215 bis 1350 früh Englisch und Französische Urkunden, von 1350 bis 1550 das erste nationale Englisch, mag hier dahin gestellt bleiben. Dass **Chaucer** und **Gower** aber als nationale Dichter zuerst the King's English geschrieben, ist eine durchaus treffende Bemerkung. Und nicht minder

richtig heisst es p. 98: »Wollen wir den Uebergang vom officiellen Angelsächsisch des 11ten Jahrhunderts zum höfischen Englisch des 14ten beschreiben und zur einfachsten Bezeichnung gelangen, so ist sie keine andere, als dass eine französische Familie sich in England niederliess und die englische Sprache neu herausgab«. Im Einzelnen freilich, zumal in der heiklen Etymologie wird es auch an Einwendungen nicht fehlen. Ags. faemne, Frau, direct mit lat. faemina zusammenzubringen, ags. ortgeard (engl. orchard) aus hortus und geard entstehen zu lassen, und gif (if) von gifan herzuleiten, statt es mit altn. ef, deutsch ob zusammenzustellen ist unerlaubt. Dergleichen aber fällt ins Auge bei einem Autor, der seine gothischen und deutschen Parallelen im Uebrigen vortrefflich zur Hand hat und im Scandinavischen nicht minder gut bewandert ist.

In den ersten Capiteln werden nächst dem Alphabet Rechtschreibung und Aussprache vorgeführt, gerade diejenigen Gebiete, die im modernen Englisch die allergrösste Abweichung vom übrigen Europa aufweisen. Feine Bemerkungen über die Wandlung im Werth der Vocale wie der Consonanten, über die Macht der Mode wechseln mit den Ergebnissen von Untersuchungen, die an den Reimpaaren älterer Dichter angestellt die Dauer und Zeitgrenze der älteren correcten Aussprache aufdecken. Besonders rühmlich müssen die reichen Citate nicht nur einzelner Wörter und Reimgruppen, sondern Verse und Sätze aus dem ganzen linguistischen Bereich von den Evangelien des Ulfila bis herab zu den letzten Nummern der Times hervorgehoben werden.

Ein eigenes Capital als einleitend zu der

Einzelbetrachtung der verschiedenen Redetheile scheidet den ganzen Wortschatz ungewöhnlich in zwei Gruppen, die präsentive und die symbolische, wofür die Bezeichnung prädicativ und demonstrativ üblicher ist. Mit derselben grossen Auswahl trefflicher Belege werden in eigenen Abschnitten das Verbum, Nomen, Pronomen, die Bindewörter der verschiedenen Art abgehandelt. Da kommt es fast überall darauf an, die Geschichte, das Verschwinden, den Untergang der Flexionen, die damit verbundenen Vorgänge zu Anfang, Mitte und Ende der Wörter und den Ersatz für diese verlorenen Abwandlungen vermittelt symbolischer Hilfsörter zu verfolgen. Besonders interessant erscheint da das Geschick der durch die verschiedenen Perioden der englischen Sprache in trefflichen Verzeichnissen zusammengestellten starken und gemischten Verben und das eigenthümliche Ergebniss, zu welchem systematische Anordnung der aus dem Germanischen und dem Französischen stammenden Hauptwörter führt. Folgende Bemerkung ist wieder besonders schlagend: »Während der neueren Periode, welche vom 14ten Jahrhundert datirt, in welcher wir die Bewegungen der Sprache historisch vor uns haben, erscheint es gleich merkwürdig auf der einen Seite, wie wenig unser Verb zur Ausdehnung seines Bereichs gethan, auf der anderen, wie sehr das Substantiv auf Erweiterung seiner Mannigfaltigkeit hinarbeitet«. Die feinen Beobachtungen, die in allen diesen Stücken begegnen, hätten schwerlich ohne den reichen Zuwachs von Originaltexten, mit dem die Editoren der Early English Text Society, wie namentlich Furnivall dem Verfasser unter die Arme greifen cf. p. 284, noch ohne Bopps »Vergleichende

Grammatik« und Max Müller's Werke z. B. bei Gelegenheit des Zahlworts und Fürworts angestellt werden können.

Das Capitel über Syntax ist nicht minder lesenswerth; sie wird vom Verfasser in Syntax durch Position, durch Flexion und mittelst symbolischer Wörter geschieden. Während die zweite Form sich heute nur in wenigen, immer mehr verfallenden Resten erhalten hat, herrschen die beiden anderen fast unbeschränkt und wird das moderne Englisch durch die erste fast unmittelbar dem Chinesischen an die Seite gerückt, wo lediglich die Stellung im Satz dem Worte seinen Werth anweist. Dem Abschnitte, der von den zusammengesetzten Wörtern handelt, in Betreff welcher sich das Englische bekanntlich noch Spuren alter Verwandtschaft mit dem Deutschen bewahrt hat, folgt ein letzter über Prosodie und musikalisches Element in der Sprache. Hier wird allerdings nicht klar genug unterschieden zwischen Quantität und Accent, zwischen Rhythmus und Wortton, die an den historischen Perioden der Sprache hätten schärfer auseinander gehalten werden müssen. Wie im heutigen Englisch der Accent entschieden vorherrscht, so wird ihm gerade im Hinblick auf die Geschichte der Sprache eine zu ausschliessliche Erörterung zu Theil. Es ist dabei zugleich vom Metrum und vom Stil die Rede. Allein wir haben es hier nicht mit einer Grammatik zu thun, sondern mit einem Werke, für welches durchaus zweckentsprechend der Titel Philologie der englischen Sprache gewählt worden ist. Wir schliessen mit einer Bemerkung des Verfassers, welche sich auf den wesentlichen Unterschied zwischen englischem und deutschem Stil bezieht p. 497: »Kurze Sätze herrschen in

unserer Sprache vor, lange im Deutschen. In allen Stücken neigen wir zur Abkürzung und Verstümmelung des Ausdrucks, womit freilich die Sache selbst nicht erklärt ist. Die deutsche Literatur hat sich weit mehr mit Erwerbung des Wissens, die englische hingegen mit Verbreitung desselben befasst. Das ist vermuthlich die Hauptursache unserer kurzen und leichten Satzbildung. Doch ist dem Verfasser darum nicht entgangen, wie, seitdem die Bekanntschaft seiner Landsleute mit dem Deutschen beträchtlich zugenommen, das letztere bereits auf den englischen Stil einzuwirken beginnt. Er findet p. 463 einen Beweis dafür in der zunehmenden Freiheit immer mehr Satztheile zwischen dem Artikel und seinem Substantiv einzuschalten.

R. Pauli.

Zahn, Adolf, Domprediger: Der Einfluss der reformirten Kirche auf Preussens Grösse. Halle, Verlag von Richard Mühlmann, 1871.

Für Historiker dürfte es feststehen, dass die reformirte Kirche einen sehr bedeutenden Einfluss auf die Staatenbildung der Neuzeit geübt hat, ja, dass eine ganze Reihe von Staaten und zwar eben diejenigen, welche sich einer fortschreitenden Blüthe in der Gegenwart erfreuen, dem Einflusse dieser Kirche zu einem guten Theile die gesunden Grundlagen verdanken, auf denen sie errichtet worden sind. Holland, noch mehr England und ganz besonders auch die Vereinigten Staaten Nordamerika's sind recht eigentlich Schöpfungen des reformirten Geistes, und ist derselbe so durchaus das bildende Princip in ihnen gewesen, dass er sich in der ganzen Gestaltung ihres Lebens unverkennbar verräth. Während die »katholischen«

Staaten einem unfehlbaren Siegthum mehr und mehr verfallen sind, wie sich dies jetzt auch an denen so überraschend gezeigt hat, welche bis in unsre Tage hinein sich noch in altem Ansehen zu behaupten gewusst haben, an Oesterreich, an Frankreich, sind die Staaten, in denen evangelisches Kirchenwesen zu bestimmendem Einflusse gelangt ist, nicht bloss mächtig geblieben, sondern stehen selbst jetzt als die massgebenden, bestimmenden Weltmächte da, wider die die übrigen nicht aufzukommen vermögen, aber auffallender Weise nun doch eben diejenigen Staaten, in denen das evangelische Christenthum in der reformirten Ausprägung die Herrschaft geführt hat. Und das gilt, wie von den schon vorhin genannten, eben so auch von Preussen, dessen Fürstenhaus seit den Tagen Johann Sigismunds (1613) sich zum reformirten Bekenntniss nicht bloss äusserlich gehalten, sondern auch in demselben gelebt, sich von dem Geiste der reformirten Kirche so wesentlich hat leiten und bestimmen lassen. Wer die Geschichte Preussens näher kennt, wird das nicht in Abrede stellen können, wie denn auch Droysen, der Geschichtschreiber der preussischen Politik, dies anerkennt und u. A. in Beziehung auf den grossen Kurfürsten daraufhinweist, wie derselbe in den Niederlanden die Jahre der Jugend verlebt und deshalb »in den Gedanken dieser neuen Zeit gelebt und gewirkt, in der der reformirte Geist die ganze Segensfülle seiner Wirkungen zeitigen zu wollen geschienen habe«. Aber — eben das sucht der Verf. des vorliegenden Heftes denn nun auch näher und im Einzelnen an den Fürsten des Brandenburgischen Hauses nachzuweisen, um so dankenswerther, als er hier in knapper, aber doch keineswegs dürfti-

ger Zusammenstellung eine Uebersicht dessen giebt, was sonst nur in grösseren Geschichtswerken zerstreut gefunden wird, und als eben auf diese Weise so recht der Einfluss ersichtlich wird, den die reformirte Kirche auf Preussens wachsende Grösse ausgeübt hat.

Der Verf. beginnt mit dem »Vater des preussischen Fürstenhauses«, wie derselbe nicht mit Unrecht von ihm bezeichnet wird, mit dem Grossen Kurfürsten, und führt seine Darstellung fort bis zu Friedrich Wilhelm I., überall nachweisend, wie der Geist der reformirten Kirche es ist, der Denken und Thun dieser Fürsten bestimmt und sie treibt, die Wege einzuschlagen, welche denn schliesslich zu der Grösse geführt haben, die wir jetzt vor Augen sehen: der auf Trümmern errichtete unscheinbare Staat des Siegers von Fehrbellin jetzt die erste Weltmacht Europa's! und man muss zugestehen, dass der Verf. nicht bloss auf solidem geschichtlichen Boden steht, sondern dass er es auch verstanden hat, das geschichtliche Material zu verwerthen und es zu lebendiger Gruppierung zusammen zu fassen. Von ganz besonderem Interesse ist uns da die Auffassung der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms I. gewesen, die wir bei dem Verf. gefunden haben, dieses von Poeten und Historikern oft so ungünstig gewürdigten Mannes, von dem man aber doch sagen darf, nicht bloss dass ein tüchtiger Kern in ihm stak, sondern dass er in dem Moment der Geschichte, in welchem er die Regierung führte, auch Dasjenige gethan hat, was nöthig war, um die späteren Erfolge des Hohenzollernhauses vorzubereiten und möglich zu machen. Es ist wohl ganz wahr, dass wir ohne einem Friedrich Wilhelm I. auch einen Friedrich den Grossen nicht gehabt haben wür-

den, und zustimmen kann man dem Verf. auch nur, wenn er auch in dem viel getadelten Auftreten des »Soldatenkönigs« gegen seinen Sohn nicht bloss berechtigte Momente anerkennt, sondern wenn er darin auch den Geist der reformirten Kirche nachzuweisen sucht, wenn auch in jener puritanischen Strenge, wie sie nur einem Zweige der reformirten Kirche eigen war. »Wollten wir«, sagt der Verf., »dem rastlosen, unermüdlichen Manne auf seinen Wegen folgen, überall würden wir uns, oft in auffälligster Weise, an den Ordnungssinn, an die sorgfältige Pflege des scheinbar Kleinen und Unbedeutenden, an die Gerechtigkeit gegen Vornehme und Geringe, an den schneidenden Ernst der Strafen, an die heilsame, oft erschüttende Rücksichtslosigkeit jener Kirche erinnert sehen, die von Calvin gegründet wurde, und es scheint fast, als wäre es eine Uebertragung ihrer Gedanken und Bemühungen auf das Staatliche, was uns in Friedrich Wilhelm's Arbeit entgegentritt: der Staat der Disciplin neben der Kirche der Disciplin«. Ganz ohne Zweifel eine durchaus richtige Anschauung, zumal der Zusammenhang ja auch auf der Hand liegt, und so auch die weitere Charakterisirung des Königs: wir möchten sie jedem empfehlen, der sich ein richtiges Bild von seinem zwar herben und schroffen, aber im tiefsten Grunde doch nur achtungswerthen und treugesinnten Wesen machen will. —

Nur Eins hätten wir vor Allem an der Arbeit auszustellen: dies, dass sie in seltsamer Weise unvollständig ist. Nicht dass der Verf. der Vorgänger des grossen Kurfürsten nicht gedenkt, auch nicht einmal Johann Sigismund's, durch den doch das reformirte Bekenntniss erst in das Haus der Hohenzollern gekommen ist.

Wenn sich auch bei diesem schon wichtige Momente zeigen, die bei einer Darstellung des »Einflusses, den die reformirte Kirche auf Preussens Grösse« gehabt hat, nicht unbeachtet gelassen werden dürfen, so ist der Grosse Kurfürst doch in der That auch wieder so sehr ein neuer Anfänger in seinen Erblanden, dass man versteht, wie der Verf. es vorgezogen hat, mit diesem seine Darstellung zu beginnen. Aber — weshalb nicht auch, abgesehen von Friedrich dem Grossen, den König Friedrich Wilhelm III., den Begründer der Union mit in die Darstellung hinein ziehen? und weshalb nicht ebenfalls die Unionsbestrebungen der Vorgänger dieses Königs, wie sie doch vorliegen, mit in ihre Charakterzeichnung hinein bringen? Denn das muss doch auch gesagt werden, der Unionsgedanke ist keineswegs erst von Friedrich Wilhelm III. erfunden, sondern er ist seinem Hause erbeigenthümlich gewesen, seit dasselbe sich in den Zwiespalt der beiden evangelischen Confessionen gestellt sah, und Friedrich Wilhelm III. hat hier nur die Frucht der Arbeit seiner Vorfahren geerntet. Schon bei Johann Sigismund, ja selbst bei dem Vater desselben tritt der Gedanke hervor, dass beide evangelische Confessionen im Grund und Wesen eigentlich nur eine seien, und wie sehr seit den Tagen des Grossen Kurfürsten die endliche Wiedervereinigung der Streitenden den Brandenburgischen Monarchen am Herzen gelegen hat, auch wenn sie zu ihrer Zeit nicht weiter gehen konnten, als bis zu jenen Edicten, die den offenen Streit untersagten, das ist ja bekannt genug. Aber — dieser Gedanke stammt auch aus der reformirten Kirche und gehört mit zu ihrem Wesen seit der Zeit, wo die Trennung zwischen beiden Theilen in Folge der Concor-

dienformel perfect wurde, und wenn die Hohenzollern diesen Gedanken festgehalten und schliesslich in Ausführung zu bringen gesucht haben, so ist das nicht etwa zum Trotz der reformirten Kirche und im Abfall von ihr, sondern in ihrem Geiste und unter ihrem Einflusse geschehen. Diese Seite hätte daher in einer Schrift, welche von dem Einflusse der reformirten Kirche auf das Hohenzollernsche Fürstenhaus und dessen wachsende Grösse handelt, ebenfalls hervorgehoben werden müssen, und das nach unsrer Meinung um so mehr, als die Beseitigung des kirchlichen Zwiespaltes unter den Bekennern der Reformation doch wohl auch mit zu den Ehren der Hohenzollern und auch mit zu dem gehört, wodurch auch ihre politische Bedeutung gewachsen ist. Ref. verkennt die Schäden, vor Allem das Unvollendete der Durchführung des Unionsgedankens in den alten preussischen Provinzen nicht und meint, dass, was die neuen Landestheile angeht, die Union auf anderem Wege und auf besseren Grundlagen errichtet werden müsste, aber — die Berechtigung der Union sollte Niemand verkennen und namentlich ein Mitglied der reformirten Kirche nicht, welche bei dem Zustandekommen der Trennung 1580 durch den Mund ihrer bedeutendsten Vertreter offen gegen das Zerreißen des Leibes Christi protestirt und sich auch hernachmals stets der Wiedervereinigung geneigt gezeigt hat, sobald dies ohne Aufgeben der eigenen Ueberzeugung geschehen könnte.

F. Brandes.

Entgegnung *).

Herr Prof. Kraut in Hannover veröffent-

*) Die Redaktion nimmt auch diese Entgegnung auf; damit glaubt sie aber ihrer Pflicht nach beiden Seiten vollständig genügt zu haben.

licht in Nr. 47 des Jahrgangs 1871 dieser Anzeigen eine Erwiderung auf die Selbstbesprechung meines Mitarbeiters Th. Husemann über das von uns beiden verfasste Werk „Die Pflanzenstoffe etc.“ Letztere nahm Bezug auf eine Kritik unseres Werkes von Herrn K. Kraut im Literarischen Centralblatt (1871. 506), welche dasselbe, im schneidenden Widerspruch mit zahlreichen günstigen Beurtheilungen, in so grund- und massloser, ja geradezu injuriöser Weise heruntermachte, dass wir darin nur den Ausfluss persönlicher Zwecke erkennen konnten. Unter diesen Umständen war es für uns ein Gebot der Nothwehr, uns nicht auf eine blosser Widerlegung der Krautschen Angriffe zu beschränken, die in der erwähnten Selbstbesprechung, soweit sie sachlich möglich war, so vollständig geführt worden ist, dass Hr. Kraut sich wohl hütet, darauf zurückzukommen, sondern auch dem öffentlichen Urtheil einen Einblick in die Motive der Handlungsweise unseres Kritikers zu gestatten und diesem die Maske der Unpartheilichkeit vom Gesicht zu reissen.

Wir waren zu diesem Zwecke genöthigt, aus einem zwischen dem Verleger des Gmelin'schen Handbuches, Hr. C. Winter, und mir stattgehabten Briefwechsel eine Mittheilung zu machen, die das Verfahren des Hr. Kraut zu illustriren geeignet war. Hr. Winter hatte mir im October 1864 das Anerbieten gemacht, an die Stelle des Hrn. Kraut als Bearbeiter und Herausgeber des Gmelin'schen Handbuchs, und zwar des Hauptwerks wie auch des Supplements, zu treten, da Hr. Kraut, dem er übrigens sonst alle Anerkennung zollte, wegen seiner Berufsgeschäfte das Werk nicht prompt genug zu för-

dern vermöge. Ich lehnte dieses Anerbieten, so
 sehr es mir sonst gepasst hätte, aus Rücksicht
 für Hrn. Kraut ab, der, wie ich wusste, Werth
 darauf legte, in seinen Functionen zu bleiben.
 Hr. Winter hat sich aber dann noch längere
 Zeit, wie aus späteren Briefen an mich hervor-
 geht, mit dem Gedauken getragen, Hr. K. einen
 Nachfolger zu geben und ich habe die vollkom-
 mene Ueberzeugung, dass weder die mir ge-
 machte Offerte noch die späteren Bemühungen
 Winter's Hrn. Kraut unbekannt geblieben
 sind. Ich schliesse dies nicht nur aus Aeusse-
 rungen der Winter'schen Briefe, sondern auch
 aus dem seit jener Zeit völlig veränderten Be-
 nehmen des Hrn. K. gegen mich, wofür auch
 seine Recension neuerdings einen schlagenden
 Beleg liefert, Hr. Kraut sucht nun mich als
 Lügner hinzustellen, indem er einen Brief des
 Buchhändlers C. Winter in Heidelberg produ-
 cirt, worin derselbe nicht nur unsere Angabe
 geradezu als falsch bezeichnet, sondern sogar den
 Spiess umkehrt, indem er die Sache so darzu-
 stellen sucht, als ob ich von der Bearbeitung
 der Supplemente zum Gmelin entfernt worden
 wäre.

Die beiden Herren haben damit keinen gu-
 ten Schlag gethan. Die Winterschen Briefe
 sind zufällig noch in meinem Besitz,
 ich habe sie der verehrl. Redaction dieser Blät-
 ter im Original unterbreitet und ich ersuche
 dieselbe *), mir zu bezeugen, dass dieselben
 genau das bestätigen, was in der Selbst-

*) Zwei Briefe des Herrn K. Winter Vater haben uns
 vorgelegen und enthalten das Bezeichnete.

Die Redaction.

Besprechung unseres Mitarbeiters gesagt worden ist. Hr. Winter besitzt also, wenn ihn sein Gedächtniss im Stich liess entweder keine Copien jener Briefe (entgegen dem Gebrauch der Geschäftshäuser) und ist, gelinde gesagt, leichtsinnig genug, jene Angabe frischweg als falsch zu bezeichnen — oder er hat absichtlich die Unwahrheit gesagt. In keinem Fall darf sich Herr Winter damit entschuldigen, dass die fraglichen Briefe von seinem Vater, dem damaligen Inhaber des Geschäfts, herrühren. Er war bereits damals mit im Geschäft, wie Briefe von seiner eignen Hand an mich aus jener Zeit beweisen, musste also oder konnte doch darum wissen. Auf alle Fälle hat er durch seine bestimmte Erklärung, es sei mir nie das fragliche Anerbieten gemacht worden, ein gröbliches Unrecht an mir begangen, das wahrlich dadurch nicht in besserem Lichte erscheint, wenn er zu verstehen giebt, ich sei von der Bearbeitung des Supplements durch ihn entfernt worden. Er weiss so gut, wie Herr Kraut, dass ich mehr als anderthalb Jahre nach jenem Briefwechsel durch meine damaligen Gesundheitsverhältnisse genöthigt wurde, freiwillig zurückzutreten. Hiernach kann dieser Herr nicht erwarten, dass ich ihn der Ehre würdige, auf die an meine Adresse gerichtete moralische Betrachtung, die er seinem Briefe an Hrn. Kraut beizufügen sich herausnimmt, hier auch nur ein einziges Wort zu erwidern.

Ich wende mich daher zu Herrn Kraut und constatiere zunächst, dass derselbe in seiner Erwiderung von allen den zahlreichen Ausstellungen an unserm Werke, die seine Kritik enthält, jetzt nur noch eine aufrecht erhält.

freilich die schwerste, nämlich den Vorwurf, ich habe aus dem Gmelin'schen Handbuch abgeschrieben. Er citirt zum Beweise dafür eine Anzahl kleinerer Stellen aus beiden Werken und stellt sie einander gegenüber. Alle herangezogenen Proben sind Schilderungen von Darstellungsweisen und Eigenschaften von Pflanzenstoffen und enthalten, da es üblich ist, dieselben so viel als immer möglich mit den Worten der Entdecker zu geben, in der That mancherlei Anklänge. Aber was soll dies? Herr Kraut und jeder sachverständige Leser weiss so gut wie ich, dass das gleiche Experiment mit denselben Erfolgen zwischen dem Gmelin und jedem anderen grösseren chemischen Werke, ja zwischen irgend zwei beliebigen chemischen Werken angestellt werden kann. Herr Kraut speculirt also darauf, den nicht sachverständigen Theil der Leser Sand in die Augen zu streuen. Nun bestreite ich aber gar nicht einmal, dass ich das Gmelin'sche Handbuch benutzt habe. Dasselbe hat mir in der That vortreffliche Dienste geleistet. Aber ich bestreite, dass ich es anders benutzt habe, als alle anderen Hand- und Lehrbücher der organischen Chemie, dass ich es anders benutzt habe, als ich es nothwendig benutzen musste, wenn meine Arbeit das werden sollte, was ich anstrebte, mit einem Worte anders, als in kritischer Weise. Jede zweifelhafte Angabe habe ich in den Originalarbeiten verglichen. Soll etwa jeder Schriftsteller immer wieder aufs Neue die mühevollen Arbeit wiederholen, das zerstreute Material aus den Hunderten von Journalen zusammenzusuchen? Herr Kraut scheint eine sehr hohe Meinung von seinen Arbeiten

für das Gmelin'sche Handbuch zu haben, dass er sie so eifersüchtig hütet. Und hat derselbe im Grunde etwas anders gethan, als die Originalaufsätze nach vorgezeichneter Schablone mit der erforderlichen Sorgfalt excerpirt? Wenn es nicht gestattet sein soll, das Gmelin'sche Handbuch bei literarischen Arbeiten zu Rathe zu ziehen, so hätte es füglich ungeschrieben bleiben können.

Doch, ich wiederhole es, jeden unerlaubten Gebrauch des Gmelin'schen Handbuches muss ich auf das Entschiedenste bestreiten und wenn Herr Kraut mir noch mit einem zweiten Dutzend kleiner Citate aus unserem 1178 zum Theil enggedruckte Seiten Gross Octav umfassenden Werke aufwarten sollte. Seine Beweisführung ist, gerade herausgesagt, lächerlich. Alle seine Citate sind ja nichts anders als Anführungen von Thatsachen, die nicht Herr Kraut, sondern andere Leute entdeckt haben. Soll ich nun, wenn Herr Kraut berichtet „die Strychninsalze sind meistens krystallisirbar und schmecken bitter“, um nicht in den Verdacht des Plagiats zu gerathen, dafür sagen, „sie sind unkrystallisirbar und schmecken süß“? soll ich, weil Herr Kraut auf Grund der Angaben des Entdeckers von der Gurgunsäure anführt, sie finde sich im Woodöl und bilde gelbe Flocken, jenem Herrn zu Liebe meine Leser glauben machen, sie komme im Citronenöl vor und krystallisire in rothen Tafeln? Mag Herr Kraut, weil ich dies nicht that, sondern die Thatsachen richtig anführte, mich immerhin für einen Plagiarius halten, der sich an seinem eigensten Eigenthum vergriff, auf alle Fälle wird er

1928 Gött. gel. Anz. 1871. Stück. 49.

mir und anderen Leuten gestatten müssen, auch von ihm eine besondere Meinung zu haben, die ich ihm und der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werde, wenn er fortfahren sollte, grundlose Verdächtigungen gegen mich in Scene zu setzen.

Chur den 26. November 1871.

Aug. Husemann.

m. d. g. .

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 50.

13. December 1871.

Christoph Scheurl's Briefbuch. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation und ihrer Zeit, herausgegeben von Franz Frhn. v. Soden und J. K. F. Knaake. Erster Band. Briefe von 1505 bis 1516. Zweiter Band. Briefe von 1517 bis 1540. VII und 169, V und 254 SS. in 8°. Potsdam. Gropius'sche Buchhandlung 1867 und 1872.

Der Mann, dessen Briefe in dem angezeigten Werke abgedruckt sind, wird nicht erst durch diese Sammlung der gelehrten Welt bekannt. Schon im Jahre 1837 hatte der eine der oben genannten Herausgeber, der nun verstorbene Frhr. v. Soden, eine kleine Schrift u. d. T.: »Christoph Scheurl der Zweite und sein Wohnhaus in Nürnberg. Ein biographisch-historischer Versuch zur Reformation und zu den Sitten des 16. Jahrhunderts« veröffentlicht, und hatte ihr, nachdem ihm aus dem Scheurl'schen Familienarchiv und den Nürnberger Archiven zahlreiche, bisher unbekannte, Quellen mitgetheilt worden waren, 1855 ein grösseres Werk folgen lassen,

dem er den Titel gab: »Beiträge zur Geschichte der Reformation und der Sitten jener Zeit mit besonderem Hinblick auf Christoph Scheurl II.«. Dieses Buch hatte freilich nicht gehalten, was der Titel versprach, denn es bot in seinem Haupttheile nichts als ziemlich untergeordnete Mittheilungen aus den Nürnberger Rathsverlässen, in denen sich auch Nachrichten über Scheurl befanden, nur der erste kleinere Theil gab eine ziemlich genaue Erzählung seines Lebens, in der sich eine, wenn auch nicht ausreichende, Benutzung der neuen Quellen erkennen liess. Aber immerhin kam in dem ganzen Werke der Name Scheurls wiederholt vor, und ward, nach einer unter Biographen ziemlich verbreiteten Unsitte, von Soden mit einer Ruhmesglorie umkleidet.

Auch vor diesen Werken war Scheurl, dessen Geschlecht sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, nicht ganz unbekannt gewesen, sondern von Nürnberger Lokalhistorikern genannt und gerühmt worden. Von einem Manne, dessen man in der Folgezeit als einer beachtenswerthen Erscheinung gedenkt, finden sich meist deutliche Spuren seines Wirkens bei seinem Lebzeiten: demnach konnte man auch eine Erwähnung von Scheurls Namen in Briefen und zeitgenössischen Werken erkennen. Doch muss man in dieser Behauptung eine wichtige Beschränkung eintreten lassen, nämlich die, dass in der Briefsammlung der Heroen des Humanismus, eines Hutten, Erasmus und Reuchlin Scheurls Name nicht begegnet.

Scheurl hat selbst dazu beigetragen, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, dadurch dass er eigene Schriften veröffentlichte. Aber diese gedruckten Schriften sind untergeordneter

Art. Sie sind zum grossen Theil Reden, die bei besonderen Veranlassungen gehalten wurden und ein bestimmtes Thema mit Gewandtheit und in schönem Ausdruck behandeln z. B. eine disputatio, die Scheurl über einen juristischen Gegenstand in Bologna hielt und dort drucken liess; eine oratio panegyrica in laudem Germaniae et ducum Saxoniae, die hauptsächlich dem Preise des Churfürsten von Sachsen gewidmet war und später noch zu erwähnen ist; ferner zwei Reden verwandten Inhalts: eine oratio attingens literarum praestantiam nec non laudem ecclesiae Wittenbergensis und eine de Sacerdotum et rerum ecclesiarum praestantia. Sehen wir in diesen letzten beiden das theologische Element nur vorwiegen, so finden wir es ausschliesslich herrschend in einer kleinen Schrift, die aus zwei Theilen besteht, von denen der erste, eingeleitet von einem Sendschreiben Scheurls an Charitas Pirckheimer, die Briefe des Pilatus und Lentulus an den Kaiser Tiberius, das Schreiben des Abgarus an Jesus und dessen Antwort enthält, der zweite unter dem Titel: utilitates missae Aussprüche der Kirchenväter und einiger Päpste über die Wirkung der Messe auf Betende und Sünder aller Art zusammenstellt. Diese kleine Schrift, die zuerst 1507 erschien und mehrfach wiedergedruckt wurde, — von den andern Veröffentlichungen Scheurls sehen wir ab, — verdient nicht ihrer Bedeutung wegen, sondern aus dem Umstande Beachtung, dass sie den der alten Kirche und ihren Gebräuchen völlig ergebenden Sinn bekundet, zu einer Zeit, wo die Humanisten Italiens, des Landes, in dem diese Schrift entstand, sich von der Religion abgewendet, ja derselben oft feindlich entgegenge stellt hatten und wo unter den deutschen Hu-

manisten wenigstens der Widerstand gegen einzelne Gebräuche bemerkbar wurde.

Es war früher nicht bekannt, dass wir, gegenüber diesen wenigen Drucksachen, einen bedeutenden handschriftlichen Nachlass Scheurls besäßen, der in Werken und Briefen besteht. Was die ersteren betrifft, so verspricht einer der Herausgeber der angezeigten Sammlung die baldige Veröffentlichung des »Geschichtsbuchs der Christenheit von 1511—1521«, das ein neues Unternehmen, die »Jahrbücher des deutschen Reichs und der deutschen Kirche im Zeitalter der Reformation« eröffnen soll, und auf das wir gespannt sein dürfen. Scheurls Interesse für Geschichte tritt an vielen Stellen hervor: Der exegesis Germaniae des Franz Irenikus widmet er mehrfache Beachtung (Briefe II, S. 21. 25), er selbst hatte den bedeutenden Plan, Nürnbergs Alterthümer zu sammeln (Briefe I, S. 4), dann suchte er kleinere Arbeiten auszuführen, er wollte den wirtenbergischen Bauernkrieg von 1514 (Briefe I, S. 131) und die Kämpfe zwischen Nürnberg und dem Markgrafen von Brandenburg beschreiben. (Soden 1837 S. 9). Das jetzt von Knaake zur Veröffentlichung bestimmte Werk scheint Scheurls Lieblingsarbeit gewesen zu sein, von der er auch vor Beendigung gerne sprach, und von dem Eoban Hesse in einem 1520 verfassten Begrüssungsgedichte sang:

Turbida mirificis praesentia tempora rebus
Cogere in aeternam diceris historiam.
(Soden, Beiträge S. 114). Wenn es erlaubt ist, nach dem, was wir von der Eigenthümlichkeit des Mannes wissen, ein Urtheil über sein noch ungedrucktes Werk zu fällen, so werden wir sagen müssen, dass das Geschichtsbuch schwerlich

eine Arbeit sein wird, die eine tiefe Auffassung der damaligen geistigen und religiösen Bewegung enthält, wohl aber eine gut geordnete Chronik voll genauer, theilweise wohl unbekannter Nachrichten, wie sie dem im Mittelpunkte des damaligen Handelsverkehrs, in Nürnberg, lebenden Verfasser reichlich zu Gebote standen. Den ersten Theil dieses Urtheils werden wir im Verlaufe dieser Anzeige noch zu begründen haben, der zweite wird deutlich durch einen Blick, den man auf die Briefe wirft. Denn auch diese und besonders, wenn auch fast kein Brief ganz frei davon ist, die Briefe aus der Jugend und dem späteren Alter enthalten zum grossen Theil Nachrichten über die Zeitereignisse. Diese Mittheilungen bereichern zwar unsere Geschichtskennntniss wenig oder gar nicht, dennoch haben sie einigen Werth, theils durch die Bestätigung der bekannten Thatsache, dass in Nürnberg ein Zusammenfluss von Nachrichten aus der ganzen Welt war, theils durch die lebhaftete Schilderung des Schreibers, die namentlich bei der Beschreibung der Verhältnisse in Bologna am Anfang des 16. Jahrhunderts, bei Schilderung einer Reise in Spanien u. a. m., hervortritt.

Neben diesen Nachrichten enthalten die Briefe längere und kürzere Notizen über Scheurls Lebensereignisse, denen wir an dieser Stelle eine Betrachtung widmen müssen.

Christoph Scheurl war im Jahre 1481 in Nürnberg geboren. Er stammte aus einem angesehenen Geschlechte, das zwar noch nicht lange in der reichen Handelsstadt ansässig war, aber doch zu vielen der dort lebenden Patricierfamilien in freundschaftlichen oder verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Die Eltern wurden durch die früh hervortretenden Fähig-

keiten des Knaben bestimmt, denselben dem Studium zu widmen und schickten ihn, nachdem er in Heidelberg vorgebildet worden war, zum Studium der Rechte nach Bologna, der für dieses Fach schon im Mittelalter berühmten Universität. Hier blieb Scheurl 7 Jahre, genoss des Unterrichts vorzüglicher Lehrer, erwarb sich durch ausserordentlichen Fleiss hervorragende Kenntniss des Rechts und erlangte mit grossen Ehren das Doktorat; es wurden ihm ferner als Syndikus der deutschen Nation, alle die Auszeichnungen zu Theil, die mit dieser nicht unbedeutenden Würde verknüpft waren.

Der Aufenthalt in Bologna wurde dann zum Besuche andrer Theile Italiens, besonders Roms benutzt, und wenn Scheurl auch mit den Gutgesinnten jener Zeit, besonders mit den deutschen Humanisten den Hass gegen den Papst Julius II. theilte, dessen in jeder Beziehung unpäpstliches Leben Niemandem gefallen konnte, so fesselte ihn doch der zu Rom herrschende Glanz dermassen, dass er als seinen höchsten Wunsch aussprach, einmal Redner beim Papste zu werden (I, S. 26. 31). Ueberhaupt war er, wie wir schon bemerkten, sehr fromm: auf das Messelesen legte er grosses Gewicht, Anflehen der Heiligen, Anrufen Jesu, verehrungsvolle Erwähnung der Reliquien findet sich häufig in seinen Briefen (I, 31, 82. II, 1, 11, 33, 50). Er ging sogar längere Zeit mit dem Plane um, sich in einen Orden aufnehmen zu lassen, that dies aber nicht, ohne dass wir wissen, welcher Einfluss ihn davon abhielt; doch stand er später mit dem Augustinerorden in so enger Beziehung, dass er denselben einmal geradezu als *ordo noster* bezeichnet (vgl. I, 21, 22, II, 1). Während die übrigen Humanisten nicht früh genug

nach Italien, als dem Lande, aus dem die neue Bildung strömte, reisen konnten, und hier mit vollen Zügen die Schätze des Alterthums in sich aufnehmen, dabei aber auch sich mit jugendlichem Feuer dem Genusse eines frischen, oft übermüthigen Lebens hingaben, empfiehlt Scheurl für den Aufenthalt in Italien nur angestregtes Studium (I, S. 97); während die übrigen Humanisten durch Annahme eines recht alterthümlich klingenden Namens den geistigen Ritterschlag erhalten zu haben meinten, sprach er sich gegen diejenigen aus, welche sich einen Göttern und Menschen unbekannten Namen ausdenken (I, S. 85).

Schon in Bologna war Scheurl dem Churfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen bekannt geworden und dieser, wahrscheinlich bewogen durch eine von Scheurl zum Lobe Deutschlands und des sächsischen Hauses gehaltene Rede (s. o.), berief (1504) den jungen Gelehrten nach der neuerrichteten Universität Wittenberg. Kaum war er hier angekommen, so wurde er zum Rektor gewählt und lebte nun 5 Jahre daselbst, als geschätzter Lehrer, in enger Verbindung mit seinen Collegen, von den Grossen und insbesondere von seinem Fürsten geehrt und mit der Besorgung mannigfacher praktischer juristischer Angelegenheiten beauftragt, die von ihm zwar zur Zufriedenheit gelöst wurden, ihn aber endlich bewogen, Wittenberg zu verlassen, (1512) weil sie nicht dem Zeitaufwand und der Mühe entsprechend bezahlt wurden. (I, S. 141).

In Wittenberg hatte sich Scheurl an Johann Staupitz angeschlossen, den würdigen Lehrer und Vorgesetzten Luthers, hatte sich Spalatin und Luther genähert, wenn auch die Verbindung mit ersterem nie recht fest wurde, und war eine

innige Freundschaft mit Jodocus Trutvetter (Eisenacensis) eingegangen, einem Theologen und Philosophen, der in eigenthümlicher Weise die neue mit der alten Richtung zu verbinden suchte, aber früh genug starb, so dass er nicht nöthig hatte, bei dem Zusammenstoss beider Richtungen eine entschiedene Stellung einzunehmen. Mit dem Humanistenbunde aber, der in Erfurt seinen Hauptsitz hatte, mit der jugendfrischen Schaar, die sich dort um Mutianus Rufus versammelte, trat Scheurl gar nicht in Verbindung: während sonst dieser Bund Männer der verschiedensten Altersclassen und Berufsarten einander nahe brachte, schien er für Scheurl, den einseitigen Juristen, keinen Raum zu gewähren*).

Als Scheurl nach fast zwölfjähriger Entfernung wieder in seine Vaterstadt zurückkehrte, wurde er von seinen Mitbürgern freudig empfangen, zum Advokaten und Assessor im Stadtgericht ernannt, bald auch in den Rath der Stadt berufen und war einestheils in Privatprocessen

*) Ein Curiosum möge hier seinen Platz finden. Soden Beiträge S. 83) theilt aus einem Briefe Scheurls folgende Stelle mit: »wenn ich auch abtrünnig werden will, so zerreisse ich doch das Band der Freundschaft nicht, aber ich verabscheue die Juristen«. Einen rechten Sinn hat dieser Satz nicht, aber selbst wenn er ihn hätte, so klänge er im Munde des seinem Berufe treu ergebenen Juristen äusserst seltsam. Um seine Uebersetzung vor jedem Verdacht zu schützen, gibt Soden, was er sonst sehr selten thut, in der Anmerkung die lateinischen Worte: *etsi deserere volo, non rescindo, sed dispuo Jurisconsultos*. Diese Worte geben nun in der That keinen andern Sinn, als den der Uebersetzung, sie lauten aber gar nicht so, sondern es heisst nach der Handschrift (Briefbuch II, S. 93): ... *non rescindo, sed dissuo Jurisconsultus nihil putat tam certum*

und Rechtshändeln der Stadt, anderntheils in öffentlichen Angelegenheiten thätig, wozu ihn sein Rednertalent und seine angenehmen Manieren empfahlen. So wurde er gebraucht, um im Namen der Stadt hohe Gäste zu empfangen z. B. die Cardinäle Hippolyt von Este und Lorenz Campeggi, er vertrat Nürnberg auf manchen Reichstagen, und Gesandtschaften z. B. an Kaiser Karl, um den Glückwunsch zur Wahl zum deutschen König auszudrücken und Freiheiten für Nürnberg zu erwirken (1519), ein andres Mal, um gegen einzelne Bestimmungen des Reichstagsabschieds von Speier zu protestiren (1524), dann auch an König Ferdinand. Diese Beschäftigungen raubten ihm zwar Zeit und überhäuften ihn mit Arbeit, aber sie ermöglichten auch, dass er mit den Grossen in Beziehung trat, alte Verbindungen fester knüpfte und neue schloss, vornämlich mit dem Erzbischof Albrecht von Mainz und dem Herzog Georg von Sachsen, dadurch sein Ansehn vermehrte und seine Stellung erhöhte: von König Ferdinand und Kaiser Karl erhielt er das Adelsdiplom. Er starb, kaum sechzig Jahre alt, am 14. Juni 1542.

Enthielte die Briefsammlung weiter nichts, als das Besprochene: politische Notizen und genauere Nachrichten über Scheurls Leben, so würde sie nicht gerade als wichtiger Beitrag zur Geschichte der Reformation aufgefasst werden können, sie wird aber von einiger Bedeutung, weil sie durch die Mittheilungen über Scheurls Stellung zu Humanismus und Reformation zur Kennzeichnung einer ganzen Geistesrichtung dient.

Auch dem flüchtig Blickenden treten in jener bewegten Zeit des ausgehenden 15. und des

beginnenden 16. Jahrhunderts drei Klassen von Menschen gegenüber: die Humanisten, die ganz dem Dienste der Wissenschaft und dem Gedanken der neuen Zeit ergeben, voll Vaterlandsliebe und religiös angehaucht, doch dem politischen und religiösen Kampfe nicht ihre Kräfte weihen, sondern nur im geistigen Kampfe, zur Vertheidigung der Geistesfreiheit und zum Schutze der geistigen Führer mitstreiten wollen; die Reformatoren, welche bald den Wissenschaften den Krieg erklärend, bald sie nicht in den Vordergrund drängend, nur die religiöse Besserung, die Reinigung der alten Kirche in stetem Kampfe anstrebend, die zum Volkseigenthum erklärte Bibel als Panier hochhalten und in der Volkssprache, der zuerst Luther den gewaltigen und doch so ansprechenden Ton entlockt hatte, redeten; und die Anhänger des Alten, natürlich nur der redliche Theil derselben, welche den Humanismus und die Reformation als verderbliche Feinde bekämpfen, in beiden für die väterliche Religion vernichtende Mächte erblicken, gegen Beide die weltliche Macht und geistliche Strafen anrufen, weil sie von der durch den Humanismus gepflegten Wissenschaft die Vernichtung der ihnen lieb gewordenen Unwissenheit, von der einseitigen Hervorhebung des Alterthums eine Rückkehr zum Heidenthum befürchten, und die Reformation als die Macht, welche an den Grundsäulen der alten Kirche rüttelte und die Jahrhunderte lang für heilig gehaltenen Einrichtungen entweihte, mit tödtlichem Hasse verfolgen.

Man sollte meinen, dass in diese drei Klassen, selbst in einer geistig so bewegten Zeit, wie der des Humanismus und der Reformation, sich alle Männer von irgend welcher Bedeutung ein-

reihen liessen, aber man würde irren. Denn auch damals, wie zu allen aufgeregten Zeiten, gab es nicht wenige, die von der Bewegung ganz unberührt blieben, die entweder aus Charakter- oder aus Geistesschwäche die grossen Ereignisse, welche sich vor ihren Augen vollzogen, völlig unbeachtet liessen. Solche Menschen fallen in Zeiten minderer geistiger Regsamkeit weniger auf, weil ihre Zahl sehr bedeutend ist, sie werden aber schärfer beobachtet, wenn ihnen vom Schicksal bestimmt war, gleichsam als verstorbene Geister in Zeiten übersprudelnder Lebenslust, ewiger Jugendlichkeit einherzuwanken. Christoph Scheurl gehörte dieser letzten Gattung von Menschen an.

Wir haben bereits gesehen, dass während seines längeren Aufenthalts in Wittenberg zwischen ihm und den Erfurter Humanisten kein persönliches Verhältniss sich bildete. Aber auch von einem späteren schriftlichen Verkehr mit ihnen zeigt sich keine Spur, nur ein Gedicht ist bekannt, das Eoban Hesse an Scheurl richtete, doch liegt die Vermuthung nahe, dass dieser stets weindurstige und geldbedürftige Dichter mit seinen Versen einen sehr praktischen Zweck habe erreichen wollen, nämlich die Berufung nach Nürnberg, die später wirklich erfolgte. Ebenso wenig wie mit den Erfurtern, stand Sch., wie wir sahn, mit Hutten und Erasmus in brieflicher Verbindung, aber er erwähnt sie selbst sehr wenig in seinen Briefen. Hutten wird nur zweimal gelegentlich als Verfasser zweier neuer Schriften gedacht (II, 15, 89) und einmal in einem gewissen Denunciantentone (II, 61); auch der Name des Erasmus wird nur genannt, wenn es gilt, auswärtigen Freunden

literarische Neuigkeiten mitzuthellen (II, 11, 13, 29, 41). Nur mit einem der bedeutenderen Humanisten, mit Pirckheimer, war Scheurl näher bekannt, wie es ja der gemeinsame Wohnort beider Männer mit sich brachte. Ueber ihr Verhältniss kann man aus den Briefen keinen Schluss ziehen, Pirckheimer wird in denselben manchmal erwähnt, zwar ohne besondere Wärme, doch auch ohne jedes tadelnde Wort. Aber wir erfahren von andrer Seite (Soden, Beiträge S. 305 ff.), dass 1528 ein offener Bruch zwischen Beiden eintrat, und dass es bei dieser Gelegenheit zu sehr unliebsamen Erörterungen und Vorwürfen kam. Stiller Groll hatte schon lange geherrscht. Denn bereits 1519 hatte Pirckheimer in seinem *Dialoge Eccius dedolatus*, der seit Böcking mit Sicherheit als P.'s Eigenthum betrachtet werden darf, seinen Landsmann tüchtig verspottet. Die Stelle lautet. *Amici. Et illuc (in Nürnberg) amicos possides innumeros, Bilibaldum scilicet illum, et animae tuae dimidium, utriusque juris dolorem. Eccius. Dolorem dicitis? A. Doctorem dicere volebamus. E. Quemnam? haud enim satis intelligo. A. Gloriosum illum, insulsum, supinum, arrogantem, cujus mater, nostin'? E. Quid ni noverim, cujus nuper interfuerim nuptiis, ibique non penitus invita saltaverim Venere* (Böcking, *Hutteni Opera* IV, 521 fg.; auf die dieser Stelle folgenden Worte gehe ich nicht weiter ein, weil ich nicht im Stande bin, ihren Inhalt, eine durch Sch. verübte Verleumdung Ecks, zu erklären). Dass der hier verspottete Nürnberger Scheurl ist, ist Böcking entgangen und auch unser Herausgeber hat sich nicht die Mühe gegeben, die Stelle zu suchen, es geht aber schon aus den Worten hervor; Sch.'s Hochzeit fand

kurz vor dem Erscheinen des Dialogs am 28. Aug. 1519 statt (Soden S. 89), bei der Eck zugegen war (Briefbuch II, 112), endlich bekennt Sch. selbst an mehreren Stellen in ziemlich gereiztem Tone (Briefbuch II, S. 98, 100, 111), dass er in dem Dialoge verspottet werde, weist aber den Hohn als unverdient zurück.

Das sicherste Kennzeichen für die Gesinnung eines Humanisten wird durch die Stellung geboten, die er auf dem Höhepunkt der humanistischen Bewegung, im Reuchlinschen Streite, einnahm. Um Scheurls Wesen zu würdigen, müssen wir daher genau betrachten, in welches Verhältniss er zu Reuchlin trat. Da persönliche Berührungen zwischen beiden Männern nicht stattfanden, so sind wir darauf angewiesen, zu sehen, wie Scheurl in seinen Briefen von Reuchlin und der Reuchlinschen Angelegenheit spricht. Zunächst tritt er als Commissionär neuer Schriften für die Freunde auf, er zeigt an oder schickt Reuchlins Augenspiegel und die epistolae clarorum virorum, Pfefferkorns Sturmglöcke und Streitbüchlein, auch die Dunkelmännerbriefe. (I, 105, 129, 134, 155, 165). Wie wenig er aber die Schriften las, zeigt seine Bemerkung, dass ein Buch Reuchlins gegen die Cabbalisten erschienen sei (II, 15); noch im Mai 1517 kennt er den zweiten Theil der Dunkelmännerbriefe nicht (II, 18). Ein ächter Humanist hätte niemals in demselben Athemzuge, mit dem er mittheilt, dass Reuchlins Triumph gedruckt werde, Conrad Collin, einen der Hauptgegner der Humanistischen Partei, grüssen lassen (II, 1. 20); auch die Bemerkung, dass der Process dem Cardinal Grimani übertragen worden sei, der die Juden begünstige, (I, 148) ist im Munde der Kölner; und wenn er sagt: *vester ille*.

Ulrichus Hutten, so ist man geneigt, darin den deutlichen Ausspruch zu sehn, dass er nicht zu dieser Partei gehöre. Ihm schien der wissenschaftliche Streit sehr unnütz und bedenklich und er wünscht dessen Beendigung: nur die fromme Beobachtung der göttlichen Gesetze, meint er, sei Gott wohlgefällig und den Menschen erspriesslich (II, 27). Seine eigene Ansicht sprach er niemals klar und offen aus, wenn man nicht seine Nichtübereinstimmung mit den Humanisten in der Bemerkung sehen will, dass es nicht Pflicht des Freundes sei, Alles was der Freund thue zu billigen, sondern dass er auch mahnen und tadeln dürfe (S. 40). Dann verbleibt er wieder bei faktischen Mittheilungen über neue Schriften und über die letzte Phase des Streites. (S. 45, 89, 116 fg.). Nirgends begegnet ein theilnehmendes Wort, niemals ein Ausdruck der Billigung, oder des entschiednen Tadels; auch in diesen Berichten herrscht der rein geschäftsmässige Ton, als gelte es einem Gegenstand, der Geist und Gemüth durchaus nicht aufregt oder einem solchen, der zu unbedeutend ist, als dass man seinen hohen Standpunkt deswegen verlassen sollte. Wie in einer lachenden Gegend unter bewaldeten, im frischen Grün prangenden Höhn ein nackter kahler Felsen wol die Aufmerksamkeit auf sich zieht, aber keinen wohlthuenden Anblick gewährt, so tritt Scheurl, der theilnamlose, kaltmusternde Zuschauer als eine seltsame, aber unerquickliche Erscheinung unter seinen Zeitgenossen, den begeisterten, unermüdlichen Kämpfern für freie Ideen hervor.

Da schien auch bei ihm die träge Ruhe einer frischen Bewegung Platz zu machen. Als Luther auftrat, erklärte sich Scheurl, der den

Reformator von Wittenberg her persönlich kannte, mit ihm in Briefwechsel gestanden und seine früheren Schriften mit Theilnahme gelesen hatte, offen als seinen Anhänger. Er erkannte zwar die Bedenklichkeit des Unternehmens (II, 52), aber bleibt darum doch fest, von der »Martinschen Angelegenheit« hofft er das Beste, er jubelt, wie alle voll Begeisterung für den einen Mann eintreten, er spricht sogar einmal davon, dass Deutschland endlich den italienischen Betrug erkennen müsse (II, 51, 58, 60 fg. 63). Erschreckt von dem Gerücht, dass Luther gestorben sei, dessen Widerlegung er bald erfährt (S. 65), schreibt er an Luther selbst einen bemerkenswerthen Brief, versichert ihn seiner vollen Theilnahme, rath freilich von extremen Massregeln ab (S. 70 ff.).

Denn Scheurl war von Anfang an, trotz der scheinbaren Gluth, ein Halber gewesen, der einmal auf kurze Zeit von dem allgemeinen Enthusiasmus ergriffen werden konnte, sowie es aber zu Thaten kam, in Lethargie zurücksank. Nicht lange, nachdem er Luther näher getreten war, hatte er den Johann Eck kennen gelernt und bemühte sich nun beide Männer zu vereinigen. Ein solches Streben wäre noch 1517 gerechtfertigt gewesen, obwohl auch damals schon die Verschiedenartigkeit beider Männer klar hervorgetreten war; die Wiederholung des Versuches im J. 1520, nach der Leipziger Disputation, d. h. also das Bestreben, einen Weltkampf, in dem zwei grosse Grundsätze auf Tod und Leben mit einander rangen, durch freundschaftliche Annäherung der Streitenden zu beenden, bekundete mehr als viele Aeussierungen Scheurls gänzliche Verkenntung der gewaltigen Bewegung, die sich vor seinen Augen vollzog.

Es war selbstverständlich, dass dieser Versuch misslingen musste, aber dadurch musste auch die Stellung des Vermittlers unhaltbar werden, denn weder Eck noch Luther mochten einen Mann Freund nennen, der sich die Miene gab, über den Parteien zu stehen, weil er nicht den Muth hatte, sich zu einer rückhaltlos zu bekennen. Schon 1519 begann Scheurl das Schiefe seiner Stellung einzusehn und beklagte sich bei Beiden über den Mangel an Liebe, den er bemerkte (vgl. z. B. II, 127 fg.), er sprach es oft aus, dass ihm die Streitigkeiten nicht gefielen (S. 98 u. a. m.). Das Jahr 1520 war noch nicht zu Ende, da war das Strohfeuer verglommen, das einige Jahre einen hellen Schein gegeben hatte; aus der lebhaften Begeisterung war der nüchterne, und zugleich übermüthige Spruch geworden: *Ego spectator horum* (S. 114). Nun kehrte Scheurl zur alten Kirche zurück, vertheidigte ihre Glaubenssätze und hasste die neue Lehre und ihre Vertreter. Für die Umwandlung lässt sich ein bestimmtes Datum nicht angeben, denn aus einem Zeitraum von mehr als drei Jahren (Mitte 1521 bis Ende 1524) sind keine Briefe vorhanden, als hätte Scheurl sich gescheut, Kunde zu geben von Dem, was in ihm geschah. Wenn er dann später seine Ansichten mittheilte, so that er das in den starken Ausdrücken, denen jene Zeit nicht abhold war: Wittenberg, das er einst so sehr geliebt hatte, bezeichnete er jetzt als *sentinam errorum et speluncam*.

Scheurl verdient nicht deswegen, weil er von der Reformation sich abwandte, nachdem er sich zuerst ihr geneigt gezeigt hatte, Missbilligung, denn auch manche Humanisten thaten

dasselbe und Niemand ist berechtigt, einen redlichen Wandel der Ueberzeugung zu tadeln. Aber während dieser Wandel bei Jenen durch die Besorgniss vor revolutionären Massregeln, welche im Gefolge der religiösen Neuerung eintreten würden, durch Furcht vor einem durch die einseitige Hervorhebung des religiösen Elements veranlasseten Bildungsrückschritt hervorgerufen wurde, lag bei Scheurl der Grund in dem Fehlen des wahren Verständnisses, in dem Mangel an echter Begeisterung, an heiligem Feuer für eine Ueberzeugung. Es gab in jeder Zeit einer grossen Bewegung Männer wie Scheurl, tüchtig und ausdauernd in ihrem Berufe, wacker und gelehrt, doch ohne rechte Energie und ohne Schwung; für die Reformationszeit aber war bisher kaum einer bekannt. Für die Kennzeichnung dieser Richtung ist die vorliegende Briefsammlung von hohem Werth. Die anderen, nicht grade sehr zahlreichen Stücke der Sammlung, die für den Historiker Bedeutung beanspruchen, aufzuzählen, würde zu weit führen.

Zum Schluss einige Bemerkungen über die Ausgabe. Ihr philologischer Theil ist zu rühmen, die Conjekturen zur Verbesserung der oft sehr fehlerhaften Handschrift sind meist recht glücklich, aber sonst bleibt sehr viel zu wünschen übrig. Es fehlen Dinge, die als ganz nothwendige Zugaben zu einer solchen Sammlung bezeichnet werden müssen: ein chronologisches Verzeichniss der abgedruckten Briefe, ein Register über die in den Briefen vorkommenden Personen, Mittheilungen über die Briefe, deren Existenz aus Bemerkungen in den hier vorliegenden hervorgeht. Wenn Knaake in der Einleitung zum zweiten Theile behauptet: »aus-

gelassen sind die Briefe, die nur ganz untergeordnete Verhältnisse berühren, wie die Besorgung eines Lehrherrn für den Sohn eines Freundes u. s. w., so verträgt sich diese Behauptung schlecht mit der Thatsache, dass aus den Jahren 1522—1532 nur 9 Briefe mitgetheilt werden, und ist eine eigenthümliche Illustration des Sodenschen Berichts (Beiträge S. 45), dass Scheurl in einem Jahre 673 Briefe erhalten und, wie wir hinzufügen, wohl auch einige derselben beantwortet hat. In dem Briefbuch erwähnt Scheurl, um nur einige wenige Beispiele zu nennen, Briefe, die er an Soderinus, Siber und Trutvetter geschrieben habe (I, 8, 33, 87) und die hier nicht abgedruckt sind. Vor allem sind aber zwei Ausstellungen zu machen, die der eine der Herausgeber freilich einem Kritiker des ersten Theils gegenüber als unerheblich hinzustellen versucht, die aber von grosser Bedeutung sind: nämlich 1. die gänzlich ungenügenden sachlichen und historischen Anmerkungen, die für Anspielungen, Citate, kurze Erwähnungen wichtiger Ereignisse durchaus keine Aufklärung gewähren, nicht einmal ausreichende Mittheilungen über Scheurls Leben und schriftstellerische Wirksamkeit darbieten und 2. der Mangel an genauen Angaben über Fundort der Briefe, über äussere und innere Beschaffenheit der Handschriften. Denn das sind Angaben, die jeder wissenschaftliche Leser einer solchen Sammlung zu fordern berechtigt ist.

Berlin.

Ludwig Geiger.

Das Deuteronomium und der Deuteronomiker.
Untersuchungen zur Alttestamentlichen Reichs-
und Literaturgeschichte, von Paul Kleinert,
Dr. der Philos., Professor der Theologie an der
Universität zu Berlin. — Bielefeld und Leipzig,
Verlag von Velhagen und Klasing, 1872. VIII
und 268 S. in 8.

Dieses neue Werk welches wissenschaftlich
sein will aber es nicht ist, kann wiederum nur
als ein Zeichen der Zeit betrachtet werden,
woraus man ebenso wie aus so vielen anderen
neuesten Werken welche wissenschaftlichen We-
sens und Nutzens sein sollen kaum etwas ande-
res ersieht als die Verwirrung und Unsicherheit
in welche man jetzt die Wissenschaft hinab-
stürzen will. Es ist daher vorzüglich auch nur
um vor dem Fortschritte auf dieser verhäng-
nissvollen Bahn ernstlich zu warnen, dass wir
in den Inhalt dieses neuen Buches hier näher
einzugehen für der Mühe werth halten.

Wie nämlich der Verfasser dieses Werkes
sich im Ganzen zu erkennen giebt, so würde
man ihn als einen Mann betrachten müssen
welcher in Hengstenberg's bekannten Fusstapfen
einherwandelt, die von diesem Gelehrten ver-
theidigten Meinungen über die Bibel billigt, da-
gegen aber die genauere und sicher am Ende
auch ungleich nützlichere Art von ächter Wissen-
schaft welche seit einem halben Jahrhunderte
mächtig arbeitet am liebsten wieder ausrotten
möchte. Nun aber ist Hengstenberg seit bald
drei Jahren todt: und schon zeigt sich für
Jedermann handgreiflich wie wenig der Tod in
diesem Falle das gute Amt erfüllen kann wel-
ches er sonst übt, die Meinungen und Bestre-
bungen eines Menschen nach seinem Tode nur

noch mehr zu verherrlichen und noch reiner leuchten zu lassen als sie einst seine Zeitgenossen anerkennen wollten. Nimmt man ein paar Einzelheiten aus in welchen Hengstenberg das Richtige nicht verfehlte, so ist übrigens seine ganze Biblische Wissenschaft sofern sie ihm eigenthümlich war, mit seinem Tode vor den Augen der Welt ebenfalls zu Tode gegangen; und was während seines Lebens die tiefer alles Erforschenden immer begriffen und über die Gebrechlichkeit seiner Wissenschaft immer auch offen sagten während so viele ihnen damals keinen Glauben schenken wollten, das wagt heute innerhalb Deutscher Grenzen Niemand mehr zu bezweifeln. Auch unser Verf. hat die Hengstenbergischen Wege, so lieb sie ihm früher gewesen sein mögen, jetzt vollkommen verlassen: das beweist dies ganze Buch; und es geht ihm damit nur ebenso wie einem sehr ähnlichen Gelehrten, F. W. Schultz, welcher über dasselbe Deuteronomium 1859 zu Berlin ein Buch Hengstenbergischen Sinnes herausgab welches er jetzt selbst verwirft.

Anstatt nun aber dadurch nur desto mehr sich angetrieben zu fühlen unsere neuere Wissenschaft welche im schwersten Kampfe mit tausend Hindernissen sich mühevoll genug emporgearbeitet hat desto vorurtheilsloser richtig zu verstehen und zu schätzen, verachtet er sie dennoch, sucht sie unter ein paar wohlfeilen Worten von Lob oder was sie sonst bedeuten sollen vielmehr in der Wirklichkeit zu verkleinern und zu verdächtigen, und sinnt auf etwas neues wodurch sie aus der Welt geschafft werden soll, was aber leider nur zu klug ist als dass es weise sein könnte. Er ergreift dieser Klugheit nach ganz die Mittel und Waffen die-

ser Wissenschaft, spricht mit ihren Worten, und wandelt die von ihr gebahnten Wege: aber seine Absicht ist vielmehr sie zu vernichten; und weil er diese Absicht auf solche Weise auch schon ganz erreicht zu haben meint, erlaubt er sich schliesslich sogar allerlei schmähende Worte um sie vor den Ohren der Welt ganz und gar verächtlich zu machen. Schade nur dass man mit den Waffen der Wissenschaft auch wenn man sie anlegt weil sie doch in der Welt schon da sind ja Ansehen und Ruhm sich erworben haben, dennoch nicht das Geringste von bleibendem Werthe und gesunder Frucht erreichen kann wenn man sie nicht zu führen weiss! Die Sache ist in der Kürze folgende:

Es hat früher manche Gelehrte gegeben welche meinten das mit Recht so zu nennende Deuteronomium (d. i. nicht das ganze fünfte Buch Mose's, sondern nur dessen Haupttheil) sei erst unter König Josia kurze Zeit bevor es zu seinem grossen Ansehen und zu ewiger Geltung gelangte geschrieben: dann liegt auch die Ansicht ganz nahe es sei von seinem wirklichen Verfasser selbst in dem Tempel niedergelegt um den jungen König Josia durch den Schein als sei es von Mose geschrieben zu täuschen. Leider hat Jemand noch in der neuesten Zeit diese Ansicht wieder vertheidigen wollen: allein Dr. Kleinert brauchte sich um ihre Widerlegung gar nicht sehr zu bemühen, weil er wissen konnte dass sie in richtiger Weise längst widerlegt ist. Dagegen will er nun recht sicher gehen indem er zu beweisen sucht das Deuteronomium müsse, (obwohl nicht wie Hengstenberg und seine ganze Schule dies mit aller Macht vertheidigen wollte) von Mose geschrieben, doch sehr alt sein, und der Deuteronomiker sei kein

anderer als Samûel, der alte grosse Prophet. Das ist die neue Ansicht unsres Verf.: allein wir meinen dass sie nicht einmal ernstlich eine Widerlegung verdiene, weil der Verf. sie weder irgendwie als richtig erweist noch auch nur zeigt dass er wisse wie man den Beweis, wenn man ihn geben will, zu geben beginnen muss. Nimmt man die Dinge ohne sie zuvor richtig zu verstehen oberflächlich, so kann man leicht alles zu beweisen sich anheischig machen: allein was sollen die Sachkenner zu solchen Beweisen sagen! und aus guten Gründen hat Niemand vor dem Verf. hier auch nur ernstlich an Samûel als den Deuteronomiker gedacht. Das einzige was der Verf. thun musste wenn er gründlich zu Werke gehen und die jetzt längst aufgestellte bessere Ansicht widerlegen wollte, war dass er sich bemühet zu beweisen das Deuteronomium könne nicht schon ziemlich lange vor Josia unter der Herrschaft Manasse's geschrieben sein. Allein dies einzige worauf es hier ankam, hat er weder S. 114–118 noch sonst wo in seinem Buche bewiesen, und nicht einmal begriffen wie vergeblich es sei, so lange man diese aus einer Menge von sichern Anzeichen geschöpfte Einsicht nicht gründlich entfernen könne, an irgend eine andre Zeit als die des Ursprunges des Deuteronomiums, sei es die Samûel's oder nicht, ernstlich zu denken. Wir haben hier nicht Raum alle die geschichtlichen Anzeichen und Beweise für die Zeit unter Manasse vorzuführen und darauf hinzuweisen wie wenig unser Verf. gründlich über sie urtheile. Wir begnügen uns mit einer einzigen aber selbst schon sehr vielseitigen Hinsicht, auf welche es hier ankommt.

Das ist die Hinsicht auf das Königthum in

Israel. Dass die ursprünglichen Gesetze Mose's keine Rücksicht auf ein solches Königthum nehmen konnten oder wirklich nahmen, ist einleuchtend: aber auch Samûel konnte es nicht, so lange er an es nicht dachte. Es macht nun einen wirklich traurigen Anblick zu sehen wie unser Verf. S. 142 ff. meint das Königsgesetz welches das Deuteronomium 17, 14—20 giebt stehe nicht an seiner rechten Stelle, und sei erst später (sei es von Samûel oder einem andern) hier eingeschoben: so leichtsinnig springt der Verf. mit diesen Dingen um? Denn das Gesetz steht hier vollkommen richtig an seinem Orte; und hätte der Verf. nicht an Samûel gedacht, so würde er nie daran gezweifelt haben. Aber auch die Vermuthung es sei von Samûel erst nachdem er den Saûl zum Könige erwählt geschrieben, lässt sich nicht halten, weil es seinem Worthalte nach vielmehr schon das entartete Königthum in dér Gestalt wie es erst mit und nach Salomo wurde verbessern will; denn ganz umsonst sträubt sich unser Verf. gegen diese geschichtliche Lage der hohen Reichsdinge welche im Deuteronomium wie sonst so vorzüglich klar bei seinem Königsgesetze sehr unverkennbar vorausgesetzt wird. Nun aber ist in den einzelnen Bestimmungen dieses Königsgesetzes nichts wiederum so seltsam und so durchaus einzigartig als die Forderung der König solle sein Volk nicht zwangsweise nach Aegypten zurückführen bloss um dadurch mit Hülfe Aegyptischer Rosse seine eigene Kriegsmacht zu vermehren v. 16. Dies lässt sich nur von dem Bündnisse eines Königs Israel's mit Aegypten verstehen, welches unter anderem festsetzte der König solle eine bestimmte Anzahl der bekanntlich als Fusskämpfer immer sehr

tapferen Israeliten dem Aegyptischen Reiche überlassen um dafür zur Ausrüstung seiner eignen Reiterei aus Aegypten eine Anzahl von Kriegssrossen zu empfangen. Dies ist ein ganz geschichtliches Verhältniss, wie wir sonst genug wissen: fragt man aber auf welche bestimmte Zeit der Deuteronomiker dabei hinblicke, so könnte man zwar zunächst an die ersten Zeiten des Zehnstämmereiches denken, wo dieses Verhältniss schon ganz ähnlich eintreffen konnte. Allein dass man daran gerade hier nicht denken darf, ergibt sich schon aus einer Menge anderer Gründe welche wir der Kürze wegen an dieser Stelle übergehen; am deutlichsten aber weist uns die Stelle 28, 68 in welcher das ganze geschichtliche Verhältniss wie es damals zwischen den beiden Reichen bestand klar genug angedeutet wird auf die Zeit unter Manasse hin, vorzüglich auch wenn man die Worte 28, 36 hinzunimmt nach denen der letzte König des Zehnstämmereiches damals längt nach Assyrien fortgeführt war. Was Dr. K. S. 196 ff. über die entscheidenden Worte 28, 68 sagt, zeigt nur dass er weder die geschichtlichen Verhältnisse jener Zeiten Manasse's so kennt wie man sie heute erkennen kann wenn man alle die uns noch frei stehenden Quellen kennt und richtig erschöpft, noch die eigenthümlichen Farben der verschiedenen Weisen Hebräischer Rede wie sie im A. T. herrschen. Man kann heute diese Kunst der Darstellung prophetischer Rede welche in Worten wie 28, 36. 68 herrscht, und ihre grosse Abweichung von der gemeinen prophetischen Rede vollkommen sicher einsehen: hat man sich aber darin keine Einsicht und keine Uebung und Fertigkeit erworben, so sollte man sich doch nicht in so leichtsinnige Gedanken

und Worte verlieren wie die sind an welchen der Verf. hier sein Vergnügen findet. Zur Erläuterung bemerken wir nur noch dass Soldaten im Morgenlande auch immer leicht ihre Weiber bei sich haben. wie 28, 68 vorausgesetzt wird, und dass die Worte »ihr lasset euch euern Feinden zu Sklaven und Sklavinnen verkaufen ohne dass euch Jemand kauft« 28, 68 so kurz aber auch so treffend als möglich gerade diese Art von Sklaverei verkaufter Miethtruppen ausdrückt welche keine Sklaverei ist und doch die ärgste aller. Denn sonst wird doch nur der einzelne als Sklave gekauft und verkauft.

Dies ist nun bloss éine Hinsicht welche man bei der gesammten grossen Frage über das Deuteronomium und den Deuteronomiker nicht übersehen darf. Allein auch alles andere was das Deuteronomium enthält, führt uns wenn wir es genau betrachten immer wieder auf dieselben Zeitverhältnisse und denselben so eigenthümlichen Standort zurück auf welchem wir den Deuteronomiker eben erblickten. Nimmt man z. B. die Worte über den Propheten wie Mose welchen Jahve seinem Volke noch einmal auferwecken werde 18, 15—22, so ist heute längst zuverlässig genug gezeigt dass sie erst für die Zeiten unter Manasse einen Sinn haben: unser Verf. aber berührt diese wichtige Einsicht nicht einmal, und hat überhaupt gerade für alles das was im Deuteronomium heute etwas schwieriger zu verstehen ist, keinen Sinn. Auch die ganze kunstvolle Anlage dieser so äusserst denkwürdigen und an geschichtlichen Erfolgen so wunderbar reichen Schrift begreift er nicht, obgleich sie jetzt längst erläutert ist. Vielmehr gewinnt es im Anfange der Druckschrift unsres Verf.s den Anschein als wolle er beweisen nur die

lange Rede in welcher der für die Späteren belebte Mund des grossen alten Propheten das für diese Späteren passende neue Gesetz im einzelnen darlegt 4, 44—26, 19, sei ein älteres Werk etwa wirklich von Samûel, die Umgebungen dagegen seien bloss wie eine spätere verzierende Einfassung eines alten Edelsteines von der Hand eines Späteren hinzugefügt. Allein sogar auch diese Vorstellung welche übrigens keine irgendwie haltbare ist, verliert sich bei unserm Verf. selbst wieder am Ende seiner Abhandlung so gut wie vollkommen; und übrig bleibt bei ihm schliesslich nur dieselbe Unsicherheit womit er beginnt, nur dass sie am Ende noch viel greifbarer sich fühlbar macht.

Es ist aber eine bekannte Sitte solcher Gelehrten welche eine erst in neueren Zeiten aufgestellte und sich mächtig ausbreitende Wahrheit gerne wieder verdrängen möchten, mit baa-rem Ernste zu versichern sie sei eigentlich schon etwas Altes, schon früher Gesagtes und jetzt nur in einem allerdings wohl zierlicheren und besseren Kleide Erscheinendes. Die Liebhaber der Unsichermachung unserer heutigen besseren Biblischen und vorzüglich Alttestamentlichen Wissenschaft pflegen so oft zu sagen, sie stamme von Spinoza her; und meinen dann durch diese vollkommen grundlose Behauptung genug gegen alle die besseren Bestrebungen unserer Zeit geredet zu haben. Diese Behauptung über Spinoza als den erdichteten Vater unserer heutigen Wissenschaft wiederholt nun zwar unser Verf. nicht, und unterscheidet sich auch dadurch von der Hengstenbergischen Schule; und allerdings ist in unsern Zeiten auch schon genug gezeigt wie gänzlich grundlos diese liebe-reiche Spinozistische Meinung ist. Allein da-

gegen erhebt er mit gewaltigen Worten die Anklage unsere ganze neuere Wissenschaft rühre doch eigentlich nur von de Wette her, welcher schon 1805 in einer Abhandlung von Jena aus dieselbe Ansicht über das Deuteronomium aufgestellt habe. Wäre dies alles nun wirklich so wie er meint, so würde damit gegen die Wahrheit der Sache selbst nichts bewiesen sein, da es für diese gleichgültig ist wer sie zuerst aufgestellt habe. Allein dass die Behauptung grundlos sei, kann jeder wissen der die Geschichte der Ausbildung unsrer neueren Wissenschaft sorgfältig verfolgt. Die Bahn welche de Wette bei den Forschungen über das A. T. eröffnete, führte geradewegs zu den immer schiefer und unglückseliger werdenden Anschauungen und Bestrebungen von Gramberg Bohlen und dann der gesamten Strauss-Baurischen Schule, weil es de Wette'n an der nöthigen Sicherheit und Klarheit fehlte und er nirgends einen festen Boden zu erreichen wusste, auch seine ganze wissenschaftliche Bildung gar nicht der Art war dass er ihn erreichen konnte; daher er ja auch in seiner späteren Zeit nur in immer neue ähnliche Schwankungen und Unsicherheiten gerieth. Umgekehrt kann Jedermann der diese Dinge verfolgt leicht einsehen dass der Unterz. von Anfang an sich durch und durch von der de Wettischen Art von Wissenschaft abgestossen fühlte und nicht das geringste aus ihr entlehnte. Was hilft es also sich zu denken unsre heutige ATliche Wissenschaft stamme von de Wette ab; und werde also wohl auch mit den übrigen wenig haltbaren Meinungen und Bestrebungen dieses einzelnen Theologen bald wieder verschwinden? Dass dieses viele heute wünschen, ist einleuchtend:

lange Rede in welcher diese Wissenschaft viel-
 belebte Mund des ^g auch in ihren sichtbaren
 für diese Späteren, wie in ihrem tiefsten Be-
 zeln darlegt ⁴ verschiedenen Geist. Wir ver-
 Werk etwa wir, die Verdienste nicht welche
 gen dagegen auch zu seiner Zeit erwarb: allein
 zierende Eirabe ihm aus blosser Hasse gegen
 der Hand ^{atige} Wissenschaft nicht zu was er we-
 sogar ^a ^{ete} noch leisten konnte! — Aehnlich
 keine ^{erhält} es sich auch mit der Behauptung
 unser ^{Verf.} unsre heutige ATliche Wissenschaft
 har ^{sich} eigentlich nur um die Literaturge-
 bl ^{sichte}, nicht um die Rechtsgeschichte des al-
^{en} Volkes Israel. Nur wer den Umfang uns-
^{er} heutigen Wissenschaft nicht kennt noch
 richtig beobachten will, kann eine so grundlose
 Anklage erheben. Zu der Rechtsgeschichte des
 alten Volkes gehört es aber vorzüglich auch
 dass man sich nicht einbilde die uns im Penta-
 teuche aus dem B. der Ursprünge enthaltenen
 Gesetze seien ihrer Niederschrift nach jüngeren
 Alters als die im Deuteronomium zusammen-
 gefassten; was der Verf. auch durch seine Zu-
 sammenstellungen S. 55 ff. gar nicht bewie-
 sen hat.

Wir haben hier nicht Raum dies weiter zu
 verfolgen; auch ist dieses nach dem Stande
 unsrer heutigen Wissenschaft kaum nöthig. Der
 Verf. ist offenbar bloss das was man heute
 einen Theologen nennt: wann wird endlich wie-
 der die Zeit erscheinen wo Theologie und
 Wissenschaft keine Gegensätze bilden sondern
 die Theologie vielmehr, wie sie das sein sollte,
 die in sich sicherste und daher möglicherweise
 auch nach aussen hin geachtetste Wissenschaft
 wird? Alle Möglichkeiten sind dazu jetzt ge-

geben: aber solche Bestrebungen wie die des Verf. dieser neuen Schrift heben sogar diese Möglichkeiten wieder auf. H. E.

Filologia e Letteratura Siciliana. Studii di Vincenzo di Giovanni. Parte seconda. Letteratura. Palermo. L. Pedone Lauriel editore 1871. XVI und 375 Seiten Octav.

Oben (1871 S. 1630 ff.) habe ich den ersten Band der vorliegenden Studien besprochen, der die Sicilien betreffenden philologischen Aufsätze enthielt, und komme nun zu dem inzwischen erschienenen zweiten Bande, dessen Inhalt die sicilianische Literatur betrifft. Die erste Abhandlung »*Di alcune Cronache Siciliane de' Secoli XIII, XIV e XV*« bildete die Einleitung zu den von di Giovanni herausgegebenen sicilianischen Chroniken Bologna 1865 in der Collezione di opere inedite o rare de' primi tre secoli della lingua per cura della Reale Commissione dei Testi di Lingua. — Demnächst folgt: *Giovanni da Procida e il Ribellamento di Sicilia nel 1282 secondo il codice vaticano 5256*. Ein sehr wichtiges Document für die Geschichte der sicilianischen Vesper ist die sicilianische Chronik aus dem XIII. Jahrh. *Ribellamentu di Sicilia contra re Carlu*, welche sich auch in einer aus derselben hervorgegangenen modenesischen Version (in lingua nobile e di mano toscana) vorfindet und ebenso wie letztere bereits herausgegeben war (auch von di Giovanni selbst). Dieser machte nun vor ungefähr einem Jahre die hier in Rede stehende und wieder

abgedruckte dritte Version zum ersten Mal bekannt, welche mit der modenesischen übereinstimmt »tranne la mano poco perita e la parlata propria dell' amanuense di non so qual parte del Napolitano o della Comarca«. Da di Giovanni zu den Vertheidigern Johannes von Procida gegen Amari gehört, wie dies auch aus der ersten Abhandlung »*Di alcune Cronache etc.*« erhellt, der Ansicht Amari's aber von Hartwig unlängst in Sybel's Zeitschrift (Bd. XXIV) beigeppflichtet worden ist, so nimmt di Giovanni Veranlassung in einer dem vorliegenden Bande vorangeschickten *Avvertenza* Hartwig's Aufsatz zu besprechen und die Aufstellungen desselben, soweit sie jenen Hauptpunkt betreffen, zu bekämpfen. — *La Poesia Italiana in Sicilia nei Secoli XVI e XVII.* Diese beiden Jahrhunderte sind nach di Giovanni die wichtigsten für die sicilianische Literaturgeschichte, da sie eine besonders grosse Zahl von Geschichtschreibern so wie überhaupt von Gelehrten aller Art, namentlich auf dem Felde der classischen und italienischen schönen Literatur, hervorgebracht haben. Die Handschriften und Druckwerke jener Zeit, welche sich auf den sicilianischen Bibliotheken befinden, legen Zeugniß hiervon ab und nur Unwissenheit oder Trägheit habe behauptet, dass in jener Periode die Pflege der italienischen und lateinischen Poesie in Sicilien vernachlässigt worden. Di Giovanni giebt daher nähere Nachricht über mehrere der wichtigsten Dichter des genannten Zeitabschnittes, so wie Proben ihrer Poesieen, unter denen ich namentlich *La Pietà Austriaca* von Scipione Herrico (1619—1670) deswegen hervorheben will, weil sie den nämlichen Stoff behandelt, wie Schillers »Graf von Habsburg«.

Auch Calderon, der Zeitgenosse Herrico's (1601—1687), hat ihn zweimal bearbeitet; s. Val. Schmidt's Taschenbuch der Romanzen S. 287 ff. Schillers Quelle, wie er selbst angiebt, war Tschudi, die Calderons und Herrico's erhellt nicht; doch dünkt es mir sehr wahrscheinlich, dass einer von ihnen den Stoff dem andern entlieh. — *Delle Rappresentazioni sacre in Palermo nei secoli XVI e XVII.* Der Verf. bespricht deren besonders drei, nämlich I. *L' Atto della Pinta e la Palermitana di Teofilo Folengo, Mantovano.* Dem unter dem Namen *Merlin Coccai* besser bekannten maccaronischen Dichter und Benedictinermönch hier als Verfasser eines Mysteriums zu begegnen, wird den nicht wundern, der sich noch ganz anderer Anomalieen erinnert, wie sie sich z. B. im Aretino bieten. Folengo verfasste das Spiel während seines Aufenthalts in den Klöstern bei Palermo; es hiess *Atto della Pinta*, weil es in der grossen alten Kirche S. Maria della Pinta dargestellt wurde. Den Gegenstand desselben bildete die Schöpfung der Welt und die Fleischwerdung des göttlichen Wortes. Die erste Aufführung fand statt im Jahre 1562, die prachtvollste im Jahre 1581; sie kostete 12,000 Scudi und erfüllte Palermo so wie die ganze Insel mit dem grössten Staunen. Di Giovanni giebt nach handschriftlichen Quellen ausführliche Nachricht über dieses Auto so wie über die scenische Darstellung desselben, ferner über ein in Palermo gleichfalls nur handschriftlich vorhandenes Gedicht des Folengo, betitelt *La Palermitana* in 48 Gesängen in Terzinen, dessen Gegenstand der nämliche ist wie der des genannten Mysteriums, jedoch in erzählender

Form. II. *Tragedia di Santa Caterina di Gaspare Licco*. Dieses Mirakelspiel wurde zu Palermo in der berühmten Kirche dello Spasimo im Jahre 1588 zum ersten Mal aufgeführt und findet sich nur handschriftlich vor. Licco war Canonicus an der Cathedralkirche zu Palermo und starb 1590 im siebzigsten Jahre seines Alters. III. *Il Martirio di Santa Caterina di Bartolo Sirillo*. Letzterer, auch sonst als Dichter bekannt und von di Giovanni an einer frühern Stelle besprochen, war gleichfalls Canonicus zu Palermo und starb zu Madrid um das Jahr 1589. Auch über den Inhalt der beiden letztgenannten geistlichen Schauspiele macht di Giovanni eingehende Mittheilungen, so wie auch noch über einige andere. — *Benedetto Stay e Tommaso Campailla*. Ersterer (1714—1801) war Geheimschreiber dreier Päpste und verfasste ein lateinisches Gedicht über die cartesianische Philosophie »Philosophiae a Benedicto Stay, Ragusino, versibus traditae libri sex. Ed. alt. Romae 1747«. Sein Werk ist ziemlich bekannt, jedesfalls mehr als das des Tommaso Campailla, der im Jahre 1668 zu Modica in Sicilien geboren wurde und in Mazarino, dann in Catania (1709) den ersten Theil eines philosophischen Gedichts in Ottava Rima herausgab. Es heisst *Adamo o il Mondo creato* und ist nicht eigentlich didactisch, sondern eher episch-didactisch zu nennen, so dass es zuweilen an Milton erinnere. Vor der Gesamtausgabe von Campailla's Werken, die im Jahre 1783 zu Syracus erschien, war es bereits sechsmal gedruckt worden, da es, obwohl jetzt fast vergessen, doch seiner Zeit in grossem Ansehen stand, so namentlich bei Berkeley und Font-

nelle. Wie immer, giebt auch hier di Giovanni mehrere Proben. — *La Incoronazione di Francesco Potenzano, poeta e pittore del secolo XVI.* Potenzano war zu Palermo geboren und wurde von dem spanischen Vicekönig, dem römischen Fürsten Marco Antonio Colonna, im Jahre 1582 feierlich zum Dichter gekrönt. Die davon durch den gleichzeitigen Vincenzo di Giovanni gemachte Schilderung kam erst 1703 in einer Gelegenheitsschrift heraus und ist jetzt so überaus selten, dass sie hier abgedruckt erscheint. — *I Prosatori Siciliani ne' due secoli XVI e XVII.* Während dieses Zeitabschnittes wurde die italienische Prosa allerdings in Sicilien nicht so sorgfältig gepflegt wie die Poesie, jedoch kann man nicht sagen, dass sie gänzlich vernachlässigt worden, wie aus den von Giovanni mitgetheilten Proben aus Reden, Briefen, Beschreibungen, Dialogen u. s. w. jener Periode hinreichend erhellt. — *Una Nota alla Storia della Letteratura Greca compilata da Cesare Cantù.* Der Verfasser meint, Cantù habe mit Unrecht einige Schriftsteller übergangen, welche von Geburt zwar Sicilianer, jedoch an Bildung und Sprache Griechen waren, und bespricht daher ausser andern besonders den Hymnographen Sanct Josephus (San Giuseppe, gest. 833) und den Bischof von Taormina, Teofane Cerameo (um 1140), Verfasser von Homilien, von denen 62 herausgegeben sind, 29 sich aber noch handschriftlich zu Madrid befinden. — *Degli Scrittori Siciliani omessi nella Storia della Letteratura Latina di Cesare Cantù.* Dieser Nachtrag bespricht in der Weise des vorhergehenden eine grössere Anzahl lateinischer Schriftsteller Siciliens aus dem Mittelalter und der neuern Zeit. Eine An-

merkung hierzu enthält ein sehr anerkennendes Schreiben Cantù's, der die Gründe darlegt, warum er einige der von di Giovanni angeführten Latinisten absichtlich übergangen; er fügt hinzu: »Ciò forse mi scagiona d'aver taciuti tanti siciliani; ma quando leggo la sua nota, la trovo un bello e rapido compendio della letteratura sicula, piuttosto che una lista di latinisti«; weshalb er auch nicht unterlassen werde im Falle einer neuen Auflage seiner Arbeit di Giovanni's Angaben über mehrere ihm bisher unbekannt gebliebene Schriftsteller zu verwerthen.

— *Rosario Gregorio e le sue opere.* Eine zu Anfang dieses Jahres gehaltene Gelegenheitsrede auf den berühmten Historiker, der 1753 zu Palermo geboren wurde und 1809 ebendasselbst starb. Er war der erste, der, trotzdem er damals noch kein arabisch verstand, den literarischen Betrug des Giuseppe Vella erkannte, von dem sich sogar der ältere Tychsen hatte täuschen lassen. Gregorio's Hauptwerk sind die *Considerazioni sulla Storia di Sicilia*, durch welche er, wie di Giovanni am Schluss seiner Rede sagt, »so lange Sicilien seine Geschichte nicht vergisst, die erste Stelle unter den berühmten Sicilianern der neueren Zeit einnehmen wird«. — Diese gedrängte Uebersicht des vorliegenden Bandes wird zur Genüge erkennen lassen, dass er nicht minder als sein Vorgänger vielfach Belehrendes und Anziehendes enthält, welches zugleich auch noch dadurch einen höhern Werth erhält, als die dabei benutzten entweder ganz oder theilweise mitgetheilten Quellen namentlich für Nichtsicilianer schwer zugänglich sind, so dass wer über sicilianische Sprache und Literatur, namentlich die ältere, und die damit zusammenhängende Geschichte, Volkskunde u. s. w.

umfassende Belehrung gewinnen will, sie hier im reichsten Maasse findet.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Pharmacopoea Norvegica. Editio altera. Regia auctoritate edita. Christianiae, 1870. Impensis Alb. Cammermeyer. Typis H. J. Jensen. 319 Seiten in Octav.

Von den drei Scandinavischen Pharmakopöen, welche die Einführung des metrischen Gewichts-systems in den drei Nordischen Königreichen neu aufzulegen gebot, kommt die Pharmacopoea Norvegica am spätestens, obschon grade bei ihr, wie die Vorrede hervorhebt, das vollständige Vergriffensein der ersten Auflage das Erscheinen einer zweiten am nothwendigsten machte. Die mit der Abfassung der vorliegenden Ausgabe be-
trauten Herren, welche die Vorrede unterzeichnet haben, sind zur Hälfte Aerzte, Prof. J. F. Lochmann und Dr. O. M. N. Lund, zur Hälfte Apotheker, Dr. phil. F. P. Möller und Dr. H. H. Hvoslef, welche sich, wie sie in der Vorrede angeben, der Unterstützung der Schwedischen und Dänischen Collegen, insbesondere derjenigen des Vorsitzenden des Sanitätscollegiums zu Stockholm, J. N. Berlin, zu erfreuen hatten.

Das in Rede stehende Buch ist der ersten Auflage gegenüber sehr verkürzt, entsprechend der modernen Richtung der Pharmakodynamik und in Folge davon auch der Therapie. Von den früher officinellen 687 Medicamenten sind 250, meist zur Classe der Composita gehörige phar-

macentische Präparate ausgelassen, dagegen 60 neue in der ersten Auflage nicht vorhanden aufgenommen.

Bei meiner früheren Besprechung der siebenten Auflage der Pharmacopoea Sueciae hatte ich hervorgehoben, dass zwischen den Delegirten zur Entwerfung der Pharmakopöen in den drei Nordischen Königreichen Verhandlungen gepflogen seien, um eine möglichste Uebereinstimmung der drei Pharmakopöen herbeizuführen. Ich hatte deshalb erwartet, in der Pharmacopoea Norvegica nur ein photographisch getreues Bild der Suecica zu finden. Das ist nun aber keineswegs der Fall, und wenn schon das äussere Format abweicht, — die Schwedische Pharmakopoe ist ein sehr handliches Buch in kleinem Octavformat, während die Norwegische die Grösse der Pharmacopoea Borussica hat — so finden sich noch beträchtlichere Differenzen in den einzelnen Artikeln. Schon die aufgenommenen Artikel, besonders die Composita divergiren, wie man aus folgender Zusammensetzung der officinellen Pulver und Species ersehen kann. Die Schwedische Pharmakopoe hat folgende zusammengesetzte Pulver officinell: Pulvis amarus ferratus, Pulvis Ari alkalinus, Pulvis aromaticus, Pulvis effervescens, Pulvis effervescens compositus, Pulvis gummosus, Pulvis gummosus stibiatus, Pulvis Ipecacuanhae thebaicus, Pulvis Magnesiae aromaticus, Pulvis Magnesiae cum Rheo, Pulvis Magnesiae tartaricus, Pulvis Nitri tartaricus, Pulvis Scillae boraxatus, und Pulvis Tartari compositus, also im Ganzen 14. Von diesen finden sich die mit gesperrter Schrift gedruckten auch in der Pharmacopoea Norvegica (das Pulvis Nitri tartaricus als Pulvis refrigerans), die übrigen nicht, da-

gegen noch ein Pulvis ad fumigationes Chlorig (Gemisch von Braunstein und Kochsalz), in der Schwedischen als Species aufgeführt, also im Ganzen 6.

Als Species kommen in der Schwedischen Pharmacopoe vor: Species ad Decoctum lignorum, Species ad fomentum resolvens, Species ad Infusum amarum, Species ad Infusum pectorale, in der Norwegischen ausserdem noch Species demulcentes, Species emollientes, Species Juniperi und Species laxantes St. Germain, also vier mehr als erstere. Aber auch bei einfachen Medicamenten kommen Abweichungen vor; so hat die Norv. Acetas kalicus, die Suec. Acetas natricus officinell, Acetas cupricus fehlt in der Norvegica u. a. m. Eine gewisse Annäherung der beiden Pharmacopöen lässt sich indessen nicht verkennen und manches Gleichartige tritt an beiden hervor. So haben sie beide, um nur Eines anzuführen, ausschliesslich die Königschinarinde, aber weder die graue noch die rothe Chinarinde officinell. Dem deutschen Leser wird die Gleichmässigkeit besonders auffallend auch an gewissen Verhältnissen der Nomenclatur entgegen treten. Die Benutzung der Säuren bei Salzen als substantivische Bezeichnung und der Basis als adjectivische wie Acetas morphiCUS statt des bei uns üblichen umgekehrten Verfahrens ist beiden gemeinsam. Ebenso die Bezeichnungen Aetheroleum statt Oleum aethereum, Pyroleum statt Oleum empyreumaticum, Petala Rosae statt Flores Rosae u. a. m. Gleich zusammengesetzte Mixta et Composita führen übrigens immer dieselbe Benennung.

Gegen die erste Ausgabe der Norwegischen Pharmacopoe ergeben sich eine Reihe Verände-

rungen auch in Bezug auf deren Zusammensetzung und zum Theil auf deren Stärke. So ist z. B. statt zweier *Acida acetica*, eines *Acidum aceticum concentratum* mit einem Gehalte von 65% wasserfreier Essigsäure und eines *Acidum aceticum dilutum* mit 10% Essigsäureanhydrid nur ein *Acidum aceticum* von 25% aufgenommen; das *Acidum hydrochloratum*, früher etwa 20% Chlorwasserstoffsäure enthaltend, enthält jetzt 25, das *Acidum nitricum* dagegen statt 60% nur 25%. Jodtinctur, richtiger, wie es die Pharmacopoe thut, *Solutio Jodi spirituosa* benannt, war früher 10 procentig, ist jetzt fünfprocentig. Alle stark wirkenden Tincturen, z. Z. *Tinctura Aconiti*, *Tinctura Digitalis*, *Tinctura Colocynthis*, *Tinctura Opii* sind in ihrer Stärke auf die Hälfte reducirt (jetzt 1:10). Statt des *Unguentum jodatum*, welches ca. 11% Jodkalium und etwa 1% Jod enthielt, ist ein *Unguentum Kalii jodati*, oder wie es nach der Nomenclatur der Ph. Norvegica heisst *Jodeti kalici* mit 10% Jodkalium officinell geworden, ein *Venum stibiatum* (1 Th. Brechweinstein, 250 Th. Sherry) ist an die Stelle der unter dem langen Namen *Solutio Tartratis stibico-kalici alcoholica* in der früheren Auflage der Pharmacopoe befindlichen weingeistigen Brechweinsteinlösung getreten. Sehr zweckmässig sind diese Hauptveränderungen in einer besonderen Tabelle, die sich am Schlusse der Pharmacopoe vor dem Index befindet, mitgetheilt.

Dem Decimalsystem ist selbstverständlich im Buche überall Rechnung getragen, wobei als leitendes Princip angenommen wurde, sich möglichst wenig gebrochener Zahlen zu bedienen

und dabei möglichst wenig die Verhältnisszahlen der ersten Auflage zu verändrn.

Die Bereitungsweise der chemischen Präparate findet sich sehr häufig angegeben, es könnte dies Anstoss erregen, weil ja doch der Apotheker die Mehrzahl derselben aus chemischen Fabriken vortheilhafter beziehen wird und weil ein Gesetzbuch (denn ein solches soll ja die Pharmacopoe hauptsächlich sein) nichts Ueberflüssiges gebieten soll. Indessen bemerken die Verfasser der Pharmacopoe, dass sie die betreffenden Bereitungsweisen dem Pharmaceuten nur anrathen, nicht gebieten wollten, einmal um ihn nicht des Vorthails verlustig gehen zu lassen, den der Bezug aus chemischen Fabriken für manche Stoffe in pecuniärer Hinsicht gewährt, dann auch, um ihn der Benutzung besserer und vollkommener Bereitungsmethoden nicht zu berauben.

Auf Synonyme ist sehr reichlich Betracht genommen, vielleicht sogar ein wenig zu reichlich. Es sind dabei nicht allein die Norwegische Pharmacopoe von 1854 und die beiden neuen Scandinavischen Pharmacopöen, sondern auch die Pharmacopoea Borussica Ed. VII, die Ph. Germanica Ed altera, die Ph. Austriaca von 1869, die British Pharmacopoeia von 1867, die Pharmacopoeia of the United States 1864 und die Pharmacopée française von 1866 berücksichtigt. Manche der Synonyme dürften dem Norwegischen Apotheker wohl niemals vor Augen kommen und hätten aus einer Landespharmacopoe füglich wegbleiben können.

Bei Hinzufügung der Synonyme sind die hauptsächlichsten Unterschiede in der Zusammensetzung meistens angegeben. Grosse Sorgfalt ist darauf bei den aus der Dänischen

und Schwedischen Pharmakopoe entnommenen Synonymen verwandt worden, was die geographischen und nationalen Beziehungen gerechtfertigt erscheinen lassen. Die Differenzen der Präparate in der ersten und zweiten Auflage der *Norvegica* finden selbstverständlich eine besondere Hervorhebung.

Die angehängten Tabellen (Gifte, spezifische Gewichte, Reagentien) bieten manches Besondere; so ist eine Tabelle über die Löslichkeit verschiedener Salze in Wasser, eine Tabelle, welche die Atomgerüchte angiebt, vorhanden. In der Maximaldosen-Tabelle ist auch Santonin aufgeführt (mit 15 cgm), das gewöhnlich, u. a. auch in der *Pharmacopoea Sueciae* fehlt, obschon grade dieser Stoff durch unangemessene Dosierung häufig genug zu Vergiftungen Anlass gab.

Am Schlusse der Vorrede sprechen die Verfasser die Hoffnung aus, dass es bei einer weiteren Auflage der Scandinavischen Pharmakopöen gelingen werde, dieselben gleichförmiger herzustellen, was für dieses Mal nur in so weit geschehen konnte, als die grössten Unzuträglichkeiten, die aus der Ungleichmässigkeit hervorgingen, beseitigt wurden.

Theod. Husemann.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 51.

20. December 1871.

Travels in little-known parts of Asia Minor; with illustrations of biblical literature and researches in archaeology. By Rev. Henry J. van Lennep, D. D., thirty years missionary in Turkey. In two Volumes. With maps and illustrations. London. John Murray. 1870. Vol. I. X. und 343 Seiten. Vol. II. X. und 330 Seiten. Octav.

Es ist neuerdings vorzugsweise Mode geworden, die protestantischen Missionare als Lügner und Heuchler oder als unwissende und ungeschickte Menschen, die sehr viel verderben, darzustellen. Das erstere darzuthun hat Hr. Friedrich Gerstäcker es sich die Mühe kosten lassen, einen ganzen Roman zu schreiben, der auf den Südsee-Inseln spielt und »die Missionäre« betitelt ist. Den anderen Vorwurf variirt in allerlei Tonarten die von Andree herausgegebene Zeitschrift: »der Globus«. Solchen leichtfertig hingeworfenen Behauptungen wollen wir dieses, keineswegs im Gebiet der Geographie und Ethnographie allein stehende Werk eines erfah-

renen und tüchtigen Missionars entgegenhalten, der uns hier die Ergebnisse nicht allein seiner Erfahrungen während eines langen Aufenthalts im Orient, sondern auch seiner wissenschaftlichen, namentlich archäologischen Untersuchungen vorgelegt hat. Darunter sind u. a. eine Anzahl hypsometrischer Beobachtungen enthalten (Vol. II. S. 328—30), die von Wichtigkeit sind; ausserdem verdienen die Untersuchungen der Ruinen auf dem Wege von Tocat nach Smyrna namentlich bei Euyúk besonders hervorgehoben zu werden, da dieser Weg, wie es in der Vorrede S. II. heisst: »is rarely touched by the foot of a European since the disastrous passage of the Crusaders over a portion of it«. Hr. van L. stand in eigenthümlichen Beziehungen zu dem Lande, das er beschreibt; er sagt darüber von sich: »Borne in the country and among the people he describes, but educated abroad he has been in a most favourable position for study and observation during the thirty years he has spent in the prosecution of missionary labours in the Levant«. (S. 2: Introduction). Er hat darum auch ein feines Verständniss für orientalische Kultur, deren Hauptunterschied von der occidentalischen er darin findet, dass, wie schön öfter gesagt worden, im Orient die Familie »das Muster und Ideal socialer Verbindungen ausmacht«, während im Occident »die Armee der Typus der modernen Civilisation ist«. Im Morgenlande bleibt z. B. der Sohn, auch wenn er sich verheirathet hat, im Hause des Vaters, ihr Haushalt ist gemeinschaftlich, der Sohn lebt in fortwährender Abhängigkeit von dem Vater (S. 4). Auch giebt es dort keine Aristokratie, vielmehr beruht der Unterschied der Rassen allein auf dem religiösen

Glauben: »the moment a man embraces the faith of Islam, be he a pure gipsy or a negro by blood, the highest offices of Church and State lie within his reach, the Crown alone excepted« (S. 5). Am meisten zeigt sich der Unterschied zwischen Morgenland und Abendland in der politischen Organisation, an der es im Morgenlande ganz fehlt: »every man exercises uncontrolled authority in his own sphere and may play the despot therein as much as he thinks suitable to his interests« (S. 8). Endlich ist »every religion, which is not proscribed, in an important sense a religion of State«. Die höchsten Beamten üben ihre Autorität in civilen und religiösen Angelegenheiten aus. Armenische Christen und Protestanten sind als Staatsangehörige anerkannt und haben ihre Vertreter in der Hauptstadt. Das Ansehen des Islam schwindet überall, wo die Muhamedaner mit europäischer Civilisation in Berührung kommen. Gewissensfreiheit besteht aber in der Türkei nicht (S. 9—13). Auf diese allgemeinen einleitenden Sätze folgt die Beschreibung der Reisen. Das Buch enthält deren fünf, nämlich zwei in Vol. I, die Reise von Smyrna zu Schiff über Galata, Amastra nach Samsun und von da landeinwärts über Amasia nach Tocat (Ch. I bis V); und Ch. XII von Tocat nach Niksar und zurück. Die dazwischen liegenden Kapitel Ch. VI bis XI erzählen aus der siebenjährigen Missionsarbeit zu Tocat und sind reich an Schilderungen dortiger Sitten und Gebräuche. Vol. II umfasst drei Reisen: eine von Tocat in das Chamlu Bel-Gebirge (Ch. XIII); eine zweite von Tocat nach Sivas über den Stern-Berg (Ch. XV und XVI); eine dritte, zugleich die letzte, von Tocat über Land direct nach Smyrna

(Ch. XVII bis XXVI). Das XIV. Kapitel in Vol. II bringt einige Mittheilungen aus des Vfs. Tagebuch über das tragische Ende eines Banditenchefs u. dgl. m. Damit ist der Inhalt des Ganzen kurz skizzirt, den nun näher darzulegen die Aufgabe dieser Anzeige sein wird. Die erste in diesem Buch beschriebene Reise nennt der Verf., der damals schon 24 Jahr in Kl. Asien zugebracht hatte, »a trip to Tocat and thence through the centre of Asia Minor«, den er in Gesellschaft eines jungen Amerikaners und seines Neffen, eines eifrigen Jägers, machte. Die Gesellschaft, der auch der zehnjährige Sohn des Verf. sich angeschlossen, reiste 1864 28. April in einem russischen Dampfboot von Smyrna ab (S. 14). Die Reise ging über Constantinopel (S. 21), von da in einem englischen Dampfer über Amastra (S. 35), Ineboli (S. 36) nach Samsun (8. Mai S. 38) und von hier am 10. Mai weiter über Land. Bis hieher finden sich Bemerkungen über die Reisegesellschaft auf den Schiffen, den protestantischen Gottesdienst in Constantinopel, wo Hr. v. L. früher öfter gepredigt hatte (S. 25), Begegnung mit Freunden und die Secte der Kûzûl Bash oder Rothköpfe, welche an Seelenwanderung glauben und 50,000 Seelen in Constantinopel stark sind. »They practice the worst and most licentious mysteries of ancient heathenism . . . Christianity failed to convert these people, they are the chief authors of the present movement towards Christianity« (S. 29—31). Eine andere Partei, Young Turkey, strebt darnach, eine allgemeine und gründliche Reform in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung durchzuführen: Trennung von Staat und Religion und Organisation des ersteren nach europäischem Muster (S. 31 und

22). Samsun am schwarzen Meer ist gegenwärtig der Seehafen für Central-Klein-Asien; es bedarf aber noch mancher Verbesserungen. Die Stadt ist ebenso wie Mersin und Alexandretta berüchtigt wegen ihrer Fieber; sie hat 10,000 Einwohner, war aber nun von 45,000 Circassiern überflutet. Es starben täglich 700 bis 800 Menschen (S. 40 u. ff.). Die Zurüstungen für die grössere Landreise geben Hrn. v. L. Gelegenheit sich über das auszulassen, was man dazu bedarf: einen bequemen Sattel »bellemeh«, ein wohl beschlagenes Pferd, ein Zelt u. s. w. (S. 52–60). Eine kleine Karte veranschaulicht die Route nach Tocat. Die Gegend ist anmuthig, der Weg steigt bergan bis zu 2886 Fuss (S. 64). »The general rock from the sea-shore to this place (Chakallù Khan) is a hard, brown clay or aluminous slate or shales the limestone region begins in the neighbourhood of Amasia etc.«. Weiterhin nimmt die Höhe ab, bei Cavak bis zu 2135 Fuss (S. 73 und die Karte), erhebt sich aber wieder bei Delinos Khan bis zu 3002 Fuss (S. 80). Vier Stunden von dem letztgenannten Khan und zwei von Amasia zeigte das Barometer eine Bodenhöhe von 1710 Fuss, also eine allmähliche Senkung von 1800 Fuss auf einen Raum von 12 engl. Meilen (S. 83). Amasia liegt in einem Thal an der engsten Stelle (S. 85). Die Stadt wird Ch. IV ausführlich beschrieben: ihre alte Burg, die sonderbaren Aushöhlungen der Felsen (»a tunnel, cut in a direction toward the centre of the mountain«), welche Hr. v. L. für Cisternen hält, »into which the rain-water was collected by means of pipes laid for the purpose« (S. 89); die Königsgräber; der drei Meilen lange in die Kalkfelsen eingehauene Aquädukt (S. 90 u. f.) u. s. m. Eine Colonisation dieser Gegenden

ohne Erfolg geblieben (S. 94 u. ff.). Am 14. Mai verliessen die Reisenden Amasia, zogen auf einem Thalwege nach Inebazar, 2750 Fuss hoch (S. 107 und die Karte), und kamen, wie es scheint, am 18. Mai nach Tocat (S. 140). Der Verf. sagt bis dahin noch Einiges über das Bairamfest (S. 115 u. ff.), die Ulémas d. h. Gelehrte (daher Elymas Actor. 13, 8), das Wacht-
haus Chengel Bekjilik (S. 121 u. ff.), das schöne nach Toorkhal (1842 Fuss hoch) führende Thal (S. 123), seinen Jagdreichthum, das Thal des Iris-Flusses (S. 127) das Dorf Toorkhal, die grosse Kaz Ova genannte Ebene (S. 133) u. s. w. Mit Ch. VI beginnt etwas ganz Neues: »a brief narrative of the principal incidents of seven years missionary labour in Asia Minor«, verbunden mit einer Darstellung orientalischer Sitten und Charactere. Wir machen darüber nur einige Andeutungen. Hr. v. L. kam 1854 zuerst nach Tocat (S. 144). Er hielt gleich öffentliche Gottesdienste, seine Frau Gebetsstunden mit eingebornen Frauen. 1855 eröffnete er eine Art theologisches Seminar, welches Beifall fand. Dann suchte er sich den einflussreichen Leuten in Tocat zu nähern. Auch fand er nach einigem Suchen das Grab des 1812 verstorbenen Missionars Henry Martyn, dem einige Jahre später ein Monument gesetzt wurde (S. 172 abgebildet); er hatte die heil. Schrift in das Hindostanische und in das Persische übersetzt. Ch. VII erzählt vorzugsweise den Brand sämtlicher Missionsgebäude und was sich daran knüpfte: die Unterbrechung der Arbeit und ihre nachherige Wiederaufnahme. Hr. v. L. führte mit Erfolg die Vaccination ein. Ch. VIII ist der Beschreibung der Lage von Tocat, der vornehmsten Gebäude und Strassen, der Beschreibung von Hausgeräthen u. dgl. m. gewidmet.

Das 9. Kapitel fährt damit fort, es handelt von den Schmucksachen, den landwirthschaftlichen Geräthen, den musikalischen Instrumenten, der Behandlung der Kinder u. s. w. Hieran anschliessend schildert Ch. X die Hochzeitsfeierlichkeiten und was denselben vorhergeht die Ehe abzuschliessen, ferner Heilmethoden, Begräbnissitten, Gräber und Kirchhöfe. Endlich bringt Ch. XI Mittheilungen über die Kl. Asien bewohnenden Völkerstämme, die physische Beschaffenheit des Landes und die am meisten vorkommenden Thiergattungen. Mit dem nächsten Kap. XII beginnt wieder die Reihe der Reisebeschreibungen, die den bedeutendsten Theil des Buches ausmachen. Die Reise von Tokat nach Niksar und wieder zurück unternahm Hr. v. L. am 27. Novbr. 1860. Er sah einige berühmte Felsengräber, u. a. das Grab, welches dem Bischof Chrysostomus bei seiner ersten Flucht aus Constantinopel zur Wohnung diente (S. 323 die Abbildung). Der landschaftliche Character der Gegend ist vorwiegend anmuthig, der Boden fruchtbar und wohl bewässert (S. 327). Halbweges zwischen Tocat und Niksar, einige 3000 Fuss über dem Meer, finden sich viele grosse Eichen, deren Blätter noch feucht waren; sie hatten die feuchten Niederschläge gesammelt und auf die Aeste und Stämme übergeführt, die noch ganz nass waren, während der Boden trocken geblieben. Die Gegend von Sivas bis zum Persischen Golf und bis zum Rothen Meer, war ehemals ein fruchtbarer, von einem glücklichen Volke bewohnter Garten (S. 329). Das Dorf Deunekseh ist die Zwischenstation bis Niksar; hier standen aus Weidengeflecht bis 40 Fuss hoch aufgeführte Korbtürme zur Aufbewahrung von Mais, dem dor-

tigen Brodkorn (S. 332 u. f. auch abgebildet). Niksar selbst liegt $1\frac{1}{2}$ Meilen über den Lycus hin, am Abhang eines Hügels; der Verf. war am 1. Decbr. in der Stadt (S. 333 u. f.). Ein altes Schloss, eine armenische Kirche, 1800 Häuser, von denen 500 armenische, 35 griechische, die übrigen türkische, und ca. 10,000 Einwohner, darunter 3000 Armenier, in der Nähe eine Therme, die Alkali enthält, 150° Fahrenheit — dieses u. a. m. wird über Niksar berichtet; über den Rückweg nur sehr wenig. Hier endet Vol. I. Der zweite Band, mit Ch. XIII beginnend, nimmt den I. S. 141 am Schluss von Ch. V abgebrochenen Faden wieder auf, indem er die weiteren Erlebnisse in Tocat und Umgegend, nachdem der Verf. mit seinen Begleitern dort 1864 von Constantinopel eingetroffen war, erzählt werden. Am 30. Mai verliessen sie die Stadt zu einer Reise in die noch von keinem Europäer besuchten Chamla Bel-Berge. Dieselbe war jedoch nur eine vorläufige Recognoscirung für die folgende längere Reise nach Sivas. Sie führt über die Ebene Art Ova »fertile every where but apt to be a little swampy in the centre«; an einer Stelle wird Gyps gegraben (S. 10 u. 11). Als der Boden aufzusteigen anfang, schreibt der Verf. »I found it to be greenish shales hardened, probably by volcanic agency« (S. 14). Oben lag das Yaila d. h. Weideland des Emir Oghloo, »a plateau at a great elevation on the mountain, cleared of forest ... and covered with abundant grass« (S. 16). Weiterhin übernachteten die Reisenden auf dem Yaila Geuveshmeh (S. 17). Die Rückreise ging ohne irgendwie Bemerkenswerthes von Statten. Ch. XIV enthält eine Episode über das tragische Ende eines Banditenführers Icherly

Oghloo, ein interessantes Sittengemälde jener Gegenden: er war ein wegen seiner herzlosen Grausamkeit und seines Blutdurstes bekannter Mann und endete, wahrscheinlich nicht mehr als 25 Jahre alt, durch das Beil des Henkers (S. 21—29). Eine Bärenjagd launig erzählt hatte kein Resultat (S. 29—34). Inzwischen war die Kapelle und das Schulhaus in Tocat eingerichtet worden und Hr. v. L. konnte, da ein tüchtiger eingeborner Lehrer ihn zu vertreten im Stande war, die weitere Reise nach Sivas unternehmen (Ch. XV und XVI). Sie dauerte vom 30. Juni bis zum 7. Juli. In gerader Richtung ward über die oben erwähnte Ebene Art Ova hinaus der höchste Punkt des Chamlù Bel erreicht, 5512 Fuss über dem Meer. Des Schnees wegen ist diese Höhe gefährlich zu ersteigen, auch machen hungrige Wölfe sie unsicher (S. 41). Der Sternberg ist noch 3000 Fuss höher, erhebt sich aber »like a cone« von einem niedrigen Boden. Ihn zu erreichen setzten die Reisenden über den Yavash Akan Soo d. h. das langsam fliessende Wasser, und gelangten dann nach einiger Zeit an den nördlichen Arm des Sternflusses, über den eine hölzerne Brücke führte (S. 42). Nach dreiviertel Stunden waren sie in dem türkischen Dorfe Karghùn, 4830 Fuss hoch, wo es hiess, dass der Sternberg von der Ostseite erstiegen werden müsse. Sie beschlossen deshalb, ihn auf ihrer Rückreise von Sivas zu besuchen (S. 43 und 47) und wendeten sich dagegen gen Süden. Fünf Stunden nach dem Aufbruch von Karghùn am 1. Juli kamen sie auf das Plateau Melekon »a barren waste, covered with calcined rock«. Wasser fehlt gänzlich, daher Versuche zum Anbau misslungen sind; Ruinen von Gebäuden zum Schutz

für Reisende, deren im Winter hier viele umkommen, wenn sie im Schnee den Weg verlieren, werden angetroffen. Ein enges Thal führt in die Ebene, in welcher Sivas liegt, hinab. Diese Ebene war wahrscheinlich vor Zeiten der Boden eines Landsees (S. 47—50). Ein Ausflug südlich von Sivas führte den Verf. nach Bin Geul d. h. die tausend Seen, wo Salz gewonnen wird; also auch hier vor Zeiten wahrscheinlich ein Binnensee. Das Dorf ist ein armenisches. Hier ist ein elliptischer Hügel, 200 Ellen lang, 50 breit und 50 Fuss hoch, der ganz aus Muschelschalen besteht. Diese Schalen befinden sich noch in ihrem ursprünglichen Zustande, nur haben sie ihre Farbe verloren; die meisten sind Austerschalen. Eine einzige Auster fand der Verf. ganz, zwischen beiden Schalen, als er sie öffnete, mit Sand gefüllt. Auch wurden viele farblose Corallen gefunden, welche vielleicht den Grund dieser Austernbank gebildet haben. Das Sivas-Thal gehört daher der älteren Tertiärformation, aber es finden sich keine Kohlen, dagegen Fossilien (S. 50—55). Sivas liegt 4481 Fuss über dem Meer, das Klima ist deshalb rauh, Schnee fällt im Winter reichlich und bleibt lange liegen (S. 59). Am 5. Juli reiste der Verf. zurück, zuerst den Weg, den er gekommen, dann rechtsab nach dem Sternberge. Die Hügel umher waren ganz öde (barren), eine kleine Ebene vor dem Fuss des Berges mit grünem Gras bedeckt. Saru Yeri, ein türkisches Dorf im Westen des Berges, liegt 4957 Fuss hoch (S. d. Karte und S. 65). Von hier aus versuchten die Reisenden den Berg zu ersteigen. 5 Uhr 30' Vormittags brachen sie auf zu Pferde, 6 Uhr 20' hielten sie an einer kühlen Quelle, wo Vieh graset. Dies Wasser fliesst in den

nördlichen Arm des Sternflusses. Die Pferde blieben hier zurück, man stieg zu Fuss weiter. Der ganze Berg besteht aus schwarzem Granit. Die mächtigen zerstreut umherliegenden Felsblöcke »piled together to an unknown depth in an irregular manner and presented the appearance of streams of loose rocks«, meint der Verf., sind die Trümmer der durch Expansion im Winterfrost gesprengten Rinde des Berges. Noch jetzt frieren sie zusammen und theilen sich dann wieder, wenn sie aus einander springen. Aehnliches findet man auf dem Berge Olymp und kann besonders noch jetzt auf dem Berge Argoeus beobachtet werden »where the action of ice has such force as to break off fragments of rock from the mountain and hurl them down its sides with detonation ressembling artillery« (S. 68). Um 9 Uhr waren sie auf dem Gipfel; überall zeigte sich der schöne krySTALLisirte schwarze Granit, den man sonst nirgends in dieser Gegend antrifft, wohl aber bei Sivri Hissar (vgl. später S. 202). »The crest of the Star Mountain consists of five hillocks or natural mounds in a somewhat curved line, running nearly east and west, the convex side being towards the north. The highest of these hillocks is the farthest west and it is crowned with the remains of the fort, while its sides are covered both with natural boulders and with the hewn stone with which the fort was built« (S. 70, wo auch der Grundriss des Berggipfels und des Forts). Die gegen Nordosten gerichtete Grundmauer (der Façade) des Forts ist 56 Fuss lang und hat an jeder Seite einen soliden vier-eckigen 12 Fuss breiten Thurm gehabt. Eine parallele Mauer liegt 14 Fuss hinter der ersten, dahinter in östlicher Richtung ein halbrunder

Bau, entweder ein Kellergewölbe oder eine Cisterne. Uebrigens war der Boden überall mit grossen, meist behauenen Steinblöcken bedeckt. Eine sorgfältige Barometermessung ergab 8556 Fuss über dem Meer für den Gipfel; das Thermometer zeigte 67° F. im Schatten. Die Aussicht ist weit (S. 69—74). Strabo's Beschreibung (Lib. XII, cap. III, p. 39) eines isolirten Berges 200 Stadien von Capira passt vortrefflich auf den Sternberg; nach ihm haben die Römer das Fort zerstört und die dort aufbewahrten Schätze des Mithridates auf das Capitol gebracht. — Um 4 Uhr (Nachm.) waren die Reisenden wieder in Saru Yeri, von wo sie am andern Morgen früh aufbrachen und nach kaum 12 Stunden Abends 5 Uhr 15 Min. in Tocat eintrafen. — Wir kommen zu dem wichtigsten Abschnitt des Buchs, der Heimreise von Tocat über Land nach Smyrna, welcher u. a. die Untersuchungen der Ruinen bei Euyuk »with their sphinxes and bas-reliefs, now described for the first time« (Preface Vol. I, p. II u. III) enthält. Am 24. Juli 1864 reiste Hr. v. L. von Tocat ab, 9 U. 30 V. M., passirte 3 U. 20 M. das türkische Dorf Pazar Keuy, zwei Stunden später die Springquelle Chermook d. h. Mineralquelle, wo vor Zeiten ein Bad, und kam 6 U. 30 M. nach dem Landgut eines befreundeten Armeniers, wo er übernachtete. Leider fehlt dem Buch eine Karte für diese Reiseroute, wir müssen daher auf jede andere verweisen. Der Weg führte zuerst in einiger Entfernung an Zileh vorüber (S. 87) nach dem Dorf Yeghin Musulman 2760 Fuss über dem Meer (S. 90); am 30. Juli kam man nach Beyordoo und begegnete bald hernach den ersten Kameelen. Dann senkte sich die Strasse nach der Ebene,

darin Keuneh, Sorkun und andere wichtige Ortschaften liegen (S. 96). Ein Hügelrücken bezeichnet die Wasserscheide zwischen dem Halys und dem Iris. An dem rechten Ufer des Flusses, der bei Keuneh vorbeiströmt, liegt eine Therme (mehr als 140° F. heiss), bei welcher eine Badeeinrichtung, die viel benutzt wird, angelegt ist. Das Bad hatte eigenthümliche Wirkungen: »drowsiness, hunger and great weakness«, und hinterliess einen wie Seife anzufühlenden Niederschlag auf der Haut (S. 98 u. ff.). Keuneh liegt 3752 Fuss hoch; Yozghat ist 6 Stunden entfernt und erhebt sich 700 Fuss höher. Zwischen Keuneh und Yozghat wurde die Strasse von Amasia nach Chorum passirt: »it looked like civilization to see the lines of the telegraph upon it« (S. 102). Am 1. August 11 U. 30 M. kamen die Reisenden in Yozghat an; am 3. 9 U. 30 M. verliessen sie es wieder, zugleich auch die gewöhnliche Landstrasse, indem sie sich nördlicher wandten nach einem Passe Devrend Boghaz, der in ein breites Thal mündet. Der Weg durch diese Schlucht ging durch ein Felsen-Chaos, führte aber auf eine Ebene mit Tempelruinen, die Texier (l'Asie mineur) beschrieben und Hamilton in seinen *researches in Asia minor* abgebildet hat. Hr. v. L. will daher nur was jene ausgelassen ergänzen. Das Dorf Boghaz Keuy am Ausgang der Schlucht liegt 3515 Fuss über dem Meer, also 900 Fuss niedriger als Yozghat und 1000 Fuss höher als Sungurlu (vgl. S. 151 und S. 112). Die Elevation von Sungurlu und Yozghat correspondirt mit der von Tocat und Sivas, daher auch die Klimate sehr ähnlich. Eine Meile südlich von Boghaz Keuy sind die Trümmer von zwei Forts; ein Stein trug eine sehr beschädigte,

daher unleserliche Inschrift. Die Ruinen von Pterium begannen weiterhin mit einem Thorwege in einen unterirdischen Gang, dann folgte ein Gang zwischen zwei Mauern aus gehauenen Steinen, den ein herabgefallener Felsblock nach einer Länge von 45 Ellen ganz versperrte. Ein unterirdisches Werk, welches einen südlich der Stadt gelegenen Hügel krönt, hält Hr. v. L. für die Nekropolis von Pterium. Ebenso meint er, dass die östlich hin gelegenen Yazili Kaga d. h. carved rocks, über deren Ursprung und Zweck noch manche Zweifel obwalten, wohl ein Denkmal zur Erinnerung an eine dort geschehene Begebenheit sein könnten, wofür ihre isolirte Lage und ihre Gestalt sprechen. Von einem Dache, das diese in parallelen Reihen einander gegenüberliegenden Felsen bedeckt haben könnte, findet sich keine Spur. Ihre Lage ist S. 116 skizzirt. Die mit Reliefs versehenen Flächen der vierzehn Felsblöcke haben eine Breite von 4 bis 40 Fuss. Die Abbildungen bei Texier lassen die Figuren besser erhalten scheinen, als sie es wirklich sind, daher Hr. v. L. sie abgezeichnet hat (S. 118 u. ff.), auch sie zu deuten versucht. In letzterer Beziehung tritt er der Vermuthung des eben erwähnten französischen Gelehrten bei, der hier die Einführung des Dienstes der Astarte in Phrygien dargestellt findet. Diese Ansicht erscheint ihm dadurch vorzugsweise bestätigt, dass auf dem die Hinterwand bildenden (von Hrn. v. L. mit G. bezeichneten) Relief der der Königin folgende Prinz, welcher auf einem Leoparden reitet (eigentlich doch nur steht), Cupido sei, der Sohn der Venus, was Texier ganz übersehen habe. Dasselbe sei übrigens auch Layard bei der Deutung der in Niniveh aufgefundenen Reliefs be-

gegnet (vgl. dessen *Niniveh* p. 285—287 der engl. Ausgabe v. 1867). Hr. v. L. besitzt eine bei Smyrna aufgefundene Gemme, auf welcher eine Venus oder Astarte in anbetender Stellung, hinter welcher in derselben Stellung ein verschleiertes Kind: eine griechische Arbeit, aber die Figuren sind fremdartig (S. 124—126). Die Weiterreise ging über Yokbaz nach Euyuk (5 U. 45 M.), wo man übernachtete. Das hier gelegene antike Bauwerk »eins der merkwürdigsten und ältesten in ganz Kl. Asien«, das aber bis jetzt noch von Niemandem gründlich untersucht worden, wird Ch. XX von unserm Verf. beschrieben; auch sind der Grundriss (S. 131) und die Abbildungen einzelner Theile (S. 134 u. ff.) beigegeben. Das Material, worin die Reliefs gehauen, ist nicht Marmor, sondern schwarzer Granit; die Ecken sind nicht abgerundet, sondern scharf, wie man dies an ägyptischen Monumenten findet. Hamilton's Untersuchung war oberflächlich. Zuerst fallen zwei grosse Sphinxen ins Auge (s. die Titelvignette Vol. II) mit ägyptischem Kopfputz, welche Hamilton »uncouth bird-like figures« nennt, »in a very Egyptian style«. Rechts an dem Eingang, den diese Blöcke mit den Sphinxen bilden, ist das Bas-Relief eines zweiköpfigen Adlers, wahrscheinlich eine Arbeit neuerer Zeit. Auf einem behauenen Felsblock, der vor einer der Sphinxen links ruht, ist das Bild eines Stiers eingehauen, welches der Verf. sicher für ägyptischen oder assyrischen Ursprungs hält. Die menschlichen Figuren auf den daneben liegenden Blöcken tragen in ihren Gesichtszügen, Emblemen und in ihrer Kleidung ein durchaus ägyptisches Gepräge. Der Verf. beschreibt sie ausführlich. Sie sind auf den zu beiden Seiten des Eingangs in Reihen gelegenen

Blöcken eingegraben. Sehr merkwürdig ist das 7 Fuss lange Relief eines Löwen, der einen Widder in seinen Vorderklauen hält (abgebildet S. 144 u. f.). Das Emblem eines ruhenden Löwen, dessen Klaue auf dem Kopf eines Schafes liegt, kommt häufiger in dieser Gegend vor. Die Ansicht des Hrn. v. L. über den Ursprung dieses Bauwerks bei Euyuk ist, abweichend von der gewöhnlichen, diese: »it is of Egyptian origin dating far back, to the earliest conquests of that people«. Er führt den Ursprung auf Sesostris zurück, der dieselbe Route wie Alexander der Grosse, nur in entgegengesetzter Richtung zog. »This place, schreibt Hr. v. L., may be considered as evidence in favour of some of the conquerors having made an inroad, established themselves in Phrygia, and there built a temple to the gods of Egypt. Their stay however, was short: they left their work unfinished and the people of the land dedicated the building to the subsequently-introduced worship of Astarte« (S. 147 u. f.). Am 5. August brachte eine Tagereise den Verf. und seine Gefährten nach Sungurlu; von da ging es weiter über Izeddin, ohne Führer, nach Angora, das alte Ancyra (S. 174 u. ff.). Bei einem Dorfe Yozghat, acht Stunden von Angora, 4100 Fuss über dem Meer, lagen verschiedene alte Marmorblöcke: »one representing a lion crouching and a rough altar with clusters of grapes on it« (S. 171). Am meisten zog den Verf. ein alter Kirchhof in Angora an mit vielen Grabstätten von Europäern, gestorben im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert (zwischen 1679 und 1779 vgl. S. 180 u. ff.). Die Stadt liegt 3334 Fuss, also 1100 Fuss niedriger als Sivas. Die hiesigen Protestanten haben manche Verfolgungen

auszuhalten. Auf einem nahen Hügel liegt ein festes Schloss; hier fand der Verf. auch einen Löwen aus Stein gehauen, aber neueren Ursprungs als der bei Euyuk (S. 190). Interessanter war die alte 50 Fuss hohe Säule aus weissem Marmor, wahrscheinlich der Mittelpunkt eines alten Marktplatzes (abgebildet S. 191). Auch wurde der Tempel des Augustus im Südwesten der Stadt besucht (ibid.). Derselbe ist einfach, aber aus schönem Marmor gebaut; seine Inschrift nennt die von dem Kaiser aufgeführten Gebäude. Ueber ein wellenförmiges Plateau führte der Weg am 17. und 18. August nach Chiflik und von da an den beiden folgenden Tagen nach Sivri Hissar. Von einem Hügel bei Chiflik sah man die scharfkantigen Felsen, hinter denen Sivri Hissar liegt. Uebernachtet ward in einem türkischen Sommerhause (S. 197). Das Bette des hier strömenden Sakaria-Flusses liegt 1000 Fuss niedriger als Angora. Eine Brücke über den Strom, bei welcher ein Wacht haus, lag 2387 Fuss über dem Meer. Das drei Stunden entfernte Dorf Orta Keny lag schon 500 Fuss höher. Die Berge bei Sivri Hissar bestehen aus schwarzem Granit oder Syenit, weshalb der Boden unfruchtbar (S. 202). Die Stadt liegt 3778 Fuss über dem Meer, also 450 Fuss höher als Angora. In diesen Gegenden wird die Angora-Ziege (*Capra hircus angorensis*) gezüchtet (ein geschornes Ex. ist S. 209 abgebildet), die mehr dem Schaf als der Ziege ähnlich sieht. »It is curious that a place where perhaps the most extensive ruins can be found in all Asia Minor, should now be one of the most important spots where the great staple of the province, the teflik, is produced. But so it is« (S. 210). Gerade hier liegt Balahissar,

das alte Pessinus, vor tausend Jahren durch seine Marmortempel berühmt: »the ruins are comparatively in a virgin state«. Hr. v. L. besuchte eine alte auf einem Hügel gelegene Burg, fand in einer Schlucht die Trümmer eines Theaters (abgebildet S. 212), ausserdem noch andere Ruinen, namentlich von Tempeln, mit vielen Reliefs (wovon eins abgebildet S. 213). Am 22. August brachen die Reisenden anderthalb Stunden nach Mitternacht auf, aber sie waren schläfrig und die Kälte nöthigte sie zu gehen. Bei Aktash kreuzten sie den Sakaria-Fluss, (hier 2824 Fuss über dem Meer). Bei Baghlûja hört die Zucht der Angora-Ziege auf: »this animal is no more to be found than fish upon the land« (S. 217). Die ebengenannte Stadt ist, den verstümmelten Sculpturen nach zu urtheilen, die sich auf den Mauern der Häuser finden, sehr alt (S. 220). Auffallend war die theils kegelförmige, theils mauerähnliche Felsbildung bei dem Dorf Seïdlîer (S. 226 und 227 abgebildet). Afion Karahissar liegt am Abhang eines steilen Hügels, an den die Häuser bis 250 und 300 Fuss hoch hinauf reichen. Nahebei liegt ein Hügel, auf welchem die sehr alten Ruinen einer Citadelle (S. 230). Hier wird viel Opium gebaut, daher der Name Afion = Opium. Auf dem armenischen Kirchhof waren mehrere alte Monumente mit Sculpturen, die von Eski Karahissar, dem alten Docimaeum, dahin gebracht sein sollen, u. a. ein prächtiges Medusenhaupt (abgebildet S. 236). Hier wird ein breitschwänziges Schaf, das lange feine Wolle liefert (Caramania sheep), gezüchtet (S. 238 u. ff.). Die Reise ging weiter nach Chiffik, der Boden erhebt sich von Karahissar an bis zu 4424, welches die höchste Höhe auf dem Wege

nach Smyrna ist (S. 248). Am 30. August kamen die Reisenden nach Uschak, »a large town of purely Turkish style« (S. 256), 3137 Fuss hoch gelegen, mit 150 griechischen und 50 armenischen Familien (S. 259). Der Hermus wurde auf einer steinernen Brücke überschritten (S. 267). Die Gegend ist hier vulkanisch. »The bottom of this fissure (about 1000 feet in depth cut into the marl and its superincumbent lava) forms the bed of the Hermus« (S. 271). Ein wie ein Schiff gestalteter Lavablock, unter vielen andern die am Ufer des Flusses liegen, heisst bei den Eingebornen Gemi Dereh i. e. the Ship Gorge (S. 273). Die Vulcane sind erloschen, in der Nähe der Stadt Kula wird einer das Dintenfass (Devlit) genannt. Die Stadt liegt 2412 Fuss über dem Meer; in ihrer Nähe ist eine Cisterne (abgebildet S. 276). Am 2. Septbr. befanden sich die Reisenden auf der Ebene des alten Philadelphia (jetzt heisst die kleine noch erhaltene Christenstadt Allah Shehr d. h. Gottesstadt). Hier ist das Tmolus-Gebirge (S. 281), welches sich in leicht gekrümmter Linie fast bis nach Voorla (dem alten Clazomene) ausdehnt. Am folgenden Tage zog man an den Ruinen des alten Sardes vorüber (S. 285). Je mehr man sich der See näherte, desto häufiger zeigte sich der Feigenbaum (S. 286). Die Stadt Cassaba besteht meistens aus Lehmhäusern, die aber doch einige Cultur durchblicken lassen: sie sind gemalt und mit Ziegeldächern versehen. Man spricht hier griechisch. Fast jeder Schornstein und Hausgiebel trägt ein Storchnest; die Störche gehen ohne Scheu in den Strassen umher, sich Futter zu suchen (S. 289 u. ff.). Am 5. Septbr. gelangte die Reisegesellschaft nach dem ihr wohlbekannten

Smyrna. Das letzte Kapitel XXVII bringt noch einige nicht unwichtige archäologische Aufschlüsse über zwei antike Sculpturen, die der Niobe und des Sesostris. Die erstere (abgebildet zw. S. 308 und 309) hat der Verf. genau untersucht und erklärt sie, entgegen der Ansicht anderer Archäologen, die sie für eine Statue der Cybele halten (S. 303), für das, wofür sie auch noch die Tradition ausgiebt, eine Niobe (S. 313). Dieselbe ist keine ganze Figur in langen bis auf die Füße reichenden Gewändern, sondern eine auf einem Piedestal stehende kolossale weibliche Büste (S. 305), an welcher das Wasser, vom Felsen herunterträufelnd, einen bläulichen Thon-Niederschlag zurücklässt, der die Thränenflut darstellt, welche an dem Monument herabfließt (S. 311). Uebrigens ist er nicht abgeneigt zuzugeben, dass vor Entstehung der Niobe-Legende bereits diese Büste vorhanden war und vor derselben ein Cultus der Cybele stattfand (S. 314 u. ff.). Den heute Nif genannten Fluss hält er für den Acheloios des Homer (Il. XXIV, 616) und den Namen des Thales Nymphio will er als Corruption von *νυμφαίων* (ibid) angesehen wissen: Homer sagt von dem Sipylus-Berge »ὅθι παρὶ θεάων ἔμμενας εἰνὰς νυμφαίων« (l. c. v. 615). Niobe hält er für eine griechische Personification »of the drip-drip of the marble rock upon the ancient rock sculpture, which thus acquired the name of Niobe, »the weeping one« (S. 314). Wir möchten die Richtigkeit der beiden letzterwähnten Conjecturen bezweifeln, besonders die Richtigkeit der Ableitung des Wortes Nymphio. Glücklicher erscheint uns die Deutung der homerischen Worte l. c. v. 602 »Νιόβη ἐμνήσασθαι ὄφρα«, als einer Anspielung auf die Opfergaben,

welche ehemals diesem Steinbilde dargebracht wurden (S. 315). Das Sesostris-Monument, von welchem Herodot Lib. II, cap. 106 schreibt, besuchte der Verf. ebenfalls von Smyrna aus. Er begab sich zuerst nach Nymphio und stieg von da bergan, bis er plötzlich vor dem König stand, auf den die Beschreibung Herodots l. c. vortrefflich passt, nur dass er in der Rechten den Bogen und in der Linken den Speer trägt (Herodot sagt umgekehrt): »The sculpture of Sesostris is another and a still clearer proof (than the monument of Niobe) of the extension of Egyptian power in the land« (S. 325). — Wir danken dem Verf. für seine fleissige Arbeit, die wol ins Deutsche übersetzt zu werden verdiente. Sie ergänzt wesentliche Lücken unserer Kunde des vormaligen und gegenwärtigen Kleinasiens und bringt manche archäologische Untersuchung, deren Resultat bisher noch zweifelhaft war, zur Entscheidung. Kapitel-Register mit kurzer Inhaltsangabe und Verzeichniss der zahlreichen Illustrationen stehen zu Anfang jedes Bandes. Der Verleger hat dem werthvollen Inhalt entsprechend am Druck und Papier nicht gespart.

Altona.

Dr. Biernatzki.

Aus dem Leben der Charitas Pirkheimer, Aebtissin zu St. Clara in Nürnberg. Nach Briefen. Von Wilhelm Loose. Dresden 1870. 88. SS.

Es ist auffallend, wie arm, gegenüber seinem grossen Reichthum an hervorragenden Män-

nern, das 16. Jahrhundert an geistig bedeutenden deutschen Frauen ist; man kann eigentlich nur zwei nennen: Olympia Morata und Argula von Stauffen. Daneben giebt es andere, die sich nicht gerade durch glänzende Geistesgaben auszeichnen, die aber doch, wegen der Treue ihres Wesens oder der Stärke ihres Willens einen wohlthuenden Anblick gewähren, und auf denen daher gern das Auge der Beschauer gewellt hat, z. B. Sibylla, die Gemahlin des Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen und Charitas Pirckheimer. Der letzteren ist auch von manchen Schriftstellern Berücksichtigung geschenkt worden, namentlich hat, abgesehen von manchen unselbständigen Veröffentlichungen, E. Münch, der kaum einen anziehenden Stoff des 16. Jahrhunderts unbehelligt liess, das Leben dieser Frau zum Gegenstand eines Buches gemacht: Charitas Pirckheimer, ihre Schwestern und Nichten. Biographie und Nachlass. Nürnberg 1826, das, an dem Grundfehler aller Münch'schen Bücher, an Unkenntniss des überhaupt vorhandenen und an nachlässiger Benutzung des von ihm gekannten Materials leidet.

Charitas Pirckheimer verdient, dass man sich mit ihr beschäftigt. Sie war, eine ältere Schwester des berühmten Wilibald Pirckheimer, am 21. März 1466 in Nürnberg geboren, trat 1478 in das dortige Kloster zu St. Clara, wurde 1503 Aebtissin und starb am 19. August 1532. Schon durch ihren Vater hatte sie Latein gelernt, und sprach und schrieb die Sprache der Gelehrten mit Gewandtheit, theilte ihre Kenntnisse den Nonnen des Klosters mit und bildete mit ihrer jüngeren Schwester Clara und der Priorin Apollonia Tucher eine kleine, fleissiger

Beschäftigung mit den Wissenschaften und emsiger Lektüre alter und neuer Schriften hingebene, Gemeinde. Doch als Aebtissin lag ihr nicht nur ob, gelehrte Studien zu treiben, sie hatte auch die Angelegenheiten des ganzen Klosters zu verwalten. Grade in dieser Beziehung zeigte Charitas die Kraft und Tüchtigkeit ihres Wesens; sie hat selbst ihre grosse Thätigkeit, mit der sie berechtigten und unberechtigten Ansprüchen des Raths in den ersten Jahrzehnten der Reformation entgegentrat, in ihren Denkwürdigkeiten (herausgegeben von C. Höfler im 4. Bande der Quellensammlung zur fränkischen Geschichte 1853) beschrieben. Sonst hat sie keine Schriften hinterlassen, nur Briefe, und zwar theils amtliche Schreiben, theils eine Correspondenz mit Verwandten und gelehrten Freunden.

Die vorliegende Schrift versucht nicht eine vollständige Lebensbeschreibung der Charitas zu liefern, sondern nur einen kurzen Lebensabriss mit Darstellung ihrer freundschaftlichen Beziehungen zu hervorragenden Männern zu geben. Unter diesen ist neben Wilibald, dem Bruder, Lehrer und Berather, welcher, der Schwester innig zugethan, namentlich ihr geistiges Wohl durch Zusendung fremder und Widmung eigner Schriften zu fördern suchte, wenn auch ihr Verhältniss nicht bis zu Ende ungetrübt blieb, besonders Conrad Celtis zu nennen, dessen Freundschaft mit Charitas bekanntlich zu Schmähungen der letzteren Anlass gegeben hat, auch von Aschbach sehr übertrieben, in diesem Buch aber durch den Nachweis, dass zwei im Celtis'schen Codex enthaltenen Briefe gar nicht an ihn gerichtet sind, auf das rechte Mass zurückgeführt wird, welcher der Aebtissin seine

eigenen Dichtungen und die Werke der Hrotsuitha übersendet und dafür Dank, weil er sich der Arbeiten einer Frau annehme, aber auch die Mahnung empfängt, er möge sich von der »Poetry« zur heiligen Schrift wenden und die heidnischen Götter verlassen; ferner Sixtus Tucher, ein Jurist, der seine Studien in Italien machte und einige Jahre als Professor in Ingolstadt wirkte, aber als Propst in Nürnberg sein Leben beschloss, ein gelehrter und edel denkender Mann, der einen feinen Blick für die Thorheiten der Menschen besass (vgl. S. 25) und in verständiger Weise von Kasteiung des Leibes abrieth, wenn er auch selbst sehr fromm war, gar zu häufig seine frommen Lehren vortrug, und durch die Ermahnung, man müsse, im Hinblick auf die Güte Gottes, die Krankheit segnen und dürfe die Todten nicht beweinen, eher komisch als erbauend wirkt; Christoph Scheurl, dessen Wesen wir vor kurzem kennen zu lernen versucht haben, endlich noch drei Nürnberger: Caspar Nützel, Lazarus Spengler, die in der Reformation eine Rolle gespielt haben, und Albrecht Dürer; an die drei letzten ist ein Brief der Charitas erhalten, der ihre Fähigkeit, auch humoristisch zu schreiben, bekundet. Durch Wilibald wurde die gelehrte Nonne auch auswärtigen Gelehrten bekannt, z. B. Reuchlin und Pellikan und empfing von ihnen achtungsvolle Grüsse.

Die Darstellung dieser Verhältnisse ist vom Verf. mit einer rühmwerthen Beherrschung des Stoffes unternommen, die ihn allerdings manchmal veranlasst, Ungehöriges (z. B. das Verhältniss Tuchers zu einer Muhme und zu Apollonia T. S. 18—20, 22—25) hineinzubringen. Als hauptsächliche Quelle hat die von Scheurl

ins Deutsche übersetzte und von ihm herausgegebene Sammlung: Vierzig sendbriefe u. s. w. Nürnberg 1515 gedient. Die Benutzung dieser Quelle war natürlich geboten, aber mit dem Abdruck der darin enthaltenen Briefe hätte der Verf. etwas sparsamer sein sollen: 14 Nummern wörtlich mitzutheilen, ist gegenüber dem Werth derselben zu viel. Noch weniger gerechtfertigt ist aber der Abdruck einiger anderer Briefe, die nicht bloss in dieser Scheurl'schen Sammlung erhalten, sondern oft gedruckt sind, deren lateinisches Original noch existirt, und zwar an leicht zugänglichen Stellen, wie in den Ausgaben von Pirckheimers Werken, und bei denen der Verf. nicht einmal das Original, sondern die oft recht schwer verständliche Uebersetzung Scheurls oder eine eigene mitgetheilt hat. Was den Abdruck der Briefe betrifft, so wäre die Schreibung v und w für u (z. B. rwe) zu vermeiden gewesen; die beibehaltene alte Interpunktion, die fast niemals richtig, oft aber gradezu sinnlos ist, musste durchaus geändert werden. In den mitgetheilten Stücken wären, ausser den gegebenen, noch einige Worterklärungen erwünscht gewesen, z. B. über den Gebrauch des »wann«, ferner Erläuterung der Worte: zehar, ainlitzig, wetag, urstendt, bleiblikait, bewig, eglosen (vielleicht: genosen) ekclern (erclern?) oben, verleibt u. s. w. Die Sacherklärungen dagegen lassen nichts zu wünschen übrig, sie verrathen gründliche Kenntniss des Stoffes und kritischen Blick.

Die kleine Arbeit, die zugleich als Doktor-dissertation in Jena gedient hat, ist ganz verdienstlich. Sie soll als Vorläufer einer von dem Verfasser beabsichtigten Herausgabe des gesammten Briefwechsels der Charitas dienen, der,

2044 Gött. gel. Anz. 1871. Stück 51.

wie der Verf. mittheilt (S. IV und 88) ziemlich reich an ungedruckten, hoffentlich auch werthvollen Stücken ist, und dessen Erscheinen wir daher entgegensehn.

Berlin.

Ludwig Geiger.

Konrads von Würzburg Partenopier und Meliur — Turnei von Nantheiz — Sant Nicolaus — Lieder und Sprüche. Aus dem Nachlasse von Franz Pfeiffer und Franz Roth herausgegeben von K. Bartsch. Wien, Wilhelm Braumüller, 1871. XVI und 434 SS. in gross Oktav.

Von den in diesem Bande vereinigten und kritisch bearbeiteten Werken Konrads von Würzburg war das erste, Partenopier und Meliur, lange nur in Bruchstücken bekannt, welche von Bodmer, Chr. H. Müller und darnach von Massmann (Partenopeus und Melior. Altfranzösisches Gedicht des 13. Jahrhunderts in mittelniederländischen und mittelhochdeutschen Bruchstücken. Berlin 1847) veröffentlicht sind, bis Franz Pfeiffer in seiner Abhandlung über Konrad (Germania 12, 4 fg.) auf die bereits im Jahre 1829 entdeckte einzige vollständige Riedegger Handschrift aufmerksam machte, aus der er den Anfang und den Schluss des Gedichtes mittheilte. Der nur in einer Handschrift erhaltene Turnei von Nantheiz ist bekanntlich von Docen in Massmanns Denkmälern (München 1828) herausgegeben. Die ohne den Namen des Dichters erhaltenen Bruchstücke der Legende von dem heil. Nikolaus, welche Herr Bartsch gleichfalls Konrad zuschreibt, erscheinen hier nach den Abdrücken der einzelnen bis jetzt bekannten Blätter in dem Anzeiger zur Kunde der

deutschen Vorzeit (6, 418) und in Pfeiffers Germania (2, 96. 4, 241). Die kritische Ausgabe derselben besorgte Herr B. ausschliesslich, während er für den Turnei, so wie für die Lieder und Sprüche die sorgfältigen und ihrem Abschlusse nahen Arbeiten von Franz Roth benutzte, von deren Ergebnissen abzuweichen er nur wenig Veranlassung fand. Eine Ausgabe des Partenopier hatte Pfeiffer bereits angefangen; da sie indess noch nicht weit gediehen war, so hatte der Herausgeber den Nachlass desselben noch einmal kritisch durchzuarbeiten, wobei denn viele Verbesserungen hinzugefügt werden konnten. Allen Gedichten dieses Bandes sind Anmerkungen beigegeben, in welchen einzelne Stellen oder Punkte besprochen werden, die einer Rechtfertigung bedurften, auch solche, in denen Herr B. von dem Gebrauche der bisherigen Herausgeber von Konrads Werken abgewichen ist. Nur bei dem Turnei sind Parallelen in grösserer Zahl angeführt, um das Gedicht gegen den aufgetauchten Verdacht der Ueetheit zu schützen.

Von allen diesen Gedichten Konrads nimmt das hier zum ersten Male vollständig herausgegebene von Partenopier und Meliur unser besonderes Interesse auch deshalb in Anspruch, weil sein Inhalt, welcher mit der Wielandssage (vgl. W. Wackernagels Geschichte der deutschen Literatur S. 213) und (namentlich in Bezug auf die Trennung Partenopier's von seiner Gattin und seine Wiedervereinigung mit ihr) auch mit der Erzählung von Iwein manche Aehnlichkeit hat, nicht ohne Bedeutung für die Sagenforschung ist. Konrad verfasste es nach einer französischen Quelle (vgl. V. 175: daz ich in tintsch getiht daz buoch von wälsche rihte und

ez ze rime leite), die er in seiner Weise frei bearbeitete. Diese Quelle ist das französische Gedicht von Denis Piramus, aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, welches G. A. Crapelet grösstentheils im Jahre 1834 unter dem Titel: *Partonopeus de Blois publié pour la première fois d'après le Ms. de la bibliothèque de l'Arsenal* in zwei Theilen herausgegeben hat. Es findet sich ausserdem noch in andern Handschriften, welche die Erzählung noch weiter führen; aber keine führt sie so weit, wie Konrads Gedicht, obgleich auch diesem der eigentliche Abschluss fehlt. Ob der deutsche Dichter, wie der Herausgeber meint, nicht mehr in seiner Quelle fand, ob er aus andern Gründen sein Werk nicht beendete, oder ob nur der Riedegger Handschrift der Schluss fehlt, das muss nach unserer Ansicht vorläufig dahin gestellt bleiben.

Diese Handschrift ist erst im Jahre 1471 geschrieben. Wenn sie auch, wie Pfeiffer (*Germania* 12) ausgeführt hat, nach einer guten Vorlage vom Jahre 1277 angefertigt ist, welche vielleicht das Autograph des Dichters war, so enthält sie doch manche Lücken und so viele Fehler, dass die Herstellung des ursprünglichen Textes viele Schwierigkeiten macht, ja kaum möglich gewesen wäre, wenn wir nicht Konrads Sprache und Weise aus seinen andern Werken kennten. Es ist daher natürlich, dass auch in dem jetzt gedruckt vorliegenden vielfach verbesserten Texte ungeachtet der Sorgfalt, welche Pfeiffer und der Herausgeber darauf verwandt haben, noch Stellen vorkommen, welche Bedenken erregen. Darunter sind einige, wo vielleicht Lücken anzunehmen sind, oder wo doch der gegebene Text noch nicht zu genügen

scheint, wie V. 525. 596. 1089. 1307. 1763. 2149. 5858. 13214. 15044. 15485. 20724, während anderen leichter nachzuhelfen ist. Von den letztern heben wir folgende hervor:

V. 655 l. fræzen. 1025 mit klâren sinen ougen spürt er den ritter noch den kneht (statt unde kneht) nach der entsprechenden Stelle des französischen Gedichts: mais il n'i voit nul senescal, ne nul servant, ne nul vaslet. 1485 verswüere von sich wiese. 1695. 17598 ein wohl zu tilgen. 2240 in zu streichen; vgl. Iw. 366. Er. 8361. V. 2288 l. von bergen und von ouwen nach 8120; die Handschrift hat wegern, aber sie setzt auch sonst wohl w für b, z. B. 17588 wunt für bunt. 2519 dir min. 9132 den roc von lîhter (statt liehter) koste den wohlfeilen, schlechten Rock; vgl. 2205. V. 14844 l. nâch iu. 17707 gülte.

Als Druckfehler sind ausser den von dem Herausgeber bereits berichtigten noch hervorzuheben: V. 819 l. dar in. 1829 dich. 2151 den werden. 17446 trûre. 19462 harte.

W. M.

Dieckhoff, Dr. A. W., Prof. der Theol. zu Rostock: Der Schlusssatz der Marburger Artikel und seine Bedeutung für die richtige Beurtheilung des Verhältnisses der Confessionskirchen zu einander. Rostock, Stiller'sche Buchhandlung 1872.

Die Frage, welche der Verf. hier erörtert, hat ja auch eine Bedeutung für den die Ereignisse rein objectiv betrachtenden Historiker. Aus welchen Beweggründen Luther bei Gelegenheit des Marburger Gesprächs den Schweizern die Bruderhand, d. h. die kirchliche Gemein-

schaft verweigert habe, ob deshalb, weil er seine Gegner für »Unchristen« gehalten, oder ob bloss aus dem Grunde, weil er geglaubt, die beiderseitigen Meinungen in Betreff des Abendmahls könnten nicht in derselben Kirche zusammen bestehen, das genau festzustellen kann nur dazu dienen, auf den Charakter Luther's immer mehr das rechte Licht zu werfen, und in sofern sind die Untersuchungen des Verf. denn gewiss nicht interesselos, auch abgesehen von aller Anwendung, die Jemand von dem gewonnenen Resultat auf die Gegenwart und die unter uns ja nun einmal unvermeidlich immer wieder hervortretende Unionsfrage machen möchte. Aber ein Anderes ist es, ob der Verf. diese seine Untersuchungen wirklich mit der Unbefangenheit des an seinen Gegenstand allein hingegebenen Historikers angestellt hat und ob seine Ergebnisse deshalb auch als den geschichtlichen Thatbestand rein in's Licht stellend angesehen werden können, und diese beiden Fragen möchte man denn doch sich veranlasst sehen, bestimmt zu verneinen. Des Verf. Interesse ist gar nicht das objectiv historische, sondern vielmehr ein durchaus subjectives, ihm aus seinen auf unsre Gegenwart gerichteten kirchenpolitischen Bestrebungen an die Hand gegebenes, und sein Resultat ist deshalb auch ein solches, dass man, den das Material der Beurtheilung darbietenden geschichtlichen Akten gegenüber, sich eigentlich nur wundern könnte, wie Jemand zu der von dem Verf. aufgestellten Ansicht gelangen möchte, müsste man nicht die Befangenheit des Verf. selbst mit in Anschlag bringen.

Luther soll nach dem Verf. die Reformirten gar nicht als »Unchristen« oder »Ketzer« im

eigentlichen Sinne, sondern vielmehr als Christen und als Solche angesehen haben, denen »der seligmachende Glaube an das Blut Christi, welches zu Kindern Gottes und zu Gliedern Christi macht, nicht abgesprochen werden dürfe«, und diese Behauptung sucht er — das ist zunächst der Zweck der vorliegenden Abhandlung — nicht bloss gegen Stahl, der einen solchen Standpunkt als modern in der Lutherischen Kirche bezeichnet hatte, zu vertheidigen, sondern auch gegen einen Anonymus im »Kirchenblatte für die Angelegenheiten der lutherischen Kirche in Braunschweig und Hannover«, von welchem die Meinung des Verf. auf Grund von aktenmässig vorliegenden anderweitigen Aeusserungen Luthers beanstandet und nachzuweisen versucht worden war, dass Luther die Schweizer allerdings für »Unchristen und Ketzer« gehalten. Nun, Ref. bekennt, dass es ihm in Hinsicht auf sein persönliches Leben gleichgiltig ist, was Luther von Zwingli und dessen Richtung geurtheilt habe: Zwingli ist dem Ref. allerdings eine hohe Gestalt, deren volle Würdigung unsrer Zeit eigentlich erst möglich geworden ist, aber weder der Glaube der reformirten Kirche, noch der des Ref. ist an die Auffassungen Zwingli's gebunden, und was Luther angeht, so hat Ref. vor demselben allen schuldigen Respect, aber für unfehlbar hält er ihn keineswegs und was derselbe vor mehr als drei Jahrhunderten über Richtungen seiner Zeit geurtheilt hat, das kann unser Urtheil jetzt nicht mehr in dem Maasse bestimmen, dass wir uns dadurch in den eigenen, durch ernste Arbeit errungenen Ueberzeugungen irre machen lassen könnten. In sofern steht deshalb Ref. auch dem Resultat des Verf. rein

unbefangen gegenüber, ja, er bekennt sogar, dass es ihm erwünscht sein würde, wenn er der Auffassung des Verf. beipflichten könnte, da dieselbe nach seinem Bedünken nicht nur Luther in einem viel günstigeren Lichte darstellen würde, sondern da es ganz und gar nicht nöthig sein würde, die allerdings nicht zu billigenden Folgerungen für die Kirchenpolitik der Gegenwart aus derselben zu ziehen, welche der Verf. aus ihr herleiten zu müssen meint. Aber zweifelhaft erscheinen uns des Verf. Demonstrationen nun doch zu sein und wir müssen nichts destoweniger bei unsrer längst gehegten Meinung bleiben, dass Luther über die Reformirten keineswegs so günstig geurtheilt habe, wie Verf. es glauben machen möchte. Der Schlusssatz des Marburger Artikels selbst beweist da natürlich gar Nichts, denn der ist ein diplomatisches Aktenstück, ein vorläufiges Compromiss zwischen den Streitenden darstellend, und deshalb auch nicht bloss im höchsten Grade diplomatisch abgefasst, sondern — auch nur mit vieler Mühe dem Wittenberger Reformator abgerungen und von diesem nicht ohne bestimmte Reservationen unterzeichnet. Die volle und ganze Meinung Luthers, wie er sie abgegeben haben würde, enthält dieser Schlusssatz so wenig, dass man im Gegentheil sagen muss, er ist mehr dazu angelegt, dieselben zurück-, als sie in das gehörige Licht zu stellen, und hätten den Wittenberger Reformator nicht anderweitige Rücksichten, namentlich auf den Landgrafen von Hessen bestimmt, er würde sich ohne Zweifel ganz anders ausgedrückt und bei seiner ursprünglichen schroffen Zurückweisung der Schweizer geblieben sein. Dann aber, wo Luther sich frei und ungenirt auszudrücken in

der Lage ist, da kommt es doch auch deutlich genug zu Tage, dass er von den Schweizern auch noch nach dem Gespräche zu Marburg die ungünstigste Meinung hat und ihnen mit Nichten den Christennamen im Sinne der Gliedschaft an dem Leibe des Herrn zugestehen mag. Man sehe doch nur in die Streitschriften Luthers hinein, man erwäge nur, wie er z. B. die Reformirten mit all den »Schwarmgeistern« seiner Zeit »in einen Kuchen« meint rechnen zu dürfen und wie er es offen ausspricht, ein Theil müsse des Teufels sein, und man wird leicht erkennen, dass hier nicht jene mildere Ansicht vorliegt, welche die Reformirten wohl für gläubige Christen und für Glieder der allgemeinen christlichen Kirche anerkennt und nur meint, wegen des Mangels in der einen Lehre vom Abendmahl sie gleichwohl von der kirchlichen Gemeinschaft mit der »wahren Confessionskirche« ausschliessen zu müssen. Der Verf. wirft dem Anonymus im lutherischen Kirchenblatt vor, dass derselbe im Anführen der Akten nicht genau verfahren sei, aber wir müssen bekennen, dass es uns doch scheinen will, als habe sich der Verf. des gleichen Vergehens schuldig gemacht: er ignorirt viel zu sehr die eigentlichen Streitschriften Luthers gegen den »Zwingel« und führt nur einzelne gelegentliche Aeusserungen des Reformators an, die allerdings im Sinne des Verf. ausgelegt werden können, aber höchstens bekunden, dass Luther auch wohl einmal in einer milderen Stimmung gegen die »Sakramentirer« gewesen ist. Hätte Luther gemeint, die Schweizer seien gläubige Christen und Glieder am Leibe des Herrn, er hätte sie gewiss nicht ausgeschlossen, dazu war doch anerkanntermaassen sein Be-

wusstsein von der Gemeinschaft aller wahren Glieder Christi zu stark, so dass er es ohne Zweifel für einen Frevel gehalten haben würde, ein wirkliches Glied Jesu Christi von seinem Leibe zu trennen: dagegen sein Verfahren stützte sich für ihn selbst auf die Ueberzeugung, dass er es hier mit einer Richtung zu thun habe, die im Grund und Wesen den schlimmsten Häresien Nichts nachgebe, und nur deshalb, weil er wirklich von dieser Ueberzeugung ausging, kann sein Verfahren von uns mit der Milde beurtheilt werden, mit welcher wir es zu beurtheilen gewohnt sind, und — dass dies die wirklich geschichtliche Ansicht von Luthers innerlicher Stellung den Schweizern gegenüber ist, geht auch schon aus seiner zu Marburg gethanen Aeusserung hervor: »Ihr habt einen andern Geist!« Wer Luther genau kennt, weiss, was das in seinem Munde bedeutet: er kannte nicht zweierlei Geist, wo der eine und der andre zugleich christlich gewesen wäre, bei ihm gab's nur ein Entweder — Oder: »ein Theil muss des Teufels sein, da ist kein Mittel«, wie seine ipsissima verba ja lauten. Und dagegen ist auch nicht anzuführen, dass man lutherischerseits, wie der Verf. betont, von der Erwägung ausgegangen sei, es könnten die beiden Meinungen nicht ohne Schaden in derselben kirchlichen Gemeinschaft zusammen bestehen und dass man dies auch den Schweizern selbst vorgestellt habe: diese Erwägungen lagen nahe, mochte man die Schweizer für Christen halten oder nicht, ja, wenn man sie für Unchristen hielt, lagen sie vollends nahe, und Ref. möchte sogar behaupten, sie hätten zu jener Zeit den Wittenbergern nur deshalb nahe gelegen, weil sie von der letztgenannten Meinung aus-

gingen, wie sie denn namentlich auch die Schweizer selbst auf die Inconvenienz aufmerksam machen konnten, die aus solchem Zusammensein beider Meinungen in derselben Kirche hervorgehen würden, auch wenn sie die Schweizer für »Unchristen« hielten, eben so gut, wie wir jetzt z. B. anerkannten Nichtchristen in aller Höflichkeit diese Vorstellungen machen würden, wenn sie etwa meinen sollten, wir könnten eine Religionsgesellschaft mit ihnen bilden. Diese Erwägungen, ganz natürlich durch die Situation an die Hand gegeben, mischen sich mit ein, aber — sie sind es nicht, welche das eigentlich Maassgebende sind und die volle Meinung der Wittenberger über die Schweizer ausdrücken, sie ergeben sich vielmehr erst aus der Grundüberzeugung, von der Jene ausgehen, nämlich der, dass die Schweizer im Grunde und Wesen Unchristen seien und dass eben deshalb ohne Verleugnung Christi selbst keine kirchliche Gemeinschaft mit ihnen gehalten werden dürfe. Die Meinung des Herrn Verf. von einem milderem Urtheil Luthers über die Reformirten ist eine geschichtlich nicht begründete und Stahl wird wohl Recht behalten, wenn er die Veränderungen im Urtheil der Lutheraner unsrer Tage über die Reformirten, die Gott sei Dank! ja eingetreten sind, auch unseren Tagen und ihrer besseren Erkenntniss zuschreibt, höchstens aber könnte man dem Verf. zugestehen, dass Luther auch wohl Zeiten und Stimmungen gehabt habe, wo sein Urtheil nicht ganz so abfällig gewesen sei, wie meistens, wo er auch versöhnlicher gestimmt gewesen.

Vollends nun aber sind wir nicht in der Lage, hinsichtlich der kirchenpolitischen Tendenzen, welche er mit seiner Auffassung gestützt wissen will, dem Verf. zuzustimmen, und die Folge-

rungen aus der angeblichen Stellung Luthers gegenüber den Reformirten herzuleiten, die der Verf. für unsere Tage daraus gezogen wissen will. Denn wozu eigentlich die ganze Erörterung des Verf.? Er stellt sie lediglich im Interesse der völligen Exklusivität gegen die Reformirten an, von der er will, dass sie auch jetzt noch Seitens der lutherischen Kirche beobachtet werden sollte. »Luther hat die Reformirten nicht für Unchristen, sondern für Glieder am Leibe Christi gehalten«, das klingt im höchsten Grade milde und versöhnlich, aber — der Verf. weiss es trefflich im Sinne der schroffsten Abweisung jeder kirchlichen Gemeinschaft mit den Reformirten auszudeuten. Stahl nämlich hatte gesagt, jetzt, wo die Lutheraner über die Reformirten nicht mehr so abfällig dächten, wie ehemals, sei zwar keine völlige Union mit denselben — davon war ja bekanntlich Stahl sehr weit entfernt — wohl aber ein »gastweises« Zulassen derselben zum Abendmable der Lutheraner möglich: die Reformirten seien nach der neueren Meinung der Lutheraner doch immer »Glieder am Leibe Christi« — Aber eben diese Meinung will nun der Verf. nicht gelten lassen und um den Folgerungen vorzubeugen, welche Stahl aus der »veränderten« Meinung der Lutheraner über ihre reformirten »Mitschristen« zieht, sucht der Verf. nun nachzuweisen, nicht etwa, dass die Reformirten keine Christen seien — dazu ist er selbst doch ein zu moderner Mann — wohl aber, dass auch schon die Reformatoren zu Wittenberg die Reformirten für Christen und Glieder Christi gehalten und ihnen doch die Gemeinschaft versagt hätten. Was Stahl als eine »veränderte« Meinung bezeichnet, ist nach dem Verf. gar keine Veränderung, es ist der

alte Standpunkt Luthers selbst, aber weil Luther damals den Reformirten die Kirchengemeinschaft aufgesagt hat ungeachtet dieser Meinung, deshalb auch »wir« noch jetzt, denn die beiderseitigen Ansichten vertragen sich nun einmal nicht in derselben Kirche, und das soll denn nach dem Verf. die richtige Ansicht sein, die der »wahren Confessionskirche« schon seit Luther's Tagen »über das Verhältniss der Confessionskirchen zu einander« inne gewohnt hat. Nun, da möchte man denn aber doch fragen: wo bleibt da alle vernünftige, namentlich aber alle christliche Ueberlegung, wenn ein solches Raisonement wirklich meint, es sei die höhere kirchenpolitische Weisheit gegenüber den anderweitigen Bestrebungen unsrer Tage? Zunächst würde der Standpunkt, selbst wenn Luther jene günstigere Meinung von den Reformirten gehabt und sie doch von seiner Kirchengemeinschaft ausgeschlossen hätte, doch ein sehr äusserlicher und oberflächlicher sein. »Weil Luther damals, deshalb wir auch heute noch . . .« heisst das nicht aber doch die Autorität Luthers in einer Weise übertreiben, wie sie am Allerwenigsten »lutherisch« genannt werden darf? und dann — wenn Luther jene ihm zugeschriebene günstigere Meinung über die Reformirten wirklich gehabt hätte, müsste man dann nicht vollends sagen, er habe grosses Unrecht gethan, indem er den Leib Jesu Christi zerrissen habe, um seiner Missstimmung gegen die Schweizer willen, obgleich er doch überzeugt gewesen, dass dieselben wirkliche Christen, im Fundament des christlichen Glaubens mit ihm einig und Glieder an den Leibe Christi seien? Die allein mögliche Rechtfertigung für Luther's Verhalten gegen die Reformirten liegt darin, dass er wirklich von der Ueberzeugung erfüllt

gewesen ist, dieselben seien vom Fundament des Christenglaubens abgewichen, im anderen Falle würde er ganz unzweifelhaft unter das Gericht von 1. Cor. 1—3 fallen, und vollends für unsre Zeit würde die allein richtige Consequenz aus den Ausführungen des Verf. sein, dass man lutherischerseits gut zu machen suchte, was damals verdorben worden ist, dass man den Reformirten die volle Bruderhand nicht länger weigerte, um die sie damals zu Marburg vergebens gebeten haben. Ist das wahr, was der Verf. behauptet: sind die Reformirten — und Ref. weiss freilich, dass sie es sind — nicht bloss gläubige Christen und Glieder an Christi Leibe, sondern darf sich diese Meinung, weit entfernt, eine moderne zu sein, sogar auf die Autorität Luther's selbst berufen, wohlan denn, wie darf der Leib Christi länger zertrennt und zerrissen bleiben und wie darf ein Lutheraner dann den Reformirten länger die Bruderhand und die volle Kirchengemeinschaft weigern? Haben wir Reformirten, was uns zu wahren Christen macht, dann dürfen wir um Christi willen, dem wir angehören, sogar verlangen, dass man uns wenigstens an dem Mahle Theil gebe, welches das Mahl seiner Gemeinschaft ist, und wer uns davon zurück weist, der begeht einen Eingriff in die Rechte des Herrn, der begeht ein Sakrileg im eigentlichen Sinne, denn er schneidet ein Glied von des Herrn Leibe, welches ist seine Gemeinde, ab, von diesem Leibe des Herrn. der eine in sich geschlossene Einheit bilden soll: Alle essend von einem Brode und trinkend aus einem Kelche. Diese Gesichtspunkte möchten wir dem Herrn Verf. doch zu näherer Erwägung mehr empfohlen haben, als die kirchenpolitischen, von denen er ausgeht.

Uebrigens bietet diese Verhandlung, wie sie der Verf. mit seinen eigenen Confessionsgenossen gemeint hat führen zu müssen, nun doch auch eine sehr erfreuliche Seite dar: sie bekundet einen Fortschritt, der hier gemacht worden ist, einen ganz bedeutenden im Vergleich zu früheren Jahrhunderten. Schon dass der Verf. gemeint hat, der, nicht etwa von Seiten eines confessionslosen Indifferentismus, sondern eines sehr pointirten Confessionalismus, wie der Stahls, aus geforderten, Zulassung der Reformirten zum lutherischen Abendmahl entgegen treten zu müssen und zwar in der Weise, wie er es gethan, mit der Anerkennung, dass die Reformirten Glieder am Leibe Christi seien, welch' ein Unterschied gegenüber dem 17. Jahrhundert! Der Verf. ist einer der Haupt-Vertreter lutherischer Exclusivität, aber man vergleiche ihn doch nur mit den Männern aus jener Zeit, deren Nachfolger er ist, wie anders ist er doch geartet! Polycarp Leyser, der »lieber papistisch, als reformirt sein will!« Hoe von Hoeneegg, der meint, die Reformirten seien die Verwandten der Türken und Heiden und wer für die Berechtigung der Reformirten im Reich das Schwert ziehe und dabei umkomme, sei ein Märtyrer des Satans, und alle die Andren, die Hutterus, Hülsemann, Calvov, die die Reformirten nicht bloss vom Abendmahl, sondern auch vom Reichsfrieden ausgeschlossen wissen wollten, sie sind doch Leute mit anderem Geist, als der Verf. und seine Freunde, die den Reformirten die Gliedschaft Christi so bereitwillig zugestehen, und besser sind doch unsre Zeiten geworden, als jene, wo der Grosse Kurfürst nur mit vieler Mühe erlangen konnte, dass die Reformirten in den Westfälischen Frieden aufgenommen wurden,

und er selbst im eigenen Lande mit denen zu kämpfen hatte, welche auch dort seine Confessionsgenossen nicht dulden wollten. Man erkennt sie jetzt wenigstens als Glieder des einen Herrn an, und da wird denn auch wohl Hoffnung sein, dass die Zeit die richtigen Consequenzen aus dieser Anerkennung schon bringen werde. Vorläufig ist es gut, dass diese Streitigkeiten nicht mehr, wie ehemals, in die Gemeinden dringen und dort Unfrieden anrichten können, dass diese, und wohl nicht immer aus Indifferentismus, selbst verlangen, damit verschont zu bleiben, und dann auch, dass wir eine andre, als die kirchliche Form für die Einheit unseres Volkes gefunden haben: die des Staates, des endlich wirklich in sich einigen, fest zusammen gefügten Deutschen Reiches. Was der Grosse Kurfürst wollte, einen einheitlichen Staat, der die verschiedenen Bekenntnisse umschlösse und in welchem sie einander *mutuam tolerantiam* gewährten, das ist jetzt erlangt, und da kann man der Zeit überlassen, dass sie weitere Früchte zur Reife bringe. Nur Eins möchte doch zu wünschen sein, nämlich, dass alle milder Gesinnten in beiden evangelischen Kirchen dahin strebten, dass wirklich mehr und mehr eine volle Gemeinsamkeit des Strebens und Lebens zu Stande käme. Calixt, der Helmstädter Professor, den freilich Hülsemann auf dem Thorner Gespräch dahin brachte, dass er sich auf die Seite der Reformirten stellen musste, wenn er nicht ganz allein stehen wollte, auf lutherischer, und Johann Bergins, der kurbrandenburgische Hofprediger, der auf dem Colloquium zu Leipzig mit allen erlaubten Mitteln den Frieden mit Hoe und dessen Freunden suchte, auf reformirter Seite dürften für unsre Zeit bessere Vorbilder sein, als die Kampftheologen des 17. Jahrhunderts mit ihren unbeweglichen Beharren auf dem Standpunkte der Exklusivität und dem Hervorsuchen von allen möglichen und unmöglichen Gründen, um nur diesen Standpunkt nicht verlassen zu müssen.

F. Brandes.

8751 June 24

2059

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Stück 52.

27. December 1871.

Chronika eines fahrenden Schülers oder Wanderbüchlein des Johannes Butzbach. Aus der lateinischen Handschrift übersetzt und mit Beilagen vermehrt von D. J. Becker. Regensburg 1869, XVI und 299 SS. in 8°.

Beiträge zur Geschichte des Humanismus am Niederrhein und in Westfalen von Pastor Carl Krafft und Dr. Wilh. Crecelius. Erstes Heft. Elberfeld 1870. (Berlin, Calvary Nov. 1871) 80 SS. in 8°.

Es mag auf den ersten Blick seltsam erscheinen, dass zwei Schriften, die dem Titel nach nichts Gemeinsames besitzen, zusammen besprochen werden sollen, aber schon ein flüchtiges Hineinschauen in den Inhalt beider lehrt, dass sie derselben Persönlichkeit, dem humanistisch-gebildeten Mönche des Klosters Laach, dem Johann Butzbach Piemontanus (so latinisirte er den Namen seiner Vaterstadt Miltenberg = milder (pius) Berg) gewidmet sind.

Schon bei der Besprechung des letzten Ban-

des der grossen Böckingschen Huttenausgabe (G. G. A. 1871 S. 55 fg.) habe ich Gelegenheit gehabt, von dem literarischen Sammelwerke Butzbachs, einer Nachahmung und Fortsetzung des grossen Tritheimschen Gelehrtenlexicons, zu sprechen, das nun hier aufs Neue, wenn auch auf verschiedene Weise, benutzt worden ist. Was damals über die Bedeutung dieses Werkes gesagt wurde, kann ich jetzt nur bestätigen und muss unten darauf zurückkommen; hier ist es wohl passend, dass wir uns zunächst mit der Persönlichkeit des Schreibers etwas bekannt machen.

Auch über sein eigenes Leben hat Butzbach uns Nachricht gegeben in einer Selbstbiographie (Hodoeporicon) die, wie alle seine übrigen Werke, handschriftlich in der Bonner Universitätsbibliothek aufbewahrt wird und die nun in der oben zuerst angeführten Schrift in deutscher Uebersetzung vorliegt. Butzbach hat sie 1506 geschrieben und seinem Halbbruder Philipp Drunck (Haustulus) gewidmet, damit sie ihm, der, auf des Bruders Rath, der Wissenschaft wegen in die Ferne zu ziehn gedachte, ein Leitstern auf dem Wege sein sollte. Wenn auch der Dreissigjährige diese Mittheilungen über die längst vergangene Kinderzeit und die ersten Jünglingsjahre niederschrieb, so athmen sie doch den Hauch der Natürlichkeit und frischen Unmittelbarkeit.

Johann Butzbach wurde 1477 in Miltenberg am Main, einer freundlich gelegenen, durch Handel und Verkehr belebten kleinen Stadt geboren. Sein Vater war Weber, lebte nicht in glänzenden Vermögensverhältnissen, und da dem ältesten bald andere Kinder nachfolgten, so wurde Johann von einer kinderlosen, reichen

und frommen Muhme an Kindesstatt angenommen. Aber die Zärtlichkeit, die sie ihm bewies, hinderte sie nicht, das dem Knaben grausam scheinende Verlangen zu stellen, er solle die Schule besuchen, wozu Johann nicht durch Worte allein, sondern durch Bretzel und Schläge veranlasst werden musste. Doch die Muhme starb früh, und wie schmerzlich das Kind auch den Verlust empfand, so freute es sich doch, dass der grausame Schulschmerz jetzt ein Ende haben würde. Aber er wurde in seiner Hoffnung getäuscht: die Eltern liessen ihn den Schulbesuch fortsetzen, und so versteckte er sich während der Schulzeit, um der Qual, die man ihm bereiten wollte, zu entgehn, betrog die Lehrer und täuschte die Eltern. Sobald man die Schliche entdeckte, wurde der Knabe mit Gewalt in die Schule gebracht, hieß aber mit Schlägen in so furchtbarer Weise willkommen geheissen, dass die Eltern sich genöthigt sahen, ihn aus der Schule zu entfernen, und auch nicht eher ruhten, bis der prügelnde Schulmeister ein passenderes Amt, nämlich das eines Stadtbüttels, erhalten hatte. Der Knabe jubelte, als wäre er dem Gefängniss entronnen, glaubte am Ziel seiner Wünsche angelangt zu sein, da sein Vater sich entschloss, ihn einem fahrenden Schüler, der sich gerade in Miltenberg aufhielt, als Schütz mitzugeben, und trennte sich in kindischem Leichtsinn von seinen Eltern, die ihn nur mit Schmerz und Wehmuth entliessen. Aber die Aussicht, mit seinem älteren Genossen ein schönes, behagliches Leben zu führen, trog und verwandelte sich bald in das Gegentheil. Denn der Bacchant, um auch diesen corrumpirten Ausdruck des 15. Jahrhunderts zu gebrauchen, sorgte nur für die Pflege seines

Körpers, nicht für die seines Geistes, verwendete auf seinen Pflegling durchaus keine Sorgfalt, und bediente sich seiner nur zur Herbeischaffung von Lebensmitteln und Geld. Es ist aus andern Beschreibungen bekannt, was ein solcher Schütz ausser den rohen Misshandlungen seines Herrn zu dulden hatte: das Gespött der Schüler in jedem Orte, wohin er kam, die zornige, nicht selten durch Thätlichkeiten verstärkte Abweisung durch die Hausfrauen, die oft empfindlich nahe Berührung mit Hunden und mit den Dienern der Gerechtigkeit. Dass nicht alle dieser Knaben, die im zartesten Alter so rohen und verdorbenen Führern anvertraut wurden, physisch und moralisch untergingen, ist merkwürdig; dass Manche sich, ich will nicht sagen zu grosser Berühmtheit, doch immerhin zu aner kennenswerther Tüchtigkeit durcharbeiteten, ist ein Zeichen von grossartiger sittlicher Kraft.

Mit seinem Zuchtmeister wanderte der Knabe durch viele Städte und Dörfer des südöstlichen Deutschlands und der Zustand der beiden jugendlichen Reisenden wurde immer elender, je länger die Wanderung dauerte. Da der Ertrag des Bettelns nicht mehr ausreichte, so wurde Johannes zum Stehlen angehalten, so sehr er sich auch dagegen sträubte, und nur durch beharrliche Weigerung konnte er dem ihm einmal zugemutheten Graben nach geheimen Schätzen entgehen. So war Johannes durch Nürnberg, Bamberg, Regensburg nach Böhmen gekommen und hatte sich längere Zeit in Eger aufgehalten, wo es dem Bacchanten endlich gefiel, eine ordentliche Schule zu besuchen, als er den schon lange gehegten Plan, seinem Peiniger fortzulaufen, zur Ausführung brachte. Einmal miss-

lang der Versuch und der Zurückgebrachte musste sein kühnes Unternehmen mit furchtbarer Züchtigung büßen, dann gelang es ihm, nach dem in der Nähe gelegenen Bade, dem jetzigen Karlsbad, zu entfliehen, nicht etwa um seinem wundgeschlagenen Körper die nöthige Kräftigung angedeihen zu lassen, sondern um in einem schon damals bestehenden Gasthause als Kellner zu dienen. Auch diesem Gewerbe, das freilich der wissenschaftlichen Ausbildung ebensowenig förderlich war, als seine frühere Thätigkeit, wurde er bald entzogen, da ihn ein böhmischer Edelmann als Diener mitnahm und in seiner und andrer Herren Dienste, — er wurde nämlich wie eine Waare von einem Besitzer an den andern verschenkt oder verkauft — musste er viel Böses selbst thun, oder ansehen, wie es von Anderen, zum Theil an ihm selbst geübt wurde. Auf seinen mannigfachen Streifereien erlangte er Kenntniss der böhmischen Sitte und Sprache, die er ausführlich beschreibt, — von letzterer theilt er einige Proben mit, — und gelangte auch nach Prag, dessen Herrlichkeiten ihn entzückten, wenn er auch die hier und an andern Orten Böhmens herrschende hussitische »Ketzerei« aufs Heftigste verdamnte. Nachdem er drei Jahre lang in verschiedenen Stellungen in Böhmen gelebt hatte, wirkten mancherlei Umstände zusammen, um die Sehnsucht nach der Heimath in ihm so stark zu erregen, dass er den Entschluss fasste zu fliehn. Doch verschmähte er hierbei, obwohl er sonst an Schwarzkunst glaubte, die Hülfe einer Zauberin, die ihn in anderthalb Tagen nach seiner Heimath zu befördern versprach, und entrann, der eignen Kraft vertrauend, seinem letzten Herrn.

Allerdings musste er noch Manches über sich ergehen lassen, ehe er in seine Vaterstadt gelangte: er trieb in einer Stadt das Fleischerhandwerk, einem Kaufmann musste er ein Märchen von seiner vornehmen Abkunft erzählen, damit dieser ihm ein Stück Weges mitnehme, doch erreichte er endlich das ersehnte Ziel. Als er aber in Miltenberg ankam, erfuhr er, dass sein Vater längst todt sei und dass er einen Stiefvater besitze. Indess nahm ihn dieser freundlich auf und brachte den Knaben nach einiger Zeit nach Aschaffenburg zum Erlernen des Schneiderhandwerks. Die Lehrzeit ging vorüber; wenn auch unter mancher Noth und Pein, dann ging Johannes nach Mainz, wo er seinem Handwerk fleissig oblag, aber durch die klosterreiche Stadt wurde in ihm die Sehnsucht nach der Stille des klösterlichen Lebens erweckt, das ihm, wie er meinte, nach seiner stürmisch erregten Jugend wohlthun würde. So kam er nach Johannisberg als Klosterschneider.

Aber hier regte sich mächtig in ihm die lange unterdrückte Lust zu lernen. Um sie zu befriedigen, ging er nach Deventer. Er war nun 21 Jahre geworden und hatte kaum die ersten Anfangsgründe in allen Gegenständen des Wissens erlernt, er musste sich daher mit kleinen Kindern auf eine Schulbank setzen, aber sein Eifer und seine Fähigkeiten liessen ihn alle Schwierigkeiten besiegen, so dass er in zwei Jahren von der achten bis zur dritten Klasse aufstieg. Es ist in der That bewundernswerth, was Johannes in Deventer leistete, denn neben die Schwierigkeiten des Lernens trat materielle Noth, der er durch Betreiben seines Handwerks abhelfen musste, Krankheiten, die das ungewohnte Klima verursachte, endlich Lockungen

von Freunden, die, weniger stark als er, ihn dem Schulbesuch entfremden wollten. Aber er harrete aus, bis er mit einem Genossen von dem Abt von Laach bewogen wurde, in das Kloster zu treten. So verliess Johannes, an der Scheide des Jahrhunderts, im Dec. d. J. 1500, die Schule und kam, nach einer Wanderung durch den auch im Winter schönen Rheingau, an seinen neuen Bestimmungsort. Er trat ins Kloster als Novize ein und legte nach kurzer Probezeit das Mönchsgelübde ab, selig in dem Berufe, den er als den herrlichsten betrachtete, freudig erregt über Tugenden und Thätigkeit seiner Genossen, entzückt über die schönen Gebäude und die herrliche Natur, in denen er von jetzt an seine Tage zubringen sollte.

Und nun beginnt in stiller Abgeschiedenheit, hinter Klostermauern sein Leben, in dem nichts vorgeht, an das die Unruhen des Weltlebens selten pochen, in dem Herzensstürme nicht mehr zum Ausbruch kommen. Johannes ward bald Lehrer der Mönche und musste sich für dieses Amt eifrig den Studien hingeben, dann Prior, aber er liess sich durch die ökonomische Thätigkeit nie von seiner wissenschaftlichen Beschäftigung abziehen. Dadurch verschaffte er sich wohl Widersacher unter seinen Genossen und zog sich Vorwürfe seiner Vorgesetzten zu, aber er beharrte bei seinem Streben und wusste sich endlich die gebührende Anerkennung zu erwerben. Denn Butzbach war ein gelehrter Mann, wohl bewandert in den classischen und mittelalterlichen Schriftstellern — freilich scheint ihm die griechische und hebräische Sprache unbekannt geblieben zu sein, — ein Mann ernsten Strebens und wahrer Frömmigkeit, der seines

Fleisses und seines Charakters wegen vollkommene Anerkennung verdient, wenn man auch seine geistige Bedeutung nicht hochstellen kann. Er starb 1526, war aber die letzten 15 Jahre seines Lebens stets kränklich, so dass über seine Stellung im Reuchlinschen Streite und in der Reformation nichts bekannt ist. Unter seinen Genossen schloss er sich besonders an Jakob Siberti, einen nicht unbedeutenden Latinisten, an, sein verehrtester Freund aber war Tritheim, der ihm in jeder Beziehung, namentlich als Schriftsteller, als Ideal vorschwebte. Nach Art der literargeschichtlichen Werke des Sponheimer Abtes schrieb er ein Buch über die gelehrten und heiligen Frauen aller Zeiten, über die berühmten Maler, das schon oben erwähnte Auctarium mit 1155 Biographien als Ergänzung zu Tritheims Schrift *de scriptoribus ecclesiasticis*, kleine Gedichte, ferner ein Macrostroma über Tritheims Lob und Excerpte aus dessen Büchern (ein Werk von 348 Blättern in 16 Büchern) einen Clipeus gegen Angriffe, die Wimpfeling gegen Tritheim unternommen hatte und endlich das Wanderbuch, das hier zur Besprechung vorliegt.

Dieses Wanderbuch erzählt in einfachem ansprechenden Tone die Schicksale des Johannes bis zu seinem Eintritt in das Kloster. Die Darstellung, in mehrere Bücher und viele Capitel getheilt, ist interessant und sachlich, Abschweifungen wie die eine über die Vertheidigung des Namens Peter, kommen selten vor. Der Verf. zeigt genaue Bekanntschaft mit den römischen Classikern, auch mit fast gleichzeitigen humanistischen Schriftstellern wie Aeneas Sylvius und Hartmann Schedel. Er theilt humanistische Anschauungen, z. B. die Missbilligung des schlech-

ten Schulunterrichts und der mangelhaften Lehrmittel vergangener Zeiten und die Verachtung der Titel, wie sie nach mittelalterlichem Vorbilde von den damaligen Universitäten sehr bereitwillig verliehen wurden und stellt sich in etymologischen Versuchen z. B. Walluf = bald uff = mox supra andern Humanisten würdig zur Seite.

Der Herausgeber der oben an erster Stelle genannten Schrift hat seine Aufgabe trefflich gelöst. Denn die von ihm gegebene Uebersetzung ist leicht verständlich und fliegend, nur die Verse sind manchmal etwas holperig, und die dem Texte beigelegten Anmerkungen geographischen, biographischen und kritischen Inhalts verrathen hervorragende Kenntniss des Stoffs und sind zur Aufklärung wohl geeignet. Doch hat sich Becker damit nicht begnügt, sondern die Uebersetzung mit Beilagen vermehrt, deren erste der Beschreibung des ferneren Lebens Butzbachs, besonders seiner schriftstellerischen Thätigkeit gewidmet ist, die, mit rühmenswerthem Fleisse gearbeitet, ist und unsern obigen Mittheilungen als Grundlage gedient hat. Nur gegen einige Einzelheiten sind Einwendungen zu machen. Unrichtig ist die Erklärung des Wortes Burse S. 32 A. und die Bemerkung über die Universitäten S. 161 A., die Wiedergabe des oppidum Radenense mit Radnitz, während es wahrscheinlich Röding bei Regensburg sein soll; seltsam das Wort »Knöniche« für canonici. Bei anderen Worten wie »Spedeler« S. 128, Namen z. B. Gottfried, von dem einige Verse angeführt werden (S. 33, sie sind aus G. von Viterbo Pantheon pars XVII), eines Gelehrten, der aus Italien nach Nürnberg berufen werden soll, um die Chronik der Stadt zu schreiben (S. 39,

wahrscheinlich Christoph Scheurl), wären kurze Erklärungen nothwendig gewesen. Aber diese Kleinigkeiten vermögen nicht den Werth der Leistung zu beeinträchtigen.

Die Verf. der oben an zweiter Stelle genannten Monographie, von denen der Letztgenannte vielfache Arbeiten zur Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins geliefert, der Erstere sich bereits durch einige andere Beiträge zur Geschichte des Humanismus bekannt gemacht hat (einer derselben ist G. G. A. 1870, 27. St. S. 1074—1080 besprochen) haben nicht versucht, nach den gedruckten und den ihnen zugänglichen handschriftlichen Quellen eine neue Lebensbeschreibung des Joh. Butzbach zu liefern, sondern haben sich mit einigen Fragmenten derselben begnügt. Die ganze Abhandlung, — ausser besonderem Titel und Vorwort nur ein Wiederabdruck aus der genannten Zeitschrift — zerfällt in 5 Abschnitte: Butzbachs Aufenthalt in Deventer, Exkurs über die Familie von der Leyen, der mit dem eigentlichen Gegenstande der Abhandlung nur in sehr geringer Verbindung steht; Butzbachs Schilderung der Stadt Deventer und ihres Gymnasiums; die Biographien aus dem Auctarium; und: Epimetrum. Späne zur deutschen Literaturgeschichte aus Butzbachs Auctarium. In dem Titel des letzten Abschnittes hätte schon angedeutet werden sollen, dass das Mitgetheilte sich weniger auf deutsche als auf die lateinisch-deutsche Mischliteratur des 15. und 16. Jahrhunderts bezieht; übrigens lernt man aus den dort angeführten Worten Butzbachs und den vom Verf. hinzugefügten Anmerkungen nichts, was man nicht schon aus dem Buche Zarncke's wüsste: Die deutschen Universitäten im Mittelalter. Beiträge

zur Geschichte und Charakteristik derselben. Erster Beitrag. Leipzig 1857, dem leider bisher noch kein zweiter gefolgt ist.

Der erste und dritte Abschnitt — denn der zweite liegt unserer Betrachtung zu fern — enthalten unter den angegebenen Ueberschriften nur Stellen von nicht sehr grosser Ausdehnung aus Butzbachs *Hodoeporicon*, mit deutscher Uebersetzung, die mit Rücksicht auf die des Lateins unkundigen Mitglieder des Vereins geboten wurde. Doch sehe ich nicht ein, warum man diese nicht auf Beckers Uebersetzung verwies; für den Separatdruck war die Mittheilung des Deutschen jedenfalls unnöthig. Sehr störend ist, dass der erste Abschnitt gerade da abbricht, wo das Interesse recht erregt ist, nämlich unmittelbar vor der Mittheilung der Gründe, durch die Butzbach bewogen wurde, die Schule von Deventer zu verlassen und in das Kloster von Laach einzutreten.

Der wichtigste Abschnitt, der auch den meisten Raum einnimmt (S. 30—73) ist der vierte: die Biographien. Unter den 61 Männern, die hier meist in der Weise behandelt werden, dass der (ohne deutsche Uebersetzung mitgetheilten) Biographie kurze Anmerkungen folgen, ist ein grosser Theil bisher ganz unbekannt gewesen. Das hört nun freilich auf und so ist, da jede Bereicherung unseres Wissensschatzes dankbar anzuerkennen ist, die Veröffentlichung nur gut zu heissen. Aber viel mehr als die Namen erfahren wir nicht. Anderes konnten wir allerdings nicht erwarten, denn von seinen Studiengenossen oder von denen, die Butzbach persönlich kannte, liess sich nichts mehr sagen, und von den ihm Unbekannten, Bedeutenderen wusste Butzbach sehr wenig oder jedenfalls weniger als wir jetzt wis-

sen. Wie häufig begegnet es ihm, dass er bei einem Schriftsteller sagen muss: Opera non vidi, oder sich einer Umschreibung bedienen muss: Ich höre, dass dieser mit sehr gelehrten Arbeiten beschäftigt ist u. a. m. Und dann die Charakteristik! Niemand entgeht mehrfachen Superlativen zum Preise seines Ruhms; man glaubt beim Durchlesen in einer Ruhmeshalle der grössten Geister aller Zeiten und Nationen zu wandeln und doch sind unter den Geschilderten kaum ein halbes Dutzend wirklich bedeutender Menschen. Wenn ferner Butzbach die Schriften eines Mannes aufzählt, so geschieht dies in ziemlich ungenauer Weise, indem nur die ersten Worte des Titels, nie Ort und Jahr des Erscheinens u. ä. und häufig, aber keineswegs immer, die Anfangsworte der Schrift angegeben, indem ferner kleinere Gedichte, die wahrscheinlich als Widmungen oder Beigaben zu zeitgenössischen Werken gedient haben, als selbstständige Werke angeführt, und endlich wohl auch häufig Schriften nach Hörensagen citirt werden. Dadurch und weil die Herausgeber, die diesen Mangel vielleicht selbst erkannten, nicht versucht haben, die Nomenclaturen des Schriftstellers mit erläuternden Anmerkungen zu begleiten, sind Butzbachs Angaben oft räthselhaft und weniger aufklärend; als selbst der Aufklärung bedürftig.

Nach welchem System die Herausgeber diese Biographien mitgetheilt haben, ist mir nicht klar geworden. Die Ordnung ist weder alphabetisch, noch chronologisch, noch geographisch, noch entspricht sie endlich der von Butzbach angenommenen Reihenfolge; es wäre daher nöthig gewesen, die Auffassung, da doch eine solche dem Verfahren der Herausgeber zu

Gründe gelegen haben wird, deutlich auszusprechen. Und dann noch eins: der Titel unserer Schrift und auch eine Bemerkung im Text (S. 6) sagt ausdrücklich, dass nur von rheinischen und westphälischen Humanisten die Rede sein soll, trotzdem erhalten wir die Biographien von Rhagius Aesticampianus, von Hieronymus Savanarola und Amerigo Vespucci. Wären die Nachrichten über diese von besonderem Werthe, so würde gegen ihre Mittheilung (vielleicht in einem Anhang) nichts einzuwenden sein, aber gerade diese Lebensbeschreibungen sind von ausserordentlicher Dürftigkeit. Zur Probe möge die über Savanarola hier stehn: Hieronimus Savarolla (!) de Ferrara, natione Italus, ordinis praedicatorum, vir in divinis devotissimus atque nobiliter eruditus et non ignarus secularium litterarum, ingenio excellens et declamator sermonum egregius. Scripsisse perhibetur nonnulla commendanda opuscula, quibus noticiam devote mentis suae etiam posteris in exemplum ostendit. Sed ego nullam eorum hucusque videre promerui Quo tempore vixit compertum non habeo. Erst eine andere Hand hat eine Mittheilung über S.'s Tod beigefügt. Einen Mann, der ungefähr im J. 1510 einen solchen Artikel über Savanarola schreiben konnte, nachdem, um von Anderem zu schweigen, schon bis 1500 in Deutschland 5 lateinische und 2 deutsche Ausgaben einzelner seiner Schriften erschienen waren (vgl. Hain, Repert. typogr. IV, S. 279—289), dürfen wir nur dann als Führer in dem dunklen Gebiete der Literaturgeschichte annehmen, wenn wir sehr mässige Ansprüche erheben.

Ueber die Leistungen der Herausgeber habe ich noch einige Bemerkungen zu machen. Bei Erwähnung des Jakob Gouda S. 35 wären Zu-

sätze erwünscht gewesen (vgl. meinen Reuchlin S. 293, 359 fg.); bei den Worten: Bartholomeo prememorato S. 43 hätte auf S. 0 verwiesen werden müssen. Ist der daselbst erwähnte Hieronymus de Nussia vielleicht eine und dieselbe Person mit dem Kölner Buchdrucker, der allerdings Henricus heisst? Die zwei Biographien von Jakob Kanter (S. 48 und 66) gelten gewiss einem Manne, er war ein nicht ungehörteter Dichter und Huttens Freund (vgl. Strauss 2. Aufl. S. 22 und Hutt. Querel. lib. II el. X.). S. 51, und auch im Namensregister S. 79 nennen die Herausgeber den Beichtvater des Erzbischofs von Trier: Johannes Jude; aus der Biographie geht aber nicht hervor, dass er so hiess, sondern nur, dass er Judaeus conversus war. S. 58 wird die Beschreibung eines Werkes von Timann Kemener gegeben, »weil es noch wenig bekannt ist«; doch hätte dann nicht eine Ausgabe von 1509 gewählt werden sollen, auf der bemerkt ist: jam de integro recognitum. Denn das Werk erschien bereits 1502 und erregte einen nicht unbedeutenden Streit; über den Reichling in seiner Schrift: De Joannis Murellii vita et scriptis Münster 1870 (S. 48—51) gehandelt hat. Die zuletzt erwähnte Schrift hätte übrigens S. 60 fg. angeführt werden müssen. (Die S. 61 A. 3 mitgetheilte bibliographische Beschreibung ist eine hübsche Ergänzung zu Reichling S. 52 A. 86). Die Bemerkung S. 71: »Peter Slarp scheint den Entschluss des Johann Butzbach, sich den Studien zu widmen, vorzugsweise gefördert zu haben« klingt nach den kurz vorher mitgetheilten Worten B.'s über S.: principalis studii mei actor atque promotor, etwas eigenthümlich.

Die kleine Schrift wird von den Heraus-

gebern als ein erster Beitrag bezeichnet und so sehen wir der versprochenen Fortsetzung gern entgegen. Es wäre sehr wünschenswerth, dass diese Fortsetzungen es sich zur Aufgabe machten, ungedruckte oder sehr seltene Briefe und Schriften der rheinisch-westphälischen Humanisten mitzutheilen und Lebensbeschreibungen von solchen Männern aus diesem Kreise zu liefern, die bisher noch keine Biographen gefunden haben.

Berlin.

Ludwig Geiger.

Prolegomena to Ancient History. Containing Part. I. The Interpretation of Legends and Inscriptions. Part. II. A Survey of old Egyptian Literature. By John P. Mahaffy, A. M., M. R. J. A., Fellow and Tutor of Trinity College and Lecturer in Ancient History in the University of Dublin. London Longmans, Green & Co. 1871.

Das Buch enthält, wie die Vorrede angiebt, eine Sammlung von öffentlichen Vorträgen, die der Verfasser an der Universität Dublin gehalten hat und welche seine Zuhörer in einer bleibenden Form zu haben wünschten. Weggefallen ist dabei, was lediglich durch die Gegenwart der Zuhörer und die Art derselben in die Darstellung hineingekommen war.

Der erste Aufsatz: On the methods of teaching and writing Ancient History-Herodotus and Thukydides sucht zu entwickeln, was kritische Geschichtschreibung sei und welche Darstellungen diesen Namen nicht verdienen. Als Beispiel dienen ihm vorzugsweise die beiden berühmten Griechen Herodot und Thucydides, und Mahaffy sucht auszuführen, dass dem Thucydi-

des, der Name eines kritischen Geschichtschreibers nur in beschränktem Sinne zukomme. Nun wird allerdings Niemand behaupten, Thucydides habe die alten Sagen wissenschaftlich behandelt, Mahaffy sagt ganz recht, er pragmatisire sie einfach: p. 3 his whole criticism affects the motives of the heroes and not the stories alleged concerning them. Thus for example he alludes to the story of the Murder of Itys (II c. 29) as an historical fact. Thucydides, in fact, and the Athenian school to which he belonged, were so engrossed with politics and with political notions, that whenever they could attribute any such origin to an alleged fact, it became to them not only probable but a matter of history. There were political reasons for Minos and his naval power, political reasons for the armament under Agamemnon, and, therefore, these accounts were admitted into history. — Allein Mahaffy geht weiter, und bisweilen begegnen Wendungen, die da vermuthen lassen, Mahaffy meine: dass Thucydides eigentlich nur in so fern Kritik übe, als er rationalistisch gesinnt sei und die Erzählungen von übernatürlichen Eingriffen nicht wolle gelten lassen. Die Geschichte des Peloponnesischen Krieges wird gewissermassen zu einer Tendenzschrift und zugleich zu einer solchen, welche bei der Erklärung der Ereignisse nur gewisse Beweggründe in Betracht zieht, von vornherein überzeugt, dass andere nicht wirksam gewesen sein können. p. 10. His plan is very shrunken and small when compared to that of Herodotus. It excludes the collisions and the contrasts of races, the ornaments of anecdote and digressive description, above all the analysis of any rational motives or springs of action, save those of cold calculation and political expediency.

Two passions only suffice in his estimate of human character: ambition and revenge. With them in deed his cold narrative is often dyed deeply enough. But all the more trivial and uncertain and therefore more deeply interesting causes of great effects in history the action of caprice in the despot, of love and partiality in the statesman — above alle, the influence of women transgressing the time of leisure or the day of pleasure — these he not only neglects, but deliberately excludes from serious life. Amestris, and Gorgo, Demokades and Xerxes, as personalities, are to him non existent in sober history. His genius applied itself to show, that all the events of a great war could be explained apart from these unworthy trifles.

His work is a great history, because it was written with passion to support a theory, and his positive theory was a vindication of the policy of the great Perikles, as being such as would have saved both Athens and Greece, had it been carried out consistently. But this was not enough. He must not only explain and develop the policy of Perikles; he must exclude those to him unworthy and incredible influences, which all the Athenian public persisted in attributing to the great statesman. Cold and distant as Perikles was — avoiding society and keeping aloof from the perpetual talking of his countrymen, never smiling, rarely lamenting — the theory of Thukydides, that his whole life was one of pure and earnest politics was natural enough, and had doubtless many adherents. But the weight of contemporary evidence does not support it. The historians and philosophers of his own and the succeeding generation, the comic poets and their highly competent sholiasts,

who lived near enough to catch the echo of the time — in fact all our authorities, save Thukydides, believed that behind the mask of cold earnestness was a warm and passionate nature revelling in pleasure, and led by the ministers to that pleasure. The peloponnesian war, for example, had its deep causes in the jealousy of race and the collision of large interests, according to both these authors and Thukydides, yet they asserted the flame to have been kindled, not by the korkyraean dispute, but by a much smaller and meaner one, nearer home, and affecting the interests not of nations, but one individual, Aspasia. They persisted in asserting, that the great man was led against his better reason by the charms of this able and fascinating woman. They regarded her as a power in the State. When Perikles defended her, he was moved as he was moved but once again in his life. When she allied herself to a low fellow after his death, she at once made him one of the leaders in the State.

It has always appeared to me that Thukydides is covertly combating this belief about Perikles all through his history.

Also Thucydides schreibt seine Geschichte, um zu zeigen, dass nur die Berechnung des politischen Vortheils über Krieg und Frieden der Völker entscheidet, dass die Leidenschaften der Menschen, ihre zufällige Neigung und Abneigung, dass vor allem das kleinliche Intriguen-spiel der Weiber ohne Einfluss sei auf die Entwicklung der Weltbegebenheiten. Ganz besonders will er dies von dem peloponnesischen Krieg nachweisen, um so mehr, da andere behaupteten, Aspasia habe den Perikles gegen seine bessere Ueberzeugung bestimmt, den allerdings tie-

fer begründeten Kampf zwischen Sparta und Athen schon damals zum Ausbruch zu führen.

Nach dem Bilde des peloponnesischen Krieges beurtheile Thukydides dann auch andere Kriege und leugne gerade aus diesem Grunde, dass Helena die Veranlassung zu dem trojanischen Kriege gegeben habe. S. 15 To talk of Helen as the origin of the Trojan War was exactly as absurd as to refer the outbreak of the Peloponnesian war to Aspasia and her girls.

Diese geschichtliche Auffassung des Thukydides erklärt Mahaffy p. 10 damit, dass Thukydides ein Athener war in all the narrowness of the word. No men ever had narrower sympathies than the Athenian despot-democrats. They despised all nations except their own. They despised all divisions of that nation except themselves. They even despised all those among themselves who were not strictly politicians. They looked with contempt upon all foreign history and civilisation; on all simpler or more primitive Greeks; on all their own women, servants and old men, because sickness or war had excluded them from the fever of public life. This, was the attitude of Thukydides. (folgen die oben angeführten Worte His plan etc.) Referent kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, dass es dem Verfasser hier gegangen zu sein scheint wie er uns im zweiten Aufsatz die Verirrungen der vergleichenden Mythologen schildert. Er ist ausgegangen um den Aberglauben zu bekämpfen, mit dem viele die Darstellung des Thukydides verehren, als spiegle sie das Leben ohne jede Trübung wieder, und ist dann im Eifer zu weit geführt.

So heisst es p. 4 noch einmal: Although, therefore, Thukydides certainly sifted his ma-

terials, and may therefore in one sense be called a critical historian, from another he cannot lay claim to the title: for he selected his materials with a view to a foregone conclusion; he made them fit a preconceived theory. To use the expression of Sir. G. C. Lewis (der dies jedoch von einem Geschichtschreiber unserer Tage sagte) he is a complete historical sophiste. But it is justly to his credit that he does so merely by *omission*. He neither invents nor (so far as we know) distorts facts, and in this differs widely from the other great political theorist of antiquity, who preached his doctrines by writing a history. Tacitus . . .

S. 4 heisst es dann noch: Thucydides gebe nur ein »politisches Skelett« der Zeit d. h. er gebe nur die grossen allgemeinen Ursachen der Zeitbewegung an, aber der Antheil der Individuen trete zurück.

Eine Kritik im Einzelnen überlasse ich befugteren Händen und bemerke nur, dass Thucydides bald jede menschliche Leidenschaft aus der Berechnung lassen soll, bald nur die edleren und leichteren Regungen, während er dagegen dem Ehrgeiz und der Rachsucht Einfluss zuschreibe.

Man würde übrigens sehr Unrecht thun, wollte man etwa in diesem Urtheil die Begierde erblicken, etwas Überraschendes zu sagen. Das ganze Buch zeugt für den ehrlichen Eifer des Verfassers um die Wahrheit. Schon der zweite Theil dieses Aufsatzes über die Aufgabe des Lehrers der Geschichte liefert dafür vollgültigen Beweis. Man merkt an der Wärme, dass der Verfasser hier von seiner Lebensaufgabe spricht, die er mit ganzer Liebe und in ihrer vollen Bedeutung erfasst hat. Er beklagt, dass die Hand-

bücher, die der Jugend in die Hand kommen, gleichgültiges Namengeklapper bieten und möchte ihr am liebsten die grossen Werke der besten Geschichtschreiber in die Hand geben. Er beruft sich auf seine eigene Erfahrung und die seiner Freunde, dass in Grotes Geschichte Griechenlands keine Seite sei, die ein Knabe von 14 Jahren nicht verstehen könne. Nur die chronologischen Untersuchungen seien der Jugend ungeniessbar, nicht aber tiefe Auffassung grosser Ereignisse.

Doch da diese Werke der Jugend und der grossen Menge trotzdem nicht in die Hände kommen, so erwächst dem Unterricht in der Geschichte eine hohe Aufgabe, denn die geschichtliche Bildung ist eine der reichsten Quellen höherer Volksbildung. Und die Geschichte von Rom und Griechenland haben hierbei einen besondern Werth, weil die gesellschaftlichen Zustände und die Cultur von Griechenland und Rom der unserigen viel näher stehen als die meisten der dazwischen liegenden Zeiten. Und auch der orientalischen Geschichte weiss er ihr Recht zu sichern.

So denkt der Verfasser von seinem Beruf und das Buch giebt Zeugniss von dem unermüdllichen Eifer und dem grossen Geschick, mit dem der Verfasser die rastlosen Forschungen auf den verschiedenen Gebieten der alten Geschichte verfolgt, die Ergebnisse prüft und einem weitem Kreise zu vermitteln sucht.

Der zweite Aufsatz behandelt die Verirrungen der vergleichenden Mythologen mit dem nüchternen Urtheil eines Mannes, der in den Arbeiten von Kuhn, Max Müller u. s. w. die kühne Schöpfung einer neuen Wissenschaft begrüssen möchte und von ihr Belehrung hofft, der aber

ebendeshalb die Willkür und die Verachtung des gesunden Menschenverstandes, mit der in England namentlich Cox theilweise aber auch Max Müller alles Mögliche haben erklären wollen, mit rücksichtsloser Strenge ad absurdum führt. Er benutzt dabei namentlich einen scharfen Artikel der Edinburgh Rev. Octob. 1870.

Every hero heisst es in demselben, for example, is born and dies, and as the sun rises and sets, here is a striking coincidence to begin with.

Gleicherweise war in der 5ten Nummer des Kottabes Max Müller selbst mit dem Sonnengott identificirt, um die Methode zu verhöhnen, durch welche die vergleichenden Mythologen in allen Sagen den Lauf der Sonne finden und Mahaffy weist den Polyphem als das Urbild des Oxforder Professors nach. Man mag dies Seite 57 nachlesen, aber hinter all dem Scherz birgt sich heiliger Ernst, er hat den dringenden Wunsch, diese Untersuchungen mit mehr Ruhe und Kritik verfolgt zu sehen. Referent bedauert, dass dem Verfasser, der in den deutschen Werken übrigens sehr zu Hause ist, H. D. Müllers Mythologie der griechischen Stämme Göttingen 18⁵⁷/₆₉ nicht bekannt war. Namentlich würde die Einleitung des B. I. und der Abschnitt »Ueber den wissenschaftlichen Begriff des Mythus Theil II Seite 1—20 die Unsicherheit gehoben haben, in der sich Mahaffy den historischen Mythen gegenüber zu befinden scheint. Mahaffy würde nicht so zaghaft sagen, es sei wahrscheinlich, dass den Erzählungen vom trojanischen Kriege irgend eine geschichtliche Erinnerung zu Grunde liege, sondern bestimmt sagen, es sei gewiss, dass jene Sage den Nach-

hall bilde der Kämpfe, welche die Hellenen bei der Colonisation der Troas bestanden.

Auch seine Aeusserungen über die Tellsage, die Niebelungen etc. lassen nicht erkennen, dass die geschichtliche Forschung doch bereits eine gewisse Sicherheit in der Benutzung derartiger Sagen gewonnen hat. Ob Tell jemals gelebt hat, ist gleichgültig, in jedem Fall ist er in der Sage der Vertreter des sich befreienden Volkes. Und auch das macht diese Erzählungen nicht werthlos, dass sie untermischt sind mit sogenannten fliegenden Sagen. Denn, wenn sich die Erinnerung einer grossen Zeit erst einmal zur Sage verdichtet hat, so setzen an den Träger derselben die fliegenden Sagen gar leicht an. Hierbei begegnet es dann nicht selten und scheint auch in der Tellsege geschehen zu sein, dass der Held einer fliegenden Sage zum Träger der geschichtlichen Sage, der Erinnerungen des Volks aus grosser Zeit wird.

Die folgenden 3 Abhandlungen wollen die Gleichgültigkeit brechen, mit der nicht nur die Masse der Gebildeten sondern auch ein sehr grosser Theil der philologisch Gebildeten die gewaltigen Fortschritte der Forschung auf dem Gebiet der Kunde Aegyptens und Mesopotamiens fern bleibt

Die Schwierigkeit dieser Forschungen, die lange Zeit unüberwindlich schienen, und die nicht seltene Erfahrung, dass auf Gebieten, auf denen sehr wenige Bescheid wissen und auf denen noch viele ungelöste Schwierigkeiten begegnen, die Schwindler und Phantasten gern ihr Wesen treiben und ihre Erfindungen mit dreister Stirn für Ergebnisse wirklicher Forschung ausgeben, rechtfertigten auch vorsichtige Zurückhaltung — allein wie die Sachen jetzt stehen,

ist es nicht länger gestattet, mit einigen vornehm kritischen Hinweisen auf die mancherlei Schwierigkeiten, die noch bleiben, sich der Mühe zu überheben, die bedeutenden Ergebnisse zu prüfen, die bereits gewonnen sind.

In Abhandlung 3 und 4 sucht Mahaffy diese Vorurtheile zu brechen, indem er die ewig staunenswerthe Geschichte der Entzifferung der Hieroglyphen und der Keilinschriften erzählt, und zwar so, dass er dem Leser die Mittel bietet, selbst zu urtheilen, ob hier noch länger gezweifelt werden dürfe, dass die Forschung sicheren Boden gewonnen hat. Die Abhandlungen sind mit grosser Klarheit und geschickter Hervorhebung des Wesentlichen geschrieben und verweise ich namentlich auf die Geschicklichkeit, mit der Mahaffy darzustellen weiss, was es heisse, dass dasselbe Zeichen bald ideographisch bald phonetisch gebraucht werde p. 203 ff. Er giebt als Beispiel unsere Zahlen und Zeichen für Maassverhältnisse u. dgl., die ja einen ideographischen Bestandtheil in unserer Schrift bilden. 5 ist ein Bild der Sache und wird je nach der Sprache fünf oder cinq oder five gelesen. □ bezeichnet die Quadratmeile und wird also Meile mile lieue gelesen. © town, Stadt, ville.

In den assyrischen Keilinschriften giebt es nun nicht nur zahlreiche Zeichen der Art, sondern sie werden auch nicht bloß zur Bezeichnung der Sache sondern oftmals auch phonetisch und zwar zur Bezeichnung der ersten beiden Buchstaben des Namens der Sache gebraucht, wie wenn man in Frankreich 5 sowohl zur Bezeichnung der Sache als auch zur Bezeichnung der Silbe ci (cinq) benutzen wollte.

Nun ist dabei noch die besondere Schwierigkeit, dass die Assyrier dieses System von einem

andern Volke entlehnt haben und die Zeichen also, wenn sie phonetisch gebraucht werden, nicht die ersten Buchstaben des assyrischen Wortes bezeichnen, sondern desjenigen, das in der Sprache jenes anderen Volkes (Susianer) den betreffenden Gegenstand benannte.

Mahaffy verdeutlicht dies durch folgendes Beispiel. Gesetzt die Engländer hätten ein solches System von den Franzosen entliehen, so würde X ideographisch ten, phonetisch di (die beiden ersten Laute von dix) zu lesen sein. □ ideographisch mile phonetisch li (lieue). Also x-□-a (Delia).

Es hat unsägliche Missgriffe verursacht, bis dies erkannt wurde, aber die Untersuchungen, die von sehr mannigfaltigen Gesichtspunkten ausgehen mussten, um so vielfache Hindernisse zu überwinden, bestätigen sich nun auch gegenseitig, da sie zu einem einheitlichen Ergebnisse geführt haben.

Und auch an äusserlichen Beweisen fehlt es nicht, man hat zwiesprachige Inschriften auf Vasen gefunden, hieroglyphisch und in Keilschrift, und die Entzifferung derselben nach den üblichen Alphabeten ergab den gleichen Inhalt: und ebenso bei einem Kaufcontract, der phöniciſch und assyrisch abgefasst ist.

Die letzte Abhandlung giebt einen Ueberblick über die ägyptische Litteratur, natürlich nicht nach ihrer Entwicklung, denn von ihr weiss man noch nichts, sondern nach dem Inhalt geordnet. Religiöse Schriften, ethische, magische, medicinische, Briefe, schöne Litteratur u. s. f.

Die Abhandlung giebt eine lebendige Vorstellung von vielen Seiten des ägyptischen Lebens und zugleich von dem Stande unserer

Kenntniss. Mancher Zweifler mag hier belehrt werden, denn es wäre doch einfach unmöglich, eine solche Litteratur zu erfinden.

Ausser Briefen, Darstellungen von Reisen und Erlebnissen, Fabeln und Satyren, die Mahaffy S. 320—30 und 352—92 gesondert bespricht, sind uns 2 Werke erhalten, *Tale of the two Brothers* und *Romance of Setna*, welche er als dichterische Erzeugnisse im eigentlichen Sinne bezeichnet. S. 331—52 macht er uns mit ihnen bekannt. The first was composed by the scribe Enna from whose correspondance we have above quoted and is dedicated to three brother scribes, but was apparently intended for the edification of one of the royal princes, whose name occurs in the last pages and fixes its date in the fourteenth centure B. C. Die Erzählung zerfällt in zwei Theile, der erste zeigt uns einen jüngeren Bruder in dem Hause des älteren, der ihn wie einen Sohn behandelt. Das Weib desselben will ihn verführen und da er widersteht, klagt sie ihrem Manne, sein Bruder habe ihr Gewalt angethan, er möge sie rächen. Der jüngere entflieht jedoch mit Hülfe des Gottes Phra und erlebt die wunderbarsten Abenteuer mit einem schönen Weibe, das ihm die Götter bescheeren. Diese füllen den zweiten Theil. Ein König raubt sie ihm, sie gefällt sich in ihrer hohen Stellung und tödtet wiederholt ihren ersten Mann, da er sich ihr in der Gestalt einer Ceder, eines weissen Ochsen und endlich zweier Bäume zu erkennen giebt. Endlich wird er als ihr Sohn geboren, er wird des Königs Nachfolger, straft das ungetreue Weib und lebt glücklich mit seinem würdigen Bruder. Die andere Erzählung ist voller Wunder —

beide geben jedoch reichen Aufschluss über ägyptische Verhältnisse aller Art.

Sehr merkwürdig ist das älteste medicinische Werk, dessen Abfassung mit Bestimmtheit vor 3000 vor Chr. zu setzen ist p. 308. Not only is there a distinct anatomical theory at the basis of the treatment but we notice a most remarkable absence of charms and superstitious observances in administring medicines Considering that the later papyri are full of incantation and magic this fact is of great importance, and a strong confirmation of the statement that the golden age of Egypt, the highest condition of its art and civilisation was in its earlier days, 3000 years before Christ...

Noch lebendiger wird dieser Eindruck des unvordenklichen Alters ägyptischer Kultur durch die Art und Weise, wie etwa auch um 3000 vor Chr. ein alter Mann die Jugend ermahnt. Er scheint zu fürchten, dass die gute alte Zeit verschwindet, dass man sorgen müsse das Erbtheil der Väter zu wahren. p. 284 The ethical teacher regarded himself not as a teacher of novelties but as preserving and transmitting to posterity the wisdom of his ancestors. To him the past seems not less extended or less civilised than it is to us, he does not hint at the ancestral ape or the acorn-eating troglodyte. There are rather signs in the book that the writer apprehended or even witnessed the decay of an conservative society, under which Egypt had flourished for centuries and to which we owe the mighty pyramids, that have made her fame known even to the ignorant of subsequent generations.

Georg Kaufmann.

Ackermann, Dr. C., Gen.-Sup. und Oberhofprediger a. D.: Luther seinem vollen Werth und Wesen nach aus seinen Schriften dargestellt. Erstes Heft: Luther im Kampf. Jena, Fr. Frommann, 1871.

Was der Verf. uns darbieten will, ist ein Charakterbild des grossen deutschen Reformators, nicht im modernen »Literatenstil«, wie er sich ausdrückt, sondern — in einem anderen, von dem er keine nähere Bezeichnung giebt, den man aber aus seinem Buche selbst zur Genüge kennen lernt, und namentlich ist es das kürzlich erschienene und allerdings mit vielfachem Widerspruch aufgenommene Buch H. Lang's über Luther, welchem der Verf. das seinige entgegen gesetzt haben möchte. Er beruft sich dabei auf einen Plan Bunsens, den dieser leider nicht mehr habe ausführen können, und indem er es beklagt, dass unser Volk seinen Luther längst nicht genug kenne, will er diesem Mangel abhelfen. Nun, wir meinen, dass seine Arbeit gewiss sehr verdienstlich sei und wohl zu leisten vermöge, was sie beabsichtige: sobald Jemand sich die Mühe nehmen will, das Buch durchzuarbeiten, wird er allerdings ein recht gutes und zutreffendes Bild von dem Reformator bekommen, nur meinen wir auch, es sei von dem Verf. doch nicht der Stil getroffen, der die Arbeit unserm Volke mundgerecht mache. Was er bietet ist eine grosse Anzahl von nach Rubriken geordneten und durch einzelne Bemerkungen begleiteten und mit einander verbundenen Excerpten aus den Schriften Luthers, und wenn auch zugestanden werden muss, dass der Verf. in diesem Heft, wo er »Luther im Kampfe« darstellen will, in recht erschöpfender Weise

alle die Seiten herbeigezogen hat, nach denen hin Luther »das Schwert des Geistes« hat wenden müssen, so muss man doch auch wieder sagen, dass diese Form der Darstellung, wie sie dem Verf. beliebt hat, nicht zu den anziehendsten und wirklich den Leser interessirenden gehört. All zu früh stellt sich doch eine Ermüdung ein, wenn man da von Citat zu Citat fortgehen muss, und unser Volk will doch nun einmal etwas Anderes, der »Literatenstil« ist eine Nothwendigkeit geworden, der sich nun einmal Jeder fügen muss, dem es darum zu thun ist, auf das Volk zu wirken, und es muss doch auch gesagt werden, dass das, was Manchen an dem Lang'schen Buche anstössig gewesen, nicht der Stil ist, in welchem es geschrieben, sondern die Auffassung Luther's, wie man sie dort gefunden hat. Hätte Lang von einem anderen Standpunkte aus den Reformator beurtheilt und dargestellt, mit seinem wirklich glänzenden Stile würde man schon zufrieden gewesen sein und ihn sogar deshalb gelobt haben. Wir vermissen, trotz der überaus genauen Rubricirung der mannigfaltigen Gegner Luthers, wie sie der Verf. uns giebt, gleichwohl das Eine, was das Buch volksthümlich machen könnte: eine wirkliche Durcharbeitung dieses mannigfaltigen Stoffes zu einer einheitlichen Anschauung und zu einer einfachen und dem Volke verständlichen Darstellung, sonst freilich zeugt die Arbeit von Fleiss und bietet, namentlich auch wegen ihrer genauen Rubricirung, dem Gelehrten eine bequeme Handhabe zum Nachschlagen. Es sind trefflich zu verwendende Bausteine zu einem Charakterbild Luthers, was der Verf. dargeboten hat, nur dass die eigentliche Verarbeitung erst noch folgen müsste.

Und dann möchte Ref. sich verstatten, noch eine Einwendung zu erheben und zwar gegen die Art und Weise, wie der Verf. von dem Zürcher Reformator, von Zwingli redet: er stellt ihn ohne Weiteres in eine Linie mit den Vertretern des »falschen Protestantismus«, d. h. mit Wiedertäufern, Zwickauer Propheten und denen, welche Luther unter dem Namen »Schwarmeister« zusammen gefasst hat, und redet überhaupt in einer Weise von ihm, als ob kaum eine gute Art an dem Manne gewesen wäre. Das sollte nach des Ref. Meinung in unseren Tagen nicht mehr so vorkommen. Luther selbst hat Zwingli und dessen Anhänger ja freilich in dieser Weise beurtheilt, und dass er es gethan hat, ist für die evangelische Kirche im höchsten Grade verhängnissvoll geworden, aber wir in unsrer Zeit, welche kirchliche Stellung wir auch einnehmen, sollten doch ein vielfach anderes und besseres Urtheil über Zwingli haben. Nach den tief eingehenden und auf ein genaues Quellenstudium gegründeten Arbeiten über Zwingli, welche uns die letzten Jahrzehende gebracht haben — wir nennen nur die von Christoffel, Mörkofer, Hundeshagen und Spörri — steht der Reformator von Zürich doch in einem andern Lichte da, als in welchem ihn Luther meinte betrachten zu müssen, und zu einem Vertreter des »falschen« Protestantismus sollte man den nicht machen, der freilich in einzelnen Stücken, vor allen Dingen bei der Abendmahlslehre, mit Luther nicht einstimmig war, der aber doch, wie die von Luther selbst ~~ausgearbeiteten~~ Marburger Artikel zeigen, im Grunde des Christenthums mit den Wittenbergern eine gleiche Stellung einnahm. Hier sollte eine gerechte und längst Widerlegte nicht in-

immer wieder vorbringende Beurtheilung doch endlich an die Stelle der alten parteiischen Schwarzmalerei treten, und namentlich sollte man da, wo es um objective Geschichtsdarstellung sich handelt, sich hüten, gewisse Schlagwörter, die vor Zeiten das Parteiinteresse erfunden hatte, immer von Neuem zu wiederholen. Offenbar hat der Verf. Zwingli's Werke und die Schriften, welche eingehend über denselben handeln, nicht selbst studirt, sonst würde er in der von ihm beliebten Weise gar nicht über den so sehr achtungs- und beachtenswerthen Mann urtheilen können, und namentlich würde er sich hüten, ihn in der Gesellschaft aufzuführen, in welcher er ihn der Welt zur Schau ausstellt.

Auch möchte doch wohl darauf aufmerksam zu machen sein, dass es kaum im Interesse Luther's sein dürfte, ihn so, wie es hier von dem Verf. geschieht, bloss zu dem Heros und Gewährsmann einer Partei zu machen, und wär's immerhin auch derjenigen, die so ganz besonders nach seinem Namen sich nennt. Luther ist vielmehr — und das möchte Ref. doch ganz besonders betont haben — ein Mann, der der ganzen deutschen Nation angehört, wie denn das auch stets von den Reformirten Deutschlands anerkannt worden ist, dass er auch ihr Reformator sei und sie mit Theil hätten nicht bloss an der Augsburgerischen Confession, sondern an dem Werke Luthers überhaupt, und wie in unseren Zeiten selbst katholischer Seits eine gewisse Anerkennung — wenigstens in nicht ganz verblendeten Kreisen — dem Manne von Wittenberg entgegen gebracht wird, und eben diese Anerkennung zu pflegen, ihn der deutschen Nation als den Mann zum Bewusstsein zu bringen, in welchem der beste Geist der Na-

tion zu Tage getreten ist, das, meint Ref., sei doch viel mehr die Aufgabe unser Zeit, als ihn immer wieder zu einem einseitigen Parteimanne zu machen und ihn in Gegensatz zu solchen Männern und Richtungen zu stellen, die längst bewiesen haben, dass sie auch berechnigte Seiten des bürgerlichen und kirchlichen Lebens vertreten. Als die Concordientormel im Begriff war, die innerhalb der deutschen Reformationskirche vorhandenen Unterschiede zu einer wirklichen Scheidung in die zwei Lager der Lutherischen und Reformirten zu treiben, meinten die Anhaltiner, es sei nicht wohl gethan, die beiden theuren Gottesmänner Martinus und Philippus von einander zu reissen, und so möchte man es denn doch auch nicht wohlgethan nennen, jetzt noch immer die Wittenberger und die Schweizer in diesem »unversöhnbaren« Gegensatze der Nation vor die Augen zu führen, während doch wirklich eine tief gegründete Gemeinsamkeit Beider vorhanden ist und auch Luther nur dann zu seinem Rechte kommt, wenn man es anerkennt, dass er wirklich mehr ist, als nur der Mann des einen Kirchentheils, der seinen Namen angenommen hat. Nicht in dem, was Luther vom Abendmahle gelehrt hat, besteht seine Bedeutung, sondern in dem, was er — gemeinsam mit Zwingli — gethan hat zur Befreiung der deutschen Kirche von dem unerträglichen Joche unevangelischen und hierarchischen Wesens, und erst wenn das der Nation zum Bewusstsein gebracht wird, dass Luther der Mann ihrer Befreiung auf den positiven Grundlagen des Evangeliums gewesen ist, erst dann wird er im Stande sein, eine die ganze Nation umfassende Wirksamkeit zu entfalten, eine Wirksamkeit, wie sie ihm zum Theil

verkümmert worden ist, dass man ihn zum Parteimanne gemacht hatte. Luther's Zeit ist noch nicht vorüber, aber nicht der Luther von Marburg, sondern der Luther von Worms, der Luther, der für das Evangelium, und nicht der, der für eine einzelne Theologenlehre eintritt, ist der Mann der Nation. F. Brandes.

Reineke Fuchs in Afrika. Fabeln und Märchen der Eingebornen. Nach Originalschriften der Grey'schen Bibliothek in der Kap-Stadt und andern authentischen Quellen. Von Dr. W. H. J. Bleek, Curator von Sir G. Grey's Bibliothek in der Kap-Stadt. Weimar, Hermann Böhlau. 1870. XXIII. 182.

Die in diesem Buche enthaltene Sammlung von Fabeln und Märchen liefert einen werthvollen Beitrag zur Erkenntniss der geistigen Thätigkeit der Menschen überhaupt, zu der der Eingebornen Afrika's insbesondere, zu der Stellung und Entwicklung der Fabeldichtung innerhalb der dichterischen Erzeugnisse der Menschheit und endlich auch zur Verbreitung der Fabeln von einem Erdtheil zum andern. Der Inhalt zerfällt in zwei Bücher. Das erste (S. 1—80) liefert 'Hottentottische Fabeln, Sagen und Märchen. Meist nach Originalhandschriften der Rheinischen Missionare G. Krönlein und J. Rath'. Dazu sind in einem Nachtrag zwei Bantu'sche Fabeln gefügt, eine nach Eugen Casalis, die andre nach H. Callaway. Das zweite Buch (S. 83—182) enthält Fabeln und Märchen der Haussa, Bornu, Temne, Bullan Akras und Woloffen. Nach den Mis-

sionaren J. F. Schön, S. W. Kölle, C. F. Schlenker, G. R. Nylander, J. Zimmermann, Boilat u. A.'. Die Anordnung in beiden Büchern ist vorzugsweise nach den Thieren oder Gegenständen gestaltet, welche die Hauptrolle in den Fabeln spielen. So enthält das erste Buch in den ersten vier Abschnitten Fabeln vom Schakal, der Schildkröte, dem Pavian und dem Löwen; im fünften folgen Fabeln verschiedener Art; im sechsten mythenartige von Sonne und Mond; im siebenten Sagen; im achten Märchen und im neunten der schon erwähnte Nachtrag. Das zweite Buch in ähnlicher Weise geordnet, enthält im ersten Abschnitt Hyänen-Fabeln; im zweiten Fabeln vom Wiesel; im dritten von Spinnen; im vierten von Elephanten; im fünften vom Löwen; im sechsten von Affen und Hasen; im siebenten Fabeln verschiedenen Inhalts; im achten Liebesgeschichten und im neunten Märchen. Für die Zuverlässigkeit der Uebersetzung bürgt die grosse Kenntniss der afrikanischen Sprachen, von welcher der ausgezeichnete Sprachforscher, dem wir die vorliegende Sammlung verdanken, schon mehrfach genügende Beweise gegeben hat.

Die Fabeln insbesondere, welche hier mitgetheilt sind, sind zwar in künstlerischer Beziehung von sehr verschiedenem Werth; doch legen sie vornweg Zeugniss dafür ab, dass auch auf der tiefsten Stufe der menschlichen Cultur die ideale Richtung, welche den Hauptcharakter derselben bildet, ihre Schwingen zu entfalten und in freien Schöpfungen der Phantasie oder dichterischen Gestaltungen der Wirklichkeit zu bethätigen sucht. In einigen dieser Conceptionen tritt sogar eine recht lebendige Anschauung und fast plastische Darstellungsgebe hervor. Dass

viele der Fabeln aus der Fremde eingewandert sind, ist leicht zu erkennen; europäische Einflüsse einerseits und asiatische des Islam andererseits treten mit Bestimmtheit hervor. In der über die ganze Welt verbreiteten äsopischen Fabel vom Manne, den die von ihm gerettete Schlange tödten will (vgl. *Pantschatantra* I. 114) wird der Mann (nr. 5) als 'Weisser' und in der Variante (6*) als 'Holländer' bezeichnet; in der Haussa'schen Fabel 'Vom menschlichen Ursprung der Affen' (II. 21) ist der Einfluss wohl selbst die Sprache der Missionare unverkennbar; ihre Grundlage bildet eine Verbindung der biblischen Sage vom Sündenfall und des Gebots am Sabbath (Sonntag) nicht zu arbeiten. Die Männer wollen am Sonntag keine Fische fangen, werden aber von den Frauen verführt, das Gebot, welches ihnen 'ein Mann Gottes' gegeben: 'Fangt so viel Fische, als ihr mögt, aber nicht am Sonntag' zu übertreten. Da erscheint der Mann Gottes plötzlich und spricht mit ernster Stimme: 'Wie kommt es doch, dass ihr das Gebot des Herrn, eures Schöpfers, nicht erfüllt?'. Zur Strafe fährt er dann fort 'Vom heutigen Tage sollen die Segnungen von euch genommen werden, die euch gegeben waren. Ihr sollt forthin Schwänze haben und auf Händen und Füßen im Staube umher kriechen und im Walde wohnen'. In Folge dieses Fluches, der an den über die Schlange ausgesprochenen erinnert, werden sie zu Affen. — Die Bornu'sche Erzählung (II. 39) dagegen schliesst sich an den Islam, jedoch in einem so toleranten Sinn, wie er in acht mohammedanischen Legenden selten hervortreten möchte. I. 8 ist die bekannte Fabel aus Reineke Fuchs; in I. 9 variiert; I. 10 ist eine bekannte äsopische (vgl. *Pantschatantra*

I. 382). I. 11 ist aus asiatischer Quelle (Kalila und Dimna) nach Europa gelangt und wird wahrscheinlich erst von hier nach dem Cap importirt sein; zu I. 13 vgl. man Pantschat. I. 305 ff.; zu I. 26 ebds. I. 425. In I. 31—34 steht der Hase, wie in den indischen Fabeln, mit dem Mond in Verbindung. Zu II. 9 vgl. man Pantschat. I. 246. Zu II. 33 von den dankbaren Thieren Pantschat. I., §. 71, insbesondere die Darstellung des Pentamerone ebds. I. S. 214.

Manche Fabeln dagegen tragen entschieden das Gepräge afrikanischen Ursprungs. Ueber ihr Alter lässt sich natürlich nichts mit Bestimmtheit behaupten. Sie könnten nach Analogie der von auswärts her bekannt geworden gedichtet sein, vielleicht aber auch einer alten, selbstständig entstandenen, Fabeldichtung sich anschliessen. Denn Fabeldichtung möchte doch wohl zu den ältesten Erzeugnissen des Dichtungsvermögens der Menschheit gerechnet werden dürfen. Wenigstens lassen sich dafür manche allgemeine Gründe geltend machen, mit denen sich freilich eine historische Frage nie zu einer Entscheidung führen lässt.

Ehe wir diese Anzeige schliessen, wollen wir noch auf die Einleitung aufmerksam machen, die manche interessante Gedanken enthält; beachtenswerth ist insbesondere des Hrn. Vfs Annahme eines engeren Bandes zwischen Fabeldichtung und geschlechtbezeichnenden Sprachen.

Th. Benfey.

Kinder- und Hausmärchen aus Tirol. Gesammelt durch die Brüder Zingerle, herausgegeben von Ignaz Vinc. Zingerle. Zweite vermehrte Auflage. Gera, Eduard Amthor. 1870. XI und 284 S. kl. 8°.

Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. Gesammelt und herausgegeben von Ignaz V. Zingerle. Zweite vermehrte Auflage. Innsbruck. Druck und Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung. 1871. XXI und 304 S. 8°.

Die ersten Ausgaben (1852 und 1857) dieser werthvollen Sammlungen sind allen Freunden der Märchendichtung und der deutschen Mythologie und Sittenkunde so wol bekannt, dass wir in dieser Anzeige der neuen Auflagen uns darauf beschränken dürfen, kurz anzugeben, wie sie sich zu den ersten verhalten.

Wenden wir uns zunächst zu den 'Kinder- und Hausmärchen'. Während die erste Ausgabe 40 No. enthielt, enthält die neue 53. Zwei No. der ersten sind weggelassen, nämlich No. 10 'Von den Salinger Fräulein', offenbar mehr in eine Sagen-, als in eine Märchensammlung gehörig, und — wie uns scheint, mit Unrecht — No. 40 'Thaddädl'. Von den neu hinzugekommenen Märchen sind No. 40 'Gottes Lohn' und No. 41 'Wie ein armes Mütterchen zu vieler Wäsche kam, und dieselbe wieder verlor' des Verfassers Lusernischem Wörterbuch S. 66 ff., No. 45 'Die drei Raben', No. 46 'Die faule Katl', No. 47 'Das Todtenköpflein', No. 48 'Der gescheidte Hans', No. 49 'Der blinde König', und No. 50 'Der todte Schuldner' des Verfassers Sagen, Märchen und Gebräuchen aus Tirol S. 436 ff., endlich — als Proben wälscher Märchen — No. 52 'Die drei

Pomeranzen' und No. 53 'Das Mädchen ohne Hände' Chr. Schneller's Märchen und Sagen aus Wälschtirol entnommen. Noch nicht gedruckt waren bisher, soviel wir wissen: No. 10 'Der Bärenhansel' (vgl. die von mir im Jahrb. für rom. u. engl. Lit. VII, 24 ff., besonders S. 25 f., und zu Gonzenbach No. 58 zusammengestellten Märchen, denen auch noch De-Gubernatis *Le Novelline di S. Stefano* No. 19 hinzuzufügen ist), No. 42 'Das kluge Ehepaar' (vgl. die von mir im *Orient und Occident* II, 486 ff. und III, 380 ff. und zu Gonzenbach No. 70 zusammengestellten Märchen, denen noch De-Gubernatis No. 30, *Morosi Studi sui dialetti greci della Terra d' Otranto* pg. 74, Radloff *Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens* I, 302 und III, 332 hinzuzufügen sind), No. 43 'Der Knabe und die Riesen' (vgl. No. 28 und die von mir im Jahrb. für rom. u. engl. Lit. VIII, 258, Anm. 2 zusammengestellten Märchen), No. 44 'Die drei Kronen' (zu demselben Märchen wie No. 10 gehörig) und No. 51 'Der verzauberte Grafensohn' (zu dem ich mich keiner Parallele entsinne). — Die etwas spärlichen Verweise auf verwandte Märchen, die in der ersten Ausgabe manchen Märchen beigelegt waren, sind in der neuen weggelassen, dagegen ist zu jedem Märchen am Ende der Ort bemerkt worden, woher es stammt. Im Texte der Märchen sind einzelne mundartliche Ausdrücke getilgt, die beibehalten aber zuweilen in einer Anmerkung erklärt worden, was vielen Lesern erwünscht sein wird.

Ungleich bedeutender sind die Vermehrungen, welche die neue Ausgabe der 'Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes' erfahren hat, wie schon der äussere

Umfang beider Ausgaben zeigt. Aus den XII Abtheilungen der ersten Auflage sind jetzt XIV geworden, indem eine ganz neue interessante Abtheilung 'Alte Rechtsgebräuche' eingeschoben ist und die Abtheilung 'Kinderlieder und Kinder-räthsel' in zwei Abtheilungen erscheint. Während die Abtheilungen I—X der ersten Auflage 997 No. enthalten, enthalten die Abtheilungen I—XI der neuen 1793 No., also fast 800 neue No. Die XIte Abtheilung 'Kinderlieder und Kinderräthsel' der ersten Auflage enthält 236 No., dagegen enthalten die 'Kinderlieder und Redeübungen' der neuen 196 No. und die 'Räthsel' 132 No. Das in der letzten Abtheilung aus Vintler's Blume der Tugend mitgetheilte längere Bruchstück über Aberglauben erscheint in der neuen Ausgabe in einem kritisch hergestellten Text, während die erste einen blossen Abdruck aus der Innsbrucker Handschrift bietet. Was endlich die Anmerkungen betrifft, die auch in dieser Ausgabe sehr vielen Nummern unter dem Texte beigelegt sind und auf 'Werke, in denen dieselben Volkstraditionen sich finden', hinweisen, so bildet das S. XIX—XXI vorausgeschickte Verzeichniss der dazu besonders benutzten Bücher zwar eine ganz stattliche und gegenüber der ersten Auflage sehr vermehrte Reihe, indess vermisst man doch manche sehr wichtige neuere Sammlungen deutscher Volksüberlieferungen, ganz besonders aber A. Wuttke's vorzügliches Buch 'Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart' (Zweite völlig neue Bearbeitung. Berlin 1869), dessen Benutzung jedem, der sich mit deutschem Aberglauben beschäftigt, ganz unerlässlich ist. Immerhin sind die Anmerkungen auch so eine dankenswerthe Zugabe der trefflichen Sammlung, der

2098 Gött. gel. Anz. 1871. Stück 52.

wir — ebenso wie den Kinder- und Haus-
märchen — noch fernere, immer vermehrte Auf-
lagen wünschen.

Weimar.

Reinhold Köhler.

(Schluss des Jahrgangs 1871).

Register
der in den
gelehrten Anzeigen
aus dem Jahre 1871.
beurtheilten Schriften.

- J. Aasen*, Nordsk Ordbog 1474.
C. Ackermann, Luther. I. 2086.
A. Adams, Travels of a naturalist in Japan and Manchuria 1643.
Aencae commentarius poliorceticus. Rec. R. Hercher 729.
C. M. Agrell, s. Quatremère 729.
Ahlwardt, s. Divans.
L. Alt, Handbuch des Europ. Gesandtschaftsrechtes 296.
Ammiani Marcellini rerum gestarum libri qui supersunt, rec. F. Eyssenhardt 1301.
B. Anderson, Narrative of a journey to Musarda 801.
Annali dell' Istituto di corrispondenza archeologica vol. 41. 81.
Aristophanis Equites, ed. A. v. Velsen 481.
A. Arnold, s. Tuch.
A. J. Arnoldi, s. Quatremère.
Ascherson, Deutschlands Giftgewächse 255.
S. Baer, zwei alte Thora-Rollen aus Arabien und Palästina 680.
L. v. Bar, die Grundlagen des Strafrechts 850.
— Causalzusammenhang im Rechte 850.

- K. Bartsch*, s. Pfeiffer.
- A. Bastian*, die Völker des östlichen Asiens VI. 114.
- F. L. Baumann*, die Oberschwäbischen Bauern im März 1525 und die 12 Artikel 1748.
- D. J. Becker*, s. Butzbach.
- E. J. Bekker*, die Actionen d. Römischen Privatrechts 1801.
- W. Bender*, der Wunderbegriff des Neuen Testam. 1561.
- J. Berchtold*, die Unvereinbarkeit der neuen päbstl. Glaubensdekrete mit der Bayrischen Staatsverfassung 829.
- F. A. G. Bergman*, Om Sveriges Folksjukdomar 1137.
- A. F. Berner*, Lehrbuch des deutschen Staatsrechtes 1121.
- A. Bernstein*, Ursprung der Sagen von Abraham, Isaak und Jakob 1872.
- H. Bernstein*, s. Smith.
- Δημ. Βικελᾶς*, περὶ νεοελληνικῆς φιλολογίας 1521.
- H. Bischof*, das Sächsisch-Schönburgische Staatsrecht der Gegenwart 1241.
- das Fürstl. u. Gräfl. Gesammthaus Schönburg 1241.
- die Rechtsstellung des Gesammthauses Schönburg im Neuen Reiche Deutscher Nation 1241.
- J. S. Blackie*, War Songs of the Germans 157.
- F. Bleek*, Einleitung in das A. T. herausg. von *Kamphausen* 254.
- W. H. J. Bleek*, A comparative grammar of South African languages 1761.
- Reineke Fuchs in Afrika 2091.
- E. Böcking*, s. Hutten.
- J. F. Böhmer*, acta imperii selecta 1.
- H. Bonitz*, Index Aristotelicus 281.
- A. Böttcher*, Entwicklung und Bau des Gehör-

- labyrinth nach Untersuchungen an Säugethieren 861.
- F. Brandes**, des Apostels Paulus Sendschreiben an d. Galater 1726.
- L. Brenlano**, die Arbeitergilden der Gegenwart 498. 1256.
- W. H. Brett**, the Indian tribes of Guiana 1058.
- E. Brunn**, I rilievi delle urne etrusche 401.
- G. Brunner**, Beiträge zur Anatomie und Histologie des mittleren Ohres 578.
- C. G. Bruns**, fontes iuris Romani antiqui 1321.
- K. Buchner**, Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung 1236.
- Th. Buddeus**, Humanes Christenthum 1857.
- G. v. Bülow**, Gero, Bischof von Halberstadt 1721.
- J. Butzbach's** Chronika eines fahrenden Schülers übersetzt von D. J. Becker 438. 2053.
- J. Carey**, the epistle of the Apostle Paul to the Galatians 1694.
- A Catalogue** of the Greek and Etruscan Vases in the British Museum 975.
- G. Caumi**, Sulla condizione dei Romani vinti dei Longobardi 958.
- Chroniken** der oberrheinischen Städte. Strassburg I. II. 807.
- M. Tullii Ciceronis** de finibus bonorum et malorum libri, rec. D. J. Madvig. Ed. II. 182.
- Codex** dipl. Silesiae s. Grönhagen.
- J. C. Cook**, The Holy Bible 1454.
- B. v. Cotta**, der Altai, sein geologischer Bau und seine Erzlagerstätten 1178.
- Creelius**, s. Krafft.
- M. Curtze**, s. Gherardi.
- S. Thasci Caecili Cypriani** opera omnia rec. G. Hartel 521.

- F. Dahn*, die Könige der Germanen 321.
J. Dankó, J. S. Pannonius (Erdösi) Leben, Schriften und Bekenntniss 265.
A. Decker, Bekenntniskirche oder Landeskirche? 1857.
R. Dedekind, s. Dirichlet.
A. W. Dieckhoff, der Schlusssatz der Marburger Artikel 2047.
H. Diels, de Galeni historia philosopha 698.
P. G. L. Dirichlet, Vorlesungen über Zahlentheorie, herausgeg. von R. Dedekind 1481.
The Divans of the six ancient Arabic poets: Ennabigha, Antara, Tharafa, Zuhair, Alqama and Imruulqais ed. by W. Ahlwardt 382.
G. Dragendorff, Untersuchungen aus dem pharmaceutischen Institut in Dorpat 561. 1436.
E. Dümmler, s. Berengar.
B. Dürer, Cenni idrologici e considerazioni affini 961.
- J. Earle*, The Philology of the English Tongue 1962.
A. Ebrard, G. König, sein Leben und seine Kunst 1114.
A. Edwards, Lives of the Founders of the British Museum 1841.
R. Ellis, The Asiatic affinities of the Old-Italians 554.
H. Ewald: sieben Sendschreiben des Neuen Bundes 160.
 — die drei ersten Evangelien und die Apostelgeschichte 800.
F. Eyssenhardt, s. Ammianus.
- J. Ficker*, Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens 921.
J. Field, s. Smith.

F. A. Flückinger, s. Weddell.

O. Franklin, das Reichshofgericht im Mittelalter 459.

— Sententiae curiae regiae 459.

Th. R. Fraser, Sketch of the present state of our knowledge respecting the action of mercury on the liver 1710.

R. F. Fristedt, Pharmakognostisk charta 255. 7

— Upsala Läkareförenings Förhandlingar 1425.

C. Fuchs, Präliminarien zu einer Kritik der Tonkunst 1654.

J. Fürst, Geschichte der biblischen Litteratur des jüdisch-hellenistischen Schriftthums 429.

P. E. E. Geiger, der Psalter Salomo's 841.

L. Geiger, Geschichte der Juden in Berlin 1681.

Gesta Romanorum, ed. H. Oesterley 1790.

S. Gherardi, Einige Materialien zur Geschichte der mathemat. Fakultät der alten Universität Bologna, übersetzt von M. Curtze 1742.

A. Ghirardini, Studj sulla lingua umana, sopra alcune antiche iscrizioni 271.

W. E. Giefers und **H. Rump**, Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthums-kunde 1189.

F. Giordano, Cenni sulle condizioni fisico economiche di Roma 1618.

V. di Giovanni, Filologia e Letteratura siciliana 1630. 2007.

A. de Giovanni e **A. Ransoni**, Experimenti sopra l'azione del cloralio idrato 1783.

K. Goerts, Archäolog. Topographie d. Insel Tauran 280.

Gotthold, s. Müller.

F. Graetz, Kohélet 414.

J. und W. Grimm, deutsches Wörterbuch 394.

S. Grundtvig, Gamle Folkeviser 1919.

C. Grünhagen, Codex diplomaticus Silesiae 430.

Handelsgerichtszeitung 761.

Hanserecesse I. 681.

Al-Hariri's, Durrat-al-Gawwâs, herausgeg. von H. Thorbecke 1910.

W. Hartel, s. Cyprianus.

C. v. Hars, Untersuchungen über die Alkohol- und Milchsäuregährung 470.

E. Haupt, die Alttestamentl. Citate in den vier Evangelien 1415.

A. W. Heffter, die Sonderrechte der souveränen und der mediatisirten vormals reichsständischen Häuser Deutschlands 1701.

G. Heinrici, die Valentinianische Gnosis und die Heil. Schrift 1132.

R. Hercher, s. Aeneas.

G. v. Hertling, Materie und Form und die Definition der Seele bei Aristoteles 1288.

H. Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert 1008.

G. Hirschfeld, Tituli statuariorum sculptorum-que graecorum 601.

Historia Apollonii regis Tyri. Rec. A. Riese 1839.

A. Hock, Croyances et Remèdes populaires au pays de Liège 1386.

A. Husemann, die Pflanzenstoffe in chemischer, physiologischer, pharmakologischer und toxi-kologischer Hinsicht 1041. 1880. 1972.

U. Hutteni equitis Operum supplementum, coll. rec. adnot. Ed. Böcking 41.

Jacob of Edessa. Fragments of the . . . Syriac Grammar of Jacob of Edessa, by W. Wright 1736.

- G. Jacobsthal*, die Mensuralnotenschrift des 12. und 13. Jahrhunderts 1729.
- Jahrbuch* des historischen Vereins des Kantons Glarus 106.
- M. Joël*, Spinoza's theologisch-politischer Tractat 314.
- M. Jonas*, Studien aus dem Gebiete des französischen Civilrechtes und Privatprocesses 1054.
- Jugenderinnerungen* eines alten Mannes s. Kügelgen.
- Ad. Kamphausen*, s. Bleek.
- C. F. Keil*, Biblischer Commentar über die nachexilischen Geschichtsbücher 570.
- A. Key*, Nordiskt Medicinskt Arkiv 1590.
- P. Kleinert*, das Deuteronomium und der Deuteronomiker 1997.
- G. H. Klippel*, das Leben des Generals v. Scharnhorst 1195.
- J. K. F. Knaake*, s. Scheurl.
- Th. Knochenhauer*, Geschichte Thüringens zur Zeit des ersten Landgrafenhauses 645.
- W. Kolbe*, die Einführung der Reformation in Marburg 1717.
- G. Korn*, Breslauer Urkundenbuch 430.
- J. Kradolfer*, Zwingli in Marburg 70.
- C. Krafft* und *Dr. W. Crecelius*, Beiträge zur Geschichte des Humanismus I. 2059.
- G. L. Kriegk*, Deutsches Bürgerthum im Mittelalter 1142.
- P. Krüger*, kritische Versuche im Gebiet d. Römischen Rechtes 441.
- R. Kübel*, Bibelkunde 275.
- W. v. Kügelgen*, Jugenderinnerungen eines alten Mannes 1114.
- P. Laband*, das Budgetrecht nach den Bestim-

mungen der Preussischen Verfassungsurkunde 361.

P. de Lagarde, s. *Onomastica*.

E. Lambert, die Rathsgesetzgebung der freien Reichsstadt Mühlhausen im 14. Jahrhundert 1173.

H. Lang, M. Luther, ein religiöses Charakterbild 212.

E. Laurent, s. *Madival*.

C. Lender, Sauerstoff und Ozonsauerstoff 713.

H. J. v. Lennep, Travels in little known parts of Asia Minor 2019.

G. W. K. Lochner, die Personennamen in Albr. Dürer's Briefen aus Venedig 1355.

W. Loose, aus dem Leben der Charitas Pirkheimer, Aebtissin zu St. Clara in Nürnberg 2039.

O. Lorenz, Ueber das Chronikon Thuringicum Vienneuse 171.

G. W. Lorsche, s. *Smith*.

W. D. Macray, Annals of the Bodleian Library 1841.

J. Madival et *E. Laurent*, Cahiers des Etats Généraux 1494.

D. J. Madvig, s. *Cicero*.

J. Mahaffy, Prolegomena to Ancient History 2073.

Cl. R. Markham, A history of the Abyssinian expedition 626.

— A life of the great Lord Fairfax 1281.

O. Marburg, Briefe über religiöse Dinge 753.

D. Masson, s. *Milton*.

J. B. McCaul, the epistle to the Hebrews 1695.

V. v. Meibom, das deutsche Hypothekenrecht 161.

O. Mejer, Zur Geschichte der Römisch-Deutschen Frage 1509.

- A. Merx*, das Gedicht von Hiob 1893.
- G. F. Meyer*, Vorlesungen über die Theorie der bestimmten Integralen zwischen reellen Grenzen 768.
- M. Meyr*, die Religion und ihre jetzt gebotene Fortbildung 1314.
- A. Michaelis*, der Parthenon 1933.
- F. Michelis*, Kant vor u. nach dem Jahre 1770: 1441.
- J. Milton*, The Life of — narrated in connexion with the political, ecclesiastical and literary history of his time, by D. Masson II 1568.
- J. Moleschott*, Osservazioni sugli effetti terapeutici del idrato di cloralio 1783.
- S. v. Monzambano* (S. v. Pufendorf), Ueber die Verfassung des deutschen Reichs 65.
- M. J. Mühlfelder*, Rabh, ein Lebensbild zur Geschichte des Talmud 1798.
- J. Müller*, die musikalischen Schätze der Kgl. Universitätsbibliothek zu Königsberg aus dem Nachlasse F. A. Gotthold's 128.
- W. Müller*, Beiträge zur pathologischen Anatomie und Physiologie des menschlichen Rückenmarks 1867.
- F. Müller*, s. Ohrtmann.
- A. Mussafia*, über eine altfranzösische Handschrift der Kgl. Universitätsbibliothek zu Pavia 121.
- A. Nagel*, die Behandlung der Amaurosen und Amblyopien mit Strychnin 1759.
- Νεοελληνικά Ἀνάλεκτα, περιοδικῶς ἐκδιδόμενα ὑπο τοῦ φιλολογικοῦ Συλλόγου Παρνασσοῦ* 1401.
- R. Nitsche*, der Gothenkrieg unter Valens und Theodorich d. Gr. 1394.
- H. Oesterley*, s. Gesta Romanorum.

- J. v. Oeynhausen*, Geschichte des Geschlechts von Oeynhausen 581.
- C. Ohrtmann* und *F. Müller*, Jahrbuch über die gesammten Fortschritte der Mathematik 479.
- Onomastica sacra*, ed. P. de Lagarde 1596.
- C. v. Orelli*, die hebräischen Synonyma für Zeit und Ewigkeit 1377.
- A. Oudemans*, Bijdrage tot de kennis van den mikroskopischen bouw der Kinabaten 993.
- C. W. Paijkull*, En sommer i Island 232.
- J. Perles*, Etymologische Studien zur Kunde der rabbinischen Sprache 139. 314.
- F. Pfeiffer* und *F. Roth*, Konrad's von Würzburg Partenopier und Meliur-Lieder und Sprüche aus des Verfassers Nachlass herausgeg. von K. Bartsch 2044.
- Pharmacopoea Norvegica* 2113.
- F. W. M. Philippi*, Wesen und Ursprung des status constructus im Hebräischen 881.
- G. Pitré*, canti popolari siciliani 655.
- G. Plitt*, kurze Geschichte der lutherischen Mission in Vorträgen 595.
- S. v. Pufendorf*, s. Monzambano.
- M. Quatremère*, s. P. Smith.
- R. Rabbinovicz*, variae lectiones in Mischnam et in Talmud Babylonicum 1605.
- A. Ranzoni*, s. A. de Giovanni.
- H. Rassam*, Narrative of the british mission to Theodore, king of Abyssinia 626.
- S. Ribbing*, s. Upsala.
- A. Riese*, s. Historia Apollonii.
- A. Ritschl*, die christl. Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung 104.
- F. Römer*, Geologie von Oberschlesien 10.
- H. Rönsch*, s. Tertullian.

- K. Rosenkranz*, Hegel als deutscher Nationalphilosoph 1361.
P. Roth, Bayrisches Civilrecht 28.
F. Roth, s. Pfeiffer.
W. H. Rule, history of the Karaite Jews 1601.
H. Rump, s. Giefers.
E. Sachau, s. Syriaca.
F. D. Sanio, Zur Erinnerung an H. E. Dirksen 76.
C. Scheurl's Briefbuch, herausgeg. von F. v. Soden und J. K. F. Knaake 1979.
H. v. Schlagintweit, Reisen in Indien und Hochasien 874.
Schmid, Lymphfollikel der Bindehaut des Auges 678.
C. v. Schroff jun., Beitrag zur Kenntniss des Aconit 1607.
H. Schulze, das preussische Staatsrecht 222.
Ph. R. Schütze, Lehrbuch des Norddeutschen Strafrechts 667.
H. Seddal, Malta past and present 1439.
G. Sercambi, Novelle (Scelta di Curiosita letterarie inedite o rare dal secolo XIII al XVIII) 1156.
R. P. Smith. Quatremère, G. H. Bernstein, G. W. Lorsbach, A. J. Arnoldi, C. M. Agrell, J. Field: thesaurus syriacus; ed. R. Payne Smith 1081.
F. v. Soden, s. Scheurl.
G. Soltau, de fontibus Plutarchi in bello Punico secundo enarrando 1467.
B. Stade, über den Ursprung der mehrlautigen Thatwörter der Ge'ezsprache 1377.
C. F. v. Stälin, Wirtembergische Geschichte 201.
E. Steere, A handbook of the Swahili language as spoken at Zanzibar 1761.

H. Stein, de vetere quodam lexico Herodoteo 1077.

A. Stern, the captive Missionary 626.

B. T. M. Straeter, Oliver Cromwell 721.

D. F. Strauss, Voltaire 1276.

Inedita Syriaca, ed. E. Sachau 1201.

Tertullian's Neues Testament, aus seinen Schriften möglichst vollständig reconstruirt von H. Rönsch 970.

G. Thibaut, das Jatâpatala 318.

H. Thorbecke, s. Al-Hariri.

A. Traina, Nuovo vocabulario Siciliano-Italiano 1022.

C. Trieber, Forschungen zur spartanischen Verfassungsgeschichte 1631.

F. Tuch's Commentar über die Genesis. 2te Aufl., besorgt von A. Arnold 241.

A. Ubbelohde, Zur Geschichte der benannten Realcontrakte auf Rückgabe derselben Species 787.

Upsala, Universitets Arsskrift 1870: *Sigurd Ribbing*, Ueber das Verhältniss zwischen Xenophontischem und platonischem Bericht über Persönlichkeit und Lehre des Sokrates 1161.

— Ueber Sokrates' Daemonion 1161.

Valsuani, s. Verga.

A. V. Velsen, s. Aristophanes.

Verga e Valsuani, Sugli usi terapeutici del cloratio. Experimenti clinici 1783.

C. L. Visconti, Il sepolcro del fanciullo Quinto Sulpicio Massimo 1036.

A. v. Vivenot, Zur Geschichte des Rastatter Congresses 543.

- W. Wagner**, Medieval Greek Texts 1521.
- G. Waits**, Caroline, Briefe an ihre Geschwister u. s. w. 899.
- Aus Schellings Leben. In Briefen 918.
- Urkunden zur deutschen Verfassungsgeschichte im 11. und 12. Jahrhundert 1311.
- J. E. Wappaeus**, Handbuch der Geographie u. Statistik 1001.
- Handbuch der Geographie und Statistik des Kaiserreichs Brasilien 1001.
- H. A. Weddel**, Uebersicht der Cinchonen, bearb. von F. A. Flückinger 993.
- L. v. Welden**, der Feldzug der Oestreicher gegen Russland im Jahre 1812 518.
- R. Williams**, the Hebrew Prophets 1359.
- A. Williamson**, Journeys in North-China, Manchuria and Eastern Mongolia 1825.
- A. Wilson**, the Ever victorious army 1340.
- A. Wolff**, das Evangelium Johannis in seiner Bedeutung für Wissenschaft und Glauben 641.
- G. Wolf**, Geschichte der kk. Archive zu Wien 1871.
- W. Wright**, s. Jacob of Edessa.
- H. A. Zachariae**, Zur Frage von der Reichscompetenz gegenüber dem Unfehlbarkeits-Dogma 1641.
- A. Zahn**, der Einfluss der reformirten Kirche auf Preussens Grösse 1967.
- J. Zani**, Intorno l'efficacia ipnotica del cloralio idrato in diverse forme di malattie mentali 1783.
- Zeitschrift** für vaterländische Geschichte s. Giefers.
- J. V. Zingerle**, Kinder- und Hausmärchen aus Tirol 2095.
- Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes 2095.

Göttingen,
Druck der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.
W. Fr. Kästner.
